Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

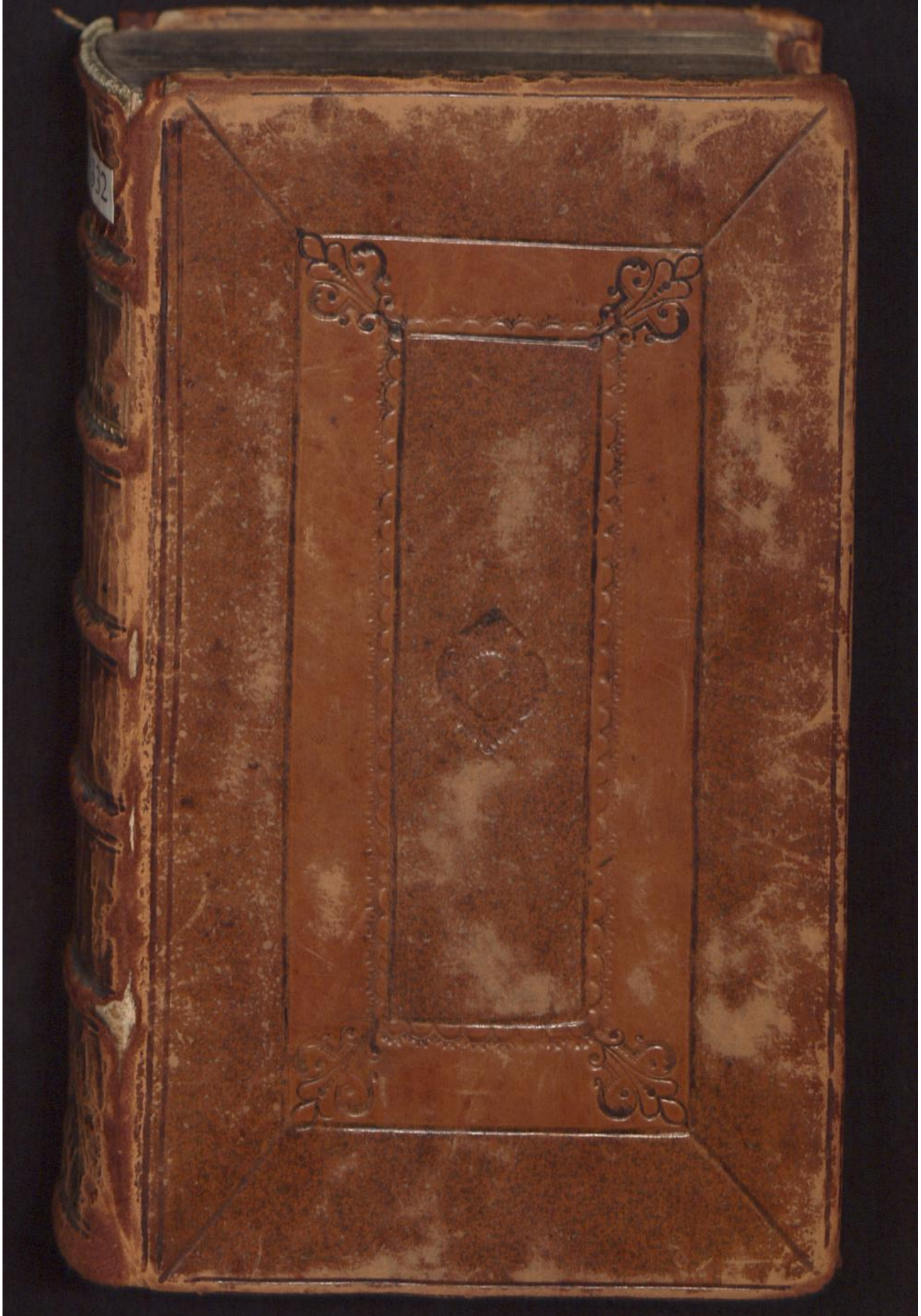
1756

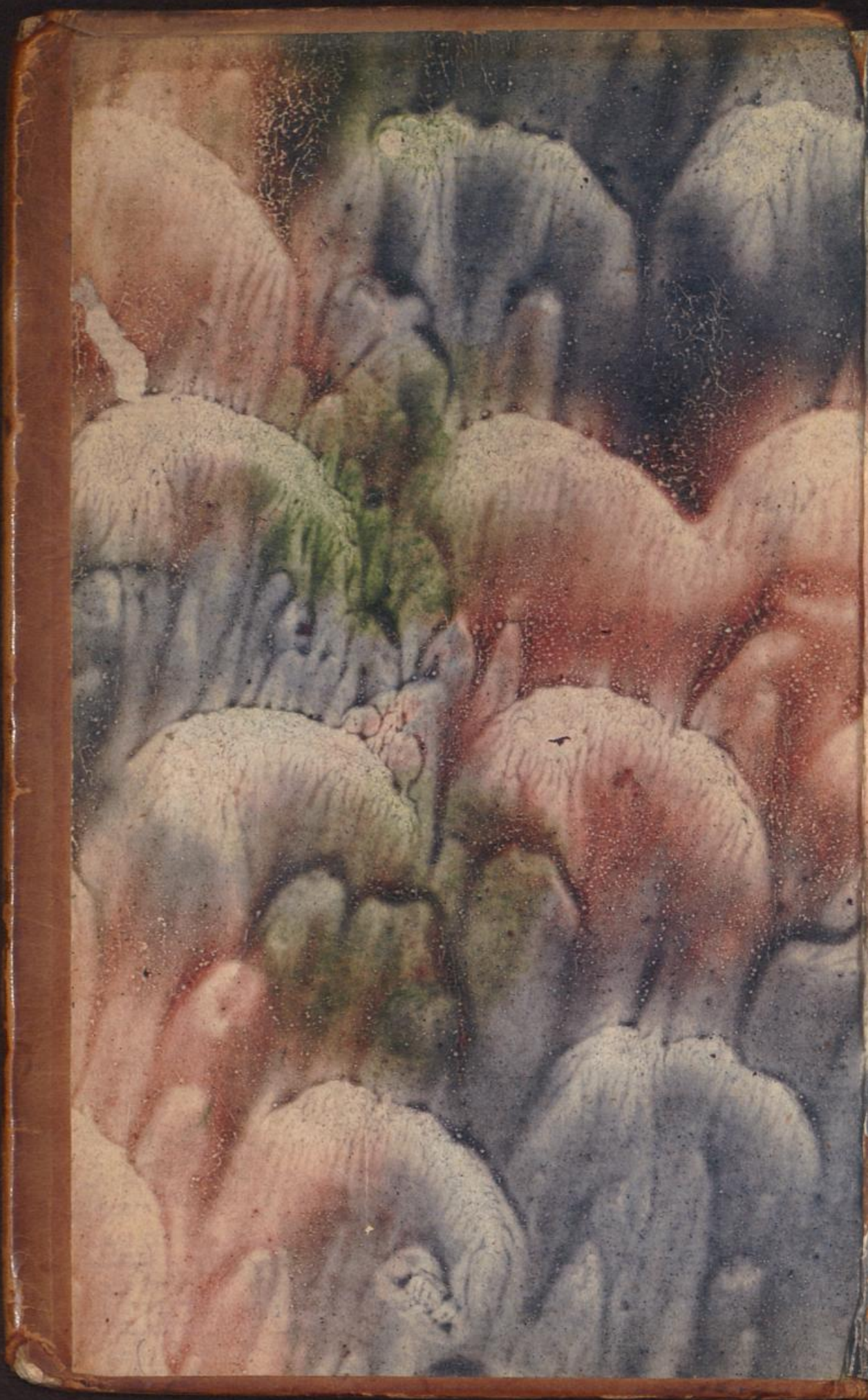
Visual Library

Brem.c.332

Bremisches
Magazin.

I.





1
3.9.3

+
2026

Brem: c. 332.

Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben

mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften

gesammelt und herausgegeben.

BREMENSIS BIBLIOTH.

Erster Band, nebst Register.

Hannover
in Verlag sel. Nicolai Försters und Sohns Erben
Hof-Buchhandl. 1757.

D. 8 band.

Stadtbibliothek
Berlin

Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammelt und herausgegeben.

Des ersten Bandes erstes Stück.

Hannover
in Verlag sel. Nicolai Försters und Sohns Erben
Hof: Buchhandl. 1756.

Sammlung
einer
Anleitung der Schiffahrtskunst
Schiffe und Segeln
Zum einigen Gebrauch der Liebhaber derselben
zusammengetragen aus den englischen Seenavigationsbüchern
gesammlet und herausgegeben.

Hannover
in Verlag der Helwingischen und Ochsenschen Buchhandl. 1756.

Geneigter Leser!

Nachdem das beliebte **Hamburgische Magazin**, welches mit Auszügen, aus den grossen Academischen Werken von **London, Paris, Petersburg** ꝛc. und eigenen Originalstükken beschäftiget ist, einen so guten Fortgang gehabt, daß jetzo schon der 14te Band in den Händen der Gelehrten ist: so hat eine Gesellschaft hiesiger Gelehrten sich entschlossen, ein demselben ähnliches **Bremisches Magazin**, auf eben die Art, wie jenes, heraus zu geben, und das Reich der Wissenschaften und der Tugend unter unseren Landsleuten auch aus fremden Monatschriften auszubreiten.

Es ist bekannt, daß in London beiderlei Art Wochen- und Monatschriften herauskommen, unter welchen vornemlich die vier **Magazine**,

nemlich das London, Gen'tlemens, Universal und New Universal für alle andere bisher den Preiß erhalten, und am längsten gedauert haben; weilen ihre Beschäftigung auf alles Neue und Merkwürdige gerichtet ist, und sich einem jeden Liebhaber der Gelahrheit anpreisen. Von der inneren Einrichtung dieser vier Londonschen Monatschriften, will ich nichts erwähnen, da sie in hiesigen Gegenden von Niedersachsen bekannt gnug sind. Ich erinnere nur dabei, daß man über den Fleiß der Engelländer erstaunen muß, wenn man siehet, wie sie gleichsam mit vereinten Kräften das Ihre beitragen, alle Arten der Wissenschaften auszubreiten und zu verbessern, und was für Bücher monatlich deshalb zum Vorschein kommen.

Da auch ihre Buchhändler dorten an guten Büchern gleich Absatz gnug haben, und sich um auswärtige nicht bekümmern, und die *Britanni* noch allzeit *toto orbe diviſi* sind: so würde man von ihren gelehrten Bemühungen wenig ausserhalb Landes erfahren, wenn sie die neuesten Bücher nicht gleich am Ende ihrer Magazinen monatlich aufzeichneten. Die beträchtliche Handlung, die zwischen Bremen und England in vollen Flor ist, machet, daß wir der neuen Schriften, besonders der Magazine, hier bald theilhaftig werden können, und auch schon seit vielen Jahren hier sind gelesen worden, davon man

man in dem ganzen obern Theil des Reichs wenig oder gar keine Kundschaft hat.

Es ist nur ein kleiner Bezirk in unserem deutschen Vaterlande, wo die Englische Sprache so bekannt und gemein ist, daß man sich dieser Magazinen bedienen kann. Die Kenntniß dieser Sprache erstrecket sich nicht viel weiter, als der Handel ihrer Nation, und entfernet sich also nicht weit von den Küsten des Meers, und den beiden Ufern der Elbe und der Weser. Doch leidet dieses in Ansehung weniger Universitäten, besonders Göttingens, einige Ausnahme, wo diese Sprache jetzt mit starken Fortgange getrieben wird, seitdem der werthe Beherrscher der Chur-Braunschw. Länder den mächtigen Englischen Thron bestiegen.

Ich muß aber dieses auch nicht unbemerkt lassen, daß die Magazinen in weit geringerer Anzahl aus England kommen, als die dort gedruckten Bücher; es erfodert, dergleichen Monatschriften sich beständig schicken zu lassen, sehr viele Mühe. Diejenigen wissen solches am besten, die sie kommen lassen, was vor Beschwerlichkeiten und Irrungen manchmal dabei vorfallen. Die Kaufleute, die ihren grossen Handel treiben, haben nicht gern mit solchen Kleinigkeiten zu thun. Dabeneben wollen die auswärtigen Kaufleute ihre Freunde in London nicht gern

mit solchen Kleinigkeiten, und zwar alle Monate, beschwerlich fallen.

Es hat also obbemeldte Gesellschaft, die aus Liebhabern und Kennern von verschiedenen Wissenschaften und Neigungen zusammen gesezzet ist, und aus besonderen Triebe zur Verbesserung ihrer Gelehrsamkeit schon einige Jahre die Englischen Magazine zum gemeinschaftlichen Gebrauch hat kommen lassen, ihren Landsleuten in dem inneren und entfernten Provinzen des deutschen Reiches keinen geringen Dienst zu erweisen, geglaubet, wenn sie dieselben mit diesen Beiträgen zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften, aus den, wie in aller Absicht, so besonders der Gelehrsamkeit wegen, beglückten Inseln Britanniens in eine nähere Bekanntschaft brächten.

Sie hat derohalben angefangen, zu bestimmten Zeiten sich zu versammlen, und über die merkwürdigsten, brauchbarsten, und nüzlichsten Stükke, welche übersetzet werden könnten, zu urtheilen, und alle Abhandlungen, die in den benannten vier Magazinen vorkommen, und das Reich der Wissenschaften angehen und ausbreiten, die Nachrichten von seltenen Fällen, neue Wahrnehmungen der Genes- uns Heilkunst, und nüzliche Erfindungen zum Besten des gemeinen Lebens, besondere Stücke des Witzes, die

neuen

neuen Versuche in der Moral und Erklärung der heil. Schrift, das jährliche Geburts- und Todtenregister in London mit den Krankheiten (welches mit der Zeit in Vergleichung mit andern grossen und volkreichen Städten von grossen Nutzen seyn kann), und endlich ein Verzeichniß der neuesten Bücher mit ihren Urtheilen darüber zusammen zu lesen, und jährlich in einem Bande von 3. Stücken, übersetzt, an das Licht treten zu lassen.

Die Uebersetzer und Sammler erklären sich alle für Menschenfreunde, sie wünschen das Wohl ihrer Mitbürger von ganzen Herzen, sie sehen den Wachsthum der Erkenntniß und der Tugend gern, sie glauben und wünschen, daß gegenwärtige Arbeit etwas dazu beitragen möge.

Obgleich der vornehmste Endzweck unsers Bremischen Magazins ist, das wichtigste aus den Englischen Monatschriften auszuziehen: so hat man sich doch nicht so enge Grenzen gesetzt, um nicht auch bisweilen aus andern auswärtigen Monatschriften etwas mit zu nehmen, auch eigne neue Entdekkungen und Beobachtungen, von welcherlei Art es auch sey, wenn nur Tugend und Wissenschaft dadurch befördert wird, unter die Englischen Früchte zu mischen. Wir meinen, solche Aufsätze, die entweder uns selbst, oder anderen Freunden und Liebhabern der Wissenschaften in oder ausserhalb Bremen ihre Geburt zu danken haben, mit einzuschalten.

Es giebt Gelehrte, die eben vom Schreiben kein Hauptwerk machen, und doch auf einen feinen Einfall gerathen, und deren Aufsätze für die Zeitungsblätter zu groß sind, dieselben können hier einen bequemen Platz bekommen, doch mit dem Vorbehalt, daß sie beträchtlich sind, und einen wahren Nutzen schaffen, wie davon der G. Leser ein schönes Beispiel in diesem Stücke finden wird. Wir zweifeln nicht, es werden andre einheimische und auswärtige Gelehrten dadurch aufgemuntert werden, uns dergleichen mehr zuzuschicken.

Alles was zum Besten der menschlichen Gesellschaft gereichen, und zur Ausbreitung des Reiches der Wahrheit und Tugend dienen kann, selbst eine auserlesene feine Satire, oder schönes moralisches Gedicht, nicht ausgeschlossen, wiewol solches selten geschehen wird, soll uns angenehm seyn. Gefällt dieser unser Vorschlag, so ersuchen wir geziemend alle Menschenfreunde, welche Witz, Wissenschaften, Tugend und Religion lieben, ihre Gedanken nur an unsere Herren Verleger *franco* zu schicken, sie sollen nach Belieben mit oder ohne Vorsetzung ihres Namens eingerücket werden.

Wird die Aufnahme dieses Werks nur so billig seyn, als unsere Absicht gewesen, so werden wir nicht zu klagen haben. Wir schreiben anderen zu dienen; ist diesen in der That etwas damit gedienet, so haben wir unsern ganzen Zweck erreichet. Bremen, den 12. Febr. 1756.

I.

Henr. Heisen
Prof. der Beredſ. und Dichtkunſt in Bremen

Abhandlung
daß die
Wurzel Davids
Offenb. 5, 5.
den Sohn Davids bedeute.

§. 1.

Viele, die dieſe Aufſchrift leſen, werden ſie vor unerweislich halten. Wurzeln nennet der Grieche die Eltern und Vorel-tern. Ich aber kehre die Bedeutung um, und verſtehe durch die Wurzel einen Abkömmling, und zwar den nächſten, einen Sohn. In keinen griechiſchen Wörterbüchern, ſo wenig in den alten als neueren, iſt dieſe Bedeutung anzutreffen. * Kein Heſychius,

* Ich war mit dieſer Schrift ſchon weit gekommen, da mich

Jul. Pollux, grosses Etymologikon, Suidas; keine Glossarien des Cyrillus, Philoxenus und andrer mehr; endlich, damit ich die übrigen stillschweigend übergehe, kein Stephanus in seinem reichen Schatz der griechischen Sprache hat sie angeführt. Aber ist sie deswegen ein Unding? Elende Sprachkündige! die nichts weiter wissen, als was in den Wörterbüchern steht, und jedem vor Augen liegt.

§. 2.

Zuförderst bezeichnet die Wurzel eine ganze Nachkömmlingschaft. GOtt hatte die Nachkommen Abrahams in der babylonischen Gefängnis nicht zu Grunde gehen lassen, ohngeachtet sie ihren Untergang, wie durch viele andre Sünden, also insbesondre durch Heyrathen mit heidnischen Weibern ** nicht nur verdienet, sondern auch merklich selbst befördert hatten. Wenn

mich Hr. Vitringa über Offenb. 5, 5. belehrte, daß Grotius und Launojus; und über Jes. 11, 10. daß Sanktius durch die Wurzel einen Reis aus der Wurzel, das ist im verblümten Sinn einen Abkömmling verstehen, und zur Befestigung Hos. 14, 6. und Jesa. 53, 2. beibringen. Allein über Offenb. verwirft Vitringa diese Schriftstellen, als nicht hinlänglich zum Beweis, ob er sie gleich nachher über Jesa. einigermassen gelten läst. Es wiederholt sie die neueste Ausgabe des griechischen Wörterbuchs des B. Hederichs; und Wetsteins N. T. über Offenb. 5. 5. fügt bei Jes. 11, 1. 10. und Sir. 47, 22. Dies ist alles, was ich von der neu angenommenen Bedeutung bei andren, aber zu spät, gefunden habe.

** 1 Esr. 8, 68-70. nach der Ausgabe Lamb. Bos, wornach auch die folgenden angeführet sind.

Wenn Esra in seinem apocryphischen dritten Buch, welches die Aldinische Ausgabe der siebenzig Dolmetscher, und Lamb. Bos zum ersten machen, dem HErren dafür danket, so nennt er zu verschiednen malen die übergebliebnen Nachkommen eine Wurzel. Wie grosse Barmherzigkeit, spricht er, * ist uns wiederfahren von dem HErrn HErrn, daß uns übrig gelassen ist eine Wurzel, und ein Name an deiner heiligen Stätte! Wiederum: ** Du hast uns gegeben eine solche Wurzel. Abermal. *** Soltest du nicht über uns zürnen, um uns zu verderben, bis weder Wurzel, noch Saame, noch Name uns übrig bleibe? Und noch einmal: **** Wir die Wurzel sind übrig geblieben bis auf den heutigen Tag. Von einer Ehebrecherin bezeugt Sirach, † daß ihre Kinder sich in keine Wurzel verbreiten, noch ihre Zweige Frucht bringen werden. Und von den Gottlosen, †† daß ihre Nachkommen die Zweige nicht vermehren, und unreine Wurzeln auf einem entblösten Felsen sind. Nach dem Bericht des Apollodors ††† soll Agenor aus Libyen

* 1 Esr. 8, 78.
** Ebendas. v. 87.
*** Ebendas. v. 88.
**** Ebendas. v. 89.
† 23, 25.
†† 40, 15.
††† S. 62. Z. 24. seiner Bibliothek des Kommelin. Drucks 1599. und S. 71. des parisischen 1675.

byen oder Africa nach Phönicien gezogen seyn, daselbst sein Reich gestiftet haben, und der Stammherr einer grossen Wurzel, das ist zahlreicher und höchstangesehener Nachkommen, geworden seyn. Von den Kindern des Oedipus waren nur zwo Töchter noch übrig, nachdem seine beiden Söhne sich unter einander aufgerieben hatten. Jene nennt deswegen Sophokles * die letzte Wurzel seines Hauses; und der Scholiast fügt bei: Verstehe durch die letzte Wurzel die Antigone und Jsmene. Denn so hiessen nur gemeldte zwo Töchter.

§. 3.

Solten auch wol einzelne Söhne oder Nachkömmlinge den Namen einer Wurzel führen? Ich getraue es mir zu erweisen. Sirach spricht: ** Der HErr hat dem Jakob gegeben eine Ueberbleibung, und dem David aus ihm eine Wurzel. Und Salomo ist entschlafen mit seinen Vätern; und er hat hinter sich gelassen seines Saamens, die Thorheit des Volks, den an Klugheit armen Rehabeam, der das Volk durch seinen Rath abfällig gemacht. Wer ersiehet nicht aus dem Zusammenhang, daß der einzige Salomo die Wurzel Davids genannt werde? Von den Reichsfolgern Alexanders des Grossen steht: *** Es ist von ihnen ausgegangen eine sünd-

* S. 426. der Ausgabe P. Stephani 1603.
** 47, 22. 23.
*** 1 Makk. 1, 10.

sündliche Wurzel, Antiochus Epiphanes, ein Sohn des Königs Antiochus; welches Lutherus gegeben hat: Von dieser einem ist geboh-ren eine schädliche böse Wurzel, Antiochus genannt der Edle, u. w. Philo läßt sich also verlauten: * Noah, nachdem er in der Sündfluth erhalten, hat er von sich grosse und schöne Wurzeln ausgeschossen, von welchen wie eine Pflanze entsprossen ist das weise Geschlecht; — welches nachher eine dreifache Frucht, den Abraham, Isaac und Jakob getragen. Hier wird ein jeglicher von den Nachkommen Noah, die bald nach der Sündfluth das heilige Geschlecht fortgepflanzet haben, woraus in spätern Zeiten Abraham, Isaak und Jakob entstanden, eine Wurzel genannt. Bei demselben Philo spricht Abraham zu GOtt: ** Ich muß ohne Kinder sterben, ob ich gleich um ein langes Leben geberen habe, damit ich möge Saamen ausstreuen, und feste Wurzeln verbreiten, und so den Stamm bis oben an den Himmel erheben können. Saamen und Wurzeln bedeuten bei dem wortreichen Philo einerlei, nemlich Kinder und Kindeskinder.

§. 4.

In dem Hebräischen wird zwar diese Redart nicht so häufig gefunden; gleichwol ist sie nicht ganz ungebräuchlich. Beim Jesaias steht: *** Die Erstge-

* S. 455. Z. 42. der Ausgabe des Thom. Mangey.
** Ebend. S. 478. Z. 8.
*** Kap. 14, 30.

gebohrnen der Armen sollen weyden, und die Dürftigen sollen sicher niederliegen: hingegen deine Wurzel will ich durch Hunger tödten, und deine Uebrigen wieder umbringen. Die Wurzel wird hier mit den Erstgebohrnen in einen Rang gestellt; und wie die erstgebohrnen Kinder der Juden sollen erhalten und beglückseliget werden, also wird im Gegensatz der Wurzel des Philisterlandes das Verderben angedrohet. Nun aber ist bekannt, daß die Erstgebohrnen vornemlich die Wurzeln waren, wodurch, wenn sie Kinder zeugten, die Geschlechter der alten Morgenländer, und insbesondere des ehemaligen Volkes GOttes erhalten und fortgepflanzet wurden. Was denn im eigentlichen Verstande die Erstgebohrnen sind, das ist im uneigentlichen die Wurzel. Das Errettete vom Hause Juda, heißt es, das übergeblieben ist, wird wiederum um sich wurzeln, und über sich Frucht tragen.* Die Uebergebliebnen wurzelten, oder stärkten, vermehrten, und verbreiteten ihre Wurzeln unter sich, wenn sie Kinder, Kindeskinder, und so weiter in zahlreicher Menge erzielten; aber über sich trugen sie Frucht, wenn es ihnen samt diesen ihren Nachkommen in Leib- und Geistlichen wohl gieng. Im Gegentheil solte der Tag des göttlichen Gerichts dem verstockten Judenthum weder Wurzel noch Zweig übrig lassen.** Eine Redart, wodurch die gänzliche Ausrottung

* Jesa. 37, 31.
** Malach. 4, 1.

rottung eines Volks in seinem Lande angedeutet wird; die aber nicht geschehen kann, wenn man der Wurzel, das ist der Kinder schonet. Denn diese wachsen in solchem Fall von neuen ein und fort, und erhalten also ein Volk. Josua muste daher bei Vertilgung der Kananiter nichts, was den Odem hatte, und selbst nicht die kleinsten Kinder leben lassen. * Man vergleiche den Plutarch in seinem Büchlein von der späten Rache GOttes. Was vor Ungereimtheit, fragt er, ist darinn, wenn, wie ein Ackermann den Dorn nicht eher ausrottet, bis er die Spargel von ihm erhalten hat, und die Libyer nicht eher die Reiser verbrennen, bis sie den wohlriechenden Gummi daraus gezogen haben; also GOtt die böse und herbe Wurzel eines berühmten und Königlichen Geschlechts nicht eher vertilgt, bis sie die gehörige Frucht gebracht hat? ** Die Wurzel wird hier von dem Geschlechte unterschieden; und folglich bedeutet sie die Nachkommen des Geschlechts, wodurch dasselbe erhalten und fortgepflanzet wird. Jesaias nennt den Meßias, der von den Nachkommen des Isai, des Vaters Davids, entspriessen solte, nicht nur eine Ruthe aus dem abgehauenen Stamm Isai, sondern auch einen Schößling aus seinen Wurzeln. *** Der chaldäische Verbreiter

* 5 Buch Mos. 20, 16. u. f.
** Band 2. seiner Werke S. 553. C. Z. 4.
*** II, 1.

breiter äussert die richtigste Begriffe dieser Ausdrücke. Den Stamm erkläret er durch Söhne, und die Wurzeln durch Söhne der Söhne. Ein vorzüglich entscheidender Beweis aber ist es, daß der Messias selbst in dem folgenden die Wurzel Jsai heißt.* Die Wurzel bedeutet den Sohn, und die Wurzel Jsai den Sohn Jsai, das ist den David; keinesweges aber den irrdischen, sondern den himmlischen David, den Herrn Meßias, der nicht nur Davids Sohn, sondern auch nicht selten David selbst genannt wird.** Die siebenzig Griechen haben es wol gewust, daß die Hebräer mit dem Namen der Wurzel auch den Saamen, oder die Söhne und Nachkommen belegen. Daher, wenn bei Jesaias *** in dem Hebräischen steht: Deine Wurzel will ich durch Hunger tödten; so dolmetschen sie dies: Deinen Saamen wird er durch Hunger tödten.

§. 5.

Zureichend sind die Gründe dieser Benennung. Alle Ursachen, um welcher willen die Hebräer, Griechen, Lateiner und andre mehr sich berechtiget halten, die Kinder und Nachkommen mit dem Namen des Saamens zu belegen, rechtfertigen auch eben dieselbe Bedeutung der Wurzel. Mit Beziehung auf den Saamen besteht die erste und vornehmste dieser Ur-

* Ebendas. v. 10.
** Jerem. 30, 9. Ezech. 34, 23. 24. und 37, 24. Hos. 3, 5.
*** 14, 30.

Ursachen darinn, daß, wie der Saame eine Frucht des Getreides, der Pflanzen und andrer Erdgewächse ist, also die Kinder und Nachkommen aus den Leibern ihrer Eltern und Voreltern entstehen, und gleich einer Frucht hervorwachsen. Muß aber dieses nicht auch von den Wurzeln, den zarten und jungen Wurzeln, den Nebenwurzeln eingestanden werden? Ihr Seyn und Daseyn empfangen sie von der Haupt- und Stammwurzel, die sie aus sich hervor schiessen läßt, und gleichsam Vater- und Mutterstelle bei ihnen vertritt. Bäume und Pflanzen wachsen und vermehren sich sowol unter, als über der Erde. Solte man einen grossen Baum mit allen seinen Wurzeln ohne einige Verletzung derselben aus der Erde bringen können, man würde befinden, daß beinahe die Helfte desselben aus lauter Wurzeln bestehe; man würde befinden, es sey nicht den dichterischen Vergrösserungen schlechterdings beizuzählen, wenn Virgil von einer gewaltigen Eiche bezeugt, daß, wie hoch sie mit ihrem Gipfel sich bis an den Himmel erhebe, so tief sie mit ihrer Wurzel sich fast bis in die Hölle hinab erstrecke. * Ein unleugbarer Beweiß, daß die Stammwurzel eines Baums fast ja so fruchtbar an Jungen und Kindern, als das Stammholz ist, und so viele Nebenwurzeln, als dieses Aeste und Zweige erzeugt. An nichts erscheint dies klärer, als an den Zwiebelgewächsen. Ihr, die ihr

* Aeneid. IV. 445. *Quantum vertice ad auras aetherias, tantum radice ad tartara tendit.*

eure Tulpen, Hyacinthen, Anemonen, Ranunkeln, Narcissen, Lilien, Krokus fast jährlich aufnehmet, sehet ihrs nicht so oft mit euren Augen, daß durchgängig die alten Zwiebeln haben junge, und eine oft viele hervorgebracht, die um sie her, wie Kinder um ihre Mütter liegen? Macht aber nicht bei solchen Gewächsen die Zwiebel hauptsächlich die Wurzel aus? Stecket einen Zweig oder Ast vom Weidenbaum ins Land. Wurzeln wird er von sich austreiben, und an ihnen zur Mutter, wie die Erde zum Vater, werden. Der Italiäner thut es gar mit den dürren Aesten des Oelbaums, und es geht eben so glücklich von statten.* Was sind die Weingesenke anders, als ins Land gesenkte Zweige des Weinstocks? Das Land schwängert die ihm einverleibte Reben, und diese gebähren Wurzeln, die sie vorher gar nicht gehabt haben. Pflanzen und Kräuter sind gleichfals solcher Wurzelgeburten fähig. Senket man die Nebenästgen oder Schößlein der Nelken ein, und kommt ihnen mit dem Einschnitt zu Hülfe, so macht die Erde sie trächtig, und es erwachsen aus ihnen frische Wurzeln. Wer weiß? wer thut es nicht, der Nelken liebet, und hält?

§. 6.

Diese Vergleichung allein wäre hinlänglich zu bestärken, daß Kinder und Nachkömmlinge ja sowol Wurzeln, als Saamen ihrer Eltern und Vorfahren mögen genannt werden. Jedoch ich will die zweite beifü-

* Virgil vom Landbau II. 30. 31. u. a. m.

beifügen. Kinder und Abkömmlinge sind das Mittel, wodurch die menschlichen Geschlechter erhalten und vermehret werden. Da nun eben diesen Vortheil von ihren Saamen die mannigfaltigen Gewächse ziehen, so wird auch deswegen der Name des Saamens den Kindern und Nachkommen beigelegt. Allein thun dieses nicht auch die Wurzeln? Zur Anlage der Spargelbetten braucht man häufiger ihre Wurzeln, als ihre Saamenkörner: folglich tragen jene so viel, ja mehr als diese, zur Erhaltung und Vermehrung der Spargel bei. Tulpen werden eben so sicher und glücklich durch ihre neugewonnene Zwiebelwurzeln, als auch durch ihre Saamen fortgepflanzet und verbreitet. Sind Wurzeln aus den abgelegten Nelken geschossen, so sind sie zur Fortdauer und Vermehrung des Nelkengeschlechts und seiner vielfältigen Gattungen eben so vermögend und brauchbar, als die Saamenkörnlein der Nelken. Ich könnte nun in die Baumschulen mich begeben, und darinn leicht so viele Sprößlein der jungen Nebenwurzeln, die bei dem alten Stamm ausgeschlagen, und davon nachher entfernet sind, als aus den Kernen gezogene Bäumlein antreffen: ich könnte in die Weinberge gehen, und augenscheinlich erweisen, daß zu deren schleunigen Anbau und Verbesserung ungleich bequemer die Reben oder Weingesenke, das ist vermittelst neuer Wurzeln erzielte, als die aus Beerlein entsprossene Weinstöcke sind: ich könnte endlich mit den Einsetzlingen oder Fechsern, welche die Lateiner leben-

dige Wurzeln * nennen, meinen Satz bekräftigen. Aber diese Sachen sind zum Theil schon in einer andern Absicht berühret, und allesamt so bekannt, daß es eine Einfalt wäre, Zeit und Papier damit zu verschwenden.

§. 7.

Ueberhaupt ist dieses zu merken, daß der Unterschied zwischen der Wurzel und den übrigen Theilen eines Gewächses bei weiten nicht so groß sey, als der gemeine Wahn ihn macht. Er rühret blos von der verschiednen Lage her; das Urzeug ist an beiden einerlei. Alle Veränderung bringt bei dem Untertheil die Erde, und bei dem Obertheil eines Baums die Luft, der Regen und Sonnenschein zuwege. Man sieht es an den Wurzeln einer Eiche, und auch wol andrer Bäume: so viel davon auf der Oberfläche der Erde blos lieget, das wird zu Holz, und gleich den Aesten und Zweigen. Der Hr. Charles Bonnet beweiset nach dem Bericht der Leipziger gelehrten Zeitung ** durch angestellte Versuche, daß die Blätter gewissermassen Wurzeln abgeben, und nebst der Luft auch Feuchtigkeiten der Pflanze zuführen, durch welche sie genähret werde. Er behauptet dem zufolge, daß es einen doppelten Lauf der Säfte in einem Kraute gebe; der eine sey von den Wurzeln nach den Blättern, der andre von den Blättern rückwärts nach

* Viviradices.

** Vom 12. August 1754. und Hamb. freye Urtheile vom 23. May 1755. S. 307.

nach den Wurzeln gerichtet. Um noch völliger von der starken Uebereinkunft, ja von der Identität der Unter- und Obertheile einer Pflanze oder Baums überführet zu werden, will ich die Worte des Herrn Gottscheds * beifügen. „Die Wurzel, schreibt er, „als der unterste Theil einer Pflanze, ist mit dem „Stamme und den Aesten aus einerlei Theilen zusam„men gesetzt. Sie besteht ebenfals aus einer Rinde, „aus hölzernen Fäsergen und aus dem Marke: und „diese hergegen sind aus Röhrgen und Bläsgen zu„sammen gefügt. Es steigt auch der Saft sowol „von der Wurzel nach oben zu, als von oben nach der „Wurzel. Denn wenn man ein kleines Bäumgen „verkehrt pflanzet, die Aeste in die Erde scharret, und „die Wurzeln in die Luft kehret: so wächst dasselbe „eben sowol, als vorhin; indem die vorigen Aeste „Wurzeln treiben, die alten Wurzeln aber Knospen „und Blätter bekommen. Eben das wird man an „den Weidenreisern und Rosenstöcken gewahr, die „man verkehrt in die Erde stecket.„ Dieses alles liefert denn genugsame Gründe aus, daß mit Fug und Recht die Ober- und Untertheile einer Pflanze, ihre Wurzeln, Zweige, Aeste, Blätter, Früchte und Saamenkörner, einerlei Bedeutung im verblümten Verstande annehmen können.

§. 8.

Ehe ich zu bestärken anfange, daß Offenb. 5, 5. durch die Wurzel Davids der Sohn Davids be-

* Aus seiner Naturlehre §. 773. S. 403.

deutet werde, muß ich die Meinung Cocceji, Calovii, Vitringä, Wolfens wieder den verkapten Artemonius, * und andrer berühmten Schriftausleger bescheidentlich prüfen, nach welcher dieser Ausdruck die göttliche Natur Christi entweder ganz und allein, oder wenigstens hauptsächlich zu erkennen giebt. Zuförderst deucht mir, der Name einer Wurzel sey zu gering für des Heilandes allerhöchste, allerherrlichste und ewige Gottheit. Die heil. Schrift ist nicht gewohnt die Ehrentitel der göttlichen Natur aus dem Pflanzenreiche zu entlehnen, oder, wenn sie dieselben finden will, sie unter der Erde, wo die Wurzeln liegen und wachsen, suchen zu gehen. Gegentheils werde ich überführt, daß alle Benennungen des Meßias, die von den Erdgewächsen erborget sind, auf seine Menschheit abzielen. So heißt er ein Zweig, Reiß; eine Ruthe, Frucht der Erde; ein Gewächs; ein Gewächs, das von unter sich wachsen wird; und selbst eine Wurzel aus dürrem Erdreich: alles, nicht wegen seiner göttlichen, sondern wegen seiner menschlichen Natur und Geburt. ** Warum solte man denn der Wurzel, und zwar allein, wenn sie bei Isai und David steht, eine Bedeutung, die über diese himmelweit erhaben ist, zueignen?

§. 9.

* In seinen *Curis* über Offenb. 22, 13. S. 632. gegen das Ende.

** Jes. 4, 2. 11, 1. 53, 2. Jerem. 23, 5. 33, 15. Ezech. 17, 22. 23. Zachar. 3, 8. und 6, 12.

§. 9.

Zweitens. Vitringa dringt darauf,* daß man die Wurzel Davids ohne Veränderung und Zusatz beibehalte, und nicht, wie viele thun, dadurch den Zweig aus der Wurzel Davids verstehe. Hat er darinn Recht, und zieht man denn mit ihm die Wurzel auf die Gottheit Christi: so ist die Wurzel Davids in dem ersten und einfältigsten Sinn so viel, als der GOtt Davids. Damit aber wird dem David nichtes vorzügliches, nichtes eigenthümliches vor allen andern Gläubigen, und näher vor allen Glaubensvätern, die mit David vor Christo gelebet haben, eingeräumt. Nennt sich der Sohn GOttes nicht auch in dem feurigen Busch den GOtt Abrahams, Isaaks und Jakobs? Eine gültige Ursache muß angegeben werden, warum JEsus insbesondre und allein des Davids Wurzel, nicht aber eines andren alten Heiligen, und selbst nicht eines solchen, der mit zu seinen Stammvätern nach dem Fleische gehöret, genannt werde. Drittens. Vitringa bringt auch diese Benamung auf das Erlösungswerk. Die Wurzel Davids wäre dem zufolge der Erlöser oder Heiland Davids. Wiederum kein besondres und persönliches Vorrecht des Davids. Viertens. Gegründeter ist es, wenn dieser gelehrte Schriftforscher die Wurzel Davids nimmt, für den Erhalter Davids, nemlich in seinem Geschlechte und Nachkommen. Denn es ist unleugbar, daß das Geschlecht

* Ueber Offenb. S. 271. am Ende.

Davids, womit es bei der Menschwerdung JEsu vorlängst auf die Neige gekommen, und das seinem Untergang nahe war, vorzüglich durch den Meßias und um des Meßias willen, damit er aus demselben möchte gebohren werden, erhalten sey. Aber auf diesen Fall muß wieder Dank und Willen des Vitringa wenigstens ein Wort zwischen gefüget, und die Wurzel Davids so aufgefasset werden, als ob geschrieben stünde: Die Wurzel des Geschlechtes oder Hauses Davids: eben so, wie er selbst * Offenb. 3, 7. den Schlüssel Davids mit Recht aus Jesa. 22, 22. in den Schlüssel des Hauses Davids verbreitet. Doch was brauchts hier einer solchen Einschaltung? Ich habe erwiesen, (§. 4. und 6.) daß die Söhne und Abkömmlinge auch deswegen Wurzeln genannt werden, weil sie, als neugewonnene junge Wurzeln, fortwurzeln, die Geschlechter fortpflanzen, erhalten und vermehren.

§. 10.

Ich will hier nun die Gründe meiner Gedanken anführen. Hier sind sie. Zum ersten. Der HErr verheisset zweimal beim Jeremias: Ich will dem David ein gerechtes Gewächs erwekken.** Daraus folgere ich theils etwas unwiedersprechliches, theils etwas höchstwahrscheinliches. Das unwiedersprechliche ist, daß, so bald der Meßias dem David, als ein Gewächs, durch seine Mensch-

wer-

* S. 176. am Ende.
** Jerem. 23, 5. und 33, 15.

werdung erwekket war, er auch gemäß dem Buchstaben dieser Doppelverheissung das Gewächs Davids mit vollem Recht könnte genannt werden; wenn er aber so genannt wurde, das verblümte Wort Gewächs nichts anders, als einen Sohn oder Abkömmling zu verstehen gab. Daraus folgere ich nun weiter dies höchstwahrscheinliche, daß, da Gewächs und Wurzel einerlei bedeuten können, wenn von Stammvätern und Nachkommen die Rede ist, (§. 7.) sie auch würklich einerlei bedeuten, wenn ein und derselbe Nachkömmling bald das Gewächs, bald die Wurzel seines Stammvaters genannt wird. Nun aber heißt Christus, weil er Davids Sohn ist, das Gewächs Davids; ist es denn glaublich, daß er um einer andern Ursache willen die Wurzel Davids heisse? Doch laßt uns weiter gehen, und stärkere Beweise führen.

§. 11.

Zum zweiten demnach. Unmittelbar vorher wird JEsus genannt der Löwe, welcher ist aus dem Stamm Juda. Aus Juda ist unser HErr aufgegangen,* nemlich wie ein Gewächs. Aber nach welcher Natur? Allerdings nach seiner menschlichen. Nach derselben Natur ist er auch aus David und dessen Saamen, wie Paulus ausdrücklich bezeugt.** Warum soll denn hier Davids Wurzel seine göttliche Natur anzeigen? Ist David

* Hebr. 7, 14.
** Röm. 1, 3.

mehr, als der ganze Stamm Juda? Ist die Wurzel ein prächtigerer Name, als der Löwe? Oder ist die Wurzel Davids über den Löwen aus Juda so himmelhoch erhaben, als die Gottheit Christi über seine Menschheit? Sprecht nicht: **Der Löwe beziehet sich gleichfals auf Christi Gottheit.** Denn wie ungereimt und fremd, ja wie irrig und unschriftmäßig lautet es nicht: GOtt, oder die Gottheit, welche ist aus dem Stamm Juda? Aus Juda seyn bedeutet sein Seyn und Daseyn, seine Natur und Würklichkeit aus Juda empfangen haben; welches wie unwahr, so verkleinerlich ist es auch von der Gottheit Christi zu bejahen.* Ob ich gleich nicht in Abrede bin, daß der Löwe in gewissen Absichten ein schwaches Bild der Gottheit tragen könne: so schickt er sich doch besser für die menschliche Natur, und am besten für eine solche, die mit der göttlichen persönlich vereinigt ist; oder, welches auf eins hinaus kommt, für Christi Mittleramt, um dessen willen er Mensch geworden ist, und das er hauptsächlich in seiner Menschheit verwaltet; weswegen der Apostel schreibt: **Es ist ein GOtt; und ein Mittler zwischen GOtt und Menschen, der Mensch Christus JEsus.****

§. 12.

Zum dritten. Die Benennungen des Löwen aus

* Im Griechischen steht: Ὁ λεων ὁ ὢν ἐκ της Φυλης Ἰσδα.

** 1 Tim. 2, 5.

aus dem Stamm Juda, und der Wurzel Davids enthalten die Gründe dieser nächst beistehenden Aussage: Er hat überwunden, das Buch aufzuthun und dessen sieben Siegel zu lösen. Ueberwunden hat JEsus durch Leiden, Tod und Auferstehung; und also nicht in so fern er GOtt, sondern in so fern er Mensch ist. Durch die Ueberwindung aber hat er Macht und Recht zur Eröfnung des Buchs, und Erbrechung der sieben Siegel desselben empfangen. Deutlich lehret dies der folgende v. 9. wenn wir mehr auf die Sache selbst, als auf die Wörter sehen: „Du bist würdig das Buch zu neh„men, und dessen Siegel zu eröfnen, weil du „erwürget bist, und mit deinem Blute uns „erkaufest hast.„ Welche Natur des Erlösers hat können erwürget werden, und ihr Blut vergiessen? Ich meine, allein seine menschliche. Hr. Vitringa steht in den Gedanken, er hat überwunden bedeute nach hebräischer Schreibart nichts weiter, als er hat es erhalten, oder ist würdig geschätzt, nemlich mit Recht vor allen andern.* Aber da viermal in dem einzigen Kap. 5. der Offenb. steht,** er ist würdig, so sehe ich nicht, warum es nicht auch zum fünftenmal an diesem Orte solte gestellet seyn, wenn hier nichts anders, als er ist würdig geschätzt, zu erkennen gegeben würde. Hiezu kommt, daß alsbald nach Eröfnung des ersten Siegels

einer

* S. 273.
** V. 2. 4. 9. 12.

einer ansichtig wird, der überwindend, und daß er überwinde, ausziehet.* Welches beides sehr wahrscheinlich macht, daß auch an unsrem Orte von einer kriegerischen Ueberwindung die Rede sey. Gleichwol will man die Auslegung des Hrn. Vitringa vorziehen, so thut sie unsrer Meinung gar keinen Eintrag. Denn fragt man, warum ist JEsus würdig geschätzt? so ist die Antwort mit diesen Worten des v. 9. bereits gegeben: Weil er erwürget ist und mit seinem Blute uns erkaufet hat; auch beigefügt, daß seine menschliche Natur jenes gelitten, und dieses am nächsten gethan habe. Für seine Gottheit ist es auch zu gering, daß man dieselbe mit den Kreaturen im Himmel, auf Erde und unter der Erde** in Vergleichung bringe, und nachher den Ausspruch thue, sie habe in dem Erlösungswerke eine vorzügliche Würdigkeit. Das versteht sich von selbst: hingegen darauf kommt es an, daß man beweise und glaube, der Mensch JEsus Christus sey um seiner tiefsten Erniedrigung willen aufs höchste erhaben, und ihm der Vorzug über alles, was im ganzen All ausser dem einzigen GOtt ist, eingeräumet.

§. 13.

Zum vierten. Der Löwe aus dem Stamm Juda und die Wurzel Davids seyn, bezeichnet ferner zur Ueberwindung und Lösung der Siegel von GOtt bestimmt und tüchtig gemachet seyn. Zuförderst

* Kap. 6, 2.
** Kap. 5, 3.

derst erweisen wir solches von der Ueberwindung. Dem Stamm Juda hatte GOtt verheissen, daß seine Hand solte seinen Feinden auf dem Halse seyn. * Etwas hievon hat dieser Stamm selbst, und besonders durch die Tapferkeit einiger seiner Könige bewerkstelliget: das allermeiste und wichtigste aber hat unser JEsus vollbracht, der nicht nur in dem Hauptkampf der letzte über dem Staube gestanden, sondern auch durch Wort und Geist beinahe den ganzen Erdkreis schon besieget, und dessen gute Streiter zu kriegen und zu siegen nicht aufhören werden, bis daß alle Reiche der Welt GOttes und dieses seines Gesalbten werden geworden seyn. Näher und kräftiger drückt dies aus der vorgefügte Löwenname. Der Löwe aus dem Stamm Juda heißt unser HErr und Heiland. Bekanntlich ist der Löwe das muthigste und streitbarste Thier: folglich am bequemsten, den grösten Kriegs- und Siegshelden zu schildern. Gleichwol ist in der ganzen Redart nichts enthalten, dessen nicht eine menschliche Natur, sonderlich eine solche, die mit der göttlichen persönlich vereinigt ist, fähig wäre; vielmehr verpflichtet sie uns bei der menschlichen stehen zu bleiben. Denn dieser Löwe wird gesagt aus Juda, aus dessen Stamm und Geschlecht zu seyn; welches der Sohn GOttes allein nach seiner menschlichen Natur ist, wie wir bereits gezeiget haben. (§. 11.) Daß aber bei dem Löwen aus Juda die Wurzel Davids gestellet wird, damit wird

* 1 B. Mos. 49, 8.

wird der höchste Grad der göttlichen Bestimmung und Bequemmachung zu grossen Siegen angedeutet. Dem David ist kein Held Israels gleich zu schätzen. Betrachten wir die Grösse und Menge der glücklichen Feldschlachten, die er allen umliegenden Völkern, den Philistern, Moabitern, Ammonitern, Syrern, dem Könige zu Zoba, und seinem Sohn Absalon geliefert hat,* so möchten wir in Zweifel gerathen, ob Josua bei Eroberung des Landes Canaan so viel Feinde getödtet, und so gewaltige Siege erfochten habe. Josua hat die feste Stadt Jericho, aber David hat die Hauptstadt des ganzen Landes, Jebus, nachher Jerusalem genannt; imgleichen die Hauptstadt der Ammoniter, Rabba eingenommen; jener durch ein göttliches Wunderwerk, dieser durch die Tapferkeit seiner eignen Helden und Kriegesschaaren. Wenden wir uns hierauf näher zu der Person des Davids, und zu den Dreizahlen seiner vornehmsten Helden,** so vergrössern sich ihre Leibesstärke und unüberwindliche Herzhaftigkeit so ungemein in unsren Augen, daß sie dem Simson in beiden wenig nachgeben. Fassen wir aber endlich zusammen, theils was der kriegerische David einzeln, theils was er gemeinschaftlich mit seinen Helden und Heerlager verrichtet, so kann weder Josua noch Simson ihm die Wage halten. Alles dies war nach dem Rath GOttes ein vorbildender Schattenriß der unsäglich grossen und vielen Ueberwin-

* 2 Sam. 5, 8. 18. 21. u. a. m.
** 2 Sam. 23, 8. u. w.

windungen, wodurch die Wurzel Davids den väterlichen Thron zur Beherrschung des geistlichen Israels behaupten solte. Wie ist aber zu allen diesen Ueberwindungen der grosse Held gelanget? In dem nächstfolgenden Kap. 6. v. 2. wird gesagt, die Krone sey ihm gegeben. Durch die Krone verstehe ich eine Siegskrone, weil alsbald folgt: Er ist siegend ausgezogen, und auf daß er siege. Die ganze Rede liefert, wie Grotius wol angemerket hat, diesen Sinn aus: Deswegen ist ihm die Krone gegeben, weil er solte siegend ausziehen, und auf daß er siegte. Nun aber geht das Geben offenbahrlich auf seine menschliche Natur. GOtt, dem allgenugsamen GOtt, kann nichts gegeben werden: er läßt sich auch nichts geben; es wäre seiner höchsten Herrlichkeit und Seligkeit höchstnachtheilig. Gleichwol schliesse ich die Reichs- oder Königskrone nicht aus; sondern, daß auch diese ihm gegeben sey, das will ich nun mit der Eröfnung und Entsieglung des Buchs beweisen.

§. 14.

Zum fünften also. Der Zweck der Ueberwindung JEsu war, daß er dadurch in den Stand gestellet wurde, das Buch aufzuthun, und dessen sieben Siegel zu lösen.* Das Buch mit sieben Siegeln enthält fast lauter göttliche Gerichte, und unser JEsus entsiegelt dasselbe als Richter, wenn er diese Gerichte würklich vollziehet. Die nächstfolgenden

* Offenb. 5, 5.

den Kap. 6, 7. und 8. setzen es ausser Gegensprache. So oft das Lamm ein Siegel aufthut, wird ein göttliches Gericht zur Ausführung gebracht. Bei der Oefnung des ersten Siegels* leuchtet dies zwar nicht gleich in die Augen; jedoch wenn wir nur ein wenig nachdenken, so wird es uns bald begreiflich. Denn, **der auf dem weissen Pferde sitzt, der hat einen Bogen, ein tödtliches Geschoß, und ziehet aus siegend, und auf daß er siege.** Jesus sieget über seine Feinde, wie zu einiger Bekehrung, also zu andrer Verstöhrung; und dies letztere ist ein Gericht. Die richterliche Würde aber ist ein seiner Menschheit ertheiltes Vorrecht. **Der Vater hat ihm die Macht gegeben, auch Gericht zu halten, weil er des Menschen Sohn ist.**** **Ja alle Gewalt im Himmel und auf Erden ist ihm nach seiner Menschheit gegeben.***** GOtt kann nichts gegeben werden, wie ich schon einmal habe erinnern müssen. Selbst zum allgemeinen Gericht wird seine Menschheit sichtbarlich in des Himmels Wolken erscheinen: welche Wahrheit so deutlich und häufig in der Schrift bezeuget wird, daß kein christgläubiger Mensch sie in Zweifel ziehen kann. Eben so wenig wird jemand in Abrede seyn, daß die richterliche Würde ein Stück des Königlichen Amts unsers Erlösers sey. Könige sind die obersten Rich-

ter,

* Offenb. 6, 2.
** Joh. 5, 27.
*** Matth. 28, 18.

ter, ein jeglicher in seinem Reiche: und der zukünftige Richter aller Welt, der Richter aller Lebendigen und Todten, der Richter der Engeln und Menschen, unser HErr JEsus nennet sich selbst darum, wenn er den Proceß des jüngsten Gerichts umständlich beschreibt, zweimal den König. Alsdenn, spricht er, wird der König sagen zu denen zu seiner Rechten. Und abermal: Der König wird antworten, und zu ihnen sagen.*

§. 15.

Und zum sechsten. Diese Königliche Würde des Heilandes ist in den Benennungen des Löwen aus Juda und der Wurzel Davids eben so wohl gegründet, als seine Ueberwindung. Wenn dem Juda die Herrschaft über seine Brüder verheissen wird, so wird er ein junger Löwe genannt, und bei einem Löwen und alten starken Löwen verglichen. Daß aber solches mit auf den Meßias gehe, scheint zu erhellen, weil der weissagende Erzvater in einem Athem beifügt, daß das Scepter von dem Stamm Juda nicht weichen soll, bis der Schilo aus ihm gekommen, dem die geistliche Herrschaft bestimmet wäre, und dem daher nicht nur die zwölf Stämme Israels, sondern auch die heidnischen Völker, als ihrem Könige und Oberherrn, gehorsam seyn würden.** Noch klärer überführt uns davon die Wurzel Davids. Verheissen, ja ge-

* Matth. 25, 34. 40.

** 1 B. Mos. 49, 8-10.

geschworen hatte GOtt dem David, daß der Meßias nicht allein sein Sohn und Abkömmling, sondern auch sein Nachfolger im Königreiche werden solte. * Beide Verheissungen beziehen sich auf einander ganz genau, und nach der einen muß die andre vernünftig eingeschränket werden. Geschieht solches, so kommt kein andrer Verstand, als dieser heraus: Weil und in wie fern David der Vater des Meßiä ist, darum und in so fern ist der Meßias des Davids Thronfolger. Dies ist die Ursache, daß, wenn von dieser Thronfolge die Rede ist, David durchgängig des Meßiä Vater, und der Meßias die Frucht seines Leibes, und ein aus der Frucht seiner Lenden Erweckter, imgleichen sein Gewächs und so weiter genannt wird. Der HErr wird ihm den Thron David seines Vaters geben; sagt der seine Geburt verkündigende Engel. ** Der HErr hat David einen wahren Eid geschworen, davon wird er sich nicht wenden: Ich will dir auf deinen Stuhl setzen die Frucht deines Leibes. *** Worauf Petrus anspielende spricht: David war ein Prophet, und wuste, daß ihm GOtt einen Eid geschworen, daß er aus der Frucht seiner Lenden dem Fleische nach Christum erwecken wolle, um ihn auf seinen Thron zu setzen. † Da nun Davids Wurzel erwiesener

* Jesa. 9, 6. 7. und 55, 3. u. a. m.
** Luk. 1, 32.
*** Psalm 132, 11.
† Apostelgesch. 2, 30.

wiesener massen Davids Sohn bedeutet; die eidliche Zusage GOttes aber erfoderte, daß der Meßias den Thron seines Stammvaters Davids bestieg, nicht weil er GOttes, sondern weil er Davids Sohn war, das ist, nicht weil er GOtt, sondern weil er Mensch war: so meine ich hiesigen Orts in der Menschwerdung und Menschheit des Heilands einen hinlänglichen Grund seiner Königlichen Herrschaft zu finden. Mit Recht bringt Paulus * die Auferweckung Christi und dessen dadurch erhaltenes unverderbliches Leben zu den gewissen und bleibenden Gütigkeiten Davids, wovon Jesaias Meldung thut, ** und wodurch die dem David vorzüglich verheissene Gnadenwohlthaten von dem menschlichen Ursprung des Sohns GOttes aus seinem Saamen und der Verewigung seines Throns durch dessen Königliche Herrschaft verstanden werden. Denn durch seine Auferweckung zum unverderblichen Leben ist JEsus erst in voller Kraft zum HErrn und Christ, oder gesalbten ewigen König gemacht. *** Habe ich aber nöthig zu beweisen, daß Christus nicht nach seiner göttlichen, sondern nach seiner menschlichen Natur von den Todten auferwecket sey?

Aus einem andern Gesichtspunkte müssen wir den Meßias ansehen, wenn ihn David bei der Beschreibung seiner Königlichen Hoheit GOtt oder seinen

* Apostelgesch. 13, 34.
** Kap. 55, 3.
*** Apostelgesch. 2, 36. Röm. 6, 9. und 14, 9.

HErrn nennt. * Von solchen Benennungen entfernet kein Rechtgläubiger die allerhöchste Gottheit des Heilandes der Welt. Davids HErr und Davids Sohn sind nach selbsteigner Anzeige dessen, der beides ist, gewaltig von einander unterschieden. ** Eben so groß ist der Unterschied, der zwischen dem Thron des himmlischen Vaters des Meßiä, und seines irrdischen Stammvaters des Davids sich findet. Auf dem göttlichen Thron sitzet er, als GOtt und Davids HErr; aber auf dem Davidischen Thron, als Mensch und Davids Sohn. Jedoch auch nach seiner menschlichen Natur ist er Davids HErr, und sitzet gewisser massen auf des göttlichen Vaters Thron. So hoch ist seine Menschheit wegen ihrer persönlichen Vereinigung mit der Gottheit erhaben. Auch für den David hat er in seiner Menschheit gelitten; auch ihn hat er mit seinem Blute erkauft; und ist folglich als Mensch auch sein Eigenthumsherr geworden. Nach welcher andern, als nach seiner menschlichen Natur kann er verheissen, daß er dem Ueberwinder wolle mit sich zu sitzen geben, auf seinem Thron, gleichwie er überwunden habe, und gesessen sey mit seinem Vater auf dessen Thron? *** Nach dieser menschlichen Natur allein wird er auch am Ende der Welt den Thron GOttes verlassen, oder nach dem Ausdruck Pauli das

* Psalm 45, 7. 8. 68, 2. 4. 5. 6. 7. 8. 11. u. w. und 110, 1.
** Matth. 22, 41-45.
*** Offenb. 3, 21.

das Reich GOtt und dem Vater übergeben, und dem unterthan werden, der ihm alles unterthan hat, auf daß GOtt, der dreieinige GOtt, sey alles in allem. *

Wiederum nach dem Vorbilde seines Geschlechtstamms Juda, und seines Geschlechtvaters Davids hat JEsus sich dieser Herrschaft bemächtiget. Der Stamm Juda ward nach dem Tode des Josua zum Heerführer des ganzen Volkes Israels von GOtt erwählet, und besiegte viele der noch übrigen Kananiter; wodurch er nicht nur in den Stand gestellet ward, ein strenges Gericht über den Adonibesek auszuführen, ** sondern immer weiter über die andern Stämme das Haupt empor hub, und vorläufig zeigte, daß er am tüchtigsten wäre dereinst die Majestät Israels zu tragen: welches auch in der Person Davids erfolgte, der aus diesem Stamm war. Aber nicht weniger muste dieser David durch beständige Kriege und Siege sich den Weg zum Thron bahnen. In früher Jugend überwand er schon einen Löwen und Bären, und bald hernach den ungeheuren Riesen Goliath. Wie Saul ihn darauf an seinen Hof zoge und verfolgte, führte er die Kriege des HErrn so tapfer und glücklich, daß ganz Israel ihn für den würdigsten zur Krone hielte. Und wie er nun dieselbe trug, war seine ganze vieljährige Regierung eine an einander hangende Ueberwindung, die ihn so mächtig machte,

* 1 Kor. 15, 24-28.
** Richt. 1, 2 u. w.

daß er die Gerichte GOttes an allen umliegenden Heiden, und insbesondere an den Philistern und Ammonitern, vollstrecken konnte. * Also steht denn auch hier: Ueberwunden hat der Löwe aus dem Stamm Juda, die Wurzel Davids, und sich dadurch in den Stand gestellt, das versiegelte Buch aufzuthun, und nach dem Innhalt desselben die Gerichte GOttes zu vollziehen.

§. 16.

Zum siebenten. Der Hr. Vitringa bemüht sich weitläuftig darzuthun, ** daß die Eröfnung des versiegelten Buchs ein Werk des prophetischen Amts Christi sey, und von ihm verrichtet werde, wenn er trefliche Ausleger der prophetischen Schriften in seiner Kirche erwecket, welche nicht nur die Weissagungen, die bereits ihre Erfüllung erreichet haben, sondern auch die, welche in Zukunft noch müssen erfüllet werden, verstehen und erklären können; damit, wenn sie traurige Schicksale enthalten, seine Kirche zum voraus mit Gedult, Glauben, Gebet und Standhaftigkeit dagegen gewafnet; im Fall es aber Verheissungen sind, mit Trost, Hoffnung, Freude und Danksagung zu GOtt erfüllet werde. Gemäß dieser Auffassung bezeichnet das versiegelte Buch überhaupt alle weissagende Schriften des A. und N. Testaments, insbesondere die Offenbahrung Johannis, und am nächsten den Theil derselben, der den Inhalt des versiegelten

* 2 Sam. 11. und 12. u. a. m.
** S. 269. 280-282. 288.

siegelten Buchs verfasset: es wird aber entsiegelt, wenn der oberste Prophet seinen Lehrjüngern das Verständniß öfnet, daß sie die göttlichen Vorherkündigungen verstehen; und, so oft eine an der Schwelle der Erfüllung steht, sie das hören und thun, was jedesmal bei der Eröfnung eines Siegels Johannes hörte und thate; und er mit diesen Worten auszudrücken pflegt: Ich hörte zu mir sagen; Komme und siehe; und ich sahe und siehe! * Gefällt nun jemanden diese Auslegung, oder will er wenigstens das prophetische Amt Christi bei seinem Königlichen hier gefüget wissen, so ist solches keinesweges unsrer Hauptmeinung entgegen. Denn Prophete ist Christus vornemlich nach seiner menschlichen Natur; und daß er vorzüglich zum Propheten in keiner andren, als in seiner menschlichen Natur mit dem Heil. Geist und wunderthätiger Kraft gesalbet sey, ** hat der Anhang dieses Theologen bereits durch mehr als eine gelehrte Schrift deutlich erwiesen.

§. 17.

Endlich und zum achten. In dem ganzen Kap. 5. der Offenbahrung steht nichts von Christo, das sich nicht am ersten und nächsten auf seine Menschheit beziehen solte. Dreimal heißt er das Lamm, das erwürget ist. *** Mit seinem Blut hat er erkauft, und zu geistlichen Königen und

* Offenb. 6, 1. 2. und w.
** Apostelgesch. 10, 38.
*** V. 6. 9. 12.

Priestern gemacht. * Dies ist das Verdienst; dies sind die Früchte des Leidens seiner Menschheit, wodurch er den Geist erworben, durch dessen Gaben und Gnadenwürkungen er seine Gläubigen zu geistlichen Königen und Priestern macht. Alles, was im Himmel, auf Erden, unter der Erden und im Meer ist, betet ihn an. ** Warum? Weil er durch Leiden, Tod und Auferstehung überwunden; weil er durch die Ueberwindung sich zur Oefnung des Buchs mit den sieben Siegeln würdig, und sein Volk zu Königen und Priestern gemacht. *** Folglich wird am nächsten seine menschliche Natur angebetet. Paulus ist hier unser bester Ausleger, der an die Philipper schreibt: † JEsus hat sich selbst geäussert, Knechtsgestalt angenommen; er hat sich selbst erniedrigt, und ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch GOtt über die massen erhöhet, und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen JEsu sich beugen sollen alle Knie derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erden sind, und alle Zungen bekennen, daß JEsus Christus der HErr sey zum Preis GOttes des Vaters. Durch eine richtige Schlußfolge

* V. 9. 10.
** V. 8. 9. und 11-13.
*** V. 9. 10.
† Kap. 2, 7-11.

folge wird dieser Sinn herausgebracht: Nach welcher Natur JEsus sich erniedrigt und gelitten hat, nach derselben ist er auch erhöhet, und die Ehre der allgemeinen Anbetung ihm wiederfahren. Nun aber hat er jenes nach seiner menschlichen Natur gethan: also ist auch dieses nach derselben menschlichen Natur ihm zu Theil geworden. Da nun alles andre, was in dem Kap. 5. der Offenb. steht, am ersten und am meisten auf Christi Menschheit sich bezieht, warum will man denn die einzige Wurzel Davids auf seine göttliche Natur bringen; besonders da der griechische Gebrauch verstattet, und nicht nur viele andre Schriftstellen, sondern auch der Zweck und Verband, worinn die Wurzel Davids hier befindlich ist, erfodern, daß man sie ebenfals von der Menschheit des Heilandes erkläre? Mit nächstem werde ich in einer besondren Schrift die Wurzel und das Geschlecht Davids, die Offenb. 22, 16. vorkommen, erläutern, und überführend zu beweisen suchen, daß auch damit die menschliche Natur unsers Erlösers hauptsächlich beäuget werde.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

II.

Anmerkungen über den Zustand des Menschen in seiner Kindheit.*

(Univers. Magaz. Ian. 1752. p. 4.)

Kann uns eine Sache einen Begrif von unserer Schwäche geben, so ist es derjenige Zustand, worinn wir uns unmittelbar nach der Geburt befinden. Ein Kind, das sich selbst nicht helfen kann, und noch nicht vermögend ist von seinen äusserlichen Sinnen und derselben Werkzeugen einigen Gebrauch zu machen, ist ein lebendiges Bild des Kummers und Elendes. Es ist in den ersten Augenblikken seines Lebens schwächer, denn irgend eins von allen Thieren; sein ungewisses und wankendes Leben drohet jeden Augenblick sich zu endigen; es kann sich selbst

* Ob zwar dieses Stück schon in dem Leipz. Allgem. Magaz. 2ten Theil Num. 8. sich abgedruckt befindet: so haben wir doch, da wir die Folge desselben mit ersten zu liefern gedenken, es unumgänglich nöthig erachtet, hier einzuschalten; vornemlich da es schon von uns übersetzt war, ehe wir wußten, daß es sich in eben gedachter Monatsschrift befände.

selbst weder unterhalten noch bewegen, und hat kaum so viel Kraft als nöthig ist zum blossen Seyn, und mit kläglichen Winseln und Schreien die Schmerzen, welche es fühlet, zu erkennen zu geben: als ob die Natur es erinnerte, daß es nur gebohren sey, um zu leiden und nur deswegen unter das menschliche Geschlecht gekommen wäre, um allein an ihren Schwachheiten und Schmerzen Theil zu nehmen. Lasset uns daher nicht zu gering achten, unsere Augen auf einen Zustand zu werfen, in welchem wir alle anfänglich gewesen sind; lasset uns uns selbst in der Wiege beschauen, und den Ekel überwinden, welcher aus einer genaueren Betrachtung der Sorge und Vorsicht, welche dieser Zustand erfordert, entstehen möchte; lasset uns untersuchen, durch welche Stuffen diese zärtliche Machine, dieser eben in die Welt angekommene, und kaum belebte Körper zur Bewegung, Festigkeit und endlich einer gesetzten Stärke gelange.

Der neugebohrne Mensch gehet aus einem Elemente in ein anderes. Da er aus dem Wasser kommt, welches ihn im Mutterleibe von allen Seiten umgab, findet er sich der Luft blos gestellet, und fühlet alsobald die Eindrücke dieser würksamen Flüßigkeit, indem die Luft auf die Geruchsnerven, und Werkzeuge des Athemholens würket. Diese Würkung verursachet eine Erschütterung und eine Art des Niesens, welches die Höle der Brust eröfnet, und der Luft einen freien Eintritt in die Lungen giebt. Die Luft erweitert und dehnet die Lungenbläsgen aus einander, und wird darinn

inn zu einem gewissen Grad erwärmet und verdünnet, wodurch es geschiehet, daß die gespanneten Fäsern vermittelst ihrer Federkraft auf diese leichte Flüßigkeit zurück drücken, und dieselbe aus den Lungen wieder heraus treiben. Das abwechselnde und beständige Athemholen ist eine wesentliche Verrichtung in dem Menschen ynd verschiedenen Gattungen der Thiere. Diese Bewegung erhält das Leben: wenn sie aufhöret, stirbt das Thier; so daß dies Athemholen, wenn es einmal angefangen, sich nicht eher endiget, als durch den Tod, und von der Zeit an, da das Kind Luft schöpfet, ununterbrochen fortfähret. Indessen kann man mit einigen Grunde fest stellen, daß das eiförmige Loch (foramen ovale) sich nicht alsobald bei der Geburt schliesse, und folglich noch ein Theil des Bluts fortfahre durch diese Oefnung zu dringen. Es kommt also nicht gleich anfangs alles Blut in die Lungen, und man könnte wahrscheinlicher massen ein jetztgebohrnes Kind eine geraume Zeit der Luft berauben, ohne daß es davon sterben müste.

Die Luft findet gemeiniglich bei ihrem ersten Eintritt in des Kindes Lungen einige Hinderniß, welche aus der in der Luftröhre versammleten Feuchtigkeit entstehet; und diese Verstopfung ist grösser oder geringer, nachdem diese Feuchtigkeit mehr oder weniger zähe ist. Aber nachdem das Kind gebohren ist, hebet es den Kopf in die Höhe, welcher vorwärts auf der Brust gelegen hatte, und verlängert durch diese Bewegung den Kanal der Luftröhre. Die Luft bekommt

durch

durch solche Verlängerung Eingang in diese Röhre; sie treibet die Säfte in die Lungen, und indem sie die Aeste dieses Eingeweides erweitert, vertheilet sie in derselben Zellen, die schleimigte Materie, welche ihrem Eintritt im Wege stunde. Das Uebrige dieser Feuchtigkeit wird bald durch einen frischen Zufluß der Luft ausgetrocknet; oder wenn das Kind Ungemach davon empfindet, huster es, und entlediget sich endlich durch einen Auswurf davon; wie man denn denselben aus seinem Munde fliessen siehet, weil es noch nicht stark genug ist, ihn auszuspeien.

Da wir uns von allen, was uns zu der Zeit begegnet, nichts erinnern, so können wir auch von der Empfindung, welche der Andrang der Luft auf ein jetzt gebohrnes Kind verursachet, nicht urtheilen. Nur scheinet das klägliche Wimmern und Schreien, welches man beim ersten Athemzug höret, ein gewisses Zeichen des Schmerzens zu seyn, welchen die Würkung der Luft bei ihm verursachet. Das Kind ist wenigstens, bis zum Augenblick der Geburt, zu einer gelinden Wärme, einer sanften und stillen Feuchtigkeit gewohnt, und man kann sich leichtlich vorstellen, daß die Würkung einer ungleich gemäßigten Flüßigkeit, die zarte Fäsern seines Körpers gar zu stark erschüttere. Wärme und Kälte scheinet es auf gleiche Weise zu rühren; es klaget, in welcher Stellung es sich auch befindet, und der Schmerz scheinet seine erste und einzige Empfindung zu seyn.

Den mehresten Thieren sind die Augen einige Tage

ge nach der Geburt geschlossen; ein Kind öfnet dieselbe, so bald es zur Welt gekommen: sie sind aber starre und dunkel. Man siehet noch nicht das Strahlende, welches man hernach daran wahrnimmt, noch die Bewegung welche mit dem Sehen gepaart gehet. Indessen scheinet es doch, daß das Licht, welches darauf fällt, einige Eindrücke mache; weil der Augapfel, welcher schon $1\frac{1}{2}$. oder 2. Linien im Durchmesser hat, sich bei einem stärkern oder schwächern Lichte zusammen ziehet oder erweitert. So daß man glauben solte, daß dasselbe schon eine Art der Empfindung verursache; allein diese ist noch sehr schwach. Das neugebohrne Kind unterscheidet nichts: denn die Augen, selbst, wenn sie sich bewegen, hesten sich auf keinen Gegenstand. Das Werkzeug ist noch unvollkommen, die Hornhaut ist runzlich, und muthmaßlich ist auch die netzförmige Haut noch zu weich, die Bilder der Gegenstände anzunehmen und die Empfindung eines deutlichen Scheins zuzulassen. Eben so scheinet es mit den übrigen Sinnen beschaffen zu seyn. Sie haben noch nicht denjenigen Grad der Festigkeit erlanget, welcher zu ihren Verrichtungen nothwendig ist. Ja wenn sie auch diese schon erlanget haben, so gehet noch eine gute Zeit drauf hin, ehe das Kind richtige und vollständige sinnliche Empfindungen bekommt. Die Sinnen sind eine Art von Instrumenten, deren Gebrauch man erlernen muß. Das Gesicht, welches uns das edelste und wunderbarste zu seyn deucht, ist doch der ungewisseste und betrüglichste Sinn, des-

sen

sen Empfindungen nur falsche Urtheile zuwege brin-
gen würden, wenn sie nicht alle Augenblicke durch das
Zeugniß des Gefühls verbessert würden. Dieser ist
der gewisseste Sinn, der Probierstein und die Regel
aller andern Sinne. Dieser allein ist den Thieren
schlechterdings wesentlich, es ist der allgemeine Sinn,
welcher sich über alle Theile des Körpers ausbreitet.
Bei dem allen ist auch dieser bei einem Kinde, in dem
Augenblicke der Geburt, noch nicht vollkommen. Es
giebt durch Winseln und Schreien Zeichen des
Schmerzens von sich; es hat aber nichts, womit es
Vergnügen ausdrücket. Es fängt nicht eher an zu
lächeln, als nach 40. Tagen, zu welcher Zeit es auch
erst zu weinen anhebet; denn vorher ist sein Winseln
und Wehklagen noch nicht mit Thränen begleitet.
Daher siehet man auch noch gar keine Merkmale der
Gemüthsbewegungen an dem Gesichte eines jetztge-
bohrnen Kindes; weil dessen Theile diejenige Festigkeit
und Ausdehnung noch nicht haben, welche die Em-
pfindung der Seelen auszudrücken, nothwendig er-
fodert wird. Alle übrigen Theile des Leibes haben,
weil sie noch schwach und zart sind, nur eine ungewisse
und unsichere Bewegung. Es kann nicht stehen, weil
seine Beine und Schenkel noch zu geschmeidig, wo-
zu sie im Leibe der Mutter gewöhnet sind. Es hat
nicht Kraft genug die Arme auszustrecken oder mit den
Händen etwas zu ergreifen. Würde man es ihm
selbst überlassen, es würde, ohne das geringste Vermö-

gen

gen sich aufzurichten, stille auf dem Rücken liegen bleiben.

Aus dem was jetzt gesaget worden, erhellet, daß derjenige Schmerz, welchen ein Kind in den ersten Tagen fühlet, und mit Winseln zu erkennen giebt, nichts anders sey als eine Empfindung, welche blos im Körper ihren Grund hat, eben wie bei den unvernünftigen Thieren, welche auch jammern, so bald sie gebohren sind; daß hergegen die Empfindungen der Seele nicht eher anfangen sich zu zeigen, als nach Verfliessung von 40. Tagen. Denn Lachen und Weinen werden von zwoen innerlichen Empfindungen gezeuget, welche beide in einer Würkung der Seele ihren Grund haben. Jenes ist eine angenehme Bewegung, welche nur aus dem Anblicke oder der Erinnerung eines bekannten und vergnügenden Gegenstandes entstehen kann. Dieses ist eine unangenehme Rührung, eine Mischung von Zärtlichkeit, und einer auf uns selbst zurückschlagenden Empfindung. Beide sind Leidenschaften, welche Kenntniß, Vergleichung und Ueberlegung vorausstellen. Deswegen sind Lachen und Weinen nur den Menschen eigene Zeichen das Vergnügen, und den Schmerzen der Seele auszudrücken; da Schreien, Verzuckungen und dergleichen Merkmale eines leiblichen Schmerzens oder Vergnügens dem Menschen mit den unvernünftigen Thieren gemein sind.

Um aber wieder auf die vornehmste Theile und Zufälle des Leibes zu kommen, so ist die Grösse eines Kindes,

des, welches in seiner vollen Zeit gebohren, gemeiniglich von 21. Zoll; doch giebt es nicht wenig, welche kleiner, und so gar etliche, die nur von 14. Zoll sind, obschon sie völlig neun Monate alt zur Welt gekommen. Andere hergegen haben noch mehr als 21. Zoll. Die Brust eines Kindes von 21. Zoll, hat in der Länge des Brustbeins etwa 3. Zoll, und nur 2. wenn die ganze Länge des Kindes nicht mehr als 14. Zoll hält. Im neunten Monate wieget die Frucht gemeiniglich 12. Pfund, und zuweilen 14. Der Kopf ist alsobald nach der Geburt grösser, in Vergleichung des übrigen Körpers; und diese Ungleichheit, welche in den ersten Monaten der Frucht noch grösser war, vergehet erst nach der ersten Stuffe der Kindheit. Die Haut eines neugebohrnen Kindes ist sehr fein, und von röthlicher Farbe, weil sie so durchsichtig ist, daß eine schwache Mischung der Blutfarbe herdurch scheinet. Man saget, daß je röthlicher die Haut eines Kindes gleich nach der Geburt ist, dieselbe mit der Zeit desto schöner und weisser werde.

Die Form des Leibes und dessen Gliedmassen bei einem Kinde ist nicht allzuregelmäßig. Alle Theile sind zu rund, sie sehen gar als geschwollen aus, selbst wenn das Kind sich gesund und wohl befindet. Nach dem dritten Tage wird es durchgehends gelblich, zu welcher Zeit sich auch Milch in des Kindes Brüsten einstellet, welche mit den Fingern muß ausgedrücket werden. Das Ueberflüßige der Säfte, und die Aufblehung aller Theile des Leibes nimmt, nach dem

Maasse, wie das Kind zunimmt, stuffenweise ab.

Bei einigen neugebohrnen Kindern bemerket man einen Puls an der Oefnung auf dem Scheitel des Kopfes, und man kann in jedem die Schläge der Höhlen oder Schlagadern des Gehirns fühlen, wenn man die Hand darauf leget. Ueber dieser Oefnung hat sich eine Kruste oder grindartige Rinde gesetzet, welche zuweilen sehr dick ist, und mit einer Bürste muß gerieben werden, um dieselbe beim Truckenwerden nach und nach weg zu bringen. Es scheinet, daß diese über der Oefnung der Hirnschale gewachsene Materie eine Aehnlichkeit habe mit den Hörnern der Thiere, als welche ebenfals an einer Oefnung der Hirnschale und des Gehirns selbst entstehen.

Das Wasser in dem innern Schaafhäutlein, (amnium) hinterläßt auf dem Kinde eine weisse schleimigte Feuchtigkeit, welche zuweilen so zähe ist, daß man genöthiget ist, sie mit einem gelinden Nasse einzuweichen, um sie weg zu schaffen. Wir haben allezeit die kluge Vorsichtigkeit, das Kind nicht anders als mit lauwarmen Wasser zu waschen: indessen giebt es ganze Nationen, selbst unter den allerkältesten Himmelsstrichen, die ihre Kinder, so bald sie gebohren sind, in kalt Wasser stecken, ohne daß denselben daraus der geringste Nachtheil entstehen solte. Ja man sagt, die Lappländer lassen die Kinder so lange in Schnee liegen, bis sie von der Kälte fast erstarret, worauf sie dieselbe in warmen Wasser baden, und lassen sie

nach

nach der Geburt nicht gleich waschen. Auf dieselbe Art waschen sie dieselbe im ersten Jahre täglich dreimal; in den folgenden Jahren baden sie dieselben wöchentlich dreimal mit kalten Wasser. Die nördlichen Völker glauben, daß kalte Bäder den Menschen stärker und härter machen, und darum gewöhnen sie die Kinder gleich anfangs dazu. Die Wahrheit zu sagen, wir wissen nicht genugsam, wie weit die Kraft der Gewohnheit gehe, was vermöge derselben unser Körper ertragen, gewinnen oder verliehren könne. Die Indianer z. E. auf der Erdenge in Amerika tauchen sich ohne Gefahr in kalt Wasser, sich abzukühlen, wenn sie schwitzen: die Weiber stürzen sich hinein, wenn sie trunken sind, um den Rausch desto eher zu vertreiben: die Mütter baden sich mit den Kindern darinn alsobald nach der Geburt, welches bei uns für die allergefährlichste Sache würde angesehen werden. Diese Weiber sterben selten an den Folgen des Wochenbettes, da wir bei uns, ungeachtet aller unsrer Sorgfalt, eine grosse Menge daran sterben sehen.

Einige Minuten nach der Geburt läßt das Kind sein Wasser; und dieses geschiehet gemeiniglich, wenn es die Wärme des Feuers fühlet. Zuweilen folget auch zu gleicher Zeit der Erbunflath (meconium) oder die Abführung, welche sich, währender Zeit es im Mutterleibe gelegen, in ihm gesammlet hat. Diese Abführung geschiehet nicht allezeit gleich frühe; sie bleibet oft etwas nach; wenn sie aber am ersten Tage nicht erfolget, so ist zu befürchten, daß das Kind sich

übel befinden und mit Leibschmerzen werde gequälet werden, in welchem Falle man sich bemühen muß, die Abführung zu befördern. Diese Unreinigkeit ist von schwärzlicher Farbe, und daß das Kind völlig davon gereiniget worden, erkennet man an der Verschiedenheit der Farben der darauf folgenden Abführung, als welche gelblich wird. Diese Veränderung ereignet sich gemeiniglich des andern oder dritten Tages, da auch der Geruch viel wiedriger ist als von der ersten Unreinigkeit; welches erweiset, daß die Galle und scharfen Säfte des Leibes sich mit einander zu mischen anfangen.

Diese Wahrnehmung scheinet dasjenige zu bestätigen, was man in Ansehung der Art, wie die Frucht genähret wird, angemerket hat. Es ist daher klar, daß die Nahrung vermittelst einer innerlichen Zuführung geschehen müsse, und das Kind keine Nahrung durch den Mund empfange. Dies scheinet zu erweisen, daß der Magen und die Gedärme in der Frucht keine andere Verrichtung, wenigstens keine dergleichen, als sie hernach haben, wenn das Athemholen angefangen hat dem Zwergfelle und den übrigen innerlichen Theilen, worauf es würket, Bewegung zu geben. Denn nach dieser Zeit geschiehet es erst, daß die Verdauung und Mischung der Galle und des Gekrösdrüsensaftes mit der Nahrung, welche der Magen in die Gedärme schicket, ihre Verrichtungen anfangen. Die Absonderung der Galle und des Gekrösdrüsensaftes gehet zwar vor in der Frucht; allein diese Säfte bleiben zu der Zeit noch

in ihren Behältnissen, und gehen nicht in die Gedärme, als welche eben, wie der Magen, in Absicht auf die darinn enthaltene Nahrung oder Unrath ohne die geringste Bewegung oder Würksamkeit bleiben. Wir lassen das Kind nicht alsobald, nachdem es auf die Welt gekommen, saugen, sondern geben ihm vorher Zeit, sich der Feuchtigkeit und schleimigten Materie, die im Magen ist, wie auch des ersten Unraths in den Gedärmen zu entledigen. Diese Feuchtigkeiten könnten die Milch gerinnen machen, und böse Folgen nach sich ziehen. Wir geben demselben darum zuerst ein wenig mit Zucker versüsseten Wein, um den Magen zu stärken und die Abführungen zu befördern, welche das Kind bequem machen, Nahrung zu empfangen und zu verdauen, daß es also, nicht eher als nach Verlauf 10. oder 12. Stunden nach der Geburt zum erstenmale darf an die Brust geleget werden.

Kaum ist das Kind aus seiner Mutter Leibe, kaum hat es Freiheit bekommen, sich zu bewegen, und seine Gliedmassen auszustrecken, so leget man ihm neue Fessel an. Man wickelt es ein; es muß liegen mit steifgebundenen Nacken, ausgestreckten Beinen und an beiden Seiten befestigten Armen; man packet es in allerlei Tücher und Windeln, daß es sich nicht regen kann. Es mag von Glücke sagen, wenn man es nicht so stark zuschnüret, daß ihm das Athemholen benommen wird, und wenn man noch so vorsichtig ist, es auf die Seite zu legen, damit das Wasser, welches durch den Mund muß abgeführet werden, von selbst wegfliessen

könne: weil es das Vermögen nicht hat den Kopf auf die Seite zu drehen, um solchen Abfluß zu befördern. Handeln diejenigen Völker, welche ihre Kinder nicht einwickeln, sondern sich begnügen dieselbe zu bedecken und bequemlich zu kleiden, nicht klüger als wir? Die Siameser, Japaneser, Indianer, die Schwarzen, die Wilden in Canada, Virginien, Brasilien und mehresten Eingebohrnen in Südamerica legen ihre Kinder nackt auf Betten von Baumwolle, oder in eine Art Wiegen, welche mit ungegerbten Häuten bedecket und geziert sind. Ich halte dafür, daß diese Gewohnheit nicht so viel schädliches nach sich ziehet, als die unsrige. Denn beim Einwickeln kann man nicht wohl umhin, die Kinder so enge zusammen zu schnüren, daß sie nothwendig Schmerzen davon empfinden müssen, und sie können durch die Gewalt, so sie sich anthun, sich los zu machen, den Bau ihres Leibes leichter verderben, als durch die schlimmsten Stellungen, welche sie bei völliger Freiheit annehmen können. Man kann die Bänder und Windeln mit den Schnürbrüsten vergleichen, worinn man die jungen Mädgen stekket. Dieser Panzer, dieses unbequeme Stück der Kleidung, welches man erfunden hat, einen geraden Leib zu erhalten, und zu verhindern, daß die Kinder nicht krumm wachsen, verursachet mehr Schaden und Mißgestalten, als es verhindert.

Wenn die Bewegung, welche die Kinder in den Windeln machen, Unglück nach sich ziehen kann; so wird nicht weniger das stille liegen, wozu sie in dieser Stel-

Stellung gezwungen werden, ihnen höchst schädlich seyn. Der Mangel genugsamer Leibesbewegung muß den Wachsthum der Glieder zurück halten, und der Stärke des Leibes hinderlich fallen. Kinder, welche die Freiheit haben ihre Glieder nach eigenen Gefallen zu bewegen, sind gemeiniglich stärker, als diejenigen, welche eingewikkelt sind. Aus der Ursache liessen die alten Peruaner ihren Kindern die Arme frei in weiten Windeln, und wenn sie auch diese ihnen abnahmen, setzten sie dieselbe bis zur Hälfte des Leibes los in eine in der Erde gemachte Grube, welche umher mit leinen Tüchern bedecket war, so daß sie ihre Freiheit hatten den Kopf zu bewegen, und den Leib zu beugen wie sie wolten, ohne daß sie Gefahr liefen zu fallen, oder sich zu beschädigen. So bald sie auf den Füssen stehen konnten, zeigeten sie ihnen in einer kleinen Entfernung die Brust, um sie zum Gehen anzureizen. Die jungen Negern müssen es sich zuweilen noch saurer werden lassen, zu ihrer Brust zu kommen. Sie klemmen sich mit ihren Knien und Füssen an das Bein ihrer Mutter, und wissen sich daran so fest zu halten, daß sie ohne Beihülfe von der Hand der Mutter, hinauf klettern. Sie hängen sich mit ihren eignen Händen an die Brust, und saugen ungestöhret, ohne zu fallen, immer fort, ungeachtet der verschiedenen Bewegungen, welche die Mutter machet, indem dieselbe stets bei ihrer gewöhnlichen Arbeit bleibet. Diese Kinder fangen nach zweien Monaten an zu gehen, oder vielmehr auf allen vieren zu kriechen, wo-

durch sie eine Fertigkeit bekommen, in dieser Stellung fast eben so geschwinde zu laufen, als auf den Beinen.

Neugebohrne Kinder schlafen viel, aber ihr Schlaf wird oft unterbrochen: sie müssen auch oft Nahrung zu sich nehmen. Man giebt ihnen die Brust des Tages alle zwo Stunden, des Nachtes aber so oft sie erwachen. In den ersten Tagen schlafen sie fast den ganzen Tag und die ganze Nacht; ja es scheinet, daß nichts als Hunger oder Schmerz sie erwecken, weil Winseln und Schreien fast allezeit auf ihr Erwachen folget. Da sie gezwungen sind in der Wiege in einerlei Stellung liegen zu bleiben, auch allezeit in den Windeln enge gebunden sind, so muß diese Stellung, wenn sie eine Weile darinn gewesen, Ermüdung und Pein verursachen. Sie werden naß und oft kalt von ihren Unreinigkeiten, deren Schärfe ihre feine und zarte, mithin sehr empfindliche Haut verletzet. In diesem Zustande kann das Kind sich selbst wenig oder nichts helfen, und weiter nichts thun als mit Winseln um Hülfe rufen. Man muß derohalben mit der grössesten Aufmerksamkeit ihnen zu helfen sich angelegen seyn lassen, oder vielmehr diesen Ungemächlichkeiten zuvor kommen, indem man einige ihrer Tücher des Tages zwei oder dreimal, ja auch des Nachts verwechselt. Diese Vorsicht ist so nothwendig, daß auch sogar die wildesten Völker darauf aufmerksam sind. Denn ob sie zwar keine Leinwand haben, und die Tücher nicht so oft als wir verändern können, so ersetzen sie diesen Mangel damit, daß sie an bequemen Oertern aller-

allerlei weiches Zeug hinlegen, damit sie solches stets in Vorrath haben. In den nördlichen Ländern von Amerika bedecken sie den Boden der Wiege mit einem guten Theile Staubes von wurmstichigen oder verfaulten Holze: darauf legen sie die Kinder, und bedecken dieselbe mit Häuten. Sie behaupten diese Art Betten seyn so weich und sanft als Pflaumfedern; wiewol diese Gewohnheit nicht so sehr der Zärtlichkeit der Kinder zu schmeicheln, als vielmehr ihre Gesundheit zu erhalten, eingeführet ist. Wenigstens dieser Staub ziehet die Feuchtigkeit in sich, und wird von Zeit zu Zeit erneuert. In Virginien bindet man die Kinder nackt auf ein mit Baumwolle bedecktes Brett, in welchem ein Loch zur Abführung der Unreinigkeiten gemachet ist. Doch die Kälte unsers Landes läßt uns an Einführung dieser Gewohnheit nicht gedenken, obwol dieselbe in den Morgenländern, und besonders in der Türkei fast allgemein ist. Diese Vorsicht befreiet sie von aller Sorge, und ist allezeit der sicherste Weg, der gewöhnlichen Nachläßigkeit der Säugammen vorzubeugen.

Allein die Zärtlichkeit einer Mutter ist fähig eine solche stetige Wachsamkeit, und diese kleinen so nothwendigen Sorgen auf sich zu nehmen. Kann man dieses von gedungenen und unwissenden Kinderwärterinnen erwarten?

Einige dieser Leute lassen die ihnen anvertrauten Kinder ganze Stunden liegen, ohne sich um dieselbe zu bekümmern; andere sind so grausam, daß sie von derselben

ben Wehklagen im geringsten nicht gerühret werden; wodurch diese unglücklichen kleinen Geschöpfe in eine Art der Verzweifelung gerathen. Sie sträuben sich aus allen Kräften, und schreien so lange sie können, welche Anstrengung endlich böse Zufälle verursachen, wenigstens die Kinder sehr abmatten und niederschlagen muß, welches nicht nur ihre Gesundheit angreifet, sondern auch einen schädlichen Einfluß auf ihre Gemüthskräfte hat. Es ist eine böse Gewohnheit, womit gleichgültige und faule Wärterinnen den Kindern grossen Schaden thun, daß sie, statt denselben würklich zu helfen, nur die Wiege stark rühren. Diese Bewegung würket eine Zerstreuung, wodurch sie stille werden; und wenn dieses Rütteln und Schütteln fortgesetzet wird, werden sie betäubet und fallen zuletzt in den Schlaf. Allein dieser erzwungene Schlaf hilft nur eine kurze Zeit und hebet den Grund des gegenwärtigen Uebels nicht. Es kann im Gegentheil ein würkliches Uebel aus den allzulangen Wiegen entstehen: denn es verursachet Erbrechen, und es ist anbei zu fürchten, daß solches Schütteln ihr Gehirn zu stark angreifen, und allerlei Unordnung darinn anrichten werde.

Ehe man die Kinder wieget, muß man versichert seyn, daß ihnen nichts fehle: auch müssen sie nicht zu stark gewieget werden. Findet man, daß sie nicht genug geschlafen, so ist ein langsames und stetes gleiches Wiegen hinlänglich sie einzuschläfern. Sie müssen also nur selten gewieget werden; denn wenn sie

einmal

einmal dazu gewöhnet sind, lassen sie sich auf keine andere Art in den Schlaf bringen. Damit ihre Gesundheit gut bleibe, muß ihr Schlaf natürlich und lang seyn. Solten sie aber gar zu viel schlafen, so ist zu fürchten, daß ihre Leibesbeschaffenheit darunter leiden werde. Man muß sie derowegen aus der Wiegen nehmen, und durch gelindes Zupfen wacker machen, ihnen sanfte und angenehme Töne hören, auch glänzende und bunte Sachen sehen lassen. In diesem Alter bekommen sie die ersten Eindrükke der Sinnen, welche, ohne Wiederspruch, von mehrerm Gewichte für ihre ganze folgende Lebenszeit sind, als man gemeiniglich glaubet.

Die Augen eines Kindes sind allezeit nach der hellesten Seite des Ortes, wo es sich befindet, gerichtet; und wenn also nur eines dahin sehen kann, so wird das andere aus Mangel gleicher Uebung auch nicht gleiche Stärke erlangen. Diesem Uebel vorzukommen, muß die Wiege so gesetzet werden, daß das Licht, es möge von einem Fenster oder einer Kerze kommen, von den Füssen her auf sie falle. In dieser Stellung werden beide Augen das Licht zugleich empfangen, und durch die Uebung einen gleichen Grad der Stärke bekommen.

Die Amme muß in den beiden ersten Monaten dem Kinde keine andere Nahrung geben, als die Milch ihrer Brust: ja billig solte es auch in dem dritten und vierten Monate nichts anders geniessen, vornemlich wenn es von schwacher und zarter Leibesbeschaffenheit ist.

ist. Es mag aber ein Kind so stark seyn als es will, so kann viel Uebels daraus entstehen, wenn man demselben vor Endigung des ersten Monates andere Nahrung giebt, als der Ammen Milch. In Holland, Italien, der Türkei, und in der ganzen Levante, giebt man den Kindern ein ganzes Jahr lang nichts als die Brust. Die Wilden in Canada säugen sie bis ins vierte oder fünfte, ja zuweilen ins sechste und siebende Jahr. Da in Frankreich die meisten Ammen nicht Milch genug für die Kinder haben, geben sie ihnen statt dessen einen Brei von Mehl und Milch, sogar alsobald nach der Geburt. Dieses Futter stillet freilich den Hunger: gleichwie aber der Magen und die Gedärme solcher Kinder kaum geöfnet, und noch zu schwach sind eine so grobe und schleimigte Nahrung zu verdauen, so bekommt es ihnen übel, und sie sterben zuweilen von Unverdaulichkeit.

In Ermangelung der Muttermilch, kann man sich der Milch von Thieren bedienen. Will es den Ammen in gewissen Fällen an Milch gebrechen, oder ist zu befürchten, daß daher dem Kinde einige Gefahr entstehen möchte, so kann es mit der Brust eines Thieres gesäuget werden, damit es die Milch in einem allzeit gleichen und gebührenden Grad der Wärme bekomme, und vornemlich damit des Kindes eigner Speichel sich mit der Milch vermenge, die Dauung zu befördern; gleichwie solches bei dem Saugen geschiehet. Denn wie die Muskeln alsdenn in Bewegung sind, so drücken sie den Speichel aus den Drüsen und andern

Gefäs-

Gefässen. Ich kenne Bauren auf dem Lande, welche ein Schaaf statt der Säugamme gehabt, und so frisch und hart sind, als andere. Wenn das Kind nach zween oder dreien Monaten etwas mehr Stärke bekommen, fängt man an ihm etwas stärkere Speise zu geben. Man backet aus Mehl und Milch eine Art von Brod, welches den Magen des Kindes nach und nach gewöhnet zu dem gemeinen Brodte, und anderen Speisen, womit es hernach genähret werden muß.

Damit sie zum Gebrauche starker Speisen geschickt werden, muß das Flüßige staffelweise verdicket werden: so daß man ihnen zuerst Mehl in Milch gekochet, und hernach Brodt in einem bequemen Nasse eingeweichet gebe. Im ersten Jahre sind die Kinder noch unbequem zum Kauen. Ihnen fehlen die Zähne, und sie haben bishero nur eine Anlage davon, welche in einem so weichen Zahnfleische eingewickelt sind, daß sie wegen ihres schwachen Wiederstandes gar keine Würkung auf härtere Speisen thun. Wir sehen, daß einige Ammen, besonders unter dem gemeinen Volke, den Kindern die Speisen kauen, und so hinunter schlucken lassen. Wir müssen, ehe wir diese Gewohnheit verwerfen, den Ekel bei Seite setzen, und gedenken, daß Kinder in solchem Alter keinen Begrif davon haben: wie sie denn eben so begierig sind, ihre Nahrung aus dem Munde, als aus der Brust zu empfangen. Es scheinet vielmehr, daß die Natur selbst diesen Gebrauch in vielen weit von einander gelegenen Ländern eingeführet habe; indem derselbe in Italien,

lien, der Türkei und fast ganz Asien herrschet. Wir finden ihn in America, den Antillischen Inseln, Canada u. s. f. Ich halte dafür, daß es den Kindern sehr dienlich und für ihren Zustand ungemein gefügt sey. Denn dies ist das einzige Mittel ihren Magen mit so vielem Speichel zu versehen, als zur Verdauung stärkerer Speise erfordert wird. Wenn die Amme das Brod kauet, wird es von ihrem Speichel durchfeuchtet, und dadurch zu einer weit bessern Nahrung zubereitet, als wenn es in irgend einem andern Nasse eingeweichet wäre. Doch ist diese Vorsicht nicht länger nöthig, als bis die Kinder sich ihrer eignen Zähne bedienen, die Speisen selbst kauen, und mit ihrem eigenen Speichel anfeuchten können.

Der Zähne, welche man incisores Schneidezähne nennet, giebts acht, wovon viere den forderſten Raum jeder Kinnlade besetzen. Diese sind die ersten, welche ihre Spitzen zeigen, welches gemeiniglich nicht vor dem siebenden Monate, doch auch oft im achten und zehenden, zuweilen erst am Ende des ersten Jahres geschiehet. Manchmal brechen sie ausserordentlich frühe hervor; man siehet nicht selten Kinder mit Zähnen auf die Welt kommen, welche groß genug sind ihrer Ammen Brüste zu zerbeissen. Ja man hat vollständige Zähne in ungebohrnen Kindern eine geraume Weile vor der ordentlichen Zeit ihrer Geburt wahrgenommen.

Die erste Anlage oder Knospe des Zahns, ist anfänglich in dem alveolo oder Kinnlade eingeschlossen,

und

und mit dem Zahnfleische bedecket; beim Wachsen schiesset er Wurzeln in dem untersten Theil der Kinnlade, und wächst im Zahnfleisch hinauf. Der obere Theil drücket nach und nach gegen diese fleischigte Haut, und dehnet dieselbe so lange aus, bis er sie aufsprengen und herdurch brechen kann. Obwol dieses eine Verrichtung der Natur ist, so geschiehet sie doch nicht nach den gewöhnlichen Gesetzen der Natur, als welche allezeit in dem menschlichen Körper würket ohne die geringste Pein, ja ohne einige Empfindung zu verursachen: in diesem Falle aber hat der Zahn einen so heftigen und schmerzlichen Drang, daß er Weinen und Schreien, ja zuweilen gefährliche Folgen nach sich ziehet. Anfänglich verlieren die Kinder ihre Munterkeit und Lebhaftigkeit; sie werden murrisch und unruhig; zugleich wird das Zahnfleisch roth und geschwollen, endlich aber weiß, wenn der Druck so stark geworden, daß er den Lauf des Blutes in seinen Gefässen schon gehemmet hat. Sie stecken alle Augenblicke den Finger in den Mund, um das Jücken, so sie darinn empfinden, zu lindern. Man giebt ihnen einige Erleichterung, wenn man die Spitze ihres Klapperzeugs mit einem Gebisse von Elfenbein, Corallen, oder einer andern harten und polirten Materie besetzet. Diese stecken sie selbst in den Mund, und halten es zwischen dem Zahnfleische an der schmerzenden Stelle fest. Dieser dem Andrange des Zahns entgegen gesetzte Druck, giebt dem Zahnfleische einige Linderung, und stillet die Pein auf einen Augenblick. Es träget

get auch etwas bei, die Haut des Zahnfleisches dünner zu machen, welche, indem sie von beiden Seiten gedrücket wird, desto leichter durchbricht, wiewol dieses Durchbrechen oft nicht ohne grosse Schmerzen und Gefahr geschiehet. Die Natur wendet hier ihre Stärke gegen sich selbst an. Wenn das Zahnfleisch stärker als gewöhnlich ist wegen der Festigkeit der Fäsern, womit es durchwebet ist; so wiederstehet es dem Drucke des Zahns viel länger. Der Drang ist in diesem Falle so groß, daß er eine Entzündung mit allen dieselbe begleitenden Zufällen nach sich ziehet, worauf oft der Tod folget. Diesem Uebel vorzukommen, muß man die Kunst zu Hülfe nehmen. Man schneidet das Fleisch über dem Zahn auf, und durch diese kleine Operation wird die Spannung und Entzündung des Zahnfleisches hinweg genommen, und der Zahn findet einen offenen Weg.

Die Hundszähne canini genannt, stehen dichte an den Schneidezähnen incisores. Sie sind viere an der Zahl, und kommen gemeiniglich im neunten oder zehenden Monate zum Vorschein. Am Ende des ersten, oder in dem zweiten Jahre zeigen sich sechszehn andere Zähne, welche Backenzähne molares genannt werden, viere bei einem jeglichen Hundszahne. Die Zeit, worinn diese Zähne zum Vorschein kommen, ist verschieden; man sagt, daß die im obern Zahnbeine gemeiniglich am ersten kommen; allein zuweilen erscheinen sie später, als die im untern.

Die Schneide- und Hundszähne, und vier forder-

sten

sten Backenzähne fallen, nach einem Gesetze der Natur, im fünften, sechsten oder siebenden Jahre weg; sie werden aber von andern ersetzet, welche im siebenden Jahre hervor kommen; oft geschiehet es später; zuweilen kommen sie nicht eher als mit dem Anfange der Mannbarkeit. Das Ausfallen dieser Zähne wird verursachet durch eine Entwickelung einer zweiten Anlage im Grunde der Kinnlade, welche durch ihren Wachsthum die erstern heraus stösset. Gleichwie diese Anlage den übrigen Backenzähnen fehlet, so fallen diese nicht anders als zufälliger Weise aus, und ihr Verlust wird fast nimmer ersetzet.

Ausser diesen giebt es noch vier andere Zähne am äussersten Ende der beiden Kinnbacken. Diese fehlen sehr vielen Menschen, und sie entwickeln sich viel später als die übrigen; immassen sie selten eher als in den mannbaren Jahren, und oft noch später erscheinen; woher sie den Namen der Weisheitszähne bekommen haben. Sie kommen nach einander, oder auch wohl zween zugleich, ohne Ordnung bald unten bald oben; und die Zahl der Zähne ist überhaupt aus keiner andern Ursache verschieden, als weil die Weisheitszähne nicht allezeit in gleicher Anzahl vorhanden sind. Daher ist es, daß der Unterscheid der Zähne in allen von acht und zwanzig bis zwei und dreißig ist. Einige meinen, daß die Frauen gemeiniglich weniger denn die Männer haben.

Es giebt Schriftsteller, welche behaupten, die Zähne würden die ganze Lebenszeit eines Menschen wach-

sen, und, wie bei gewissen Thieren, mit den Jahren immer länger werden, wenn nicht das Reiben der Speisen sie beständig abschliffe. Allein dieser Meinung scheinet die Erfahrung zu wiedersprechen. Dann diejenigen Völker, welche einzig und allein von flüßiger Nahrung leben, haben keine längere Zähne, als die, welche harte Speisen essen: und wenn etwas die Zähne abnutzen kann, so wird es nicht so sehr das Reiben der Speisen, als vielmehr ihr gegenseitiges Reiben auf einander thun. Ueberdem kann man sich in Ansehung des Wachsthums der Zähne bei gewissen Thieren darinn geirret haben, daß man ihre Zähne mit den Waffen ihrer Beschützung vermischet hat. Zum Exempel die Hauer eines wilden Schweines wachsen die ganze Lebenszeit dieses Thieres, eben wie bei dem Elefanten: allein daraus folget nicht, daß ihre Zähne noch fortfahren zu wachsen, nachdem sie schon zu ihrer ordentlichen Grösse gelanget sind. Diese Schützwaffen kommen mehr mit den Hörnern, als mit den Zähnen überein.

Die ersten Zähne sind nicht von so fester Materie als die folgenden; sie haben auch nur sehr kleine Wurzeln, und sind in der Kinnlade nicht umgewachsen, weswegen sie sehr leicht losgemachet werden.

Wenn man junge Kinder gar zu heftig und zu lange schreien läßt, so verursachet dieses starke Angreifen ihrer selbst Brüche, welchen man alsobald mit der gröfsesten Sorgfalt durch einen Band helfen muß. Sie werden dadurch gar leicht geheilet; ist man aber bei

diesem

diesem Uebel nachläßig, so laufen sie Gefahr, es Lebenslang zu tragen. Was die den Kindern eigne Krankheiten betrift, so will ich dabei nur allein dieses erinnern, daß die Würmer und alle daraus entstehende Krankheiten, denen sie unterworfen sind, von der Beschaffenheit ihrer Nahrung entstehen. Die Milch ist eine Art des Nahrungssafts, eine geläuterte Speise, und enthält also mehr würklich nahrhaftes, mehr organische und den Wachsthum befördernde Materie, (organical and auretory matter) welche, wenn sie nicht von dem Magen des Kindes zur Ernährung und zum Wachsthum seines Körpers verdauet wird, kraft des ihr eigenthümlich würksamen Grundes, andere Formen annimmt, und belebte Cörper oder Würmer in so grosser Menge zeuget, daß des Kindes Leben dadurch oft in Gefahr gesetzet wird. Vermuthlich würde man den bösen Würkungen der Würmer in etwas vorbeugen können, wenn man die Kinder von Zeit zu Zeit ein wenig Wein trinken liesse: denn alle gegohrne Säfte wiederstehen ihrer Erzeugung. Sie haben sehr wenig organische und nährende Theile, und wenn der Wein Stärke giebt, so geschiehet es durch sein Würken auf die festen Theile: er stärket den Leib mehr als er ihn nähret. Dabeneben lieben die meisten Kinder den Wein, oder lernen wenigstens ihn gar bald trinken.

Wie zärtlich wir nun auch in unserer Kindheit sind, so greift uns doch die Kälte in derselben nicht so empfindlich an, als in allen übrigen Stuffen unsers Le-

bens. Die innerliche Hitze ist da unsichtbarlich grösser. Man weiß, daß der Puls bei Kindern viel geschwinder ist, als bei Erwachsenen, und diese Anmerkung kann uns allein hinlänglich überzeugen, daß ihre Hitze in gleicher Verhältniß grösser seyn müsse. Aus demselben Grunde ist kein Zweifel, alle kleinere Thiere haben mehr Hitze als grössere, indem der Pulsschlag des Herzens und der Pulsadern so viel geschwinder gehet, als das Thier kleiner ist. Man nimmt dieses sowol in verschiedenen, als derselben Art der Thiere wahr. Der Puls eines Kindes, oder eines Menschen von kleiner Statur ist geschwinder, als eines erwachsenen, oder grossen Menschen. Der Puls eines Ochsen gehet langsamer als eines Menschen, eines Hundes aber geschwinder: in dem Herzen eines noch kleinern Thieres aber, z. E. eines Sperlings ꝛc. folgen die Schläge so schnell auf einander, daß man sie kaum zählen kann.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

III.

Thom. Hare

Abhandlung

daß durch

das Thier und die Zahl 666. in der Offenbahrung Johannis 13. und 17. Kap. der Kaiser von China und dessen Reich verstanden werde.

(Gentl. Magaz. 1753. Febr. p. 89.)

Der Herr Paul Gemsege hat von einigen erdichteten Namen, die in alten Zeiten in griechischer Sprache geschrieben wurden; und deren Buchstaben, als Zahlen betrachtet, die Zahl der Tage im Jahr ausmachen, Nachricht gegeben. Man hat im Gegentheil bemerket, daß der göttliche Urheber des Mystischen Buches der Offenbahrung eine gegebene Zahl vorschlägt, um den würklichen Namen des merkwürdigen Thieres, oder Antichrists, der in den letzten Tagen entstehen, und Schrecken und Verwüstung über dem ganzen Erdboden ausbreiten wird, ausfindig zu machen. Dieses ist eine Aufgabe, de-

ren Auflösung von grossem Nutzen, sowol zur klaren Entdeckung dieser fürchterlichen Macht, als auch zur Bestätigung der Wahrheit und Prophezeiung der Schrift seyn kann. Die Gelehrten, so viel deren diesen Punkt auszuforschen sich bisher bemühet, haben, so viel ich weiß, weder wahrscheinliche noch annehmliche Muthmassungen davon gegeben. Ob nun dasjenige, was folgen wird, so sey oder nicht, will ich klügern und sinnreichern Männern zu entscheiden überlassen. So viel ist gewiß, daß ein grosses Reich, ich meine China, in der Welt ist, dessen Name eigentlich mit griechischen Buchstaben (nemlich χεινα * mit ει) geschrieben, die gemeldete Zahl 666. des Apostels Johannis giebt.

χ	600
ε	5
ι	10
ν	50
α	1
	666

Man kann einwerfen, durch das Thier in den Offenbahrungen werde eine Person, ein Beherrscher eines Volks, und nicht das Volk selbst verstanden; worauf ich antworte, daß durch das Thier verschiedene Regenten, die einander gleich sind, und einerlei Form und Regierungsart behaupten, verstanden zu werden

* So heißt *Nilus* im Griechischen Νειλος, *Crocodilus* Κροκοδειλος &c.

werden scheinen, die meiner Meinung nach, nicht besser als überhaupt durch den beständigen allgemeinen Namen des Volks, das von denselben beherrschet wird, bezeichnet werden können.

Der Name eines Landes wird sowol von den heiligen als weltlichen Schriftstellern oft für das Volk, das darinnen wohnet, und was mehr ist, absonderlich für die Regenten und Beherrscher desselben, gesetzet.

Dabeneben sagt man, daß ehedem würklich ein alter Kaiser in China, China genannt, gewesen, der dem Lande den Namen gegeben hat; und so wäre es nichts seltsames, wenn andere Kaiser desselben Namens daher entstünden.

Ich könnte über diesen Gegenstand weiter gehen, durch Beobachtung, daß das Thier in der Offenbahrung seine Macht von dem Drachen empfangen soll, daß der Kaiser von China einen Drachen in seinem Wapen führe, daß die Chineser denselben als ihren vornehmsten Zierrath in der Mahlerei und Bildhauerei gebrauchen. Im folgenden werde ich mit mehrern davon reden. 1753. 14. Febr. N. S. Wir finden bei dem Ant. Texeira, (der eine Geschichte von Persien aus dem Arabischen ins Spanische übersetzte, welche Capitain Strevens Englisch gegeben,) daß die ganze Tartarei, Kathay, und alles Land jenseits der Provinz Maurenahar, von den Russen Chin genennet werde.

Desselben fernere Erklärung des vorigen, mit einer Auslegung des 13ten Kap. der Offenb. Joh.

(Gentl. Mag. Merz 1753. p. 116.)

Ich habe der Sache, wovon ich neulich schrieb, weiter nachgedacht, und bin von der Wahrscheinlichkeit dessen, was ich schon erinnert, vollkommen überzeuget, daß nemlich China das Thier sey, wovon im 13ten Kapitel der Offenbahrung gehandelt wird. Um nun meine Ursachen dieser Ueberzeugung wegen in ein kläreres Licht zu setzen, so will ich jeden Vers dieses Kapitels niederschreiben, und nach jedem Vers, so oft Gelegenheit seyn wird, eine Vergleichung anstellen, und kürzlich beweisen, wie genau die Umstände, die hier aufgezählet werden, mit der Regierung und dem Staat von China nach den Berichten, die davon uns bisher sind überliefert worden, überein kommen. Was diejenigen Theile der Prophezeiung betrift, die sich auf Dinge, die noch zukünftig sind, beziehen; so ist es mir gewiß unmöglich, die Uebereinkunft der Thaten und würklichen Begebenheiten zu zeigen.

Offenbahrung Johannis Kap. 13.

v. 1. Und ich stund auf dem Sande des Meers, und sahe ein Thier aus dem Meer steigen, das hatte sieben Häupter und zehn Hörner, und auf seinen Hörnern zehn Kronen, und auf seinen Häuptern Namen der Lästerung.

Durch die See wird eine ungeheure Zahl Volks ver-

verstanden, wie solches aus dem 17. Kap. 15. klar ist, allwo gesagt wird, die Wasser, die du gesehen hast, — sind Völker, und Schaaren, und Heiden und Sprachen. Welches Land ist nun wol volkreicher, als China, worinnen man 70. Millionen Seelen rechnet, und welches Land kann folglich bequemer durch das Meer abgebildet seyn?

Was die sieben Häupter, zehn Hörner, und zehn Kronen betrift; so beziehen sie sich vornemlich auf etwas künftiges; vermuthlich auf die Mächte, die als Bundsgenossen und Hülfsvölker sich mit dem Chinesischen Monarchen vereinigen werden, wenn er seine Heere wieder die Christen ausschicken wird.

Durch die Redensart, auf seinen Häuptern sind Namen der Lästerung, wird ohn Zweifel angezeiget, daß die Könige oder Königreiche durch die Häupter abgebildet, alle Heiden seyn, und GOtt und Christum lästern werden. Die Chineser, und anstossende Völker sind bisher ihrer Gottlosigkeit, Abgötterei und dergleichen Art Lästerung wegen bekannt.

2. Und das Thier, das ich sahe, war gleich einem Pardel, und seine Füsse als Bären Füsse, und sein Mund eines Löwen Mund. Und der Drache gab ihm seine Kraft, und seinen Stuhl, und grosses Ansehen.

Das Thier war einem Leopard gleich. Der Leopard ist nicht allein grausam, sondern auch listig, verschlagen und betrüglich. Die Chineser sind gleicher Natur, rechte Betrüger, sie sind verrätherisch,

nachstellend und grausam. Der Leopard scheinet sehr schön, sein Fell ist hell gelblich, und regelmäßig mit runden Flecken bezeichnet. Die Chineser sind in ihrer Kleidung zierlich, dieselbe bestehet gröstentheils aus Seide, und ist überhaupt nicht ohne Goldzierrathen. Sie bewohnen ein Land, das durch Natur und Kunst mit allem reichlich versehen ist. Hier werden Kräuter, Fruchtbäume und alle Arten Gewächse in ihrer grössesten Vollkommenheit und Pracht gefunden. Ihre öffentlichen Gebäude sind sehr zierlich, ihre Städte schön und regelmäßig gebauet; ihre vortrefliche Arbeit, besonders in den herrlichen und leibfarbigten Porcelain hat Europa längst in Bewunderung gesetzet.

Der Leopard ferner soll von vermischtem Geschlecht seyn, von einem Panther mit einer Löwin gezeuget. Die Chinesische Nation ist eine Vermischung von Eingebohrnen, Tartaren ꝛc.

Und seine Füsse waren als Bären Füsse. Das Chinesische Reich ist schon länger als hundert Jahre von einer Tartarischen Familie beherrschet worden, und die vornehmste Verwaltung der Staatssachen ist in den Händen der Tartaren gewesen. Was kann die Rauhigkeit der Tartaren, die gemeiniglich in Fellen mit den Haaren auswärts wie die Bären gekleidet gehen, bequemer vorstellen, was kann die Gewalt der Tartaren in China besser ausdrücken, als die Füsse eines Bären, mit welchen er seine vornehmsten Verrichtungen vollziehet?

Und

Und sein Mund, wie eines Löwen Mund. Dieses Stück der Beschreibung zeiget seine freiwillige Sclavische und Tyrannische Regierung an; wo des Königes Wort ein Gesetz ist, und Schrecken bei dem Volke zuwege bringet, und sein Zorn ist, wie Salomon es ausdrücket, wie das Brüllen eines Löwen. Es ist bekannt, daß die Regierung von China von dieser Art sey, und daß die Unterthanen allhier blosse Sclaven und Vasallen ihres Prinzens seyn.

Und der Drache gab ihm seine Macht, und seinen Stuhl, und grosses Ansehen. Es ist klar, daß der Teufel durch den Drachen verstanden werde; denn Kap. 12, 9. wird der grosse Drache ausdrücklich der Teufel und der Satan, der die ganze Welt betrüget, genannt.

Wenn nun der Teufel den Königreichen der Welt, oder heidnischen Reichen, Macht und Herrlichkeit geben kann, wie er zu Christo sagte, daß er solches könne, da er ihn versuchte Luc. 4, 6. so muß China von ihm so viel als möglich unterstützet und begünstiget werden; wo man ihn verehret, und ihm auch opfert; wo seine hölliſche Künste am meisten getrieben werden; wo die gröbste Abgötterei allgemein im Schwange gehet, und die greulichsten Gottlosigkeiten und Unreinigkeiten sehr häufig und gemein sind.

Ich kann ferner hinzuthun, wie der Drache das Wapen des Chinesischen Kaisers sey, und vom Kaiser und seinem Volke angebetet werde; da sie vorgeben, es sey im Himmel, in der Luft, zu Lande und zu

Wasser

Wasser ein Drache von ausserordentlicher Stärke und unumschränkter Gewalt.

Die Grösse und das ungemeine Ansehen des Chinesischen Monarchen leuchtet aus seiner unbedingten Herrschaft über ein grosses, reiches und blühendes Land hervor, das, wie vorher gemeldet, über siebenzig Millionen Seelen in sich zu enthalten geschätzt wird, und mehr als fünf Millionen Gewehr tragender Männer in allen Provinzen unterhalten soll.

3. Und ich sahe seiner Häupter eines, als wäre es tödtlich wund; und seine tödtliche Wunde ward heil; und der ganze Erdboden verwunderte sich des Thiers.

Was hier gesagt wird, stimmet sehr wohl überein, mit dem, was sich im Jahr 1644. in China zutrug. Dieses mächtige Reich empfing damals eine schreckliche Wunde, und war an dem, ganz zerstöhrt zu werden.

Ein grosses Heer von Räubern und Uebelgesinneten breiteten Zerstöhrung und Verwüstung über das ganze Land aus. Peking die Hauptstadt ward eingenommen. Der Kaiser erwürgete sich selbst, damit er nicht in feindliche Hände verfallen möchte. Die Prinzen vom Königlichen Blut, die in verschiedenen Oertern als Kaiser ausgerufen waren, wurden getödtet. Alles schien nun verlohren zu seyn, und zu Grunde zu gehen; als auf einmal die Tartaren mit gleicher Stärke und Begleitung diese Banditen bezwangen; den unrechtmäßigen Beherrscher, den sie auf-

aufgeworfen hatten, vom Thron stiessen; einen Kaiser aus ihrer Mitte erwählten; die öffentliche Ruhe wieder herstellten; und alle Risse wieder heileten. Diese Umwälzung in einem so ungeheuren Reiche, die so hurtig, leicht und mit so weniger Verwirrung ausgeführet wurde, gab allen Völkern eine gerechte Ursache zur Bewunderung. — Vielleicht aber hat dieser Vers gleichfals noch eine fernere Absicht auf etwas, das zukünftig ist.

4. Und sie beteten den Drachen an, der dem Thier die Macht gab, und beteten das Thier an, und sprachen: Wer ist dem Thier gleich? Und wer kann mit ihm Krieg führen?

Dieser Vers scheinet noch zukünftige Dinge vorher zu sagen. Es ist in der That gewiß, daß die Chineser, wie ich vorher sagte, den Teufel, das Bild eines Drachen, und ihres Kaisers anbeten. Aber das Wort sie scheinet sich auf die Welt im vorhergehenden Vers zu beziehen. Ob nun von der Welt überhaupt, und zur selben Zeit auch von einer grossen Kaiserlichen Macht, eigentlich könne gesagt werden, den Teufel in der Gestalt eines Drachen anzubeten, weiß ich nicht. Was im letzten Theile dieses Verses gesagt wird, mag von der Chinesischen oder anderer siegenden und sehr angewachsenen Herrschaft geredet seyn.

5. Und es ward ihm gegeben ein Mund, zu reden grosse Dinge, und Lästerung, und ward

ward ihm Macht gegeben Krieg zu führen zween und vierzig Monden lang.

Die Titel, die dem Kaiser von China gegeben werden, — „Sohn des Himmels, und einziger „Herr der Welt, „ eine Redensart die, wie sie sagen, von ihrem Abgott so herkommt, — „In Himmel und auf Erden, bin ich die einzige Person, welche verdienet geehret zu werden.„— mit verschiedenen anderen wunderbar gottlosen Ausdrücken, die unter ihnen gebräuchlich sind, und aufgezählet werden könnten, können ohne allen Zweifel mit höchstem Recht, als höchst stolze Lästerungen genennet werden. Der erste Theil dieses Verses, hat, wie ich glaube, eine Absicht, die vornemlich auf das siehet, was nachher geschehen wird. Was den letzten Theil betrift, so gehet er ohn Zweifel aufs künftige, denn darinn ist die bestimmte Zeit der Fortdauer des erschrecklichen Krieges, der durch die grosse Macht, die das Thier heißt, wieder die Christen wird geführet werden, ausdrücklich vorher verkündiget; ein Krieg, wozu die Könige der ganzen Welt (wodurch die ganze heidnische Welt zum wenigsten verstanden wird) durch Anreizung der Geister der Teufel werden aufgewiegelt werden. (wie es Offenb. 16, 13. 14. heißt) Eine Begebenheit, die noch nicht bekannt ist.

Die zween und vierzig Monden, welche dieser Krieg dauren soll, kommen so genau als möglich ist, mit der Zeit, den Zeiten, und halben Zeit, (welches sehr gewiß zu drei und ein halb Jahr hinauf steiget)

get) und mit den ein tausend zwei hundert und sechzig Tagen im 12ten Capitel überein, während welcher das Weib, das ist die Kirche, die Versammlung * wahrer Gläubigen, sich für der Macht des Drachen verbergen, und in der Wüsten, in einem geheimen Winkel der Welt, so lange als der allgemeine Aufruhr und Zerstöhrung regieret, aufhalten soll. Zween und vierzig Monden, zwölf Monden zum Jahr gerechnet, ist genau 3. Jahre und ein halb. Ein tausend zwei hundert und sechzig Tage, ist bei nahe 3. und ein halbes Jahr, oder 42. Monden, es fehlen nur 17. und ein halber Tag, welches von einem ganzen Mond weit ist.

6. Und es thät seinen Mund auf zur Lästerung gegen GOtt, zu lästern seinen Namen, und seine Hütte, und die im Himmel wohnen.

Dieser Vers scheinet nur ein wenig mehr als der vorhergehende in sich zu enthalten, und bloß eine Wiederholung zu seyn, die in stärkern und nachdrücklichern Redensarten, als vorher ausgedrücket wird. Aber

* In dem Monat April desselben Jahrs p. 169. wird hier noch dieses hinzu gefüget: „Der Autor will durch „die Versammlung wahrer Gläubigen, nicht alle „gute Christen überhaupt verstanden haben, deren „viele ohne Zweifel der schrecklichen Verfolgung des „Antichristes werden ausgestellet seyn, sondern eine „besondere Versammlung derselben, die des freien „Gebrauchs ihrer Religion sich erfreuet, und die Re„geln, Ordnung und Regierung, die in der christli„chen Gesellschaft erfodert wird, unterhält.„

Aber dieser und der vorhergehende sehen auf künftige Begebenheiten voraus.

7. Und ward ihm gegeben Krieg zu führen mit den Heiligen, und sie zu überwinden: Und ihm ward gegeben Macht über alle Geschlechte, und Sprachen und Völker.

Dieser Vers beziehet sich gewiß auf künftige Zeit, wenn die grosse Macht, das Thier genannt, auf eine Zeitlang wieder die wahren Christen Krieg führen wird, die hier Heilige, das ist, das auserlesene heilige Volk GOttes, wie sie in verschiedenen Stellen der Schrift vorkommen, genennet werden, wann er nicht allein die Christen besiegen, sondern auch alle zitternde Völker der Welt seinem Ansehen unterwerfen wird.

8. Und alle, die auf Erden wohnen, beteten es an, deren Namen nicht geschrieben sind, in dem lebendigen Buch des Lamms, das erwürget ist von Anfang der Welt.

Dieser Vers muß gleichfals auf künftige Begebenheiten hinzielen.

9. Hat jemand Ohren, der höre.

10. So jemand in das Gefängniß führet, der wird in das Gefängniß gehen; so jemand mit dem Schwerdt tödtet, der muß mit dem Schwerdt getödtet werden. Hier ist Gedult und Glaube der Heiligen.

Die Erklärung dieser Verse ist leicht, sie träget aber zu der vorhanden habenden Sache nichts bei. Der Heilige Geist bedeutet durch das, was hier gesaget ist, ohne

ohne Zweifel, daß, obgleich die Macht des Antichristes nachher, in der grossen Zusammenkunft, worinnen die Könige der Erden, und der ganzen Welt zum Streit auf jenen grossen Tag des allmächtigen GOttes (Offenb. 16, 14.) sollen versammlet werden, anfänglich siegen wird, sie doch nachher wieder soll überwunden und gänzlich ausgerottet werden. Denen guten Christen ist dieses eine sehr gnädige und kräftige Verheissung, die, wann sie gedruckt werden, auf den Nachdruck des 9ten Verses Acht haben müssen, welcher ihnen zu dem Endzweck gegeben worden, um sie in der grossen, blutigen und feurigen Versuchung zum Glauben, zur Gedult, und Verharrung bis ans Ende ihrer Noth aufzumuntern.

11. Und ich sahe ein ander Thier aufsteigen von der Erden, und hatte zwei Hörner, gleichwie ein Lamm, und redete wie der Drache.

12. Und es thut alle Macht des ersten Thiers vor ihm, und es machet, daß die Erde, und die darauf wohnen, anbeten das erste Thier, welches tödtliche Wunde heil worden war.

Das zweite Thier mit Hörnern, einem Lamm gleich, und alles was nachher von demselben gesagt wird, mag nicht ohne Ursache geglaubet werden, sich auf die Tartarische Herrschaft zu beziehen, welche in China nach der Zerstöhrung des Chinesischen Kaisers und seiner Familie, aufgerichtet ist, und welche alle Unordnun-

gen des Staats bald stillete, die öffentliche Ruhe wieder herstellete, alle Sachen wieder auf den alten Fuß und in die vorige Form brachte, wie es bei den Chinesischen Prinzen war gebräuchlich gewesen, und die ebenfals, wie die Mißionarien erzählen, anfänglich das Christenthum mit gnädigen Blicken anschaueten. Der junge Tartarische Kaiser, der gleich nach den Unruhen regierte, war beinahe überredet, wie sie sagen, ein Christ zu werden, er gieng oft in die Christen Kirche, und sprach diese merkwürdige Worte zu einem Vater Adam: „Ihr habt Recht, aber wie könnet ihr er„warten, daß einer wolte im Stande seyn, alle Ge„setze des Christenthums auszuüben. Nimm weg „zwei oder drei von den schwersten, so möchten wir „nachher mit dem Rest vielleicht übereinkommen.„ Aber dem ungeachtet, daß dieser Prinz damals dem Christenthum so günstig war, so ist es klar, daß die Tartarischen Monarchen seitdem wie Drachen und Teufel geredet, und die strengesten Befehle wieder die Christen ausgehen lassen, und mit der größten Bosheit und Strenge sie verfolget haben.

Ich bemerke ferner, daß die Beschreibung dieses Thiers, als aus der Erden hervorkommend, auf eine sehr gefügte und lebhafte Art vorstelle, wie in den übrigen Theilen der Welt die Tartarischen Monarchen, ihr Ursprung und ihre Länder bisher so unbekannt gewesen. Und daß seine zwei Hörner nicht ungefügt die Königreiche der Tartarn und Chineser, die unter einer Person verbunden sind, abbilden. Diese

Verse

Verse haben ebenfals eine fernere Aussicht auf das was geschehen soll, wann die Zeit der grossen Umkehrung, davon im vorherigen, erscheinen wird.

13. Und er thut grosse Wunder, daß es auch machet Feuer vom Himmel fallen, auf die Erde, vor den Augen der Menschen.

14. Und verführet, die auf Erden wohnen, durch diese Wunderwerke, die ihm gegeben sind zu thun vor dem Thier, und saget denen die auf Erden wohnen, daß sie dem Thier ein Bild machen sollen, das die Wunde vom Schwerdt hatte, und lebendig worden war.

15. Und es ward ihm gegeben, daß es dem Bilde des Thiers den Geist gab, daß des Thiers Bild redete, und daß es machte, daß, welche nicht des Thiers Bild anbeteten, ertödtet wurden.

16. Und machte allesamt die Kleinen und Grossen, die Reichen und Armen, die Freien und Knechte, daß es ihnen ein Mahlzeichen gab an ihre rechte Hand, oder an ihre Stirn.

17. Daß niemand kaufen oder verkaufen kann, er habe denn das Mahlzeichen oder den Namen des Thiers, oder die Zahl seines Namens.

Der Heilige Geist der Prophezeiung muß nothwendig in diesen Versen seine Absicht gerichtet haben auf die wundervolle Macht und ungeheure Tirannei, wel-

che das Thier oder Antichrist und seine Bundsgenossen nach diesem ausüben werden. Denn alles was hier gesagt wird, kann im eigentlichen Verstande auf das, was bisher von irgend einer Macht auf dem Erdboden, welche sie auch sey, ist ausgeführet worden, nicht zugeeignet werden.

Es ist dem ungeachtet gewiß, daß einige Chineser der Zauberei sehr ergeben sind, und das Bild ihrer Kaiser, wie ich vorher bemerket, lange verehret haben.

18. Hie ist Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Thiers: denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechs hundert und sechs und sechzig.

Hier ist eine sehr genaue und Eindruckmachende Uebereinkunft dieses Theils der Prophezeiung mit dem grossen gemeldeten Kaiserreiche. Der Name China, wie ich schon bemerket, mit Griechischen Buchstaben χεινα geschrieben, bringet die Zahl 666. genau hervor.

Alles dieses zusammen genommen, scheinet beinahe einen rechten Beweiß abzugeben, daß durch das Thier, wovon in der Offenbahrung so viel geredet wird, und das zu so vielen Streitschriften Anlaß gegeben hat, nichts anders verstanden werde, als das

Kaiserthum von China.

Der Ausdruck, denn es ist eines Menschen Zahl, bedeutet, daß es eine Zahl ist, die durch menschlichen Verstand ausgerechnet werden kann.

In Entgegenstellung dessen, was hier schon angeführet

führet worden, könnte man sagen: die Chineser seyn kein kriegerisches Volk, und ziehen mit ihren Waffen nicht weit und breit umher. Hierauf antworte ich, daß obgleich sie bisher noch nicht mit entfernten Völkern Krieg geführet, man daraus mit Recht nicht schliessen kann, daß sie es niemals wollen.

Dabeneben ist das Regiment der Chineser mit dem Tartarischen vereiniget; und eine Tartarische Familie ist es, die in China regieret. — Nun ist es wohl bekannt, daß die Tartaren ein sehr kriegerisches Volk seyn, und verschiedene male ganz Asien bezwungen haben; und einmal ihre Siege durch einen grossen Theil Europens ausgebreitet.

Da werden gleichfals noch zehn andere Könige angeführet, die dem Thier mit Hülfe beistehen werden, und denen es an Muth und Erfahrung im Kriege nicht fehlen wird.

Daß die Könige, die sich mit der Macht, das Thier genannt, vereinigen werden, aus den entfernsten Gegenden Morgenlandes kommen sollen, scheint zu erhellen aus Kap. 16, 12. allwo gesagt wird, Johannes sahe in seinem Gesichte, die Wasser des Euphrats ausgetrocknet, das ist, alle Hinderungen waren, in den Ländern, die nahe an Euphrat liegen, aus dem Wege geräumet, der Weg der Könige von Morgen her, oder von der Sonnen Aufgang, ἀπο ἡλιου ανατολων ἡλιε wäre bereitet. Was können dieses für Könige von Morgen, oder von der Sonnen Aufgang anders seyn als einige der Hülfsvölker des Thiers, davon nachher im

14ten und 16ten Vers Nachricht gegeben wird, die sich zum Streit auf jenen grossen Tag des allmächtigen GOttes versammlen werden.

Ob das rosinfarben Thier in der Offenb. Kap. 17. verglichen mit dem Leopard im Kap. 13. dasselbe mit diesem sey, daran ist gezweifelt worden; es ist auch eine Sache, die ich jetzunder zu entscheiden nicht auf mich nehmen will.

* *

IV. a.

Samuel Pogges Schreiben an Hrn. Jos. Ames, Secretair der incorporirten Gesellschaft der Forscher der Alterthümer zu London, betreffend den Buchdrucker Thielmann Kerver, und zwei Bücher desselben, welche bishero noch nicht sind bemerket worden.

(Gentlem. Magaz. 1754. Sept. p. 469.)

Der sel. D. Fabricius giebt uns am Ende seiner Bibl. latina ein Verzeichniß der berühmtesten Buchdrucker aus dem Almeloveen, Baillet, Chevillier und Struven, aber Thielmann Kerver findet sich nicht mit unter denselben.

Ins-

Indessen liest man etwas von ihm in Maittaire Annal. Typogr. besonders Th. I. S. 305. folg. wo er aus dem la Caille erzählet, daß er, wie auch der Name zu erkennen giebt, ein Teutscher von Geburt, einer der geschwornen Buchdrucker der Universität Paris gewesen, und die Jolanda Bonhomme, eines Pariser Buchhändlers Tochter, geheirathet habe. Er schenkte, nach Gewohnheit damaliger Zeiten, im Jahr 1525. das Fenster, (Zweifels ohne von gemahlten Scheiben) welches über der Thüre einer von des H. Benners Kirchen zu Paris stehet, worinn die Anfangsbuchstaben seines Namens, T + K, mit zweien Einhörnern als Schildhaltern zu sehen sind, welches eins der schönsten Fenster in der Stadt ist. Auch gab er das über dem hohen Altare der Kirche der Maturiner, oder Mönche der H. Dreifaltigkeit, worinn dasselbe Merk vorkommt; gleichwie auch an verschiedenen Zierrathen, die er beiden Kirchen, in deren einer er begraben liegt, geschenket hat.

Mir ist es wahrscheinlich, daß diese Geschenke Vermächtnisse in seinem Testamente gewesen. Denn er starb vermuthlich im Jahr 1525. indem seine Witwe schon im Jahr 1526. die Druckerei fortsetzte. Denn wir haben eine in diesem Jahr gedruckte lateinische Bibel mit dieser Anzeige: Parisiis ex officina libraria viduae respectabilis viri *Thielmanni Kerver*, sub signo unicornis in vico St. Iacobi (ubi et venundatur) octavo idus Novembris.

bris. 8vo. * Man kann hieraus im Vorbeigehen anmerken, daß er in der Jakobsstrasse zum Einhorn gewohnet habe, und solches muthmaßlich Anlaß gegeben, diese Thiere zu seinen Schildhaltern zu wählen. Sie überlebte ihn einige Zeit. Denn Jolanda Bonhomme Thielman Kervers Witwe, setzte die Druckerei und den Buchhandel fort bis aufs Jahr 1549. ** Er hinterließ verschiedene Kinder, unter andern Johann, Jakob und Thielmann, alle drei Buchdrucker. Johann druckete mit Vidäus im Jahre 1521. bei seines Vaters Lebzeiten. † Von Jakob siehe Maittaire Th. II. S. 562. Gleichwie Sie, mein Herr, in ihrer Historie der Buchdruckerei S. 496. Erwähnung thun von einem im Jahre 1534. gedruckten Buche mit der Anzeige: Newly imprinted in Paris wythin the house of T. Kerver, al the expences of Iohan Crowte, bookseller in London, so muß dieses, meines Erachtens, ein des jüngern Thielmanns seyn.

Hr. Maittaire gedenket verschiedener Bücher, welche von Thielmann dem Vater gedruckt worden. Er war eine Zeitlang in Gesellschaft mit Georg Wolf. Denn im Jahr 1498. wurde ein Juvenal von ihnen gemeinschaftlich ans Licht gestellet. Dieser Wolf war ebenfals ein Teutscher, und befand sich zu Paris

* Maittaire annal. typ. II. p. 671.
** Ebendas. p. 580.
† Ebendas. p. 109.

Paris 1491. Auch druckten sie zusammen: Dionysius de situ orbis, latine, interprete Anton. Bacharia. 1499. Vor einigen Exemplaren dieses Buches stehet das Zeichen von Johann Petit, oder Ioannes Parvus; in andern aber sind die Namen Wolf und Kerver ausgelassen, und man sagt, daß dieselbe für Io. Parvus gedrucket seyn. Gewiß ist, daß Kerver eine Zeitlang für Johann Petit gearbeitet habe; denn wir haben von demselben Jahre 1499. Mantuani poema de calamitatibus temporum cum notis Badii opera Thielmanni Kerver, impensis Ioannis Parvi, et Ioannis Confluentini. Doch war die Gesellschaft mit Wolf noch nicht ganz aufgehoben, weil sie in eben diesem Jahre Isidori Hispalensis etymologia gemeinschaftlich zum Stande brachten.

Im Jahre 1500. arbeitete er allein, und ich solte denken, daß Wolf damals schon gestorben sey, weil ich nach diesem Jahre nichts weiter von ihm finde. Er druckte Breviarium ad usum ecclesiae Paris. per Thielmannum Kerver pro Simone Vostre. Im Jahre 1510. gab er heraus: Exercit. spirit. und Biblia latina cum concordantiis, aber ohne Jahrzahl. Diesen von Maittaire angeführten Büchern muß man aus Ihrem, mein Herr, obangezogenen Tractat, hinzufügen: Lindwod's provincial, printed by Kerver, for Wm Breton, anno 1505. Und von 1510. Hore B. Ma-

rie, ad usum Salisburiensis ecclesie. Kerver impress. *

Dies sind meines Wissens alle Werke, welche bei den Schriftstellern von ihm angeführet werden: doch zweifle ich nicht, er werde die Welt mit noch vielen andern bereichert haben; zumal da er noch ganzer 15. Jahr, nach dem allerletzt gemeldeten gelebet hat, und nach aller Wahrscheinlichkeit reich gestorben. Ich selbst besitze noch zwei Stücke von ihm welche ich meinem werthen Freunde Hrn. Flemming von Makkefield zu danken habe, wovon das eine 1497, das andere aber 1520. gedruckt worden.

Das erste ist auf Pergament gedruckt in Octav, mit überaus sauberer Schrift. Der Titel ist: Hore intemerate Marie virginis secundum usum romanum. Dieses kam meines Erachtens 1497. heraus. Denn obgleich einige Blätter, dazu das hinterste fehlet, mithin die Schlußanzeige nicht mehr vorhanden ist, welche gemeiniglich in den alten Büchern, den Ort und das Jahr des Druckes, wie auch den Namen des Druckers entdecket; so läßt sich doch das Jahr, worinn dies Werk heraus gekommen, mit hinlänglicher Gewißheit bestimmen, weil hinter den Titel eine Tafel stehet von den Brandons, Ostern, güldnen Zahl u. s. f. auf 24. Jahr, nemlich von 1497. bis 1520. Nun aber fangen dergleichen Tafeln allezeit von dem Jahre an, in welchem die Bücher, vor welchem sie stehen, gedruckt sind. Davon haben

* Ames hist. of printing p. 137. 138.

haben wir ein Exempel (um nur bei Kervers Werken zu bleiben) an dem andern Buche, in welchem sich das Jahr des Druckes, nämlich 1520. klar findet, und die Tafel gleichfals mit 1520. anfängt.

Der Titel des ersteren ist mit seinem Wapen in einem grossen Holzschnitte gezieret, welches bestehet in einem Schilde, so mit einem zugeschnallten Riemen an einem Baume hängt, und von zweien Einhörnern gehalten wird. Es stehen diese Figuren darauf:

An der Wurzel des Baumes liegt ein Zettel mit der Aufschrift: THIELMAN KERVER. Der Rand der Blätter oben und am Rücken ist das ganze Buch durch mit einem etwa drei viertel Zoll breiten Laubwerke gezieret; unten aber und vorne findet sich eine Einfassung, die fast einen ganzen Zoll breit ist, und theils aus Historien des A. und N. Testaments, theils aus andern willkürlichen Figuren bestehet. Die Anfangsbuchstaben sind roth mit Gold, und blau mit Gold, mehrentheils eins ums andere, gemahlet; dreizehn grosser Kupferstiche von zierlicher Arbeit, welche

che die ganze Seite des Blatts einnehmen, nicht zu gedenken, deren 2. oder 3. muthmaßlich heraus gerissen sind. Kurz, man kann nichts schöners sehen als dieses Buch, wovon der Druck unvergleichlich gerathen. Was bedeutet aber der Zug, welcher sich auf dem Schilde zeiget? Ich bin der Meinung, daß er das Jahr 90. zu erkennen gebe, und glaube, daß er in demselben allererst angefangen habe in Paris zu drucken. Obgemeldete Fenster haben diesen Zug nicht, sondern nur was in der obern Hälfte des Schildes steht. Gleichwie nun derselbe sich allein in seinen Büchern befindet, so hat man Grund zu denken, daß er blos auf seine Handthierung seine Beziehung habe, und die Epoche oder den Anfang derselben anzeige. So bedienet Wm Caxton sich dieses Zugs: welcher so viel als 74. bedeutet, mit Auslassung der Tausend und Hunderten. * Vollständig soll es 1474. heissen, welches man das Jahr zu seyn glaubet, in welchem er in England zu drucken angefangen hat.** Allein wie kann jenes Zeichen 90. bedeuten? Ich antworte, es ist eine 4. und ein x. und bedeutet 4. mal 20. Die Ziefer 4. hatte ehedessen diese Figur wie in Caxtons Werke zu sehen ist. Darauf wurde sie etwas eckigter wie hier in Kervers Schilde. Endlich wurde sie aufrecht gestellet 4 in ihrer

* Maittaire Th. I. S. 298.
** Maittaire Th. I. S. 305. Lewis's life of Caxton. S. 12. Ames history of printing S. 6.

ihrer heutigen Gestalt und Stellung. Nun wurde 90. oder 4. mal 20. und 10. damals auf verschiedene Art geschrieben. Zuweilen also xiiii. und x. wie es sich auch in diesem Buche, unter obbemeldeter Tafel findet. Qui veult scavoir les brandons: pasques: le nombre d'or: la lettre dnical: et le Bysexte depuis la xxiiii. et xvii. &c. Zuweilen also: iiiixxx. Denn so ist in der Tafel der erste No. 97. geschrieben iiiixxxvii. und bei *Maittaire* S. 176. ist iiiixxiiii. so viel als 84. Oder endlich auch also: $\frac{xx}{iiii}$ und x. * Ich schliesse also, daß, da das x. hier so deutlich ist, die 4. nichts anders bedeute als vier Zwanzige, mithin die Jahrzahl nach der alten Gewohnheit die Tausend und Hunderte wegzulassen, keine andere als 1490. sey; in welchem Jahre er, wie ich denke, wahrscheinlicher massen allererst nach Paris gekommen, indem sein Mitgenosse schon 1491. da gewesen. Man darf mir hier nicht einwerfen, daß eine Arabische Ziefer mit Römischen gepaaret sey, denn wir treffen beim *Maittaire* wunderliche Mengereien von dieser Art an; als Ziefern und Wörter: Z. E. MCCCC. quatre vingt. S. 154. Mille quatre cens LXXXIII. S. 171. MCCCCIIIIXX. et six. S. 198. Mil. CCCC. huitante et six. S. 198. Ferner, Römische und Arabische Figuren: die XXII. Marcii 1487. S. 201. MCCCC. 94. die 20. Febr. S. 325. Endlich, Wor-

te,

* Hearne's cur. dire. S. 74.

te, Römische und Arabische Figuren, als: mil. cccc. quatre vingt et dix huit, 9me de fevrier. S. 351. Eben so auch Caxton in einem gewissen Ende: finithd the 2d of 7ber the first year of Richard the 3. in the year a thousand ccccxxxxiii. Siehe *Maittaire* S. 171. Dr. Wallis in Lowthorpe's abridgment of phil. Transact. T. I. p. 108.

Das andere Buch von Thielmann Kerver, welches ich besitze, hat den Titel: Missale ad sacrosancte ecclesie romane usum, (nuperrime cum plerisque devotis prosis vel sequentiis, antehae nusquam visis, efformatum) pervenustisque historiis, ubilibet coaptatis expolitum et adornatum. Unter diesem Titel, mitten auf dem Blate stehet sein Merk, nemlich dasselbe, welches sich in jenem pergamentenen befindet; worunter diese Worte geschrieben: Venundatur Parisiis in vico divi Iacobi, apud Thielmannum Kerver, ad signum unicornis, ubi et impressum 1520. Dieses Buch ist auf Papier gedruckt; Rubriken und Anfangsbuchstaben sind roth und Dinte, und es ist durch und durch voll von kleinen Holzschnitten, welches die obbemeldete pervenustae historiae sind. Das Ende lautet: Missale ad consuetudinem romane ecclesie, pervigili cura a plerisque mendis purgatum (ac Parisiis industria et impensis peritissimi bibliographi Thielmanni Kerver universitatis Parisiane librarii

jurati

jurati efformatum) in officina sua, sub signo unicornis in vico Iacobeo sita. Anno salutis nostrae MCCCCXX. die XXIIII. Mensis Iunii.

Ich finde nicht, daß ein einziger Schriftsteller, auch selbst nicht die Franzosen de la Caille, Mr. Chevillier, oder eins von denen Verzeichnissen beim Maittaire einige Nachricht von diesen beiden Büchern gebe. Dies kommt mir etwas wunderlich vor. Die einzige Ursache, welche ich mir davon einbilden kann, ist diese, daß, gleichwie beide zum Gebrauch der Römischen Kirche bestimmet waren, alsobald nach dem Drucke, die ganze Auflage nach Italien gebracht, und daselbst vertheilet worden. Ich bin wenigstens gewiß, daß das pergamentne in Italien gewesen, weil auf dem weissen Blate im Anfange die Geburt zweier Kinder, in Italienischer Sprache aufgezeichnet ist. Sie werden, mein Herr, in diesem Aufsatze ein Wort bemerket haben, welches sehr ungewöhnlich und selten ist, nemlich das Wort Brandon: ich will aber nicht ermangeln, Ihnen solches bei einer künftigen Gelegenheit zu erklären.

b.

Desselben Erklärung von dem alten Französischen Worte *Brandon.*

An Herrn Jos. Ames.

(Gentlem. Mag. 1754. Novembr. p. 508.)

Mein Herr!

In der auf 24. Jahr gestelleten Tabelle, welche sich vor

vor Thielmann Kervers Buche: Hore intemerate beate Marie virginis, secundum usum romanum befindet, deren im vorhergehenden Aufsatze gedacht habe, ist die erste Columne la date de l'annee, die zweite les Brandons, die dritte Pasques u. s. w. worauf zur Erklärung besagter Tabelle folget: Qui veult scavoir les brandons, pasques &c. Es erhellet aber augenscheinlich aus der Tafel, daß Brandons nichts anders sey, als die sogenannte Quadragesima, oder der erste Sonntag der Fastenzeit. Aber wie kommt dieser Sonntag zu dem Namen Brandons? Sie werden in keinem einzigen Französischen Wörterbuche, Colgreve und Menage nicht ausgenommen, das geringste finden, das die Sache aufheitert. Ich muß derowegen einen Versuch thun.

Spelmann lehret uns in seinem Glossario, daß Brandeum einen Schleier bedeute. Seine Worte sind: Brandeum opperimenti quidpiam Sanctorum reliquiis impositum, ne temere violentur; velum, sudarium. Vid. Baron. T. I. §. 12. l. 5. et v. inf. Sanctuarium. * Flodoard. hist. eccl. rem. L. I. Cap. 20. Corpus ejusdem rubeo constat brandeo involutum et cap. 21. Sudarium — cum parte praedicti brandei scriniolo reconditum eburneo. Was dienet aber dieses, werden Sie sagen, zur Sache? Ich antworte: Man hatte die Gewohnheit

* Dieser hat aber an der Stelle nichts hievon.

heit in der Buszeit eine Decke über den Altar und alle dessen Verzierungen zu hängen, und machte damit den Anfang am ersten Sonntage in der Fasten, woher es kam, daß die Franzosen ihn les brandons, das ist, den Sonntag der Decken nannten. Ich gründe mich hierin auf den Durantius in seinem Rationale divinorum officiorum, worinn sich folgende Stelle findet. Wenn er nämlich fol. CLXI. vom ersten Fastensonntage redet, spricht er: Ab hac die usque ad parasceven opperiunt cruces, et velum ante altare suspendunt, de quo in prima parte dictum est, sub tit. *de picturis*. Diese Stelle findet sich fol. IX. wo es heißt: Sane omnia, quae ad ornatum pertinent, tempore quadragesime removeri vel contegi debent. Quod fit secundum aliquos in Dominica de passione, quod ex tunc divinitas fuit abscondita et velata in Christo. Permisit enim se capi et flagellari ut homo, tanquam non haberet in se virtutem divinitatis, unde in Evangelio hujus diei dicitur: Iesus autem abscondit se, et exivit de templo. Tunc ergo cooperimus cruces, i. virtus sue divinitatis absconditur. Alii hoc faciunt a prima Dominica quadragesime, quod ex tunc ecclesia incipit de ejus passione agere, unde eo tempore crux ab ecclesia, non nisi cooperta portari debet &c. Brandon heißt also eine Decke, und les brandons

in der Tabelle will so viel sagen, als Deckensonntag.

Ich bin ——

S. P.

c.

Fernere Erläuterung desselben Worts.

(Gentlem. Mag. Dec. 1754. p. 568.)

Mein Herr!

Aus der vorhergehenden Erklärung des *S. P.* von dem französischen Worte *Brandon*, wie es in Thielmann Kervers Tabelle stehet, solte es aus seinen Anführungen fast scheinen, daß es gewiß eine Decke bedeute, und daß dadurch der erste Sonntag in der Fastenzeit angezeiget werde; aber doch glaube ich, daß man es auf diese Ceremonie, da die Bilder und Altäre in der Römischen Kirche mit einem Tuche umhangen wurden, nicht zueignen kann, weil es keine so wichtige Sache ist, die man durch Einsetzung in einen Kalender oder Tabelle dem Volke bekannt machen muste.

Die wahre Meinung derohalben, vermuthe ich, muß in einer andern Ceremonie derselben Kirche gesuchet werden, indem die neu Verheiratheten verhüllet wurden. Dieses verrichtete der Priester, so daß er eine Decke über das Paar, gleich nachdem er ihre Hände verbunden hatte, ausbreitete. Von dem ersten Sonntag im Advent, bis zum Fest der H. drei

Könige,

Könige, und von Aschermitwochen bis zum ersten Sonntag nach Ostern, ist es verboten, in den Kirchen zu trauen, aber in einigen Ländern als in Spanien, wo sie die Privathochzeiten in Häusern zulassen, können während dieser Zwischenzeit des Verbots die Hochzeitsgebräuche vollführet werden, nur die Ceremonie der Bedeckung ausgenommen, welche der Priester aufschiebet, bis die Neuverheiratheten nachher zur Kirche kommen. Es war nöthig, dem Volke die Zeit bekannt zu machen, in welcher die Hochzeiten konnten feierlich begangen werden, so wie dieselbe jährlich nach den beweglichen Festen verändert wurde. In einigen Oertern war es auch gebräuchlich, die Nachricht davon in ihren Kalendern zu setzen, und in Spanien, wo die Hochzeiten, aber nicht die Verhüllung kann vollführet werden, bemerken sie noch bis auf heutigen Tag solches in ihren Kalendern auf folgende Art.

Advent Sonntag.	keine Bedeckung
3. Königen Sonntag.	Bedeckung
Aschermitwochen.	keine Bedeckung
1sten Sonntag nach Ostern.	Bedeckung

Gleichwie nun dieses Verbot auf mancherlei Weise nach Beschaffenheit der Zeiten und Länder sich mag verändert haben, so kann es in Kervers Zeiten allein nur von dem ersten Sonntag der Fastenzeit, anstatt der Aschermitwochen gewesen, und sein Kirchensprengel kann der Gewohnheit in Spanien gefolget seyn, um Verhüllung anstatt Verheirathung in

ihren Kalendern, und deren Tabellen zu setzen, da das letztere in geheim, oder besonders, aber nicht das erstere geschehen konnte. Der Gebrauch die Bilder zu bedecken, fänget jetzunder in der Römischen Kirche nicht eher an, als am ersten Marter- oder Paßions-Sonntag. Dieses ist eine Beschäftigung des Küsters, und in ihrem überflüßigen Religionsgepränge, eines von sehr geringer Wichtigkeit.

d.

Eine andere Erklärung des Wortes *Brandon.*

An Herrn Joseph Ames

Mitglied der Königl. Gesellschaft, und Secretair der Gesellschaft der Forscher der Alterthümer.

(Gentlem. Magaz. 1755. April. p. 174.)

Mein Herr!

Es ist aus dem Gregorius von Tours, Beda, du Cange und andern klar, daß Brandeum ein Wort sey, dessen man sich in den Tagen der schlechten Latinität bedienete, um damit nicht allein die Hüllen oder Decken der Körper und Reliquien der Heiligen zu erkennen zu geben; wie Ihr gelehrter Correspondent Hr. S. P. aus H. Spelmann anmerket; sondern auch ein jedes Hand- oder Schnupftuch, welches solche heilige Ueberbleibsel auch nur berühret hatte, zu bezeichnen. Nach den Zeiten Gregorius des Grossen, welcher um das Jahr 600. Pabst war, wurde

wurde es niemanden erlaubet die Leiber der Heiligen zu berühren. Man achtete es genug zu seyn, statt ihrer Gebeine nur ein Stück Tuches, welches daran gerieben war, in einer Schachtel überzusenden. Der H. Gregorius gedenket dieser Gewohnheit ausdrücklich, und füget hinzu, daß, wie unter der Päbstlichen Regierung des H. Leo gewisse Griechen die Kraft solcher Decken in Zweifel gezogen, der Papst, um sie zu überzeugen, ein Messer genommen, und ein Brandeum vor ihren Augen in zwei Stücke geschnitten habe, worauf so viel Blutes heraus geflossen, als ob man den Heiligen bei lebendigem Leibe geschnitten hätte. Dies habe ich nur bei dem Brandeum erinnern wollen, wobei ich mit ihrem Freunde in der Hauptsache einer Meinung bin. Daß aber Kervers Brandons so viel als Decken bedeuten solten, solches kann ich ihm keinesweges zugeben. Brandon ist ein altes französisches Wort, welches einen Strohwisch bedeutet. So heißt Brandons panonçeaux bei den Juristen ein Strohwisch, welcher vor der Pforte eines eingezogenen Landgutes, nebst des Königes oder Lehnsherrn Wapen, aufgestecket wurde. Brandons wird auch gebrauchet von einem Strohwisch, welcher zur Erndtezeit im Felde aufgerichtet wurde, zum Zeichen, daß der Eigenthümer die Nachlese sich selbst vorbehielte. Brandon heißt auch eine Fackel, als brandons d'amour: am gewöhnlichsten aber bedeutet es einen in Brand gesteckten Strohwisch: und dieses leitet uns zu dem

wahren Sinn der Brandons in Kervers kleinen Buche, wie aus folgenden erhellen wird.

Aus Hrn. Bonnets merkwürdigen und gelehrten Tractat, welcher den Titel Historie des dances führet, ist zu ersehen, daß zwo Arten gottesdienstlicher Tänze in der Kirche, besonders in Frankreich gebräuchlich gewesen, deren die eine Baladoires, die andere Brandons hieß. Die Baladoires waren schon gar frühe im Christenthum zu einer so ungeheuren Frechheit entartet, daß selbst die Heiden sich daran ärgerten. Die Kirchenväter thaten alles was sie konnten, dieselbe abzuschaffen, und sie wurden in den Kirchengesetzen verboten. Männer und Weiber zugleich hielten diese Tänze, gleich den Adamiten in Amsterdam, in den unzüchtigsten Stellungen. Der Neujahrstag, und erste Mai waren zu diesen seltsamen Feierlichkeiten bestimmet. Papst Zacharias gab im Jahr 744. ein Decret heraus, worinn sowol diese als alle andere sogenannte heilige Tänze abgeschaffet wurden, und man hat verschiedene Verordnungen des Königes in Frankreich, worinn er sie als eine zum gänzlichen Verderbnisse der Sitten abzielende Sache verbietet.

Was aber die Brandons betrift, so wurden dieselbe in vielen Städten von Frankreich am ersten Sonntage der Fasten gefeiret, indem man um gewisse Freudenfeuer von Stroh, woher sie auch ihren Namen hatten, herum tanzete. Jetzo sind dieselbe, mit allen andern, durch Königliches Ansehen gänzlich abgeschaffet; indem sie in den Gemüthern des Volkes im

ganzen

ganzen Königreiche seit langer Zeit so tief eingewurzelt gewesen, daß die Bischöfe und Obrigkeiten sich vergeblich bestrebet hatten sie auszurotten. Am Feste des H. Martials des Apostels der Limoisins wurde diese Gewohnheit im Chore zu tanzen noch bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts, unterhalten; und man sang, anstatt der Doxologie nach jedem Psalm, in dasiger Landessprache:

San Marceau pregrats per nous,
Et nos epingaren per bous.

Heiliger Martial bitte für uns, so wollen wir für dich tanzen.

Ich bin ꝛc.
C. H.

* *

V.

Gedanken
über die Vortreflichkeit
der
menschlichen Vernunft,
wenn sie durch Künste und Wissenschaften verbessert wird.

(Univers. Magaz. 1752. Ian. p. 1.)

Content of spirits must from science flow;
For' t'is a godlike attribute to know.

PRIOR.

Die Vernunft zeiget dem Menschen nicht allein die äussere Gestalt, die Schönheit und den

Werth eines jeden Gegenstandes, sondern gewähret ihm auch den würklichen Genuß desselben. Wissenschaft allein macht ihn zum Herrn und Monarchen der ganzen Erde, und erwirbet ihm den Besitz und die Herrschaft seines Reiches.

Der Mensch hat freilich nicht die muntere Hurtigkeit der Vögel, welche nur Augenblicke brauchen sich in ungeheure Entfernungen zu schwingen; er ist nicht versehen mit der Stärke dererjenigen Thiere, welche mit Hörnern, starken Klauen, und verderbenden Zähnen gewafnet sind; viel weniger ist er so gut wie sie, von der Hand der Natur gekleidet; er kommt weder mit Pelz, noch Federn, noch Schuppen zu seiner Beschützung wieder die Ungemächlichkeiten der Luft, auf die Welt; indessen ersetzet seine Vernunft alle diese Mängel. Diese lehret ihn, daß alle Bequemlichkeiten, die die Thiere genieſſen, zu seinem Gebrauche seyn, und daß er mit ihren Leben und Diensten nach Belieben schalten und walten könne. Sie machet selbst leblose Dinge ihm dienstbar, indem sie die Eichen von den Bergen wälzet, und die Steine aus ihren Brüchen sprenget, um ihn mit einer Wohnung zu versehen. Will er fremde Welttheile besuchen, und über Meere in entfernte Länder gehen, um entweder dahin seinen Ueberfluß zu bringen, oder von dannen zu holen was ihm fehlet, so muß die Beweglichkeit der Wellen und Winde seinen Absichten dienstbar werden. Selbst die Elemente der Metallen helfen seiner Nothdurft, und alles, was um ihn ist, unterwirft sich seinen Gesetzen.

So

So unbeträchtlich er an Grösse ist, rüstet ihn doch die Vernunft mit einem Vermögen aus, welches nur durch die Erde, worauf er wohnet, beschränket ist. Er vergnüget seine Begierden an beiden Enden der Erdkugel, und bringt dieselbe, wenn ich so reden mag, bei einander, so oft es ihm gefällt, und stiftet zwischen ihnen Verkehr und Umgang, ohne aus seinem Hause zu treten. Er mahlet sogar seine Gedanken in Schriften, welche unter Nationen herumlaufen, und machet seinen Willen Völkern auf drei tausend Meilen kund. Er hat seinen Briefwechsel mit dem ganzen Erdkreise, und ist vermögend selbst nach seinem Tode mit der spätesten Nachkömmlingschaft zu reden. Es ist unmöglich der Vernunft in allen ihren Wundern zu folgen: sie bereichert und zieret jeden Stand, und ist so bewundernswürdig in den Fingern des Künstlers, wo sie eine Quelle der Schönheit und Bequemlichkeiten wird, als in den Reden und Schriften der Gelehrten, bei welchen sie sich als ein unerschöpflicher Schatz sowol von Unterricht und Beistand, als von Trost und Ergötzung, erweiset.

Mit diesen schätzbaren Früchten, und ansehnlichen Vortheilen verbindet die Vernunft eine Menge von Vorrechten, welche sie noch edler machen. Sie ist der Mittelpunkt aller Werke des Schöpfers auf Erden; sie ist derselben Zweck, und stiftet ihre Harmonie. Lasset uns für einen Augenblick die Vernunft aus der Welt nehmen, und dem menschlichen Geschlecht ihren Einfluß entziehen: alle Verbindung

zwischen den Werken des Schöpfers würde hinwegfallen, und das ganze All in eine allgemeine Verwirrung gesetzet werden. Die Sonne erleuchtet die Erde; diese Erde aber ist ohne Empfindung, und brauchete jenes Glanzes nicht. Es ist wahr, die Erde würde die Thiere ernähren, allein diese Thiere würden umsonst da seyn, weil sie keinen Herrn hätten, der ihre guten Eigenschaften zu ihrem rechten Gebrauche und denen Diensten, wozu sie bestimmet sind, anwendete. Das Schaaf ist mit der Last und Unreinigkeit der Wolle beschweret, und die Kuh nebst der Ziege sind mit dem Ueberflusse der Milch geplaget. Nachtheil oder Wiederspruch herrschet durch das Ganze. Die Erde enthält in ihrem Schoosse Steine, welche zum Bau, und Metalle, welche zur Verfertigung allerlei Gefässe geschickt sind; sie hat aber keine Gäste, welchen sie mit einer Herberge dienen, keine Handwerker, welchen sie mit ihren Materialien zu schaffen geben kann. Ihre Oberfläche ist ein weitläuftiger Garten ohne Anschauer, eine reizende Aussicht, womit aber niemand gedienet ist. Laßt uns den Menschen wieder auf die Erde führen, und die Vernunft auf derselben an ihren vorigen Platz setzen; alsobald wird Verstand, Verbindung und Regelmäßiges in allen Theilen zum Vorschein kommen, und selbst die Dinge, welche nicht schienen für Menschen, sondern unmittelbar für Pflanzen und Thiere erschaffen zu seyn, werden in eine Beziehung mit ihm kommen, vermittelst der Dienste, die er von Pflanzen und Thieren bekommt.

kommt. Kurz, sein Dasein ist das Band, welches so verschiedene Theile zu einem Ganzen vereiniget; er ist die Seele, welche sie belebet.

Doch die Vernunft des Menschen ist von der Erde, welche er bewohnet, nicht allein beschränket, selbst der Lauf der Sterne ist seinem Verstande unterworfen; er steiget zu den entferntesten Theilen der Schöpfung auf, und beschauet die Grösse dererjenigen Gegenstände, welche in dem unermeßlichen Raume zerstreuet sind. Er misset den Abstand einer jeden schimmernden Kugel, und bemerket mit der grössesten Bewunderung die allgemeinen Gesetze, welche ihre Bewegung regieren. Er betrachtet den funkelnden Lichtball, von welchen er weiß, daß er mehr als eine Million mal grösser ist, denn diese Erde. Er erkennet, daß die Erde, wenn sie jener belebenden Stralen beraubet wäre, nichts als eine leblose Masse, ein roher Klumpe todter Materie seyn würde. Ohne ihre Stralen würde kein Baum in Blätter ausbrechen, keine Pflanze Blumen treiben. Wir würden keine in Grün gekleidete Wiesen, keine mit güldnen Saaten bedeckte Thäler sehen. Ihre Stralen sind es, welche mit einer alle Gewächse durchdringenden Kraft, dem Frühling so bunt, und den Herbst so reich machen. Sie dringen durch zu den Wurzeln der Wein- und Obstgärten, und machen die gährende Säfte rege, welche endlich sich in Fluten von Wein ergiessen, oder die Aeste mit einer reifen Kost niederbeugen. Die gutthätige Kraft dieses prächtigen Lichtes ist nicht nur zu den

obern

obern Gegenden beschränket, sondern sie breitet sich auch in den tiefsten Abgründen der Schöpfung aus. Sie durchdringet die Betten der Metalle, und findet einen Weg zu dem Orte der Sapphiren. Sie färbet den Saamen, welcher zu klaren Golde reifet, und giebt dem Wasser der an den Felsen zu härtenden Diamanten seinen Glanz.

Der Mensch betrachtet mit Entzücken den ersten Auftritt dieses milden Beherrschers des Tages, wenn derselbe die Erquickung seines Morgenglanzes ausbreitet. Millionen schimmernder Insekten fangen an zu leben, und wärmen sich in ihren Stralen. Die Vögel fahren plötzlich aus dem Schlummer auf, und schütten ihre vergnügten Seelen in Harmonien aus. Die Schaafe bewillkommen diese Gunstbeweisung mit blöken, mitlerweile das Rindvieh mit rauherem Gebrüll ihnen beistimmet. Die Thäler ertönen von einer Feldmusik, und von den Hügeln schallen die ungekünstelten Melodeien zurück. Alles was nur Stimme hat, stimmet in das allgemeine Chor mit ein, und alles was Athem holet, ergötzet sich in dem erquickenden Einflusse.

Der Mensch rechnet vorher die Zeiten aus, da diese stralende Kugel verfinstert wird; wobei die Natur betrübt aussiehet, und der Himmel ein Trauerkleid anleget. Dann lassen die muntersten Thiere die Flügel sinken, und hängen ihre bekümmerte Köpfe zur Erden. Die Sängerinn des Waldes verstummet, und die Freudenstimmen verschwinden.

Er

Er weiß, daß diese Sonne, obwol sie scheinet Tagreisen über den Himmel zu machen, doch in dieser Absicht fest und unbeweglich sey, und nur eine kleine Bewegung um ihre Achse mache: daß hergegen die Erde mit ihrer grünen Kleidung, mit ihren vertheilten Wäldern, mit allen schönen Verzierungen, welche diesen Schauplatz schmücken, einem in der Sonne befindlichen Zuschauer nur einförmig, und nicht grösser als ein Fleck, vorkommen würde. Er weiß, daß diese Erde, mit fünf anderen Planetenwelten, deren jede ihre eigene Felder, Meere und Dunstkugel hat, ihre gesetzte Umwälzungen um die Sonne verrichten.

Die Gesetze des Laufes der Kometen, dieser entsetzlichen Körper, welche zu Zeiten erscheinen, und mit ihrem feurigen Schweife fast den halben Himmel einnehmen, sind ihm nicht unbekannt.

Erstaunliche Scenen! Indessen sind sie bei weiten noch die grössesten nicht, die der Philosoph kennet. Dieser weiß, daß die Sonne mit ihrem ganzen Gefolge von Planeten und Kometen, nur ein kleines Stück der grossen Maschine des ganzen All's sey.

Ein jeder Stern, obwol er nicht grösser scheinet, als ein im Ringe einer vornehmen Person funkelnder Diamant, ist würklich eine ungeheure Weltkugel, von gleicher Grösse und Herrlichkeit mit der Sonne, und giebt dieser stralenden Quelle unsrer Tage, an Grösse und Lichte nichts nach. Ein jeder Stern ist also nicht blos eine Welt, sondern auch der Mittelpunkt eines ganzen prächtigen Planetensystems; er hat ein

Gefolge von Welten, welche in seinen Stralen und anziehenden Wirbel sich um ihn herum wälzen. Diese alle entziehen sich unserm Auge, und verlieren sich in der unermäßlichen Weite des Himmels. Daß die Sterne selbst so klein, und als kaum sichtbare Puncte erscheinen, rühret von ihrer unermeßlichen und unbegreiflichen Entfernung her. Ich sage unermeßlich und unbegreiflich; weil eine abgeschossene Kanonkugel, welche stets mit gleicher Geschwindigkeit fortgienge, fast sieben mal hundert tausend Jahr Zeit haben müste, ehe sie das nächste dieser blinkenden Lichter erreichen würde.

Wenn wir unsere Gedanken über das erstaunliche, was uns von der Schöpfung bekannt ist, ergehen lassen, mögen wir wol mit D. Young anbetend ausbrechen:

O what a Root! O what a Branch is here!
O what a Father! what a Family!
Worlds! Systems! and Creations! — and Creations,
In one agglomerated Cluster, hang,
Great Vine! on thee, on thee the Cluster hangs;
The filial Cluster! infinitely spread
In glowing globes, with various being franght;
And drinks (nectareous draught!) immortal Life.
Or shall I say (for who can say enough?)
A constellation of ten thousand gems

(And,

(And, O! of what dimension! of what weight!)
Set in one signet, Flames on righthand
Of Majesty divine! The blazing seal
That deeply stamps on al created mind,
Indelible, his Sov'reign attributes,
Omnipotence, and Love! That passing bound;
And this surpassing that. Nor stop we here,
For Want of Pow'r in God, but thought in Man.
Even this acknowlelg'd leaves us still in Debt;
If greater aught, that greater allis thine,
Dread fire! — Accept this miniature of thee;
And Pardon an Attempt from mortal thought,
In which Archangels might have fail'd unblam'd.

O welch eine Wurzel! O welch ein Baum ist hier! O welch ein Vater! Welch eine Familie! Welten! Systeme! und Schöpfungen! — Und Schöpfungen, die in einer gedrungenen Traube an dir, o grosser Weinstock! hangen. An dir hängt die Traube; die von dir entsproßne Traube! in glühende, mit mancherlei Wesen erfüllte, Kugeln unendlich verbreitet; und trinkt den süssen Nektarsaft, das unsterbliche Leben! Oder soll ich sagen, (denn wer kann es genug sagen?) es sey ein Kleinod von zehntausend

Edel-

Edelgesteinen, die, in einem Siegelringe, an der rechten Hand der göttlichen Majestät flammen: Das stralende Siegel, womit sie allen erschafnen Geistern ihre herrschenden Eigenschaften, die Allmacht, und die Liebe, tief und unauslöschlich einprägt; die Allmacht, welche alle Schranken übersteigt; und die Liebe, welche jene noch übertrift! — Hier müssen wir schweigen; aber nicht aus Mangel der Macht in GOtt, sondern aus Mangel der Gedanken im Menschen. Selbst dieses Geständniß vermindert unsre Schuld nicht. Ist noch etwas Grössers zu finden, so ist dieses Grösste alles dein, anbetenswürdiger Vater! Ach! laß dir doch diesen unvollkommnen Abriß von dir nicht mißfallen; und vergieb einem Sterblichen ein Unternehmen, zu welchem Erzengel, ungescholten, zu schwach seyn könnten.

Uebersetzungen einiger Poetischen und Prosaischen Werke der besten Englischen Schriftsteller. B. 1. Neunte Nacht. p. 481. und 482.

VI.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

VI.

B. J.

Erklärung einer schweren Stelle

aus des

Plinius Historia Naturalis.

(Gentl. Magaz. 1754. Sept. p. 412.)

Folgende Stelle in des *Plinius Hist. Nat.* L. 33. *Cap.* 3. hat seine Ausleger sehr verwirrt gemacht. *Aureus nummus post annum LXII. percussus est, quam argenteus, ita ut scrupulum valeret sestertiis vicenis, quod efficit in libras, ratione sestertiorum, qui tunc erat, sestertios* IↃCCCC.

Die Schwürigkeit hier auszumachen, ist, wie ein Scrupel Gold 20. Sesterzien Silber gleichgültig seyn kann, und wie 228. Scrupel, welche ein Pfund machen, nicht mehr als 900. Sesterzien werth seyn. Denn 288. mit 20. vermehret, macht 5760. das ist von 900. weit unterschieden.

Allein *Plinius*, nachdem er sich bemühet, den Werth verschiedener Münzsorten, die in Rom gäng und gebe waren, in Gewißheit zu setzen, so unterschei-

det er sie zuerst in kupferne, silberne und goldne Münzen, darauf bemerket er die Zeit, wenn jede zuerst eingeführet worden, und zeiget zugleich besonders ihre Gattungen und ursprünglichen Werth an. Nach diesen redet er von dem erhöheten Werth, der auf die Münzen aus einigen Staatsursachen ist gesetzet worden, und rechnet endlich den Vortheil aus, der dadurch dem allgemeinen Schatz der Republik zuwächst.

Was die kupferne Münze betrift, davon saget er, daß Servius Tullius, der sechste Römische König, solche zuerst habe münzen lassen. Das Gewicht eines *As* war ein ganzes Pfund Kupfer, und das Gewicht der andern Sorten nach Proportion. Dieses hat gedauret bis zum ersten Punischen Krieg. Weil damals die Schatzkammer, die Kriegskosten herzuschiessen, nicht im Stande war, so hielten sie es für das beste Mittel, das alte Geld in übeln Ruf zu bringen, und Stücke von geringern Werth schlagen zu lassen. So daß aus einem *As*, oder einem Pfund Kupfer sechs *Asses* gemacht wurden, und folglich das gemeine Wesen aus einem jeden *As* fünfe gewann. *Ita quinque partes factae sunt lucri.*

Das erste Silber ist in Rom im 485sten Jahr nach der Erbauung der Stadt, unter dem Burgermeister-Amte des Q. *Ogulnius* und C. *Fabius Pictor* geschlagen worden. Man hat noch Münzen von *Fabius*, mit dieser Schrift von der einem Seite, C. FABI. C. F. und von der andern EX. A. PV. das ist, EX ARGENTO PUBLICO. Man hat auch,

auch, obgleich selten *Denarii*, *Quinarii*, und *Sestertii*, welches verschiedene Silbersorten sind, gefunden. Der *Denarius* war sechs Römische Pfenning, der *Quinarius* fünfe, der *Sestertius* zwei und einen halben werth. Einige Zeit nachher, als *Hannibal* sich der Stadt Rom näherte, und *Q. Fabius Max.* Dictator war, im Jahr 537. stieg der Werth des Denarius bis auf 16. der Quinarius auf acht, und der Sestertius auf 4. Pfenning. Die kupferne Münze stieg zur selben Zeit auch, und nachdem vorher sechs ein Pfund ausgemacht hatten, so machten sie nun 12. aus einem Pfund, wodurch die Republik die eine Hälfte gewann, *Ita respublica dimidium lucrata est.* Dieses war der Vortheil, der nach dem *Plinius* dem Staate zuwuchs. Es entstunde dieses nicht allein aus der kupfernen Münze, wie *Budaeus* und andere sich einbilden. Sonsten würde diese Anmerkung, welche *Plinius* gleich nachher machet, wo er von der Steigerung der Silbermünze redet, unnatürlich, und am unrechten Orte seyn; sondern es geschah aus dem Kupfer und Silber zugleich, daß die Stadt die eine Hälfte gewann. Wenn sie also aus 10. *Asses*, deren jeder zwo Unzen wog, 20. von einer Unze machten, und der *Denarius* zu gleicher Zeit, auf 16. Pfenning geschätzet wurde, so gaben sie für den *Denarius* von alten Schrot und Korn, 16. neue *Asses* in die Münze, und mit den 6. Pfenning oder 6. *Asses*, welche der *Denarius* von Silber damals mehr werth war, als vorher, blieben zum Nutzen der

Stadtcasse noch 4. übrig. Dieses machte zehn Pfenning, das ist, die Hälfte, oder einmal so viel Pfenning, als zehn *Asses*, jeder von zwoen Unzen, werth waren, und dieses ist die Hälfte, welche die Republik gewann. — Solchergestalt ist die Schwürigkeit gehoben, und hat man keine Ursache die Abschreiber des Plinius anzuklagen, daß sie die ganze Stelle verändert, oder verdorben, wie verschiedene zu übereilend gethan haben.

Was das Goldmünzen betrift, so läßt *Plinius* die Zeit, wenn es zuerst geschehen, in der Ungewißheit. *Proximum scelus fecit*, saget er in demselben Kapitel, *qui primus ex auro denarium significavit; quod et ipsum latet auctore incerto.* *Livius* saget, das ist wahr, Gold ward im Jahr 543. gemünzet.

Zwei und sechzig Jahr nachher, wovon *Plinius* meldet, im Jahr der Stadt Rom 547. und im 13ten des zweiten Punischen Krieges, erfoderte es die Nothwendigkeit die Stadtcasse zu vermehren, und folglich ward das Gold in der neuen Münzung zu einem sehr hohen Preis gesetzet, wie es mit dem Kupfer und Silber vorher geschehen war. Dieses ist die ausserordentliche und gelegentlich geschlagene Nothmünze gleichsam, wovon *Plinius* in der obenangeführten berüchtigten Stelle redet, und wovon dieses die natürliche Leßart und Meinung ist. *Aureus nummus post annum LXII. percussus est quam argenteus; ita ut scrupulum valeret sestertiis vicenis:*

nis: quod efficit, ratione sestertiorum, qui tunc erant, sestertios IↃCCCC. zu deutsch, 62. Jahr nach der ersten Silbermünzung, prägete man auch Gold, und es wurde verordnet, daß jeder Skrupel von dieser Münze, 20. Sesterzien Silber werth seyn solte; so daß die Republik von den Sesterzien, die damals gäng und gebe waren, 900. bei einem jeden Pfund Gold gewann.

Gibt man es so, so stimmet es nicht allein mit *Plinius* Meinung, sondern auch mit der Wahrheit überein, und kann mit 2. schönen goldnen Münzen bewiesen werden, die einige Jahrhundert älter sind, als die Zeit der Römischen Kaiser, welche der Ritter I. A. *Baronet* besitzet. Die erste wieget nur 21. Gran, das genaue Gewicht des alten Scrupels. Auf der einen Seite stehet ein Adler mit der Unterschrift ROMA, auf der andern der Kopf des Mars, mit diesen 2. Buchstaben, XX. dahinter, welche den Preiß der Münze, nemlich 20. Sesterzien andeuten. Die andere ist von demselben Alter, und wieget 63. Gran, ist folglich drei mal so viel werth als die vorige, und anstatt der beiden XX. hat es hinter dem Kopfe ein X. und V. und bedeuten 15. silberne *Denarien*, so wie der erste nur fünf silberne *Denarien* werth war. Aufschrift und Bilder sind dieselben wie in der ersten. Hier ist ein ächtes Zeugniß der Wahrheit, wovon *Plinius* erzählet. Selbst die Münze ist, nach aller Wahrscheinlichkeit, eben dieselbe, wovon er redet, de-

ren Scrupel 20. Sesterzien, und deren Denarius 15. Silberdenarien gleich war.

* *

VII.

Geburts- und Sterberegister von London

vom 12. Dec. 1752. bis zum 11. Dec. 1753.
und
vom 11. Dec. 1753. bis zum 10. Dec. 1754.

	1753.	1754.
Getaufet.		
Knaben	7860	7754
Töchter	7584	7193
	15444	14947
Gestorben		
Männlichen Geschlechts	9490	11164
Weiblichen	9786	11532
	19276	22696
Im letzteren Jahr sind 3420. mehr gestorben.		
Gestorben.		
unter 2 Jahr	7892	8115
zwischen 2 bis 5	1403	1904
— 5 — 10	418	640

zwi

zwischen	10	bis	20	478	628
—	20	—	30	1338	1685
—	30	—	40	1861	2141
—	40	—	50	1775	2179
—	50	—	60	1568	1944
—	60	—	70	1186	1642
—	70	—	80	864	1143
—	80	—	90	435	586
—	90	—	100	54	85
—	100			1	1
—	101			2	2
—	102			1	0
—	109			0	1

Krankheiten der Verstorbenen.	1753	1754
Frühzeitig und Todtgebohrne	570	578
Alters halber	1466	1946
Fieber — *Ague*	4	4
Am Schlag und plötzlich	238	240
Engbrüstigkeit und Schwindsucht	305	398
Lange bettlägerig	2	2
Verbluten	5	11
Blutfluß	5	4
Bruchschaden	14	6
Krebs — Cancer	52	48
Fressende Geschwüre Canker	6	3
Windpocken		1
Kindbette	169	213
Colik, Bauchgrimmen, Miserere	128	115

	1753	1754
Auszehrung	3915	4221
Zuckungen, Convulsionen	5977	6115
Husten, Stickfluß	65	336
Harnfluß, Diabetes		1
Wassersucht	794	906
Geschwür am Halse, Evil, Königs-	11	8
Fallende Krankheit (übel		1
Hitzige Scharlack-Fleckfieber, Friesel	2292	2964
Fisteln	4	10
Durchlauf, Ruhr	5	18
Venuskrankheit	55	73
Podagra	43	74
Grieß, Stein, Strangurie	32	30
Gram, Betrübniß	7	4
Headmouldshot, wenn die Suturae cranii über einander wachsen, und das Gehirn drucken, *Horsshoehead*, wenn der Kopf nicht zugehen will, woraus *Water in the Head*, oder Wasserkopf entstehet	64	57
Gelbsucht	90	91
Geschwüre, Absces	12	14
Entzündungen	64	60
Krätze	3	1
Aussatz	2	3
Schlafsucht	9	9
Leberkrankheit	2	1
Mondsüchtig, Lunatik	86	86

Masern

	1753	1754
Masern	253	12
Mißgebähren	4	5
Kalter Brand	201	218
Gicht	60	68
Seitenstechen	14	22
Bräune	11	10
Schnupfen, Flußfieber	6	22
Englische Krankheit	7	13
Geschwüre an der Lunge	1	2
Böser Grind	2	3
Hüftschmerzen	1	
Scorbut	5	5
Kinderpokken	774	2359
Allerhand Geschwüre, Sores, Ulcers	14	17
Geschwüre im Halse	7	4
Rose	2	3
Magenkrampf	14	20
Verderbter Magen Surfeit	3	2
Aufschwellen	3	1
Schweinpocken		1
Zähne	961	841
Sprau, die Schwämme	83	77
Windwassersucht		4
Erbrechen, Durchfall	6	6
Würmer	11	10
Sonderbare Begebenheiten.		
Von tollen Hunde gebissen	3	

	1753	1754
Arm und Bein gebrochen	5	11
Gequetschet	5	7
Verbrannt	9	10
Ertrunken	86	103
Von vielen Saufen	15	12
Oeffentlich gerichtet	18	10
Todt gefunden	34	32
Von Schrecken, Bestürzung	2	1
Durch einen Fall oder ander Unglück getödtet	55	53
Ermordet	3	2
Erstücket	40	23
Vergiftet	1	
Verbrühet	5	1
Selbstmord	36	25
Erstücket von Dampf	1	1
Erstochen	1	
Verhungert	7	4
Erwürget	5	3
Summa	331	298

In Paris 1754 gebohren 19729
Verheyrathet 4146
Gestorben 21716
In Dublin 1754 gebohren 1772
Gestorben 1897

VIII.

VIII.

Des berüchtigten Lord Bolingbrocks Philosophie, von H. J.

(Gentlem. Mag. 1754. Sept. p. 475.)

Lord Bolingbrocks Werke, welche nach seinem Tode heraus gekommen, haben meines Erachtens weit mehr Aufsehens gemacht, als sie verdienen; immassen seine Grundsätze allein dadurch genugsam wiederleget werden, wenn man sie nur als in einem Grundrisse der Welt vor Augen legt, und zeiget, was er auf dem Schutte der christl. Religion zu bauen, vorgehabt habe.

Durch die christl. Religion wird die Würde der menschlichen Natur behauptet, und eine sittliche Reinigkeit, welche sich gar bis auf unsere Gedanken erstrecket, gefordert. Sie spannet uns an zur Nachahmung GOttes durch die Versicherung der Unsterblichkeit, gewähret uns das Vorrecht des Gebets, und unterstützet uns mit Hofnung bis zum letztern Augenblick unsers Lebens.

Bolingbrock hergegen behauptet, daß GOtt kein Gegenstand unserer Nachahmung sey; daß Recht und Unrecht blos in seinem Willen gegründet seyen; von welchem Willen man nur aus der Einrichtnng derje-

derjenigen Sonnenwelt, worinn er uns gesetzet hat, einige Muthmassung ziehen könne; daß Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit in dem Allmächtigen nicht dasselbe sey, was wir uns unter diesen Begriffen vorstellen; daß es kein solch Ding gebe, als wir Gewissen nennen, welches das Gute billiget, und das Böse strafet; daß Selbstliebe die einzige Triebfeder aller menschlichen Handlungen sey; daß der Mensch nichts als Materie sey, und dasjenige, was in uns denket, wachse, reif werde und wieder vergehe; daß Thiere und Menschen nur darinn unterschieden seyn, daß der Mensch einen höhern Grad der Vernunft habe, indem die Vernunft in beiden von einerlei Art sey, und aus einem in Uebung gebrachten Instinct entstehe; daß der Unterscheid zwischen gewissen Menschen und Thieren nicht einmal so groß sey, als zwischen einen Menschen und den andern; daß der Grund des natürlichen Gesetzes bei Menschen und Vieh einerlei sey, denn die Natur zeuge das natürliche Gesetz, dieses die Geselligkeit, diese die freiwillige Vereinigung verschiedener Gesellschaften, und diese die Verbindlichkeit des natürlichen Gesetzes, auf diese Weise halte sich ein jedes Thier zu seiner Art, Menschen zu Menschen, Wölfe zu Wölfen; ferner daß beides Menschen und Thiere, wenn sie sterben, für ewig sterben, und daß jene eben so wenig als diese, durch ein Gesetz der Natur zu einigen äusserlichen Gottesdienste verbunden seyn; daß das Christenthum wieder das Gesetz der Natur handle in Verbietung der Blutschande, von welcher er,

wenn sie nur nicht in auf- und niedersteigender Linie begangen wird, ein eifriger Verfechter ist.

Die Bestätigung und Erklärung dieser Grundsätze machen den ganzen Innhalt seines Werkes aus, welches einige ernstlich zu widerlegen gewürdiget, mitlerweile andere behauptet haben, daß es nicht zu widerlegen wäre. Dies ist wenigstens gewiß, daß aus der ganzen Lebensart des Schriftstellers erhellet, daß er nach diesen Grundsätzen gehandelt habe; wo man anders seiner eignen Nachricht trauen darf. Denn nachdem er die Kräfte der Jugend in allen Arten der Ausschweifung und Schwelgereien, die thierische Lüste vergnügen, verschwendet hatte, hieng er sich an eine Parthei, die er selbst verdammete, und welche sich nicht, ohne das Vaterland mit Blute zu überschwemmen, behaupten konnte, blos damit er das Vergnügen haben möchte, den menschlichen Lüsten nachzuhängen.

In seinem Leben war eben so viel Unvernunft, als in seinen Schriften; gleichwie auch wenig Unterscheid zwischen seinem Leben und Tode war, nur daß bei dem letztern zu dem Unsinn der Laster noch die Abscheulichkeit der offenbahren Gottesverachtung kam.

Nachdem er sich in einen Entwurf eingelassen, welcher das Pabstthum mit Feuer und Schwerdt einführen solte, und ein Buch zum Umsturz der christlichen Religion geschrieben, starb der Philosoph mit Fluchen auf seine Bediente und Lästern gegen GOtt, unter den Händen eines Marktschreiers.

* *

IX.

Ein neues kräftiges Mittel gegen die Seewürme.

(Gentlem. Mag. 1754. July. p. 314.)

So vielerlei man bisher versuchet hat, den muntern Bau der Schiffe für die Seewürme zu bewahren, so vergeblich ist alles gewesen, und wenn man noch so grosse Kosten angewandt, dieselbe neu zu kleiden, und ihr eine Haut über die andere zu geben, hat sich doch oft gefunden, daß diese Thierlein unersetzlichen Schaden verursachet haben.

Doch neulich ist ein Edelmann zu Bermudes, auf eine gute Spur gebracht worden, indem er bemerket, daß dasige Einwohner einige Blätter derjenigen Pflanze, wovon die Aloe Hepatica gemachet wird, in dem Oel und Unschlitt, womit sie ihre Fischerböte kalfatern, eingeschnitten, und sie damit kochen lassen.

Die besondere Bitterkeit dieser Pflanze, eine Eigenschaft, welche bekannter massen allen Wurmarten schädlich ist, ermunterte ihn einige von den Leuten zu ersuchen, etwas mehr von den bittern Blättern drunter zu mengen, und die Würkung davon genau zu beobachten. Man that es, und die Wurmlöcher zeigeten sich weniger, je nachdem man mehr Aloe dazu genommen hatte. Dies bewegete ihn, einen Versuch

mit

mit der Aloe selbst zu machen. Er schnitte also ein Stück einer eichenen Bohlen etwa 4. Fuß lang, und 2. Fuß breit, mitten durch, und bezog beide Theile mit Haut von Unschlitt, Terpentin und Bleiweiß, von jedem gleich viel; bei dem einen Stücke aber mengete er unter diese Ingredientien 2. Unzen Aloe. Hierauf senkete er beide Stücke Holz vermittelst eines bequemen Gewichtes und Strickes, auf eine gleiche Tiefe ins Salzwasser, wo die Würme im Ueberflusse waren, und fand, nachdem er sie daselbst 5. Monate gelassen, beim aufziehen, daß dasjenige Stück, in dessen Salbe Aloe gemenget gewesen, vollkommen gut geblieben, da hergegen das andere wie ein Wachskuchen durchgefressen war. Nachhero nahm er verschiedene Stücke von Cedern, Madeira und Mahoganiholz, zeichnete ein jedes mit einem besondern Merke, und bezog sie mit verschiedenen Häuten von Salben, in deren einigen die Proportion der Aloe war zwo Unzen auf zwei Quadratfuß Oberfläche. Diese Bretter ließ er acht Monate unter Wasser, und nachdem sie aufgezogen worden, sahe man nur wenig Spuren von Würmen an denen, welche mit einer Salbe von Aloe bestrichen gewesen; besonders war eines, welches mit Terpertin Unschlitt, und Spanischbraun nebst der Aloe bezogen gewesen, ganz unberühret geblieben, obwol andere voller Löcher waren. Man kann also daher mit aller Wahrscheinlichkeit schliessen, daß dieses Mengsal allen bishero entdeckten vorzuziehen sey, und daß zwo Unzen Aloe auf zwei Quadrat-

fuß

fuß hinlänglich seyn, das Holz acht Monate lang zu erhalten. Muß das Schif länger in See bleiben, so kann man das Maaß vermehren, und einen Vorrath des Mengsals im Schiffe aufheben, bis man auf der Reise Gelegenheit findet, das Schif damit zwischen Wind und Wasser, wo die Würme gemeiniglich den grössesten Schaden thun, zu bestreichen.

Indessen lassen sich zween Einwürfe gegen diesen Vorschlag machen. Erstlich, daß, wenn dieser Gebrauch der Aloe allgemein geworden, dieselbe zu einem so hohen Preise steigen würde, daß sie nicht zu bezahlen wäre. Demnächst, daß man dieselbe hier zu Lande nicht in genugsamer Menge würde haben können. Auf beide Einwürfe kann aber geantwortet werden, daß die Aloe eine harte, und sich erstaunlich vermehrende Pflanze sey. Wenn man den mittieren Preiß von 100. Pfund auf zwölf Pfund Sterlings seßete, so würde dieses die Americanischen Colonisten genugsam aufmuntern, sie fleißig zu ziehen; und ein Kriegsschif vom ersten Range würde nicht mehr, als 40. Pfund Sterlings kosten, um es ein Jahr lang für die Würme zu schützen; ein kleineres aber nach Proportion.

* *

X.

Nachricht

von einer

Amerikanischen Wespe

der Mäurer genannt.

(Gentl. Magaz. 1754. Iuly. p. 330.)

Mein Herr!

Dieses Insekt, welches von seiner ausserordentlichen Wohnung, welche es sich bauet, der Mäurer genannt wird, ist bishero, so viel ich weiß, der Kenntniß aller derer, die von der Naturhistorie geschrieben haben, entwischet, obwol es in den Caribischen Inseln, besonders in Barbados sehr gemein ist.

Seine Gestalt und Farbe scheinet ihm einen Platz unter den Bienen- oder Wespenarten zu geben, ob er schon weder Wachs noch Honig sammlet, keinen gemeinschaftlichen Vorrath zusammen trägt, und selten dann allein oder in Gesellschaft seines Gatten gesehen wird. Sein Gewicht beträgt, wenn er todt ist, selten mehr als ein und einen halben Gran.

Ein wenig bevor das Weibgen ihre Eier legt, ist das Paar sehr geschäftig, Thon und Koth von den

Ufern der Fischteiche oder stehenden Seen zu sammlen, womit sie ein Behältniß für ihre Eier und Jungen bauen, welches sie in verschiedene Kammern oder Gemächer eintheilen, deren einige dienen die Eier darinn zu legen, andere aber so viele Vorrathshäuser sind für junge Spinnen, welche sie von der Wolldiestel (torch thistle) sammlen, und auf eine sehr ordentliche und bewundernswürdige Weise zusammen packen. Wenn die Vorrathshäuser voll, und alle Eier geleget sind, verlassen sie die Kammern und Zellen, und kleben die Oefnungen, aus welchen sie heraus gegangen, sorgfältig zu mit derselben Materie, womit sie die ganze Wohnung gebauet haben. Die Eier werden von der Wärme der Sonne ausgebrütet, und bringen eine Art Maden, welche sich alsobald einen Eingang in die daran stossende Vorrathskammer nagen, um zu den Spinnen zu gelangen. Von diesen leben sie so lange, bis ihnen Flügel und Beine gewachsen sind, worauf sie die äussere Mauer durchfressen und in die Luft fliegen, ohne wieder nach ihrer vorigen Wohnung zurück zu kehren. Denn bald darauf fangen sie an, für sich selbst zu bauen, wie ihre Aeltern vor ihnen gethan.

In der Wahl des Ortes, wo sie bauen, scheinen sie ganz gleichgültig zu seyn, und thun es ohne Unterscheid in Kirchen, Häusern und Ställen, ja selbst in den Gemächern und Küchen, wo die Schwarzen genug zu thun haben, sie herunter zu schlagen und auszukehren.

So

So bald sie eine Wohnung verfertiget, versehen und verlassen haben, fangen sie gleich darauf eine andere an, und dieß ist in allen Jahrszeiten die stete Beschäftigung ihres ganzen Lebens.

* *

XI.

Daß auch höchstwahrscheinliche Anzeigen dennoch trügen können, aus 2. merkwürdigen Exempeln bewiesen.

(Gentl. Mag. 1754. p. 404.)

Es ist fast in jeder bürgerlichen Regierung eine Grundregel, daß es besser sey, zehn schuldige Personen ungestraft zu lassen, als daß ein einziger Unschuldiger leide. Diesem Grundsatze gemäß, ist es der Gebrauch, gewisse und rechtmäßige Beweise von jeder That, die mit dem Tode bestrafet wird, zu erheischen. Ja in einigen Ländern wird kein Missethäter gerichtet, er habe denn, ausser den angebrachten Beweisen, die That selbst gestanden. Beweisthum, der sich auf Umstände gründet, kann zu dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit empor steigen, aber nicht weiter. Es wird daher auch derselbe gemeiniglich vor unzulänglich gehalten, eine Person eines

Verbrechens, das den Tod verdienet, zu überführen. Wenn aber das Verbrechen sehr groß gewesen, so wird der Beschuldigte nach weit schwächern Beweisen bestrafet, als wenn das Verbrechen geringer. Dieses aber ist ohne Zweifel der Vernunft zuwieder; denn wir solten billig vorsichtiger seyn, jemanden 20. Grade Schuld als 10. zuzurechnen, weil, wenn wir uns irren, das Unrecht verhältnißweise grösser ist. Die Leidenschaften bestimmen in diesem Falle, ehe ihnen die Vernunft wiederspricht, und der heftige Trieb zu strafen steht allzeit mit dem Abscheu, welchen das Verbrechen erreget, in Verhältniß; und man begiebt sich lieber in einige Gefahr, einen Unschuldigen zu strafen, als einen Schuldigen los zu lassen. Durch gesetzmäßige Beweise verstehet man das Zeugniß eines, der bei der That gegenwärtig gewesen, und der schwöret, daß der Angeklagte der Thäter sey. Wenn aber jemanden auf der Heerstrasse 20. *Guinees* und ein *Moidore* geraubet, und er dabei auf der Stelle erschossen worden, und ein andrer der den Schuß gehöret, hinreitet, den Erschossenen findet, das Rennen eines Pferdes vernimmt, dem Schalle folget, einen Menschen einholet, und sich dessen bemächtiget, in dessen Rockstasche sich eben 20. Guineen und 1. Moidore befinden, dessen eine Pistole geladen und die andre eben losgeschossen zu seyn scheinet, er selbst aber sehr erschrocken und verwirret ist, und alle Kräfte zu entkommen anwendet: so ist doch dieser Beweisthum, so stark er auch immer seyn mag, doch nur zufällig, und

es

es ist möglich, daß der, wider den er geführet wird, unschuldig sey, obgleich der Zeuge die Wahrheit sagt. Man hat auch davon schon verschiedene Beispiele, und ich sende ihnen zum Vergnügen ihrer Leser zwei dergleichen. Das eine habe ich entlehnet aus meines Großvaters Schriften und Anzeichnungen von peinlichen Fällen, denen er von Seiten der Krone unter dem Könige Karl dem zweiten als Advokat beigewohnet: das andere aber habe ich irgendswo gelesen, allein es ist so wenig bekannt, daß ich gewiß glaube, es werde den meisten Lesern ganz neu und unbekannt seyn.

Jacob du Moulin ein französischer Flüchtling war mit seiner Familie herüber kommen, und gebrauchte sein wenig mitgebrachtes Geld zum Ankaufe einiger Güter, welche am Zollhause vor verfallen erkläret worden, um sie hernach stückweise wieder abzusetzen.

Da dieses Güter sind, die gemeiniglich mit einem schweren Impost beladen sind, und daher oft heimlich hinein gebracht werden, so werden diejenigen, die damit handeln, gewöhnlich vor solche angesehen, die ihr Waarenlager durch unerlaubte Wege vermehren, den Zoll betrügen, oder heimlich eingebrachte Waaren unter dem Schein ankaufen, daß sie nur mit Waaren handelten, die auf eine rechtmäßige Weise durch die Königliche Bediente angehalten, und denen Schleichhändlern entnommen worden. Ob nun gleich dieser Handel den ehrlichen Namen des du Moulin nicht gänzlich schwächte, so machte er doch seinen Charakter nicht achtungswürdig; ja man entdeckte gar, daß er

oft falsch Gold ausgab. Er kam manchmal zu Leuten, von denen er Geld empfangen, mit verschiedenen von diesen nachgeprägten Stücken, und behauptete, sie wären unter dem Gelde gewesen, welches sie ihm bezahlet hätten. Ob nun gleich dieses von einem jeden mit vieler Hitze abgeleugnet wurde, so war er doch, falls nicht besondre Umstände das Gegentheil lehreten, jederzeit hartnäckig und eigensinnig in seiner Beschuldigung. Dies brachte ihn bald in einen übeln Ruf, und er verlohr allgemählich nicht allein seine Handlung, sondern auch seinen Credit. Endlich trug es sich zu, daß er einige Waaren 78. Pfund werth an einen Harris, mit dem er vor dem noch nicht gehandelt hatte, verkaufte; davor er das Geld in Guineen und Portugiesischen Golde empfieng, von welchen ihm zwar einige Stücke verdächtig schienen; weil ihm aber der Kaufmann versicherte, daß er sie alle sorgfältig untersuchet, und eben diese Stücke selbst gewogen, so nahm er sie an, und gab dem Kaufmann eine Quittung.

Wenig Tage nachher, kam er mit 6. Stücken, von welchen er behauptete, daß sie von schlechtern Metal und ein Theil des Geldes wären, welches er vor einigen Tagen für die Güter von ihm empfangen hatte. Harris untersuchte diese Stücke, und sagte dem du Moulin, daß er gewiß wüßte, daß sie nicht unter denen gewesen wären, die er ihm ausgezahlet, und weigerte sich, sie ihm auszuwechseln. Du Moulin behauptete eben so hartnäckig das Gegentheil, und führ-

te

te an, daß er das Geld in einen Schubladen ganz allein geleget und verschlossen hätte, bis ers zur Bezahlung eines Wechselbriefes gebrauchet, da sich dann befunden, daß die Stücke falsch wären, und diese wären gewiß die nemlichen Stücke, welche er vorher hätte ausschiessen wollen. Darauf wurde der Kaufmann zornig, und beschuldigte den du Moulin einer Betrügerei. Bei dieser Beschuldigung schien du Moulin mehr aufgebracht, als in Furcht gesetzet zu seyn, und nachdem er geschworen, daß dieses die Stücke wären, welche er vom Harris bekommen, so wurde dieser aufs letzte genöthiget, sie ihm mit guten zu verwechseln. Weil aber Harris sicher glaubte, du Moulin hätte ihn durch einen Betrug, den er noch mit einem Meineid unterstützet, beleidiget: so erzählte er diese Begebenheit, wo er nur hin kam, und schimpfte auf ihn mit vieler Bitterkeit.

Er traf auch nicht wenige Personen an, die dieselben Klagen führten, und ihn versicherten, daß du Moulin solches schon lange Zeit getrieben hätte. Du Moulin sahe bald ein, wie er von allen Leuten gemieden wurde, und weil er hörte, was Harris allenthalben geredet, so belangte er denselben gerichtlich wegen seiner ehrenrührigen Reden. Harris wurde hiedurch aufs äusserste aufgebracht, behauptete seine Aussage, und nachdem er zu gleicher Zeit viele Zeugen dargestellt, die eben so vom du Moulin in ihrem Handel mit ihm waren betrogen worden: so brachte er es dahin, daß jener als ein falscher Münzer gefangen genom-

nommen wurde. Da man nun seine Schränke durchsuchte, fand man eine Menge falsches Gold, ganz allein in einer Schublade, und andere Stücken wurden zwischen anderm Gelde ausgelesen, welches in verschiedenen Orten seines Geldschrankes lag. Als man weiter nachsuchte, entdeckte man eine Flasche, verschiedene Feilen, ein paar Geldstempel, etwas gestossene Kreide, ein wenig Goldscheidewasser (*Aqua regia*) und verschiedene andere Werkzeuge. Nun war gar kein Zweifel an seiner Schuld mehr, welche noch sehr vermehret wurde durch die Art und Weise, deren er sich bedienet, die falschen Münzen unterzubringen durch die Unverschämtheit, mit der er darauf bestanden, daß sie ihm von andern gegeben worden, und durch den Meineid, womit er seine Foderung unterstützet. Ja seine gegen den Harris, der ehrenrührigen Reden wegen, erhobene Klage, erhöhete sein Verbrechen auch noch mehr, und jedermann wünschte, ihn bald bestraft zu sehen. Bei diesen Umständen ward er zum Verhör gebracht, und seine öfteren Versuche falsch Geld unterzubringen, die Menge die davon bei ihm in seinem Geldschrank gefunden worden, und überdem alle zum Prägen dienende Werkzeuge, welche nach angestellter Vergleichung ganz genau mit der Münze die man bei ihm gefunden, übereinkamen, waren der Beweisthum, nach welchen man ihn zum Tode verdammte.

Hierauf trug es sich zu, daß wenig Tage vor seiner Hinrichtung ein gewisser William, der vor dem bei einem

nem Petschierer gelernet, aber nachher dieses Handwerk verlassen, sich von einem Hause herab zu tode fiel, und daß dessen eben grob schwangere Frau alsobald in Kindesnöthen kam, und mißgebahr. Sie merkte bald, daß sie sterben müßte, und lies daher des du Moulin Frau rufen, der sie folgendes, nachdem sie mit ihr allein gelassen worden, erzählete.

Nemlich, daß ihr Mann einer von vieren, welche sie nennte, gewesen wäre, die seit vielen Jahren falsch Gold gepräget, welches sie öfters hätte unterbringen müssen, und daher wisse sie die ganze Sache sehr wohl. Einer dieser Leute, fügte sie hinzu, habe sich als Bedienter beim du Moulin vermiethet, und weil er von seiner Bande mit Dieterichs versehen worden, habe er eine ansehnliche Summe falscher Münze vertheilet, da er seines Herrn Schreibpult eröfnet, und eben so viel schlecht Geld hinein geleget, als er gutes heraus genommen. Daß also auf diese gottlose Weise du Moulin um seine Handlung, Credit und Freiheit gekommen, zu welchen in kurzen der Verlust des Lebens hinzu kommen würde, wenn sie nicht augenblicklich Mühe anwendeten, ihn zu erretten. Nach dieser Erzählung, welche sie mit äusserster Gemüthsunruhe ertheilte, waren ihre Kräfte meist erschöpfet, und nachdem sie nur noch Anweisungen gegeben, wo die von ihr beschuldigte Personen sich befänden, wurde sie von Zükkungen überfallen, und verschied. Des du Moulins Frau begab sich gleich darauf zum Richter, und nachdem sie ihm die so eben gehörte Geschichte erzähl-

let, würkte sie gerichtlichen Verhaft wieder die drei Personen aus, welche auch noch denselben Tag gefangen genommen, und jeder besonders verhöret wurden. Der Diener des du Moulins leugnete steif und fest die ganze Beschuldigung, und ein gleiches that auch der eine von den beiden übrigen, aber inzwischen daß der letztere verhöret wurde, kam ein Gerichtsdiener, den man nach ihren Häusern, sie durchzusuchen, hingesandt hatte, mit einer Menge falscher Münze, und zum Prägen dienender Instrumente zurück: dieß machte ihn verwirrt, der Richter aber bediente sich dieser Gelegenheit und bot ihm sein Leben an, wenn er seine Mitschuldigen angeben wollte.

Er bekannte darauf, daß er schon seit langer Zeit, mit den andern Gefangenen, und dem der gestorben, in Verbindung gestanden, und zeigte überdem an, wo mehrere Werkzeuge und falsches Geld zu finden wäre: aber von der Art und Weise es unterzubringen, wozu man des du Moulins Knecht gebraucht, wußte er nichts zu sagen.

Die Hinrichtung des du Moulin wurde nach dieser gemachten Entdeckung aufgeschoben; und nachdem obengedachter Zeuge eidlich erhärtet hatte, daß du Moulins Diener sowol, als die andern Gefangenen, manchmal in seiner Gegenwart Geld gemünzet, und einen vollständigen Bericht des ganzen Verfahrens, und was ein jeder von ihnen gewöhnlich dabei zu verrichten pflegte, abgestattet hatte, so wurden sie überführet, und zum Tode verdammet. Es leugneten

diese

diese beide aber beständig die That, und das Volk hatte noch immer den du Moulin in Verdacht. Zu seiner Vertheidigung führte er zwar an, daß er von dem falschen Gelde, welches man beisammen gefunden, nicht mehr die Personen angeben konnte, von denen er es empfangen, daß diejenigen Geldbündel, worunter man die falschen Münzen gefunden, von ihm deswegen absonderlich aufbehalten worden, damit, wenn sich vielleicht falsches Geld darunter befinden möchte, er sich an dem halten könnte, von dem er es empfangen, aber daß man Stempel und andere Instrumente bei ihm verwahret gefunden, das war noch ein sehr schwerer Umstand, da er nur in allgemeinen Ausdrükken anführte, daß er nicht wüßte wie sie hinein gekommen. Es blieb also der Zweifel übrig, ob nicht die Anklage von andern mit der Absicht angestellet worden, damit man ihn, der eben so schuldig, wie diese waren, erretten möchte, da man noch gar keine Zeugnisse von der Betrügerei seines Bedienten hatte, als nur das eine von einem Weibe, die schon verstorben, und dieses nur aus der zweiten Hand durch des du Moulins Frau, welche offenbahr partheiisch zu seyn schien.

Bei allem dem aber war du Moulin von keinem der Ueberwiesenen als ein Mitschuldiger angegeben: ein Umstand, welchen seine Freunde sehr stark zu seinem Vortheil andrangen. Es geschah aber, daß während der Zeit, da die allgemeine Meinung des Volks, in Ansehung seiner so zweifelhaft war, man in einem Schranke, der seinem Diener gehörte, eine

heim-

heimliche Schublade fand, worinn man ein Bund Schlüssel antraf, und einen davon in Wachs abgedruckt. Man verglich den Abdruck mit den Schlüsseln, und man fand, daß der darein passende Schlüssel den Geldkasten des du Moulins eröfnete, darinn man die falsche Münze und die Instrumente gefunden. Als man mit diesem unerwarteten starken Beweiß in des du Moulins Diener drang, und den Schlüssel ihm darzeigte, so fieng er an zu weinen, und bekannte alles was man wieder ihn angebracht. Als man ihn hierauf befragte, wie die Instrumente in seines Herrn Cabinet gekommen? antwortete er: daß, wie die Gerichtsbedienten gekommen wären, seinen Herrn gefangen zu nehmen, er sein selbst wegen in Schrecken gerathen, weil er wol gewußt, daß er in seiner Kaste Werkzeuge hätte, welche er in der heimlichen Schublade nicht lassen könnte, und da er sich gefürchtet, daß man ihn mit arrestiren möchte, dann er habe, sich seines Verbrechens bewust, in beständiger Furcht und Angst gelebet; um dieser Ursache wegen habe er, ehe die Gerichtsbedienten die Treppe herauf gekommen, mit seinem falschen Schlüssel seines Herrn Kabinet eröfnet, seine Werkzeuge aus seiner Kaste von dem Boden geholet, und es da hinein gesetzt, und so bald wie er es verschlossen gehabt, wären die Gerichtsbedienten schon vor der Thüre gewesen.

Was nun diese Geschichte betrift, so war der körperliche Eid des du Moulin, daß die Münze, die er dem Harris zurück gebracht, dieselbe sey, die er von

ihm

ihm empfangen, zwar falsch, man konnte aber doch den du Moulin keines vorsätzlichen noch nachläßigen, aus Unachtsamkeit oder Vergeßlichkeit entstandenen Meineides beschuldigen, und die aus den Umständen gegen ihn genommene Anzeigen, so stark sie auch waren, würden nur ein Unrecht auf das andre gehäufet, und einen unglücklichen, einen elenden Mann auch des Lebens beraubet haben, welches das einzige war, das ihm ein treuloser Bedienter nicht genommen hatte.

Der andre Vorfall, dessen ich gedacht, ist noch etwas älter, und verhält sich, so viel ich mir erinnere, folgender massen:

Ein reicher Herr starb, und hinterließ seine grossen Schätze einer einzigen Tochter, worüber er seinen Bruder zum Vormund setzte, und ihm die Vollführung seines Testaments auftrug. Die Tochter war damals 18. Jahr alt, und ihr Vater hatte im Testamente verordnet, daß, wenn sie unverheirathet, oder ohne eheliche Kinder versterben würde, sein Vermögen seinem Bruder und dessen Kindern anheim fallen sollte. Da nun das Leben der Nichte gar nicht mit dem Nutzen des Oheims überein kam, so zeigten verschiedene Anverwandten an, daß es sich nicht fügen würde, daß sie beisammen blieben. Es sey nun, daß ihre Meinung gewesen, alle Ursache den Oheim zu verläumden, wenn vielleicht die Fräulein sterben möchte, gänzlich abzuschneiden, oder daß sie würklich besorgt waren, daß die Nichte in Gefahr sey, oder ob

sie

sie nur mit dem Testamente unzufrieden waren, und daher Gerüchte zum Nachtheil derer, die die Güter besassen, ausbreiteten, dieß kann ich nicht sagen. Der Oheim nahm dieser Reden ohnerachtet, seine Nichte mit sich nach seinem Gute, nicht weit von Epping-froreſt entlegen, wo sie sich kurze Zeit nachher verlohr.

Man stellte grosse Untersuchung ihrentwegen an, und da es sich fand, daß des Tages, da man sie verlohren hatte, sie mit ihrem Oheim in den Wald gegangen, er aber ohne sie wieder zurück gekommen, so nahm man ihn gefangen. Wenig Tage nachher stellte man eine starke Untersuchung mit ihm an, worinn er zwar bekannte, daß sie mit ihm ausgegangen wäre, gab aber vor, daß, wie sie wieder zurück nach Hause gegangen wären, seine Nichte einen Vorwand erdacht, um ein wenig zurück zu gehen, so bald aber als er sie gemisset, wäre er den Wald durchgegangen, um sie aufzusuchen, allein er wüste nicht, wo sie geblieben oder hinkommen.

Diese Erzählung schien sehr unwahrscheinlich und sowol der offenbahre Nutzen, den er von dem Tode seiner Pupillen zu erwarten hatte, als auch der muthwillige Eifer andrer Verwandten, vermehrten und stärkten die Vermuthungen wieder ihn, und man behielt ihn deswegen noch in Verhaft.

Täglich wurden neue Umstände wieder ihn angebracht. Man entdeckte, daß ein junger Herr aus der Nachbarschaft, der um sie angehalten, einige Tage vorher, ehe sie war vermisset worden, sich auf eine Reise nach Schottland begeben; und daß sie erkläret, daß

wenn

wenn er wieder zurück käme, sie sich mit ihm vermählen wollte; daß aber ihr Oheim oftmals in sehr harten Ausdrükken sein Mißfallen an dieser Heirath an den Tag geleget; worüber sie ofte geweinet, und ihm seine Härte und Mißbrauch seiner Gewalt vorgehalten. Ueberdem ward eine Frauensperson wieder ihn als Zeugin vorgebracht, welche eidlich erhärtete, daß des Tages, da man die Fräulein verlohren, sie ohngefehr um 11. Uhr des Morgens durch den Wald gegangen wäre, und eines Frauenzimmers Stimme vernommen, die mit grosser Heftigkeit gezanket. Sie wäre hierauf näher zu dem Orte, von wannen sie die Stimme vernommen, gegangen, und ehe sie jemand gesehen, hätte dieselbe gesaget: Tödten sie mich doch nicht, mein lieber Oheim! tödten sie mich doch nicht.

Dieß hätte sie sehr in Schrecken gesetzet, und als sie gleich darauf den Schall eines Gewehrs sehr nahe bei sich gehöret, hätte sie mit aller Eilfertigkeit sich von der Gegend weg begeben, sie hätte aber nicht ruhiges Gemüths seyn können, bis sie das, was sich zugetragen, bekannt gemacht. So groß war die Ungedult eines jeden, damit ein Mann möchte bestraft werden, der seine Nichte umgebracht, damit er nur ihre Güter bekäme, daß er auf dieses Zeugniß zum Tode verdammet und hingerichtet wurde.

Zehn Tage nach dieser Hinrichtung kam das junge Fräulein wieder. Es ergab sich aber, daß alles was die Zeugen beschworen, die Wahrheit sey; und daß die ganze Sache sich so verhielt. Es sagte nemlich

das

das junge Fräulein, daß, nachdem sie ihre Zustimmung dem jungen Herrn, welcher um sie angehalten, gegeben, daß sie mit ihm entfliehen wollte, er vorgewand hätte, daß er eine Reise nach Schottland thun wollte, aber daß anstatt dessen er in einem kleinen bestimmten Hause an dem Ende des Waldes ihrer bis zu dem Tage, da sie vermisset worden, gewartet hätte. Daß er 2. Pferde, eins vor sich, und das andere vor sie fertig gehabt, und daß 2. Bediente gleichfals zu Pferde seiner gewartet hätten. Daß, wie sie mit ihrem Oheim wäre spatzieren gegangen, er ihr verwiesen hätte, daß sie noch beständig einen Menschen, der ihm doch mißfiel, heirathen wollte, und daß sie nach verschiedenen Wortwechsel mit einiger Hitze gesaget: Ich habe mein Sinn und Herz auf ihn gesetzt, und wenn ich ihn nicht heirathe, so sterbe ich. Tödtet mich daher nicht, mein lieber Oheim, tödtet mich nicht. Kaum hätte sie diese Worte gesagt, so hätte sie sehr nahe bei sich ein Gewehr losschiessen gehöret, worüber sie sehr erschrocken, sie hätte aber kurz darauf einen Mann aus dem Gebüsche herauskommen gesehen, der eine wilde Taube in der Hand gehabt, welche er so eben erschossen.

Wie sie nun nahe bei den Ort gekommen, wohin sie ihren Liebhaber bestellet, habe sie einen Vorwand gesucht, daß ihr Oheim voraus gehen möchte, und sie sey darauf mit ihrem Liebhaber, der ein Pferd vor sie in Bereitschaft gehalten, augenblicklich davon geritten. Anstatt nach Schottland zu gehen, wären sie in einem nicht weit von Windsor entlegenen Hause, da er schon Zimmer bestellet gehabt, abgestiegen, wo sie sich auch

noch

noch denselben Tag verehliget, und die Woche darauf hatten sie eine Lustreise nach Frankreich angestellet. Sie hatte erst bei ihrer Zurückkunft das Unglück vernommen, welches sie ihrem Oheim durch ihre Unvorsichtigkeit zugezogen.

So ungewiß sind die Zeugnisse der Menschen, wenn gleich die Zeugen aufrichtig sind, und so nöthig ist eine kalte und gelassene Untersuchung und Bestimmung, was solche Laster betrift, die in dem höchsten Grade abscheulich sind, und unter allen möglichen vergrössernden Beläſtigungen begangen sind.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XII. a.

Nachrichten von *Herculaneum.*

1. Auszug aus einem Briefe des Herrn CAMILLO PADERNI, Aufsehers des Herculanischen Cabinets, an D. Mead, von Neapoli den 18. Nov. 1752. aus dem Italiaenischen.

(Gentlem. Magaz. 1754. Iun. p. 261.)

Die Sachen, worüber ich die Aufsicht habe, sind viele und ausserordentlich. Sie bestehen aus Metallen, als Erz, Silber und Gold von aller-

allerlei Art, von vortreflicher Arbeit; aus sehr schönen erhabenen Bild und Schnitzwerk; aus Glaß von allerlei Sorten; aus mancherlei Erdfrüchten, als Korn, Bohnen, Feigen, Datteln, Pistazien, Mandeln, Reiß und Brod, aus Farben zum Mahlen; Arznei in Pillen, und andern Formen, mit ihren Zeichen; aus einer langen Flasche mit Oel; goldenen Spitze, die vollkommen gut geblieben, und überaus artig ist, indem sie von dichten gesponnenen Gold ohne Seiden oder andere Faden gemacht ist.

Seiffe, Kleie, und eine Menge andrer Sachen, welches alles hier zu erzählen verdrießlich seyn würde. Mit ersten aber wird von allen eine Beschreibung ans Licht treten, die ich Ihnen unverzüglich schicken werde.

Ich hoffe sie werden das Buch des Hrn. Bajaidi, welches ich Ihnen schon übersandt, empfangen haben. Es ist noch kein Monat, daß daselbst viele Bände von Papier (Papyrus) gefunden worden, die in eine Art von Kohlen verwandelt, und so zerbrechlich sind, daß, wenn man sie anrühret, sie in Asche zerfallen. Nichts destoweniger habe ich auf des Königs Befehl manche Versuche damit angestellt, aber alle ohne Nuzzen; einige kleine Stücke ausgenommen, wovon ich einen Auszug gemacht, aus deren verschiedenen Worten erhellet, auf was Art das ganze ist geschrieben gewesen. Die Form der Charaktere ist mit sehr schwarzer Farbe gemacht, davon ich hier Ihnen zu Gefallen zwo Linien nachmachen will, weil die Treue gegen den König nicht zuläßt, mehr zu senden.

Die

Die Grösse und Gestalt der Charaktere ist diese * und sie machen 8. Zeilen aus.

N. ALTERIUS. DULC
DEλλ. CVRIS. CRVDE

Es sind noch andere kleine Ueberbleibsel mit viel mehr Worten, welche alle, um sie dereinst bekannt zu machen, aufgehoben werden.

Es sind gleichfals kürzlich drei schöne marmorne Statüen, worunter eine sehr vortreflich ist, gefunden worden, dabeneben 6. Köpfe von Erz, worunter einer ist, der uns Hofnung giebt, daß man die Statüe, wozu er gehöret, finden werde. Es ist ein junger Hercules, von einer so besondern Arbeit, die im Metal ihres gleichen nicht hat. Die Haare desselben sind auf eine bewundernswürdige Art ausgearbeitet. Gleichfals sind verschiedene kleine Figuren von Metall vorhanden; ein *Sistrum*, das sich sehr wohl und sauber erhalten. Ja es gehet kein Tag vorbei, daß sie nicht einige neu gefundene artige Sachen zu mir bringen.

* Die Gestalt derselben ist hier nicht ausgedruckt. Sie sind nur etwas krummer, und sonsten im Gedruckten wohl zu lesen. Sind sie so leicht in den alten Handschriften auch, und können ein Mittel finden, dem mürben Papier eine Stärke wieder zu geben, so hat man Hofnung, noch manche alte verlohrne Schrift (wovon im folgenden Schreiben mit mehrern) wieder in die Hände zu bekommen.

b.

2. Nachricht von *Herculaneum.*

Auszug aus einem Briefe eben desselben Herrn CAMILLO PADERNI an T. -- H. Ritter. Geschrieben zu Neapoli, den 18. Oct. 1754.

(Gentlem. Magaz. 1755. Ian. p. 20)

Ich will nun fortfahren, Ihnen eine kleine Nachricht von unsern letzten Entdeckungen von *Herculaneum* zu geben. Wir setzen an zweien Orten zu graben fort, von der einen Seite gegen den Weg *della Terre del Grego*, und von dem andern Orte näher gegen den Königl. Pallast zu Portici, gerade unter dem Gehölze, welches der Kirche der Augustiner zugehöret. Diese letztere Stelle hat manche Sachen hervorgebracht, und wird hoffentlich noch mehr geben. Sie belieben nur zu überlegen, mit wie vieler Mühe und auf was Art und Weise die Personen die unterirdischen Gänge durcharbeiten müssen, und wie hart sie die *Lava* * finden, und denn urtheilen sie, warum das Werk so langsam von statten gehet. Das erste, was wir hier entdeckten, war ein Garten, worinnen verschiedene Statüen von Marmor von vortreflichen griechischen Künstlern gefunden wurden. Diese Spur

* *Lava* ist die Decke, die über der ganzen Stadt herlieget, und entstanden ist, von der geschmolzenen Erde, Steinen, Metallen ꝛc. welche als ein Feuerstrom über die Stadt geflossen ꝛc.

Spur leitete uns nach einem Pallast, der nahe am Garten lag; aber ehe sie an den Pallast kamen, fanden sie ein langes Viereck, welches eine Art eines *Forum* vorstellete, und war durchaus mit Säulen von Gipsarbeit (Stucco) gezieret, und in der Mitte war ein Bad; an den verschiedenen Winkeln des Vierecks war ein Grenzgott (Terminus) von Marmor, auf jeden derselben stund ein Brustbild von Erz griechischer Arbeit; davon der eine den Namen des griechischen Künstlers trug ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΣ ΑΡΧΙΟΥ ΑΘΗΝΑΙΟΣ. Ein kleiner Springbrunn war vor jedem Terminus aufgerichtet, und auf folgende Art verfertiget. Mit dem Pflaster gleich war ein Bekken, das Wasser, welches von oben fiel, aufzufangen. In der Mitte dieses Beckens war ein Geländerwerk (balluſtrade work) ein ander marmornes Becken (Vaſe) zu unterstützen. Diese zweite Vase war an der äussern Seite viereckigt, und inwendig rund, wo es wie eine Muschelschale ließ, in dessen Mittelpunkt der Springbrunn war, wo das Wasser heraus sprung, das durch bleierne Röhren, die in dem Geländer eingeschlossen waren, seinen Zufluß bekam. Zwischen den Säulen, die das Bad zierten, war eine Statüe von Metall, und ein Brustbild von demselben Metall, eins ums andere, einige Handsbreit gleich weit gesetzt. Es ist wahr, daß mehr Statüen unter diesen Säulen, als Brustbilder gefunden worden, doch hoffen wir dem ungeachtet ins künftige auch eine gleiche Zahl dieser letztern zu finden.

Die Statüen, die vom 25ten April bis zum 30. Sept. sind hervor gezogen worden, sind an der Zahl sieben, beinahe sechs Neapolitanische Handbreit hoch; eine ausgenommen, die weit grösser, und von vortreflicher Arbeit ist. Diese stellet einen liegenden Faunus vor, der da scheinet betrunken zu seyn, und auf einem Bocksfell, worinn die Alten Wein thaten, ruhet. Zwo andere dieser Statüen sind Jünglinge, und drei sind Nymphen, alle von mittelmäßiger Arbeit. Am 27ten Sept. gieng ich selbst hin, ein Haupt von Metal heraus zu holen, welches der Kopf des *Seneca* zu seyn scheinet; es ist das feineste Stück, das bisher zum Vorschein gekommen ist, indem es, wie ich sie, mein Herr, versichere, von so ausnehmend schöner Arbeit ist, als man sich nur vorstellen kann. Dem Künstler hat es gefallen, ihn in aller derjenigen Todesangst vorzustellen, welche der gute Mann, da er so eben verscheiden wollte, hat ausstehen müssen; denn man bemerket darinn jede Leidenschaft, die natürlicher Weise in dem Gesichte einer Person von solcher Beschaffenheit entstehen würde. Wir setzen unsre Arbeit mit aller möglichen Beschleunigung fort, den ganzen vorher beschriebenen Grund zu untersuchen; ob wir gleich bemerken, daß, wo wir Brustbilder oder Statüen hätten erwarten können, die Alten vor uns schon gegraben und sie hinweg genommen haben. Die Art und Weise, wornach sie ihre Untersuchungen angestellet, scheinet diese gewesen zu seyn. Da wo der Grund ziemlich leicht durch-

zu-

zuarbeiten war, da gruben sie durch, und wo sie die feste *Lava* fanden, da liessen sie ab. Aber wo es ihnen entweder an Geld oder Arbeitern fehlte, da erreichten sie ihren Zweck nicht, wie solches aus den Statüen, die wir gefunden haben, erhellet. Unsere gröste Hofnung gehet auf den Pallast selbst, der von grossen Umfang ist. Bisher sind wir nur in ein Zimmer gekommen, dessen Boden von eben nicht unzierlicher Musivischer Arbeit ist. Es scheinet eine Bibliothek hier gewesen zu seyn, mit Bücherschränken gezieret, die mit verschiedenen Sorten Holz zierlich eingeleget, und Reihenweise abgetheilet sind, an deren Spitzen Gesimse waren, wie in unseren Zeiten. Ich war in diesem Raume mehr als 12. Tage begraben, um die Bücher, die man fand, weg zu bringen, deren manche so verdorben waren, daß man sie unmöglich wegbringen konnte. Diejenigen, die ich wegnahm, beliefen sich auf 337. wovon bisher noch keine können geöfnet werden. Alle sind mit griechischen Charakteren geschrieben. Indem ich bei dieser Arbeit beschäftiget war, beobachtete ich einen starken Bündel, aus dessen Grösse ich muthmassete, daß er mehr als ein einzeln Buch in sich enthielte. Ich versuchte mit aller Sorgfalt es heraus zu bekommen, aber ich konnte es, weil es zu feuchte und schwer war, nicht bewerkstelligen. Nichts destoweniger bemerkte ich, daß es ungefehr aus 18. Bänden bestund, deren jeder eine Handbreit und 3. Neapolitanische Zoll in die Länge, und das längste war, das bisher entdecket worden. Sie waren

mit Baumrinde umher eingewickelt, und an jedem Ende, mit einem Stücke Holz bedecket. Diese alle waren lateinisch geschrieben, welches man aus wenigen Worten, die abbrachen, sehen konnte. Ich hoffe, etwas daraus zu bekommen, allein sie sind in schlechteren Zustande, als die griechischen. Von den letzten wird die gelehrte Welt einige ganze Seiten zu sehen kommen, da ich selbst das Glück gehabt, aus 2. einen Auszug zu machen, und einige andere Fragmente zu erlangen. Von allen diesen wird eine Nachricht aufgesetzet, welche man zugleich mit den andern griechischen Charakteren, die nun in Kupfer gestochen werden, und nachher ein besonderes Werk selbst abgeben, öffentlich kund machen wird. Der Gelehrte, der diese Nachricht geben will, ist von dem ersten Rang unter den Gelehrten zu Neapoli, so daß kein Zweifel ist, er wird allen gnug thun. Wir haben auch gleichfals die gute Hofnung, daß ein Register der Gemählde in kurzen zum Vorschein kommen werde. Diesen wird man vermuthlich die Aufzeichnung der Statüen von Marmor und Erz, wenn das Buch nicht zu groß wird, noch hinzu fügen, um sie in einem Werke zu vereinigen, und die Liebhaber dadurch desto mehr zu vergnügen.

Unterdessen ist man beschäftigt, die Gemählde selbst in Kupfer stechen zu lassen, von welchen der König beschlossen hat, den ersten Band, so bald als möglich, öffentlich erscheinen zu lassen, weil eine grosse Zahl der Kupferplaten schon fertig ist. Jetzo hat der

Münch

Münch von Rom, der die vorigen Handschriften zu öfnen beschäftigt ist, angefangen, uns einige Hofnung von einer derselben zu geben. Diejenigen, welche ich geöfnet habe, sind philosophische Abhandlungen, der Innhalt davon ist mir bekannt, aber es ist mir nicht erlaubt, mich deutlicher zu erklären. So bald als sie gedruckt werden, werde ich sie Ihnen zusenden. Die ersten *Papyri*, wovon ich vorher Nachricht gab, waren in einem besonderen Zimmer, das mit dem vorhergemeldeten Pallast verbunden war.

NB. Dieses Schreiben des Herrn Paderni ist aus seiner eignen Handschrift, und vorher noch nicht gedruckt.

* *

XIII.

James Lind
Med. Doct. zu Edinburgh

Nachricht von dem Gifte, welches in gemeinen glasirten irdenen Gefässen enthalten ist.

(Gentlem. Mag. 1754. Iun. p. 277.)

Die Schweden haben neulich den Gebrauch kupferner Gefässe verboten. Kupfer ist ein Metall, das sich von allerlei Salz, es mag

sauer oder laugenhaft seyn, leicht auflösen läßt, auch selbst wenn es der Luft eine Zeitlang ausgestellet ist, nimmt es einen fressenden und giftigen Rost an sich. Man hat zu viel bekannte Exempel von schädlichen Folgen, die aus dem Essen der Speisen entstanden sind, welche in kupfernen Gefässen, die von dem Rost nicht gereiniget waren, sind bereitet worden. * Ich kenne ein Dutzend Leute, welche kaum mit dem Leben davon gekommen, nachdem sie mäßig Wein getrunken, der mit einer kupfernen Pumpe aus einem Fasse, worinnen sie einige Zeit gestanden hatte, gezogen war. Alle saure Säfte, und selbst das Wasser, wenn es lange in kupfernen Gefässen stehet, werden so viel von dem Metall auflösen, daß ihnen diese schädliche Eigenschaften mitgetheilet werden.

Die Würkungen dieses Gifts, oder eine Menge Grünspans inwendig genommen, würkt augenblicklich unmittelbar auf den Magen. Aber man hat ein langsameres, schleichenderes aber eben so wahres Gift, ohne allen Geruch und Geschmack, das man in der Auflösung des Bleisalzes findet. Dieses ist ein Metall, das leicht angefressen wird, besonders durch warme Ausdünstungen von sauren Sachen, als Weineßig, Cider, Rheinwein ꝛc. sind. Ich empfieng folgenden Unterricht von einem Herrn aus London.

„Daß, als er einen Extract aus Limonien machen „wollte,

* Siehe hievon den 23. B. Gent. Mag. p. 539. die Beispiele.

„wollte, presste er in ein groß glasurtes Gefäß von gro-
„ber Erde den Saft von tausend Limonien aus, und
„ließ es zween Tage darinnen stehen. Darauf goß
„er 4. Maaß (Gallon) von dem klarsten Safte in
„ein anderes glasurtes flaches irdenes Gefäß, und stel-
„lete es in einen Topf kochenden Wassers, um es aus-
„dunsten zu lassen. Während der Ausdünstung zeigte
„sich ein starker Satz, welcher, nach genauer Untersu-
„chung, einige Unzen Salz oder Bleizucker zu seyn
„befunden ward. Darauf goß er den übrigen Saft
„aus dem ersten irdenen Gefäß ab, welches noch nicht
„auf dem Feuer gestanden hatte, und verwunderte
„sich, daß er die Seiten und den Boden desselben mit
„einer gleichen Menge Salzes bedecket fand.„

Da dieses Leuten von geringern Urtheil, und die von den Würkungen dieses betrüglichen Giftes nichts wissen, hätte begegnen können, so ist nöthig zu bemerken, daß diese irdene Gefässe mit Blei oder Bleierz überzogen gewesen, dergleichen Glasur fast von allen Arten Sauer leicht aufgelöset, und in dieses schädliche Salz oder Bleizucker, wie man es nennet, verwandelt wird. Die Glasur von aller gemeinen braunen Töpferwaare, von einer braunen oder schwarzen Farbe, ist entweder Blei oder Bleierz. Wenn es schwarz ist, so ist es Bleierz, mit einem kleinen Zusatze eisenfarbiger mineralischer Erde (Manganese) oder Eisenerz. Wenn es gelb ist, so ist die Glasur Bleierz, und scheinet gelblich, weil Pfeiffenerde oder weisser Thon darunter ist. Die Farbe der gemeinen Töpfer-

waare

waare ist roth, wenn die Gefässe aus weissen Thon mit gemeinen und roth gebrannten Ziegelsteinen vermischet gemacht sind. Diese Gefässe sind so voll kleiner Löcher, daß sowol saure als alcalische Salze durch dieselben dringen, und dadurch unbequem sind, einige salzigte Körper in sich zu halten. Sie schicken sich nicht, ob sie gleich dazu sehr oft gebraucht werden, daß man saure Früchte oder mit Weineßig eingemachte Sachen darinnen bewahre. Ich habe bemerket, daß die Glasur solcher Gefässe öfters zerfressen gewesen, wenn man eingesalzene französische Bohnen, worauf heisser Weineßig gegossen war, darinnen aufgehoben, und nachdem ich den Weineßig abgedünstet, habe ich eine Menge Bleisalz darinnen gefunden. Am sichersten urtheilet man, ob Weineßig oder irgend ein anderes Sauer einen Theil der Glasur in solchen Gefässen aufgelöset habe, wenn es, nachdem es lange darinnen gestanden, schaal wird, oder seine Schärfe verlieret, und einen süßlichen Geschmack annimmt; in welchem Falle alles Eingemachte, als schädlich, muß weggeworfen werden.

Die gefügtesten Gefässe, um verdickte Säfte von Limonien, Orange, oder von allen andern sauren Früchten zu bereiten, sind fürs erste Chinesisch Porcellain. Die Bestandtheile desselben sind so dichte, daß keine salzigte oder andere Feuchtigkeit durch dieselbe dringen kann. Die Glasur, welche gleichfals von der Materie des Porcellains gemacht wird, ist so fest und dicht, daß kein Salz oder salzigte Substanz die

ge-

geringste Würkung darauf haben kann. Ich meine aber das rechte Chinesische Porcellain; denn einige Gattungen der Europäischen Manufacturen sind gewiß mit einem feinen Bleiglaß, ꝛc. überzogen.

Das Nächste, was auf Chinesisch Porcellain folget, welches ich hinlänglich zu diesen Endzweck gefunden habe, sind die irdene Gefässe, die aus der Grafschaft Stafford kommen. Die Materie derselben ist eine Zusammensetzung von schwarzen Kiesel und einem festen Thon, der sich weiß backet. Ihre äussere Seite wird glasuret, indem man dieselbe in den Ofen setzet, und nachdem alles wohl gehitzet, läßt man gemein oder Seesalz abknistern, da dann der Dunst oder das Sauer zwischen den Gefässen aufflieget, die äussere Seite verglaset machet, und solchergestalt die Glasur giebt. Ich habe niemals gefunden, daß dieser Thon durch einige Salze, es seyn saure oder laugenhafte, auch durch keine Feuchtigkeiten weder warme noch kalte angegriffen, oder in etwas aufgelöset worden, auch bleibt der Geschmack und die Beschaffenheit einer jeden Sache in solchen Gefässen unverändert. Sie sind folglich zu allen gemeinen Gebräuchen überaus dienlich, sie erfodern aber eine sorgfältige Behandlung, indem sie durch eine plötzliche Hitze viel leichter zerspringen, als Chinesisch Porcellain.

Ich halte dafür, daß die Heßische Thonwaare, oder die Gefässe, welche aus derselben Materie, als die sogenannten Butttelgen des Herzogs von Alva, die

man

man gemeiniglich Bartmänner nennet, aus fester mit Sand vermischeter Pfeifenerde gemacht sind, sie werden im Backen mit laugenhaften Salz glasurt, welches aus dem Holz, womit eingeheizt worden, entstehet. Denn das Holz hat allezeit die Würkung, daß wenn der Ofen sehr heiß ist, es die äussere Seite alles Thons verglaset.

Ich hätte fast der Töpferwaare mit einer weissen Glasur, die man gemeiniglich die Delftsche nennet, weil die beste daselbst gemacht wird, vergessen. Die Materie dieser Gefässe ist ein weißlicher Thon, wenn er gebacken, und geschmeidig, so lange er noch keine starke Hitze im Backen ausgestanden hat. Die Glasur ist eine Zusammensetzung von calcinirten Blei, calcinirten Zinn, Sand, etwas groben alcalischen Salz und Glaßgalle; welches, nachdem es zu weissen Glase zusammen geflossen, (denn die weisse Farbe muß man dem Zinn zuschreiben) wird es nachher in einer Mühle gemahlen, und darauf mit Wasser vermischet. Hernach muß man die Gefässe, nachdem sie im Ofen gebacken worden, hierinnen eintauchen, und zum zweiten mal in Ofen setzen, auf welche Art das weisse Glaß durch einen geringen Grad der Hitze um die Gefässe läuft. Diese Glasur ist ausnehmend zart, und sehr zerbrechlich. Was aber das Saure für Würkungen darauf habe, kann ich nicht sagen, weil es nicht versuchet habe, aber ich halte sie, den Saft der Limonien oder Orange darinnen zu inspißiren, für unbequem.

XIV.

Beobachtungen bei der Wartung der Bienen.

Aus dem Univers. Magaz. 1755. Mai S. 207. u. folg.

Die Ausbeute der Bienen, beides an Honig und Wachs, ist sowol den Menschen überhaupt sehr nutzbar, als auch für diejenigen Oerter, wo Bienen am besten fortkommen, überaus vortheilhaft. Zwar ist der Honig anitzt etwas geringer von Werth als vor diesem, da der Zucker noch nicht so sehr bekannt war, allein obgleich der Gebrauch dieses letzteren den Honig entbehrlicher gemacht, so ist doch der Preis des Wachses beständig gestiegen. Und da man gefunden, daß es zu vielen Sachen, wovon man ehedem nichts gewußt, dienete, und bisher noch keine andere Materie, die dessen Stelle vertreten könnte, ausfündig gemachet ist, so ist es schätzbarer geworden, als es vor Zeiten gewesen.

Es ist ausgemacht, daß die ganze Ausbeute der Insekten, sowol Honig als Wachs, eine Materie ist, die aus den Blumen der Pflanzen gesammlet wird. Und da es klar ist, daß viele tausend Blumen in den Feldern und

und Gehölzen unberühret verblühen, gegen eine, die in der Nähe der Oerter, wo Bienen gehalten werden, wächst, und daher von ihnen gebrauchet werden kann; so ist es unleugbar, daß jährlich tausend Pfund dieser Materie verlohren gehen, gegen eins, welches angewonnen und zu Markt gebracht wird. Dieses ist ein so beträchtlicher Punkt bei dem Reichthum eines Königreiches, daß Herr Reaumur den Anwachs der Bienenschwarm an jedem Orte dem Französischen Hofe bestens zu empfehlen werth geachtet, damit sie in ihrem eignen Königreiche einen grösseren Vorrath so nützlicher Sachen, als bisher davon gewesen, haben möchten. Und in der That, da die Bienen eine Art der Landwirthschaft sind, die so leicht zu errichten und mit so wenig Mühe und Kosten zu unterhalten ist, so muß man sich wundern, daß sie bei uns nicht in grösserer Menge als bei dieser Nation fortgepflanzet worden.

Der Vorschlag des Herrn Reaumur zur Aufmunterung für dieses Stück der Wirthschaft ist sehr gut; nemlich daß jedem Landmann von der Auflage, die er zu bezahlen hat, etwas nachgegeben werden müßte, nach Maaßgabe jedes Bienenstocks, den er über eine gewisse Anzahl halten würde.

Hauptsächlich muß man zum Anwachs dieses kleinen Insekts inacht nehmen, daß man sich hüte, keines derselben zu mißhandeln oder zu tödten, und ihrem Sterben zu gewissen Zeiten, da sie natürlicher Weise häufig wegfallen, vorbaue. Diese für dieselben so gefährliche Jahrszeiten, sind der Herbst und Winter.

Es

Es würde ein grosses Mittel zur Erhaltung und Vermehrung der Bienen seyn, wenn man die sowol barbarische als schändliche Gewohnheit mancher Nation abschafte, welche ganze Bienenstöcke zernichten, damit sie nur den Honig gewinnen.

Hiemit verfähret man in Frankreich und Engeland gemeiniglich auf folgende Weise: Wenn der Landmann an der Schwere wahrnimmt, daß ein Stock mit Wachsscheiben und Honig angefüllet ist, machet er eine Grube in die Erde, so daß sie den Bienenstock unten umschliessen kann, alsdann thut er in diese Grube ein wenig durch geschmolzenen Schwefel gezogenes Leinwand, das er anzündet und alsobald den Bienenkorb darauf decket. Er wirft um denselben Erde auf, damit weder Rauch noch Bienen heraus kommen können. Auf diese Weise werden die Bienen miteinander ersticket. Einige bedienen sich des Torfes anstatt des Schwefels, noch einige anderer Sachen. Sie behaupten, daß in Engeland und andern kalten Ländern kein anderer Weg als dieser sey, einige Vortheile von den Stöcken zu ziehen, und daß allein in Griechenland, Italien und dergleichen Oertern, die mit grosser Menge Blumen das ganze Jahr durch versehen sind, die Bienen also können genutzet werden, daß man die Ausbeute mit ihnen theilet, und sie beim Leben erhält.

Dieses ihr Verfahren zu rechtfertigen, geben sie vor, daß sie hiedurch nur eine Art alter Bienen ausrotten, die weder zum Honigbau noch zur Fortpflanzung neuer Bienenschwärme mehr geschickt wären, und wel-

che bei ankommenden Winter den meisten Vorrath, den sie im Sommer zusammen getragen, wieder verzehren würden.

In der That ist dieses letztere die wahre Ursache ihres Verfahrens, und sie zerstöhren würklich, um einige wenige Pfund Wachses und Honigs mehr zu haben, einen Bienenschwarm, der noch im Stande gewesen wäre, eben so viel zu sammlen, und andere Bienen auszubringen, die ihre Stelle wieder ersetzen können, wenn sie natürlichen Todes gestorben.

Jedoch die Zerstöhrung dieser Geschöpfe hat würklich weniger zu ihrer Entschuldigung für sich, als es anfänglich scheinet. Denn das Wachs würde während den Winter keine Abnahme erlitten haben, und es würde nur um den Verlust einiger wenigen Pfunde Honigs zu thun gewesen seyn, daß ein Bienenstock erhalten wäre, der viel nützlicher gewesen seyn würde, als man überhaupt geglaubet. Zwar begiebt es sich bisweilen, daß ein Schwarm nach 4. oder 5. Jahren abstirbt, allein viel häufiger geschiehet es, daß die Bienen 8. bis 10. Jahr leben; ja man hat Beispiele, daß einige über 30. Jahre sich erhalten haben. Wie groß ist also nicht in diesem Falle der Schaden, den man durch Ausrottung eines Schwarms von 4. Jahren verursachet hat, da er noch 26. Jahre länger gelebt, und jährlich 3. oder 4. junge Bienenschwärme ausgelassen haben würde. Hieraus wird man leichtlich einsehen können, wie groß der Anwachs der Bienen innerhalb wenig Jahren seyn würde, verglichen mit dem,

dem, wie er itzt ist, wenn diese einzige barbarische Gewohnheit unter uns abgeschaffet werden könnte, die nicht allein in diesem Falle 78. Schwärme, sondern auch zugleich diejenigen zernichtet, welche aus jedem derselben nach dem Laufe der Natur würden entsprossen seyn. Eine Zahl, die viel grösser ist, als man sich anfangs einbilden sollte.

Wenn man anstatt die Bienen, jedesmal wenn wir ihnen Honig brechen, aufzuopfern, nur einige Versuche machen wollte, um ihr Leben zu erhalten, so würde man die Sache so schwer nicht finden, als viele sie sich einbilden mögen. Es würde nicht viel Schwürigkeit setzen, die Bienen allesamt in einen andern Korb zu bringen, und in einigen Fällen würde dies das Mittel seyn, einen andern Schwarm zu erhalten.

Es giebt nemlich viele schwache Schwärme, wie sie genennet werden, die mit einander während den Winter umkommen. Die wahre Ursache davon ist, daß der Bienen so wenig darinn sich befinden. Wenn daher, anstatt alle Bienen eines wohlbevölkerten Stocks zu zernichten, man dieselbe zu einem dieser schwachen Schwärme gesellte, so würden in diesem Falle beide erhalten werden, und ihre Arbeiten würden in dem folgenden Sommer reichlich den wenigen Honig, so zu ihren Winterfutter nöthig ist, wieder ersetzen.

Montfort in seiner Abhandlung von Bienen gedenket eines Gesetzes des Großherzogs von Toskana, Kraft dessen ein jeder, der einen Bienenschwarm zerstöhret hätte, bestrafet werden sollte. Wäre dieses

Gesetz auch bei uns in Kraft, so würden wir dadurch jährlich eine viel grössere Menge Honig und Wachs von dem starken Anwachs solcher Bienen haben, welche ein unzeitiger Geiz jedes Jahr dem Untergange widmet. Ausser der grossen Anzahl der Bienen, die jährlich solchergestalt umkommen, sind noch sehr viele, die jeden Winter zwischen den Monaten November und April sterben; so daß von starken Schwärmen, die, wenn der Winter kömmt, in Körbe gehen, nur wenige zu Anfang des folgenden Sommers übrig bleiben.

Die Schriftsteller, welche von Bienen handeln, haben zwar vieles die Krankheiten der Bienen, und die dawieder dienende Mittel betreffend, geschrieben, allein Herr Reaumur hat dieses alles viel kürzer gefasset, und behauptet, daß die beiden grossen Zerstöhrer der Bienen Hunger und Kälte sind, und daß, wenn man sie davor den Winter über zu schützen Sorge tragen will, man sie eben so zahlreich im Frühling in den Körben antreffen wird, als sie im Herbste darinn gewesen.

Man muß aber dem ohngeachtet grosse Sorgfalt bei der Wartung derselben, für ihre Erhaltung anwenden. Dann es trift öfters zu, daß wenn man sie sorgfältig vor Kälte in acht nimmt, man würklich dadurch Gelegenheit giebt, daß sie vor Hunger sterben. Der weise Urheber der Natur hat für diese Thiere dergestalt gesorget, daß in denen Jahrszeiten, da die Felder aufhören ihnen eine volle Vorrathskammer

mer der Nahrung zu verschaffen, sie auch aufhören derselben in so grosser Menge benöthigt zu seyn. Dieselbe Kälte, welche die Blumen drücket und ihre Blüte zurück hält, drücket auch die Bienen, und setzet sie in einen Zustand, worinn sie wenig ausdünsten, und dem zufolge sehr wenig Nahrung bedürfen. Ja in der kältesten Zeit des Jahres dünsten sie so wenig aus, daß ihr Leben keine Gefahr leidet, wenn sie gleich nichts geniessen.

Wenn man die Körbe bei starken Froste untersuchet, (welches man ohne einige Gefahr thun kann, indem die Bienen alsdenn so betäubet sind, daß man den Korb kehren und wenden kann wie man will, ohne eine der Bienen in Bewegung zu bringen,) findet man sie beständig nahe am Mittelpunkte derselben, zwischen den Honigscheiben, in grossen Klumpen beisammen. Wenn Thauwetter einfällt, und die Sonne auf die Körbe scheinet, wecket die Wärme die Bienen aus ihrer Schlafsucht auf, sie fangen an sich zu bewegen, und ihre Flügel zu gebrauchen. Da aber mit ihrer Lebhaftigkeit und Bewegung sich auch die Nothwendigkeit zum Essen zugleich einstellet, und die Felder alsdann noch kein Futter für sie haben, so sind sie gezwungen, ihre Zuflucht zu ihren Honigscheiben zu nehmen, und aus ihren Zellen den Honig und das rohe Wachs zu essen, das sie zu diesem Gebrauch darinn aufgehäufet haben.

Sie fangen damit allezeit bei den untern Honigscheiben an, und fahren damit staffelweise zu den obern

fort. Dieses Verfahren könnte zwar fremd scheinen, da der Honig der untern Scheiben zuletzt gesammlet ist; allein die wahre Ursache davon ist, weil er der bequemste ist, am ersten verzehret zu werden. Denn es ist der Honig, der im Herbst gewonnen worden, und von welchen man erfahren, daß er sich nicht so gut als derjenige erhält, so im Frühling und den Sommermonaten eingesammlet worden.

Es sollte zwar das Ansehen haben, daß, da der Winter die Jahrszeit ist, da die Bienen sterben, je strenger derselbe wird, destomehr er die Bienen aufreiben würde; allein man hat gefunden, daß es sich nicht also verhalte. Im Gegentheil sind die gelindesten Winter für der Bienen Leben die gefährlichsten, da sie dieselben in einem Zustande, der ihre Eslust reizet, erhalten, und ihnen doch nicht mit einigen Futter ausserhalb ihrer Wohnung zu Hülfe kommen. Man hat jederzeit angemerket, daß die Bienen, so spät geschwärmet, das ist solche, die, während sie bei einander sind, nur wenig Zeit, ehe sie der Winter überfällt, ihren Vorrath zu sammlen gehabt haben, am meisten dem Untergange noch vor der Ankunft des Frühlings unterworfen sind, wenn man diesem vorzukommen, ihnen nicht mit Honig beispringt.

Es ist derohalben im Winter ein gewisser Grad der Kälte, zur Erhaltung dieser Geschöpfe, nothwendig, aber auf der andern Seite ist ihnen auch eine gar zu grosse Kälte tödtlich. Die gemäßigten Winter sind deswegen den Bienen am zuträglichsten, sintemal sie

im

im strengsten derselben vor Kälte, und in ausserordentlich gelinden, vor Hunger sterben. Zwar ist es gewiß, daß die Biene, die Kälte einzeln so wenig, als andere unserer Insekten vertragen kann; allein, da diese Geschöpfe zwischen den Honigscheiben in grossen Klumpen zusammen unter der Bedeckung eines warmen Korbes erhalten werden, so ist der Grad der Kälte viel geringer, als in der freien Luft, worinn eine einzelne Biene unvermeidlich umkommen würde. Dieses ist leicht zu begreifen durch das bekannte Gleichniß zwischen einem einzeln Menschen, der in einer sehr kalten Nacht auf offenen Felde schläft, u. einer Anzahl derselben, die in einem verschlossenen Gezelte, so auf eben dem Felde aufgerichtet worden, bei einander liegen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird die einzelne Person das Leben einbüssen, da den andern kein Ungemach wiederfährt.

Da die Anzahl der Bienen im Korbe eine Wärme verursachet, die zu ihrer aller Erhaltung dienet, so ist die Beobachtung, daß sie im Winter, wenn ihrer nur wenig sich im Korbe befinden, sterben, sehr leicht zu erklären. Es möchte einem fremd vorkommen, daß ein Insekt, welches dem Anfühlen nach kalt ist, vermögend seyn sollte, eine dergleichen Wärme zu verbreiten; aber die Erfahrung hat gelehret, daß es in den Bienenstöcken also zugehe. Und man hat angemerket, daß diese Wärme während der Zeit, da die Bienen still und ruhig bleiben, viel geringer ist, als wenn sie ab und zu fliegen.

Varro und Columella sind unter den alten, die von dem Landleben geschrieben, diejenigen, welche die leichte Manier, die Bienen, wenn sie von Kälte erstorben scheinen, wieder lebend zu machen, gezeiget haben, die noch heutiges Tages an verschiednen Orten im Gebrauch ist. Sie bestehet darinn, daß man heisse Asche um den Bienenkorb leget, oder die Bienenklumpen, die auf dessen Boden als todt liegen, damit bestreuet.

Man findet die Bienen, wenn sie bei kaltem Wetter beim Leben und in gutem Stande verbleiben, in Klumpen, die aus einer grossen Menge derselben, so mit den Beinen an einander hängen, bestehen. Wenn die Kälte so stark wird, daß sie die Bewegung der Beine hindert, und ihre Gliedmassen unbrauchbar machet, so verlieren sie die Kraft, sich mit den Beinen zu halten, und fallen häufig auf den Boden, woselbst sie scheinen gänzlich ohne Leben zu seyn. In diesem Zustande kann man sie ohne Gefahr einiger Verletzung von ihren Stacheln, in die Hand nehmen, und wenn man sie mit warmer Asche bestreuet, wieder beleben. Jedoch ist dieses eine schmuzige Arbeit; und da die Wärme das einzige ist, was ihnen fehlet, so wird es gefügter seyn, den Korb in eine warme Stube zu bringen, woselbst man sie mit einander aufleben sehen wird. Bei gelinderer Kälte wird es genug seyn, die Bienen, welche als todt liegen, aufzuheben, sie in einem Gefäß beim Feuer zu wärmen, bis sie sich erholen und umher kriechen, und alsdenn wieder unter den Korb zu setzen. Sollte aber eine strenge Witterung anhalten,

so

so müssen die Oefnungen des Korbes verstopfet, und dieser an einen Ort, der warm genug ist, gebracht werden, bis wärmer Wetter einfällt. Dieses Erwärmen der zu Winterszeit auf dem Boden der Körbe ohne Bewegung gefundenen Bienen, wird, wenn es bei Zeiten geschieht, dieselben ohnfehlbar wieder beleben, doch glückt es selten damit, wenn es aufgeschoben wird, bis die Bienen schon einige Tage in diesem Zustande gelegen. Mit dergleichen Verpflegung kann man im Winter eine grosse Menge Bienen erhalten, wenn man alles, was sich auf dem Boden findet, an das Feuer bringet, damit es sich dabei erhole. Ja diese Weise ist viel besser, als das Versetzen der Körbe an einen wärmeren Ort, welches, ob es gleich zu Zeiten ganz nothwendig ist, dennoch wegen beständiger übeler Folgen davon, wo es möglich, vermieden werden muß. Es scheinet also die beste Weise diese zu seyn, daß man in sehr strengen Wintern blos die weniger volkreiche Bienenkörbe ins Haus nehme, und die wohlbevölkerten stehen lasse, deren Menge sich unter einander von selbst erhalten wird. Sollten in diesen einige wenige von ihrem Klumpen abfallen, kann man solche von Zeit zu Zeit in der Wärme sich wieder erholen lassen.

Jedoch da es zu wünschen war, daß eine Wartung mögte ausfündig gemacht werden, die die Bienen vor allem Unheil schützte, und wobei sie nicht von ihren im Sommer gehabten Plätzen verrücket würden; so machte dieserhalb Herr Raumur mancherlei Versuche. Das erste und bekannteste, so er vornahm, war,

daß er die Bienenkörbe mit Stroh bedeckte, um dadurch die kalte Luft so viel möglich abzuhalten. Er setzte zu dem Ende Stöcke in die Erde, allenthalben in einer Entfernung von 7. oder 8. Zoll vom Grunde des Korbes, und so hoch, daß die Spitzen derselben eben so viel Zoll über dem Korbe hervor stunden, und füllte alles zwischen den Stöcken und Seiten des Korbes mit Stroh aus. Unter verschiedenen Körben, die er auf solche Art verwahrete, fand man in einigen alle Bienen todt, jedoch zeigete es sich, nach Untersuchung der Körbe, daß sie vor Hunger und nicht der Kälte wegen gestorben waren, indem man nicht das geringste Honig in den Scheiben der Körbe antraf.

Die Alten gedenken einer sehr ausserordentlichen Manier, die Bienen in ihren Körben zu erhalten, dadurch, daß man einen beträchtlichen Theil des ledigen Raumes eines jeden Korbes mit kleinen Vögeln ausfüllet, die man zu dem Ende getödtet, und nach ausgenommenen Eingeweide, getrocknet hatte. Dieses Mittel war nun zwar bequem, die kalte Luft einigermassen abzuhalten, aber es ist so wunderbar, daß wol keiner es seit der Zeit wird versuchet haben.

Eine andere Weise gelung Herrn Reaumur viel besser, da er die Körbe in einem weiten Fasse mit Erde und Heu verwahrete. Hiezu nahm er einige der schwächsten und ärmsten Bienenstöcke, so er bekommen konnte, und setzte jeden derselben zu Anfangs des Winters in ein weites Faß, dessen Deckel zu dem En-

de

de ausgenommen war. Doch wurden die Bienen nicht unmittelbar auf den Boden des Fasses gesetzet, sondern auf demselben erstlich eine Unterlage von Heu oder Erde 6. Zoll hoch gemachet, auf welche der Deckel des Fasses zu liegen kam. Nachdem man hierauf den Bienenkorb hinein gestellet, wurde aller übrige Raum zwischen dem Korbe und dem Gefässe entweder mit Erde oder zerschnittenen Heu aufgefüllet; mit welchem Auffüllen man so lange verfuhr, bis man das öberste des Fasses erreichte, und dasselbe aufgehäuset war.

Einige Landleute bedienen sich des Kunststücks, ihre Bienenkörbe den Winter über mit Kornähren, oder sonst etwas zu bedecken; allein davon sterben sie oft eben, als wenn sie in eine zu warme Stube gebracht werden, oder gar zu eingeschlossen sind. Diesem vorzukommen erfand der Urheber dieses Kunststücks ein Mittel, wodurch die Bienen selbst in diesem Zustande, wenn es nöthig, mit der freien Luft Gemeinschaft haben möchten. Er machte deswegen ein Loch in die Seite eines jeden Fasses, so daß darinn eine viereckigte Röhre aus 4. dünnen Holzspänen bestehend, gelassen werden könnte. Diese Röhre war 2. Zoll breit, und ungefehr $\frac{1}{2}$. Zoll hoch, und gieng bis auf den falschen Boden (oder Unterlage) des Fasses, worauf der Korb stand, so daß sie die Oefnung des Bienenkorbs erreichte. Sie war so lang, daß sie 3. oder 4. Zoll aus der Seite des Fasses hervorragete. Nachdem die Röhre solchergestalt hineingelassen war,

war, und man ein Gefäß mit Honig (auf dessen Oberfläche ein durchlöchertes Papier lag, damit die Bienen davon, ohne sich damit zu beschmieren, essen könnten,) auf den Boden gestellet hatte, war alles zum Einsetzen des Bienenkorbes fertig. Dieser wurde darauf über das Gefäß mit Honig gestellet, so daß seine Oefnung mit der Oefnung der Röhre Gemeinschaft hatte, und alsdann wurde die Erde oder das Heu hinein gethan, und das Faß aufgefüllet.

Die Bienen blieben während den Wintermonat, Christmonat und Jenner ruhig in dieser Wohnung, und im Hornung und Märzen sahe man ihrer viele durch die kleine Röhre aus den Fässern hervor kommen, und wie die Bienen im Sommer pflegen, beladen wieder dahin zurück kehren. Ob es gleich schien, daß dazumal die Bienen sehr wohl verwahret wurden, so kamen doch, da zu Ende des Märzen eine scharfe Witterung einfiel, die bis im April anhielte, aus zween Körben keine mehr zum Vorschein, und man fand sie nach geschehener Untersuchung todt in denselben. Dem ohngeachtet waren sie einzig aus Hunger gestorben, indem sich nicht das geringste Ueberbleibsel von Honig mehr in den Töpfen fand. Die andern Bienenkörbe hatten zur Zeit, da sie in die Fässer gesetzet wurden, noch etwas Honig in ihren Scheiben, von welchem, nebst demjenigen, so ihnen in die Töpfe gethan worden, sie sich unterhalten, so daß sie die ganze Zeit über beim Leben blieben, und den folgenden Sommer einen blühenden Schwarm machten.

Die:

Dieses scheinet derohalben eine vortrefliche Manier zu seyn, alle Bienen den Winter über gut zu behalten, und ist mit sehr wenig Mühe und Kosten verrichtet. Die Erde scheinet zur Bedeckung noch bequemer als das Heu zu seyn, allein sie muß trocken hineinkommen, und nachher mit einer Bedeckung von Stroh über dem Fasse, vor Regen in acht genommen werden. Jedennoch kann man auch das Heu zur Bedeckung nicht ungeschickt halten. Denn obgleich die beiden Bienenkörbe, mit denen es in dieser Probe glückte, mit Erde bedecket worden, so darf man doch nicht zweifeln, daß die andern, da sie den ganzen Winter durch unbeschädiget geblieben, und einzig ein Opfer des Hungers bei anhaltender schlechten Witterung im Frühling geworden, es den andern würden gleich gethan haben, wenn ihnen nur mehr Honig gereichet worden wäre.

K. D.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

XV.

Ein merkwürdiger Chirurgischer Vorfall worinn ein Theil des Schienbeins ohne darauf erfolgte Lähmung ist verlohren gegangen.

(Gentlem. Mag. For. Ian. 1755. p. 12.)

Herr Urban,

Ich sende Ihnen einen merkwürdigen chirurgischen Vorfall, und die Knochen, welche in der Operation weggenommen worden, kommen dabei: (Siehe die Figur) und wenn Sie meinen, daß es Ihren Lesern wird angenehm seyn, so ist es zu ihren Diensten.

Mein Herr ich bin Euer ꝛc.

Glouceſter
den 18ten Decemb. 1754. J. Ready.

Elisabeth, eine Tochter Edward Averii aus Glouceſter, ungefehr acht Jahr alt, wurde kurz vor Lichtmeß des 1749. Jahrs mit einer Entzündung an dem vor-

a
b
c
d

vordern Theil des linken Beins überfallen, so gleich unter dem Knie seinen Anfang nahm, und sich mehrentheils bis an die Zehen erstreckte: es schien mehr eine Art einer Erysipelas dann der Phlegmone zu seyn; die angegriffene Theile waren sehr gespannet, heis und roth; der Geschwulst war nicht groß, aber die Pein fast unerträglich, und mit einem sehr heftigen Fieber vergesellschaftet. Ungefehr drei bis vier Tage versuchte man es zu zertheilen, aber ohne Würkung. Um derohalben die Vereiterung zu befördern, wurde auf den ganzen entzündeten Theil das gewöhnliche Cataplasm von Brod und Milch geleget, und in ungefehr acht Tagen zeigete sich auf der Mitte des Schienbeins eine sehr häufige Versammlung von Eiter, mit einer Fluctuation.

Derohalben, ohne noch mehrere Zeichen der Reife zu erwarten, öfnete ich alsobald den Geschwulst nach seiner ganzen Länge, durch einen Schnitt, ungefehr vier Zoll lang, gerade gegen über wie auch parallel mit den vordern Winkel des Schienbeins, woraus eine grosse Menge dünnes Eyter floß.

Nachdem ich die inwendige Seite des Geschwürs in Augenschein nahm, zeigete sich das Schienbein von seiner Beinhaut entblösset, und bei Untersuchung der Theile über und unter der Oefnung mit dem Sucher, wie auch der Seiten und Hintertheile dieses Beines durch das Biegen des Suchers, fand ich dasselbe rund herum auf allen Seiten, oben und unten, fast nach der ganzen Länge blos, doch ohne daß weder die Farbe,

noch

noch die Glätte der Oberfläche sonderlich verändert war. Da die Kranke zuerst klagte, sie wüßte sich nicht zu besinnen, daß sie einige Verletzung empfangen hätte, aber nun erinnerte sie sich, wie sie sagte, zwei oder drei Tage vorher beim Spiel von einem andern Mädgen einen Stoß bekommen zu haben, welcher ihr zwar eine kurze Zeit etwas Pein verursachet, so aber sich wieder verlohren.

Es mag aber nun auch die Ursache dieses Schadens gewesen seyn, welche es will, so war doch der sehr geschwinde Fortgang desselben und die Beschaffenheit der Theile, ein zureichender Beweis, daß er ursprünglich von einer innerlichen Ursache herrühre, und daß es in der That eine Entzündung der Beinhaut und des Knochens selber wäre.

Da man nun hier nichts anders erwarten kounte, als daß zum wenigsten so viel von dem Schienbein müßte verlohren gehen, als auf diese Weise durch den Verlust der Beinhaut von seinem Lebenssaft und Empfindung es beraubet war, so schien nur sehr wenig Hofnung übrig zu seyn, das Bein zu retten. Denn allezeit, wenn es die Noth erfordert hat, ein Stück aus dem Schienbein quer durch heraus zu nehmen, so hat man allezeit lieber das ganze Bein ohne Verzug abnehmen, als durch langes Aufschieben der Operation den Kranken abmatten wollen, und die Ursache ist klar; denn die fibula scheinet nicht allein zu dünn, um das Gewicht des ganzen Körpers zu tragen, sondern es hat auch gar keine Articulation mit dem Schenkelbein,

indem es nur seitwärts mit dem obersten und äussern Theile des Schienbeins verknüpft ist. Es rührt überdem die Bewegung des Biegens und Ausdehnens allein von dem Schienbein her, an welchen sich der vereinigte Flechse aller derjenigen Musceln, welche das Bein ausstrecken, und welche es biegen, nur einen ausgenommen, endigen. Nach diesen Grundsätzen schien es also ganz recht zu seyn, das Bein als unnütz hinweg zu nehmen, wenn das Schienbein nicht kann erhalten werden, und es ist gewiß recht, dasjenige, so bald möglich, wegzunehmen, was doch zuletzt nicht kann erhalten werden.

Dennoch aber war ich geneigt zu hoffen, weil meine Patientin noch sehr jung, daß die Natur den Mangel des Schienbeins ersetzen möchte, indem dieselbe in der fibula einen ausserordentlichen Wachsthum und Stärke hervor bringen würde, und wenn man verhindern könnte, daß dieses Uebel sich nicht weiter ausbreitete, wie auch daß das Oberende des Schienbeins möchte erhalten werden, damit sie den Gebrauch ihres Beines in so weit hätte, daß es zum wenigsten einem hölzern Beine weit vorzuziehen wäre.

Um derohalben die gesunden Theile des Knochens zu erhalten, und die ausfliessende Materie zu verdikken, legte ich sowol auf den Knochen als auf die innere Seite des Geschwürs Wiken, so in antiseptischen geistigen Feuchtigkeiten eingetaucht wurden, und bedeckte dieses mit einem gemeinen Pflaster. Dieser Art zu verbinden bediente ich mich bei der ganzen Cur, ausgenommen,

men, daß ich mich zuweilen ätzender Mittel bediente, um damit das schwammigte Fleisch an denen Rändern der Wunde zurück zu halten, und so viel möglich zu verhüten, daß die Oefnung nicht kleiner würde.

Nachdem diese Oefnung gemacht, verlohr sich gleich die Pein; das Fieber aber hielt beständig an. Sie gebrauchte die Tinctur von der Fieberrinde, versetzet mit ein wenig Vitriolelixir, daß es davon eine geringe Säure bekam; und ein Durchlauf, welcher sich einstellete, da das Fieber sich zu vermindern anfieng, wurde gehoben durch Fullers Decoct des Fracastorn; mit dem Gebrauch der Tinctur wurde noch einige Tage länger fortgefahren. Ohngefehr nach dreien Wochen war sie von ihrem Fieber ganz frei, ihre Begierde zum Essen kam wieder, sie schlief wohl, die Absonderung des Eiters wurde vermindert, und von einer guten Farbe und Festigkeit. Es waren gar keine Merkmale mehr von einer wiedernatürlichen Farbe, Hitze, oder Spannung an dem kranken Gliede, noch einige Schmerzen, ausgenommen wenn sie beweget wurde.

Dieser vortheilhafte Anschein munterte mich sehr auf. Aeusserlich fuhr ich fort mit demselben Umschlag, innerlich gab ich ihr das Decoct. Lign. guajaci, und da ich beständig bei dieser Methode blieb, fieng der Knochen gegen den eilften Monath an beweglich zu werden, und ungefehr zwei Monat hernach schien derselbe ganz loß zu seyn; um ihn aber desto leichter heraus ziehen zu können, versuchte ich denselben durch

Hülfe des Trepans in zwei Stücke zu theilen, aber ich befand, daß diese Operation viel verdrießlicher und schmerzlicher war, als ich vermuthete, sowol weil sich der Knochen beständig bewegte, als auch wegen des Reibens, so dessen gezacketer Rand an der innern Fläche der Wunde verursachte. Es war überdem der Durchmesser der cylindrischen Säge zu klein, um den Knochen gänzlich zu zertheilen, ich hielt deswegen ein, und erweiterte die Oefnung durch Hülfe eines Messers und Suchers nach dem Knie zu, hoch genug, um das obere Ende des wackelnden Beins los zu machen. Da ich aber fand, daß es an seinem untern Ende noch nicht gänzlich abgesondert war, faßte ich das obere Ende desselben, hielt dasselbe über die Oberfläche der Haut hervor, indem ich mit Gewalt geschabtes Linnen unter denselben brachte, welches verhinderte, daß desselben spitzes Ende den herumliegenden Theilen einigen Schaden zufügen konnte, und solchergestalt verwehrte ich, daß es nicht konnte wieder durch das Zuheilen des obersten Theils der Wunde eingeschlossen werden.

Ungefehr nach 20. Tagen fand ich es gänzlich frei, zog es mit geringer Mühe aus der Höle, worinn das unterste Ende steckete, heraus. Es war 5. und ein $\frac{1}{4}$. Zoll lang, und würklich der ganze Umkreiß des Schienbeins, ausgenommen was an den vordern Winkel und äussern Seite desselben, durch die Krankheit war zernichtet worden.

Es erfolgte darauf eine ziemlich starke Verblutung, welche durch die Zerreissung der Gefässe von denen schar-

scharfen Ecken des Knochens verursachet wurde, so ich aber alsobald stillete, da ich die Höhle, woraus dieselbe kam, mit Wiken, und der Tinct. myrrh. c. ausstopfete, und einen ziemlich festen Verband anlegte.

Nachdem der Knochen heraus gezogen, fieng die Wunde in einer sehr kurzen Zeit an in der Mitte eine Narbe zu bekommen, und die Patientin kam täglich in mein Haus, um sich verbinden zu lassen, sie bediente sich nur eines Stabes, und da sie denselben einmal vergessen hatte, sahe sie, daß sie denselben so wenig von nöthen hatte, daß sie sich desselben nachher niemals wieder bediente.

Die beiden Ende der Wunde, wurden noch einige Wochen länger offen gehalten, aus welchen sich noch verschiedene kleine Stücke von Knochen zu unterschiedlichen Zeiten hervorthaten, insbesondere eines von dem untern Theil, welches 2. Zoll lang war, und die Dicke eines kleinen Federkiels hatte, nach diesen wurde die Cur, vermittelst einer festen Narbe, in wenig Tagen vollendet, welches nun schon über 4. Jahr ist, seit welcher Zeit sie vollkommen gesund geblieben ist.

Sie ist ganz gerade, und es fehlet ihrem Beine, weder an der Stärke noch an der Bewegung nichts, und ist sehr wenig ungestalt; und wenn es noch etwas seyn solte, so besteht es darinn, daß es eben über dem Enkel etwas dicker ist als das andere, so seinen Ursprung hat von der Hervorragung des Callus, mit welchen das noch zurückgebliebene Theil des Schienbeins mit der Röhre verwachsen ist; und in der Mitte des Bei-

Beines ist anstatt einer scharfen spitzen Erhebung der Haut, eine merkliche Vertiefung; der ganze Bau des Beines ist dichter und fester als er gemeiniglich pflegt zu seyn.

Die Cur daurete von Anfang bis zu Ende ungefehr 16. Monat.

Sculretus beschreibet einen Vorfall, der in verschiedenen besondern Umständen diesem gleich ist, in seinen chirurgischen Wahrnehmungen, No. LXXXI. welchen ich niemals, bevor die Cur war zu Ende gebracht, gesehen habe, ich würde sonst nicht so zweifelhaft, des Ausgangs wegen, gewesen seyn.

Es sind überdem noch zwei Nachrichten von dieser Art in denen Mediciniſchen Versuchen Vol. I. p. 238. aber die darinn beschriebene Kranken sind nicht wieder ganz gerade geworden. Wir haben gleichfals in einer öffentlichen Zeitung vor ohngefehr 2. Jahren gelesen, daß dem Herrn le Gat, einem Dänischen Wundarzt, unlängst ein gleicher Versuch gelungen sey, wovon er öffentlich eine Nachricht gegeben hat, in derjenigen Akademie, von welcher er ein Mitglied ist.

Endlich bin ich der Meinung, daß der glückliche Ausgang dieser Cur einigermassen zugeschrieben werden mag der Länge der Zeit, in der dieselbe zu Stande gekommen ist; die abgesonderte Knochen haben mittlerweile gedienet, um der zusammenziehenden Kraft der Musceln zu wiederstehen (wie eine Stütze einem baufälligen Hause) und die Ausdehnung des Beines zu erhalten, bis die übrigen Theile so stark mit einan-

einander sind befestiget worden, und eine solche starke Härte erlanget haben; um dieselbe genugsam bequem zu machen, den Mangel des Schienbeins zu ersetzen.

Erklärung der Kupfertafel.

a. b. Die Seite des Schienbeins, welche überzwerg an dem vordern und innern Theil des Beines gelegen ist, wo es allein mit der Haut und der Beinhaut bedecket ist.

a Dessen Oberende nahe am Knie. Die runde Vertiefung in dessen Mitte, ist mit den Trepan gemacht.

c. Ist die äussere Seite. — Der Winkel zwischen diesen beiden Seiten, welcher sehr durch den Zufall verdorben ist, machet die scharfe Ecke des Schienbeins aus.

d. Ist desselben Hintertheil, welcher nach der Wade gelegen.

* *

XVI.

Ein Schreiben des Ritters Isaac Newtons,

an einen vornehmen Herrn, worinnen des berühmten Bischofs Lloyds Hypothese von der Form der ältesten Jahre untersuchet wird.

Aus einer Handschrift.

(Gentl. Magaz. 1755. Ian. p. 3.)

Ich habe die Schrift, die der Bischof von Worcester an den Doct. Prideaux gesandt, durchgelesen, und finde sie mit vortreflichen Anmerkungen von der Beschaffenheit des Jahres, bei den ältesten Völkern angefüllet. Allein ich finde nicht, daß er bewiesen, daß irgend ein altes Volk sich eines Jahrs von 12. Monaten und 360. Tagen bedienet, ohne dasselbe von Zeit zu Zeit durch die grossen Lichter zu verbessern, und zu machen, daß die Monate mit dem Lauf des Mondes und die Jahre mit dem Laufe der Sonne, und der Wiederkunft der Jahreszeiten und Erdfrüchte übereinkommen. Die

Die ersten Völker, ehe sie den künstlichen Zirkel zu gebrauchen anfiengen, rechneten die Zeit nach dem Umlaufe der Sonne und des Mondes Genes. 1, 15. und um zu wissen, welche Tage eines jeden Mondes, und welchen Göttern zu Ehren sie solche feiren musten, so war es nothwendig, einen Calender zu haben. In diesen Calendern setzten sie gewöhnlich 30. Tage für einen Mondmonat, und 12. Mondmonate für ein Sonnenjahr, weilen diese die näheſten runden Zahlen waren, die mit dem Laufe der Sonne und des Mondes überein kamen. Daher kam es, daß die Alten das Mondsonnenjahr auf 12. Monate und 360. Tage rechneten, in welchen sie glaubten, daß die Sonne rund um den Himmel sich bewege.

Allein ich finde nicht, daß irgend eine Nation sich in bürgerlichen Sachen an diesen Mondsonnencalender gehalten, wo sie fanden, daß es von dem Lauf der Sonne und des Mondes unterschieden war; sondern daß sie denselben vielmehr von Zeit zu Zeit verbeſſert, indem sie einen oder zween Tage von dem Monat abnahmen, so oft als sie diesen Monat für den Lauf des Mondes zu lang fanden; und einen Monat zum Jahr hinzuthaten, so oft sie merkten, daß 12. Mondmonate für die Wiederkunft der vier Jahreszeiten und der Erdfrüchte zu kurz fielen. Den Calender des Mondsonnenjahrs solchergeſtalt zu verbeſſern, war die Beſchäftigung der Prieſter. Aus der Verbeſſerung dieſes erſten Calenders, denſelben mit dem Lauf der Sonne und des Mondes mehr und mehr übereinſtimmender

zu machen, und aus der Nothwendigkeit seltener von denselben verbessert zu werden, sind alle die Arten und Zirkel der Jahre, welche jemals seitdem erfunden worden, entstanden.

Denn nachdem sie fanden, daß 12. Mondmonate für die Wiederkunft der Sonne und der Jahreszeiten zu kurz wären, fügten sie einem jeden andern Jahre einen Monat hinzu, und machten daher die *Trieteris*, welches eigentlicher *Dieteris* heissen solte. Und als sie diesen zweijährigen Zirkel zu lang fanden, so daß in acht Jahren einmal eine Verbesserung nöthig war, so machten sie dabei die *Octoeteris* der Alten, wovon die Hälfte ihre *Tetraeteris* war. Und diese Zirkel waren bei den Griechen so alt, als die Zeit des *Cadmus* und *Minos*, und *Hercules Ideus*, und des grossen *Bacchus* oder *Osiris*; und scheinen folglich von den alten Colonien der Egypter, Phönicier, und dem Kriegsheere des Bacchus in Griechenland gebracht zu seyn. Einige Griechen veränderten nachher die Art, die drei Schaltmonate einzuschalten; denn als sie mit der Zeit fanden, daß die *Octoeteris* für die Jahrszeiten und den Lauf der Sonne zu kurz fiele, und bisweilen durch den Lauf der Sonne verbessert zu werden, nöthig war, um es mit den Jahrszeiten übereinstimmend zu machen, so erfand Meton den *Cyclus decemnovalis*, durch welchen in 19. Jahren 7. Monate hinzu gefüget wurden, und dieser Zirkel ist noch im Gebrauch. Was die Länge der Monate betrift, so gaben einige Griechen denselben wechselsweise 29.

und

und 30. Tage, und durch diesen Zirkel waren sie im Stande, eine Rechnung zu führen, ohne daß sie nöthig hatten, dieselbe nach dem Lauf des Mondes über ein oder zwei mal im Jahr zu verbessern.

Die Chaldäer brachten das Mondsonnenjahr zu einem Zirkel von 12. Jahren, und scheinen also einen Monat zu dem Ende eines jeden dritten Jahrs hinzu gethan, und am Ende einer jeden 12. Jahre ihren Zirkel durch den Lauf der Sonne und des Mondes richtiger gemacht zu haben. Denn alle Zirkel dienten zur Einrichtung der Einschaltung der Monate.

Da das Mondsonnenjahr von einer ungewissen Länge, und aus dieser Ursache zu Astronomischen Beobachtungen unbequem ist, so haben die Egypter, da sie, der Schiffart halben, sich auf die Beobachtung der Sternen legen mußten, die gerade Länge des Sonnenjahrs durch die Auf- und Untergänge der Sterne abgemessen, und indem sie das Calenderjahr abschaffeten, so bestimmeten sie das Sonnenjahr auf 365. Tage. Dieses Jahr ward von den Sternkündigern zu Babylon, von den Magiern der Perser, und von den Griechen in der *Aera Philippaea* angenommen; und als Julius Cäsar dasselbe verbesserte, da er alle 4. Jahr einen Tag hinzufügte, wurde das Römische Jahr daraus, welches noch ferner von Pabst Gregorius dem 13ten ist verbessert worden.

Im Gegentheil bedienten sich die Einwohner des glückseligen Arabiens des alten Jahrs von 12. Mondmonaten, ohne es durch die Sonne zu verbes-

sern,

sern, und haben bis auf die Mahometanischen Nationen ein blosses Mondjahr fortgepflanzet, die ihre Monate nach dem Lauf des Mondes einrichten.

Solchergestalt sehen Sie, wie alle Völker sich bemühet haben, ihre Jahre nach dem Lauf der Sonne und des Mondes oder eines derselben, einzurichten, und derohalben kann man ohne guten Beweiß nicht glauben, daß eine Nation ein Jahr von 360. Tagen gebrauchen solte, ohne den Lauf eines dieser Lichter zu beobachten. *Simplicius* in seiner Auslegung über das 5te Stück des Aristotelis physikalischer *Acroasis* (bei dem *Theod. Gaza de Mensibus*) erzählet uns:

Wir setzen den Anfang des Jahrs entweder auf die Sonnenwende im Sommer, wie die Athenienser, oder auf die Tagesgleiche im Herbst, wie die Einwohner Asiens, oder auf die Sonnenwende im Winter, wie die Römer thun, oder auf die Tagesgleiche im Frühling, wie die Araber, und das Volk um Damaskus, und den Anfang des Monats mit einigen entweder auf den Vollmond, oder auf den Neumond. Er erzählet uns, daß das alte Jahr, der Römer, Griechen, Asiater, Sirer und Araber ein Mondsonnenjahr gewesen, und mit dem Laufe der Sonne und des Mondes überein gestimmet. So war das Jahr, welches die Israeliten aus Egypten mitbrachten, ein Mondsonnenjahr, und fieng im Herbst an, aber Moses versetzte es auf den Frühling, und der erste Monat davon hieß Abib, weil das Korn in diesem Monat Aehren

ren bekam. Dem gemäß sagt *Diodorus*, daß *Uranus*, ein alter König in Egypten und Lybien, das Sonnenmondjahr gebrauchet. Ebenfals war das Jahr, welches die Samaritaner aus den Provinzen des Persischen Reiches, und das, welches die Juden aus Babylon mitbrachten, ein Mondsonnenjahr, und fieng im Frühling an. Die Chaldäer waren eine Arabische Nation, und die Arabischen Jahre waren Mondsonnenjahre, und nahmen ihren Anfang im Frühling, wie oben gemeldet. Scaliger und andere berichten uns, daß die alten Jahre der Perser, Indianer, Chineser und der anliegenden Inseln auch Mondsonnenjahre gewesen. Denn die Natur der Mondsonnenjahre bestehet aus Mondmonaten und Sonnenperioden.

Geminus erzählet, alle alte Griechen hätten, vermöge ihrer Gesetze, und der Götter Aussprüche, ihre Jahre mit der Sonnen, und ihre Monate und Tage des Monats mit dem Lauf des Mondes übereinstimmend gemacht, damit dieselbigen Opfer allezeit auf eben dieselbe Jahrszeiten, und auf dieselben Tage des Mondmonats fallen möchten, und daß sie dieses den Göttern lieb und angenehm, und den Anordnungen ihres Landes gemäß zu seyn gehalten.

Cicero saget, daß die Sicilianer und andre Griechen, um ihre Tage und Monate mit dem Lauf der Sonnen und des Mondes übereinstimmend zu machen, oftmalen einen oder zween Tage von dem Monate (das ist von dem Calendermonat von 30. Tagen)

Tagen) abgenommen, und bisweilen mit einem oder zween Tagen denselben wieder verlängert. Und *Censorinus*, daß verschiedene Nationen Italiens ihre verschiedene Jahre gehabt, die aber alle durch verschiedentlich eingeschaltete und verbesserte Monate, ihre bürgerliche Calenderjahre nach dem einen wahren natürlichen Jahr eingerichtet. Auf diese Art wurden derohalben die alten Festtage und Feierlichkeiten der Völker Griechenlands, Siciliens und Italiens, welche sie in gewissen Tagen, in gewissen Monaten, (dergleichen die Olympischen und Pythischen Spiele und die Feste des *Bacchus* und der *Ceres* waren) feierten, in denselben Jahrszeiten gehalten, und des *Hesiodus* Jahr fieng im Sommer an, nachdem die Siebengestirne aufgegangen waren, und sein Monat Lenaeon war ein Wintermonat, wie er es vorstellt. Nach gleicher Gewohnheit behielten die Monate der Asiater auch ihre Jahreszeiten. Denn Galen erzählet, *quod tempus Romae est september, Pergamenis apud nos Hyperborelaeus, Athenis vero Mysteria, ea namque erant Boedromione.* Und eben dieses muß man von den Jahren und Monaten der Juden verstehen. Der grosse Rath ließ die Neumonden bei dem ersten Schein des Neumondes ausrufen, und wenn das Korn noch nicht reif genug war, um die ersten Früchte davon gegen die Mitte des dreizehnten Monats zu opfern, so thaten sie diesen Monat zum alten Jahr, und fiengen das neue Jahr mit dem 14ten an. Nach eben dieser Gewohnheit

heit fielen die Chaldäischen Jahre in dieselbe Jahrszeiten. Denn gleichwie die *Dieteris*, *Tetraeteris* und *Octoeteris* der Griechen aus der Einschaltung der Monden entstunden, eben so geschah dieses auch mit der *Dodecaeteris* der Babylonier; und der Endzweck solcher Einschaltungen war, das Jahr mit der Sonne und die Monate mit den Jahrszeiten übereinstimmend zu machen. *Suidas* erzählet uns, daß 120. *Sari*, 2220. Jahre seyn, weil, nach der Rechnung der Chaldäer, ein *Sarus* 220. Mondmonate enthält, welches 18. Jahre und 6. Monate sind. Nach dieser Rechnung machen 12. Mondmonate das Jahr der Chaldäer, und 18. solche Jahre und 6. Monate (ich glaube er meinet Schaltmonate) machen einen Sarus. *Athenaeus* B. 14. erzählet aus dem Berosus, daß am 16ten Tage des Monats *Lous*, (das ist am 16ten Tage des Mondmonats, den die Macedonier *Lous* nannten) die Babylonier jährlich das Fest Sacaea gefeiert. Dieses Fest derohalben fiel in dieselbe Jahrszeit, und dieses that der Mondmonat der Babylonier auch, in welchem das Fest fest gesetzet war.

Wenn derohalben Cleobul, einer der sieben Weisen Griechenlands, oder Hippocrates, oder Herodot, Aristotel, Plutarch oder Manetho vorgeben, das alte Jahr der Griechen, Römer, oder Egypter bestehe aus 12. gleichen Monaten, oder 360. Tagen; oder Cyrus in Sinnspielung auf diese Tage, den Fluß Gindus in 360. Canäle zertheilete;

oder

oder die Athenienser mit Sinnspielung auf dieselben Tage, 360. Tage (Statüen) dem Demetrius aufrichteten, so müssen sie von Calenderjahren der Alten verstanden werden, die durch den Lauf der Sonne und des Mondes noch nicht verbessert waren. Und da sie zu Athen 4. φυλαι hatten, die die 4. Zeiten des Jahrs anzeigten, und 12. φαλειαι και τριτυς nach den Monaten, so hatte jede φαλειαι 30. γενη, die von Zeit zu Zeit durch den Himmelslauf verbessert wurden, damit sie mit den 4. Jahrszeiten übereinstimmeten. Und wenn Herodot einen Monat von 30. Tagen einem jeden andern Jahr einschaltet, so muß dieses von der *Dieteris* der Alten verstanden werden, die 70. Jahre nach einander fortdaureten, ohne es durch den Mond zu verbessern.

Und wenn Moses die Dauer der Sündfluth durch Monden von 30. Tagen rechnet, so muß er von Calendermonaten verstanden werden, die durch den Mond nicht sind verbessert worden, aus Ursache, weil das regenhafte Wetter seinen Schein nicht zuließ.

Und wenn David 12. Ordnungen Leibwache verordnete, deren jede einen Monat im Jahre die Aufwartung hatte: (1. Chron. 27.) so sahe er blos auf die Calendermonate des Mosaischen Jahrs, und ließ die Schaltmonate aus der Acht, weil sie ungewiß waren, und allein durch die 12. Ordnungen konnten ersetzet werden, indem die Ordnung, welche am ersten Monate des folgenden Jahrs dienen mußte, den Schaltmonat, wenn es sich zutrug, zum Dienst bekam,

kam, und die nächste Ordnung hatte ihre Aufwartung im ersten Monat des folgenden Jahrs.

Und wenn die Babylonier, wie Diodor erzählet, vorgeben, daß unter den Göttern 12. die vornehmsten sind, und einem jeden derselben einen Monat und ein Zeichen im Thierkreiß zueignen, und sagen, die Sonne mache ihren Lauf alle Jahr durch diese 12. Zeichen, und der Mond jeden Monat, so beschreiben sie das Chaldäische Jahr als ein Sonnenjahr, welches aus 12. gleichen Mondmonaten besteht, die mit den 12. Zeichen mit ihren Graden übereinkommen, und meinen die Monate und Tage des Calenderjahrs, das durch den Lauf der Sonne und des Monden noch nicht verbessert war; und durch die Verwandschaft und Uebereinkunft, welche diese Monate mit den 12. Zeichen haben, verknüpfen sie dieselbe an die Jahrszeiten, und zwar durch solche Verbesserungen, die zu dem Endzweck mußten vorgenommen werden.

Die Juden bedienten sich dieses Jahrs in ihren Contracten und bürgerlichen Geschäften, während ihres Auffenthalts in Babylon, und wie sie von Babylon nach Jerusalem zurück kehrten, brachten sie solches mit, und nannten ihre eigene Monate ebenfals nachher nach den Babylonischen Namen; welches sie nicht würden gethan haben, wenn ihre eigne Mondmonate nicht eben dieselbigen mit denen von Babylon gewesen wären.

So war also das Mondsonnenjahr mit seinem Calender sehr alt und allgemein, indem es Noah gebrau-

chet, und von ihm auf seine Nachkommenschaft fortgepflanzet wurde, da es Gelegenheit gegeben, daß der Thierkreiß in 12. Zeichen, und dieselben in einen Zirkel von 360. Graden eingetheilet worden, daß die *Dieteris*, *Tetraeteris*, und andere alte Cyclen erfunden worden, um die Mühe zu vermeiden, dasselbe jeden Monat nach dem Mond, und jedes Jahr nach der Sonne zu verbessern, und solches hat in Egypten fortgedauret, bis zur Einsetzung des Sonnenjahrs von 365. Tagen in Chaldäa, und den angränzenden Völkern, und bis zum Kriegszug des Cyrus über den Gindus, und seiner Einnahme Babylons. In Griechenland bis auf die Zeiten der 7. Weisen, und die Regierung der Perser und Griechen; und in Italien bis zur Regierung der Lateiner, und wurde endlich von den Arabern in ihr Mondjahr verwandelt. Ich finde bei den Alten keine andere Jahre als solche, die entweder Mondsonnen- oder Sonnen- oder Mondjahre, oder die Calender von diesen Jahren waren. Ein bürgerlich Jahr von 360. Tagen gehört zu keinen von diesen. Der Anfang eines solchen Jahrs würde die 4. Jahrszeiten in 70. Jahren rund durch gelaufen seyn, und eine solche merkwürdige Umwälzung würde in der Geschichte seyn gemeldet worden, dergleichen man ohne Beweiß nicht bekräftigen kann.

XVII.

* *

XVII.

Versuche von der Natur des Thaues.

(Univers. Magaz. 1755. Febr. p. 67-78.)

Wenn wir sehen, daß es in dem ganzen Laufe der Würkungen der Natur zwo Arten giebet, wodurch eine in die Augen fallende Sache sich begeben kann, so haben wir verschiedene Gründe zu glauben, daß es durch diejenige geschiehet, die am meisten von dem, wie es gemeiniglich uns vorkömmt, unterschieden ist. So wissen wir zum Beispiele, daß eine Umwälzung bei Sonne und Erde nothwendig ist, es sey nun, daß diese sich um jene, oder jene um diese bewege. Ob es uns nun gleich gemeiniglich scheinet, daß es die Erde sey, die ruhet, und die Sonne, welche sich herum drehet, so werden wir doch, wenn wir die Natur näher untersuchen, überzeuget, daß es in der That die Erde ist, welche die Umwälzung verrichtet, da die Sonne unterdessen in ihrer Stelle unbeweglich bleibet. Man kann leicht hievon viele ähnliche Beispiele anführen, und wir richten nur auf diese Art unser Urtheil in Absicht auf den Thau, der mit unter diese Zahl gehöret, ein.

Der Thau, der uns beständig zu gewissen Zeiten zu fallen scheinet, kann entweder ursprünglich aus der mittleren Gegend der Luft herab fallen, aus welcher er zu uns herunter zu kommen scheinet, oder er kann zuförderst aus dem Inneren der Erde, zu dieser Höhe als ein Dunst hinauf steigen, und nachher wieder von daher in Gestalt des Thaues auf die Oberfläche der Erde herabfallen. Die natürlichste Meinung scheinet diese zu seyn, daß er ursprünglich aus der Luft fällt. Und solchergestalt beobachtet ihn fast jederman, und schätzet ihn für eine Gabe des Himmels, welche die Erde reich und fruchtbar machet. Jedoch die gegenseitige Meinung ist die wahre, und es ist ohne Widerspruch, daß alles, was wir eigentlich Thau nennen, alle die Wassertropfen, ob sie gleich noch von einander gesondert unmerklich sind, sich leichtlich in grössere Tropfen versammlen, und in diesem Zustande des Morgens auf dem Grase und den Kräutern in den Gärten und auf dem Felde gefunden werden, und daselbst einige Zeit liegen bleiben. Alles dieses ist unstreitig als ein Dunst aus der Erden aufgestiegen, auf welche es sich nun wieder senket.

Diese Meinung ist nicht neu, ob sie gleich nicht allgemein ist. Unter den älteren Naturkündigern sind verschiedene, die dieselbe bekräftiget haben. Ja es giebet so manche Erfahrungen davon, daß man sich wundern müßte, wie ein Naturforscher eine solche offenbahre Sache leugnen könnte. Ein jeder Gärtner weiß, daß die innere Fläche einer Glaßglocke, die man

über

über zarte Pflanzen setzet, nach einiger Zeit mit Thautropfen bedecket seyn wird, und dennoch hat diese Fläche weder eine Gemeinschaft mit der äusern Luft, noch kann auch die Tropfen anders woher als allein von dem Dunste bekommen haben, der von der Erden in die Höhe gestiegen.

Unterdessen hat es nicht an Männern von grosser Einsicht und Wissenschaft gefehlet, die anderer Meinung gewesen sind, und sich bemühet haben, alle hieher gehörige Erscheinungen aus andern Grundsätzen zu erklären. Dem ohngeachtet sind die Erfahrungen hierinn die sichersten Wegweiser und zugleich die stärksten Zeugen der Wahrheit. Herr **Dufay**, da er entschlossen war, zu allererst die wichtige Frage aufzulösen: **Ob die Materie des Thaues vorher in einem Dunste aufsteige, oder nicht:** brachte er dieselbe zu diesem einfachen Verfahren: „Wenn der „Thau aufsteiget, muß er einen niedriger gestelleten „Körper eher, als einen in mehrerer Höhe, und dessen „unteren Theile eher, als die obern befeuchten. Und „wenn auf diese Weise eine Anzahl Körper in Ordnung gestellet worden, so muß durch die ganze Reihe „der untere vor den oberen staffelweise benetzet „werden.„

Es kam ihm als gewiß vor, daß der Thau in einem Dunste von der Erden aufstiege, nachdem dieselbe von der Sonne erwärmet worden, und daß nicht weniger Dunst um Mittage als nachher aufwärts gienge, welcher aber alsdann, so bald er in die Höhe gekommen zer-

streuet würde. Auf diese Gründe entschloß er sich seine Versuche anzustellen. Er richtete zu dem Ende zwo Leitern auf, deren Spitzen an einander lehneten, so daß zwischen den Füssen derselben ein merklicher Raum blieb. Ihre Höhe war zwei und dreißig Fuß. Auf jeden Staffeln dieser Leitern befestigte er viereckigte Stücke Glas, wie die Scheiben eines Fensters, jedoch so, daß keines über das andere hienge. Er zweifelte nicht daran, daß wenn der Thau, ohne vorher von der Erden ausgedünstet zu seyn, sich senkete, die öbere Fläche der Scheiben, die der Spitze der Leiter am nächsten waren, zuerst angefeuchtet werden müßte. Wäre es hingegen, daß der Thau anfänglich von der Erden aufstiege, so wäre es nothwendig, daß die untere Fläche der Scheiben, zunächst der Oberfläche der Erden ihn am ersten auffangen müßte. Er fand in dem Versuche die Sache seiner Erwartung vollkommen gemäß, indem die untere Fläche des niedrigsten Stück Glases zuerst, nachher dessen öbere Fläche, dann die untere Fläche der nächstfolgenden Glasscheibe, und so staffelweise weiter angefeuchtet wurden, bis alles bis zu der Spitze der Leiter benetzet war.

Es war sehr glücklich, daß diese Erfahrung so vollkommen regelmäßig ausschlug, welches man sonst nicht allemal erwarten kann, indem unzählige Zufälle es verändern, und der gelindeste Wind es verhindern kann. Gesetzt nemlich der Thau sey gänzlich nach dieser Ordnung bis zu einer gewissen Höhe gestiegen, er begegne aber einem Stoßwinde, so wird dieser den

Thau

Thau dergestalt zerstreuen, daß er nicht weiter die Gläser benetzen kann, bis der Wind aufhöret. Sollte dieser aber nicht eher aufhören, bis der Thau zur ganzen Höhe der Leiter aufgestiegen wäre, so würden alle öberen Scheiben auf einmal naß werden.

Es machte Herr Dufay nachher eben diesen Versuch, und band anstatt der Gläser Tuchlappen an die Staffeln der Leitern, um dadurch, wenn er diese Stükken Tuch gewogen, im Stande zu seyn, mit Gewißheit bestimmen zu können, auf was Art sie den Thau angenommen. Es geschahe durch einen Zufall, daß in diesem Versuche nicht dasselbe Verhalten als in dem vorigen in Ansehung des Aufsteigens des Thaues wahrgenommen wurde. Das Maaß der Feuchtigkeit, obgleich solche die öbern Stücke Tuch an sich gezogen hatten, war dennoch so merklich kleiner, als das, so die niederen angenommen, daß es genugsam bewiese, daß sie die Feuchtigkeit von unten, und nicht von oben bekommen hatten. Herr Muschenbroek, der dieser Meinung nicht zugethan ist, gedachte, er hätte alle diese Versuche entkräftet, wenn er zeigete, daß verschiedene Körper, die er auf der bleiernen Platte der Utrechtischen Sternwarte ausgestellet hatte, den Thau auf ihrer öbern Fläche empfiengen. Allein man muß wohl merken, daß, obgleich der Thau nicht von der Platte aufsteigen könnte, dennoch derselbe von der Erden und den umstehenden Pflanzen aufkommen können, und würklich aufgekommen, und nachdem er sich durch die ganze Luft über der Platte verbreitet, an die Kör-

per, die ihn aufzufangen ausgestellet gewesen, angeleget.

Gleichwie nun solchergestalt die Ordnung und Weise, wie der Thau aufsteiget, fest gestellet worden, so kann uns auch nicht wundersam scheinen, die Art, wie er wieder herunter kömmt. Man erwäge nur, daß zu denen Zeiten, da die Sonnenhitze nicht so stark als nöthig ist den Thau, so bald er in die Höhe kömmt, zu zerstreuen, dieser sich von selbst durch seine natürliche Anziehungskraft in so grosse und schwere Tropfen sammlen werde, dergleichen die Luft länger oben zu halten, nicht vermögend ist.

Noch bewundernswürdiger aber ist bei dem Thau, daß wenn verschiedne Körper von verschiedener Materie, und zu gleicher Zeit, demselben blos gestellet sind, solche damit verschiedentlich angefüllet werden, da einige mehr, andere weniger, noch andre gar keinen Thau auffangen. Die Tropfen scheinen eine Art Wahl anzustellen, auf welche Körper sie sich niederlassen wollen. Sie hängen sich eher und in grösserer Menge an Glas und Krystall, als an irgend einige andere Körper, und alle Metalle nehmen sie gar nicht an, auch sind niemals einige Tropfen an ihren Oberflächen gefunden worden. Es sind also die beiden äusersten Grade fest gestellet, aber von den Körpern, so zwischen beiden sich verhalten, muß man nach wiederholten Erfahrungen urtheilen. Wenn ein krystallnes oder gläsernes Gefäß in einer silbernen Schüssel am Abend der Würkung des Thaues ausgesetzet ist, so wird man

das

das Glas mit Thautropfen bedecket, die silberne Schüssel hingegen vollkommen trocken finden. Man kann auch das Porcellain, da es halb Glasmaterie ist, als eine Gattung des Glases betrachten. Man hat daher in ein Porcellain Geschirr sechs Pfund Queckssilber geschüttet, und es zu Nachtzeit in die Luft gesetzet, des Morgens hat man den Thau in Menge an den Ränden des Geschirrs gefunden, allein nicht die geringste Spur eines einzigen Tropfens hat sich auf der Oberfläche des Queckssilbers gezeiget. Aus diesen erhellet also klar, daß die Thautropfen sich an einige Körper keinesweges anhängen wollen, da sie doch solches an andere von freien Stücken thun.

Es giebt auch noch eine andere beträchtliche Anmerkung, welche zu beweisen scheinet, daß dieser Dunst allein nur aufsteige, und keinesweges in der Gestalt des Thaues wieder herunter komme, sondern daß dasjenige, was man auf Gras und Pflanzen in Tropfen sich sammlen siehet, sich selbst gleich beim Aufsteigen also forme. Dann wann eine metallene Schüssel auch die ganze Nacht durch ausgestellet würde, wird man doch niemals einigen Thau darinn finden; welches doch geschehen müßte, falls dieser flüßige Körper von oben käme: indem, obgleich der Thau natürlicher Weise auf Metall nicht haftet, er dennoch nothwendig in die Schüssel fallen und darinn bleiben müßte. Allein da dieses niemals geschiehet, so kann man daher schliessen, daß der Thau nimmer herunter falle.

Aus diesen allen kann man also diese allgemeine

Anmerkung machen, daß der Thau ein Dunst sey, welcher, indem er in die Luft aufsteiget, die ganze Nacht hindurch in Menge anwächst, und sich überall verbreitet, einige Körper befeuchtet, ohne andere zu berühren, und dieses einzig nach der Verschiedenheit ihrer Oberflächen.

* *

XVIII.

Nachricht

von einer

zur Unterweisung der deutschen Protestanten in Pensylvanien gemachten Anstalt.

(Gentlem. Magaz. March. 55. p. 103. seq.)

Da die protestantischen Prediger in Pensylvanien schon seit vielen Jahren bemerket hatten, daß ihre Anzahl für ihr Werk zu klein wäre; suchten sie bei den Kirchen der vereinigten Niederlande Beistand, und im Jahr 1751. verwilligten ihnen die Staaten von Holland und Westfrießland jährlich 2000. Gulden auf 5. Jahre, zur Unterhaltung derer, welche Lust hätten in jenem Welttheile die Lehre Chri-

Christi zu predigen. Auch wurde eine beträchtliche Summe durch einen freiwilligen Beitrag zusammen gebracht, und Hr. Thompson, Prediger an einer der Engelländischen Kirchen in Amsterdam, bewarb sich in Person um den Beistand der Kirchen in Engelland.

Hr. Thompson fand grosse Aufmunterung unter Personen vom ersten Range, und nachdem er hier seine nöthige Maaßregeln genommen, gieng er nach Schottland, wo er seine Sache der allgemeinen Kirchenversammlung, welche eben zu der Zeit in Edenburg gehalten wurde, vortrug, welche darauf eine Nationalsammlung veranstaltete, die sich auf 1200. Pfund Sterlings belief.

Wie er in Engelland zurück gekommen, fand er solche Umstände vor, welche ihn nöthigten, zur Verwaltung seines Hirtenamtes, unverzüglich wieder nach Holland zu gehen: doch erhielte er auf sein Ansuchen, daß eine gewisse Anzahl adlicher und anderer Herren von Rang und Mitteln auf sich nahmen, die Sache in seiner Abwesenheit zu betreiben, und ferner Beisteuren zu suchen und in Empfang zu nehmen.

Nachdem diese sich zu einer eignen Gesellschaft vereiniget hatten, macheten sie unter sich den Anfang mit einer mildthätigen Unterschreibung. Hierauf stelleten sie die Sache dem Könige vor, welcher ihnen 1000. Pf. zu verwilligen geruhete. Die verwittwete Prinzeßin von Wallis gab 100. Pf. und die Eigenthümer der Provinzen verbanden sich zu einer gewissen jährlichen Summe. Nachdem es der Gesellschaft

so

so weit gelungen, fassete sie folgende Entschliessungen:

1) Den Einwohnern von America beizustehen in Ermunterung ihrer Prediger, und Vermehrung deren Anzahl.

2) Freischulen zur Unterweisung der Jugend zu errichten.

3) In America Commissarien zu setzen, um diesen Entwurf zur Ausführung zu bringen.

4) Die Schulen sollen nach folgenden Grundregeln eingerichtet werden: 1. Sie sollen nur protestantische Kinder, aber von allen Bekenntnissen, annehmen. 2. Die Knaben lernen die engelländische und hochdeutsche Sprache, Schreiben, Rechnen, Singen, und die Grundwahrheiten des Christenthums; die Mädgen werden im Lesen und Nähen unterrichtet. 3. Man läßt ein jedes Kind den Catechismus lernen, welchen seine Eltern verlangen, ohne Zwang und Partheilichkeit, wegen verschiedener Meinungen, die nicht zum Wesen der wahren Gottseligkeit und Tugend gehören. 4. Es sollen Bibeln und andere gute Bücher unter ihnen ausgetheilet werden. 5. Es sollen eigene Aufseher ernennet werden, welche alle Vierteljahr eine Visitation halten. 6. Am Ende jedes Jahres werden die Rechnungen nachgesehen und geschlossen, und diejenigen, welche vor andern fleißig gewesen, beschenket.

Diese

Diese Nachricht wird beschlossen mit einem inständigen Ersuchen an alle Begüterte von allen Bekenntnissen des Christenthums, einem Werke mit beizutreten, welches so bequem ist, viele 1000. Seelen aus der Unwissenheit und dem Aberglauben heraus zu reissen, den Segen, welchen GOtt ihnen geschenket hat, auch andere mit geniessen zu lassen, und von ihrem Ueberflusse Gaben zu opfern, welche ihnen noch jenseit des Grabes werden Vortheil bringen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XIX.

Wahrscheinliche Ursachen von der Wärme im Winter und der Kälte im Sommer.

(Gentlem. Magaz. Febr. 1755. p. 73.)

Ich glaube es wird einem jeden bekannt seyn, daß einige Jahre her unsere Sommer nicht so heiß, und unsere Winter nicht so kalt als vor diesen gewesen sind, ausgenommen daß man bisweilen auf eine sehr kurze Zeit einen starken Frost, und eine schwule Hitze gehabt hat. Ich weiß wol, daß unsere Empfin-

pfindung von Hitze und Kälte, nicht der wahre Maaßstab ist von dieser Eigenschaft in der Luft, nicht allein weilen die verschiedene Empfindungen, wie dieselbe in diesem Fall in verschiedenen und entfernten Zeiten vorkommen, nicht wohl mit einander können verglichen werden, sondern auch weil sehr öfters die Kälte ohne Frost empfindlicher ist, als wenn es würklich frieret. Ich meine derohalben, daß unsere Sommer und Winter, überhaupt betrachtet, durch ein untrüglich Kennzeichen, nemlich ihren Einfluß auf das Thermometer, viel gemäßigter befunden worden sind. Es ist eine gemeine Sage von denen, so es doch besser verstehen müßten, daß unser Clima sich verändert habe, dieses scheinet die allgemeine Meinung von der Veränderung in unsern Wetter zu beweisen. Doch weiß ich mich nicht zu erinnern, daß jemand dieses zu erweisen sich unterstanden, welcher weiß, daß dasjenige, was man gemeiniglich unter der Veränderung des Clima verstehe, sich nicht könne zugetragen haben; wenn es aber geschehen wäre, so hätte diese Veränderung allgemein seyn müssen. Ich halte davor, daß wenn wir unsere Wahrnehmungen mit dem Thermometer länger fortgesetzet haben werden, man finden wird, daß unsere Sommer und Winter periodisch mäßiger und strenger seyn, daß diese Abwechselung unterschiedliche Jahre daure, doch so, daß diese Zeit eben nicht immer von gleicher Länge sey, und dieses als einen Satz voraus, welcher auf folgende Art mag erkläret werden:

Die Kälte bricht sich bei dem Nordpool, wenn es

noch

noch unaufhörlich fortfähret zu frieren, in einem breiten Circul, welcher die Gegenden zwischen den 60. und 70. Grad der Breite in sich fasset. Dieser Satz, so fremd er auch scheinet, ist durch die Erfahrung bewiesen. Denn wenn unsere Schiffe Wallfische zu fangen in Grönland ankommen, finden sie das Land ganz grün, und es begegnen ihnen Inseln von Eiß, welche bei dem Pool gebrochen, und nach denen Küsten von Lapland treiben, wo sie sich wieder durch einen neuen Frost fest setzen. Die Ursache hievon kann vielleicht auf folgende Art erkläret werden: Denn die Brechung der Sonnenstralen verursachet, daß bei dem Pool ein Sonnenhalbjahr aus 7. Monaten bestehet, und die kräftigen Stralen, welche stark von der gefrornen See, als einem festen Lande von Eis und von unzähligen glasähnlichen Bergen zurück prallen, müssen in einem Monat ein solches Aufthauen zuwege bringen, wodurch diese Eisberge zertrennet und zum Wegtreiben gebracht werden. Dieses wird sich ungefehr um die Mitte des Monats April zutragen, und das Pooleis, nachdem es also 30. Grad näher zu uns gebracht, und sich fest gesetzet hat, wird natürlicher Weise so stark bei uns die Kraft der Sonne im Frühjahr schwächen, daß wir vor dem Junimonat kein warm Wetter bekommen werden, auch nicht einmal darinnen ein Nordostwind lange nach einander wehet.

Im Herbst, wenn sonst das Wetter bei uns würde kalt seyn, ist nachdem die gefrorne Zone zwischen 60. und 70. Grade endlich aufgelöset, der Einfluß der

Kälte

Kälte aufgehoben, und unser Winter ist in Vergleichung so viel wärmer, als unser Sommer kälter gewesen ist. Aber in einigen Wintern lässet sich das Eis bei dem Pool gar nicht aufschmelzen, denn wenn es sich zuträget, daß die Atmosphäre daselbst mit groben Wassertheilgen angefüllet ist, welche in einen dicken Reif gefrieren, so entstehet ein Nebel, den die Sonnenstralen nicht mit gehöriger Kraft durchdringen können, um durch das Zurückprallen von denen rund umher liegenden Eisbergen zu würken; wenn dieses geschicht, so ist es wahrscheinlich, daß es einige Jahre anhalten wird, und die Eiszone, so zwischen den 60. und 70. Grad zu liegen pfleget, ist alsdann weiter von uns, und lieget zwischen dem 80. und 90. Grad, und unsere Jahrszeiten, die alsdenn von einem fremden Einfluß befreiet sind, werden nach dem Verhältniß unserer Breite zu der Sonnenwende warm und kalt seyn, und die Witterung wird um die Zeit der Tagesgleiche das Mittel zwischen Wärme u. Kälte halten. Wenn wir dieses voraussetzen, so hänget das mit der Jahrszeit übereinkommende Wetter von der Trockenheit oder Feuchtigkeit des Dunstkreises bei dem Pool, oder mit andern Worten von desselben Klarheit oder Dunkelheit, ab. Ob aber diese Umstände sich nach gewissen Gesetzen abändern, oder ob dieselbe blos zufällig sind, mag ein ander, der mehr zum Nachdenken aufgeleget ist, untersuchen. Ich gebe meine geringe Gedanken nicht höher als eine Hypothese aus, da ich wahrgenommen, daß sie sehr öfters dergleichen Spiel der Einbildungs-

dungskraft mit eingerücket, von welchen doch zuweilen nützliche Entdeckungen entstanden sind.
Ich bin ꝛc.

A. B.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

XX.

Vorschlag

wie man

die Kirchen im Winter wärmen könne.

(Gentlem. Mag. Febr. 1755. p. 68.)

Als ich im letzten harten Winter mit einem Freunde, bei dem ich eben einen Besuch abstattete, an einem Sonntage in eine Capelle ohnweit Piccadilly gieng, um daselbst den Gottesdienst abzuwarten, wurde ich angenehm überraschet, als mich bei meinem Eintritt in dieselbe, eine erquickende Wärme umgab. Ich entdeckte bald nachher, daß es von ein paar Oefen käme, die zu dem Endzwecke daselbst gesetzet waren.

Wie ich wieder zu Hause gekommen, so stellte ich Betrachtungen über die Ungemächlichkeiten an, denen man in unsern Kirchen bei kalten oder feuchten Wetter,

vornemlich wenn sie groß und nicht sehr angefüllet sind, blos gestellet ist. Wir sind in diesen lauen Zeiten ohnedem zwar allzugeschickt, allerhand Entschuldigungen zu erfinden, uns dem Gotteshause zu entziehen, wo wir doch unsere öffentliche Anbetung und Huldigung dem Vater des ganzen Alls abzustatten schuldig sind, der der Brunn der Barmherzigkeit und unendlich groß und gütig ist, von dem wir unser Leben empfangen, und von dem wir eine ewige Seligkeit erwarten. Allein mir deucht doch, daß sehr viele kranke und schwache Leute, oder auch solche, deren Leibesbeschaffenheit zart ist, durch die Kälte oder Feuchtigkeit unsrer Kirchen im Winter, allgemählich sich zu einer Versäumung des öffentlichen Gottesdienstes gewöhnen. Ich glaube daher, daß es sehr vieles zur Vermehrung der Zuhörer in unsern Kirchen beitragen würde, wenn Oefen darinn aufgerichtet würden, die man alle Sonntage, wenn es feucht oder kalt Wetter ist, heitzete. Alsdenn könnte der Schwächliche ohne Gefahr, und der Starke, ohne daß es seiner Gesundheit schadete, dem Gottesdienste beiwohnen, ja das Gemüth eines jeden würde von unangenehmer Empfindung, die nothwendig die Andacht unterbrechen muß, befreiet bleiben.

Als ich diese meine Gedanken einigen von meinen Bekannten, die gereiset hatten, eröfnete, so belehreten sie mich, daß in Rußland, Schweden und andern kalten Ländern in allen Kirchen Oefen aufgerichtet wären, wodurch sie so warm und angenehm, als eine Stube gemacht würden. Und

Und ich glaube gewiß, daß 3. oder aufs höchste 4. solcher Oefen, als die Lohgerber zum Ledertrocknen gebrauchen*, hinlänglich sind, die grösseste Kirche zu wärmen. Der Preiß eines solchen Ofens ist ohngefehr 5. Pfund. Rechne ich nun dazu die Kosten eines Fußgestells von Backsteinen, und einer eisernen Röhre den Rauch hinaus zu leiten, so wird doch das Stück nicht über 6. Pf. zu stehen kommen. Nun wird, wie ich durch Nachfragen gelernet, täglich nicht einmal $\frac{1}{2}$. Scheffel Kohlen erfodert, einen jeden Ofen zu wärmen. Und wie gering ist dann nicht ein solcher Aufwand auch vor die kleinste Versammlung? Sehen wir doch daß grössere Summen zu Belustigungen, welche keinen so weisen Endzweck haben, weggeworfen werden.

J. M.

N. S. Ein Freund, der kürzlich in der Grafschaft Berk gewesen, hat mir erzählet, daß ein solcher Ofen, als ich eben angepriesen habe, zu Newbury in der Kirche der Presbyterianer aufgerichtet worden, der sehr gute Dienste leistet.

* Weil in England die Lohgärber fast allein nur Oefen haben.

* *

XXI.

Erklärung einer Stelle aus dem Persius.

(Gentlem. Mag. 1755. Ian. p. 8.)

Es ist eine allgemeine Gewohnheit der Schriftsteller, selbst auch nicht von der geringsten Sorte, Stellen aus den Alten anzuführen, um einige ihrer eigenen Meinungen damit zu bekräftigen, wodurch der Sinn des Autors ganz und gar verkehret wird. Einige Brocken werden oft für einen Wahlspruch genommen, welche, indem sie allein stehen, oder mit andern Worten verbunden werden, die in der Urschrift mit denselben nicht unmittelbar vereiniget sind, einen Sinn zuwege bringen, der oft von dem Sinn des Verfassers unterschieden, ja gar desselben Meinung gerade entgegen ist. Ein Schriftsteller, der eine Abhandlung zur Vertheidigung der Ungötterei schreibt, könnte zu seinem Wahlspruch nehmen, es ist kein GOtt, und dabei den göttlichen Scribenten David anführen. Aber wenn der ganze Spruch genommen wird, der Narr sprichr in seinem Herzen, es ist kein GOtt, so ist die Meinung der ersten gerade zuwieder.

Manche

Manche Stellen in den lateinischen Schulautoren sind überhaupt durch solche Verkehrung übel angebracht worden, und vermuthlich von solchen, die sie verstunden. Ich will jetzunder nur von dem berühmten Verse im Persius Nachricht geben,

Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter.

welcher überhaupt als eine Aufmunterung derer, die mit ihrer Gelehrsamkeit ein Geprale machen, angenommen wird.

Aber es ist aus der Verbindung klar und deutlich, die Meinung des Persius sey die entgegen gesetzte, und daß er getadelt, was er nach aller Meinung anpreisen soll.

Quo didicisse, nisi hoc fermentum, et quae semel intus
Innata est, rupto jecore exiri: Caprificus?

Diese sind die vorhergehende Worte des Freundes des Persius, zu was für einem Endzweck dienet alle meine Gelehrsamkeit, wenn ich mich von der Bescheidenheit nicht loß machen und befreien kann, welche mich von der öffentlichen Bekanntmachung zurück hält? Hierauf antwortet Persius:

En Pallor, Seniumque! O Mores! usque adeone
Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter?

Du Narr! ist deine Gelehrsamkeit dir selbst nicht nützlich, es sey dann, du macheſt sie öf-

fentlich bekannt? Der Gebrauch der Gelehrsamkeit ist nicht um des Volks Beifall zu gewinnen, oder eitle Bewunderungen zu erregen, sondern den Besitzer tugendhafter zu machen, und seine Tugend zum helleren Beispiel, denen, die ungelehrt sind, zu setzen.

* *

XXII.

Nachricht

von den

Malteser Rittern.

(New. Univ. Mag. Ian. 1755. p. 26.)

Man kann die Zeit, da die Insel Malta von diesen Rittern in Besitz genommen worden, nicht höher als vom Jahre 1530. an rechnen, nachdem dieselben von den Türken aus Rhodus vertrieben worden. Dieser neue Wohnplatz wurde ihnen von dem Könige von Spanien angewiesen, unter dem Bedinge, daß sie der Sicilianischen Krone huldigen, und jährlich dem Vicekönig ein Pferd und einen Falken zu ewigen Tagen steuern sollten. Auch sollte der Kaiser und die Könige von Sicilien die Wahl eines Bischofs von Malta, aus dreien, die der Orden zu dieser Würde vorgeschlagen, haben, unter welchen ein gebohrner Unterthan des Reichs, der würdig

dig sey, zum Großmeister erhoben zu werden, sich befinden sollte; wie denn auch ihr Admiral kein anderer als ein Italiäner, oder wenigstens ein solcher seyn sollte, der dem Kaiser oder dem Könige von Sicilien nicht verdächtig wäre.

Wie die Ritter zuerst auf dieser Insel sich niederliessen, baueten sie verschiedene Festungen und Kastele, und eines für die Residenz ihres Großmeisters, so sie St. Angelo nannten. Sie waren damals unter ihren neuen Namen noch nicht allgemein bekannt, sondern wurden verschiedentlich, bald **Ritter von Jerusalem**, bald **Ritter von Rhodus**, oder **von Malta** betitelt.

Ihr erstes Unternehmen nach dieser neuen Einrichtung gieng wieder **Tanzor** an der Küste von Afrika, und schlug glücklich aus. Nachher verbrannten sie **Modon**, und führeten viele Beute und eine Menge Sklaven davon. Hierauf kamen sie dem Prinzen **Andreas Doria** in der Belagerung von **Coron** zu Hülfe, wobei ihre Fahne die erste war, die auf den Mauern gepflanzet wurde. Ihre Tapferkeit leuchtete auch nicht weniger hervor, in dem Angriffe auf **Patrasso** und bei der Armee Kaiser Karls des fünften, da er den Großtürken **Soliman** aus Ungarn trieb.

Diese und andere folgende Verdienste ihres Ordens, erwarben ihnen grossen Ruhm, und **Don Ludwig** Infant von Portugal, bekam eine solche Hochachtung gegen sie, daß er an einem Orte dieses Königreiches,

Rozas genannt, in der Provinz Beira ein Collegium von dreizehn Capellanen, dieselbe in der Gottesgelahrheit zu unterrichten, und ein Nonnenkloster in der Stadt Estremoz vor junge Fräulein stiftete, und beide mit guten Einkünften versehen, dem Malteser Orden eigenthümlich schenkete.

Das Vergnügen über diese Vortheile aber wurde sehr verringert durch den Verlust des Großmeisters Villers, welcher am 21ten des Augusts 1534. starb. Ihm folgte durch einmüthige Wahl in der Würde der Bruder Du Pont. Zu der Zeit erweckten die grossen Siege des Barbarossa an den barbarischen Küsten viele Furcht wegen Tripolis, und der Orden sahe sich genöthiget den Pabst, den Kaiser und andere christliche Fürsten um Hülfe anzurufen, seinem Fortgange Einhalt zu thun. Ihre Abgesandten erhielten vom Kaiser 80. Kriegsschiffe, welche, nachdem sie sich mit dem Maltesischen Admiral Doria vereiniget, und nach den afrikanischen Küsten geseegelt waren, in der Bucht von Carthago Anker warfen. In dieser Unternehmung wurden die Ritter von Muley Assem zu Hülfe gerufen, und waren die ersten, welche in der Belagerung der Stadt Tunis die Mauern erstiegen. Sie zwangen den Barbarossa nach Constantinopel zu flüchten. Hierauf setzte der Kaiser den Muley Assem wieder in das Königreich Tunis ein, unter dem Bedinge, daß er ihm zinsbar werden, und zum Zeichen der Huldigung jährlich zwei barbarische Pferde und zween Falken bezahlen sollte.

Diesen

Diesen Sieg überlebte der Großmeister **Du Pont** nicht lange. Sein Nachfolger war **Desiderius di Santa Jalla**, Prior von Tholouse. Der Anfang seiner Regierung war so glücklich, daß der Orden einen grossen Vortheil zur See über die Türken erhielte, und sich in den Eroberungen an der barbarischen Küste fest setzte. Jedoch machte ihnen **Barbarossa**, gleich nach seiner Wiederkunft von Constantinopel, vor **Tripolis** und anderwärts mehr zu schaffen; allein es geschahe nicht ohne viel Blutvergiessen der Ungläubigen, und die Malteser hatten viel Glück und Ehre dabei; denn sie machten mit unerschrockenem Muthe und mit dem Degen in der Faust, alle Gewalt und Anschläge des Feindes zunichte.

Desiderius starb am 22ten des Herbstmonats im Jahre 1536. und am folgenden 20ten des Weinmonats wurde an seiner Stelle **Johann von Omedez**, ein Spanier, zum Großmeister wieder erwählet. Zu dieser Zeit grif **Soliman**, Kraft seines mit **Franz** dem ersten, Könige von Frankreich, eingegangenen Bündnisses, das Königreich Neapel an. Er machte sich an die Kaiserliche Flotte, worüber Doria Befehlshaber war, und die sich mit den Maltesischen Galeeren bei der Insel **Corfu** vereiniget hatte. Allein die Türkische Flotte, die nur aus 12. Schiffen bestund, wurde von den Maltesern theils erobert, theils in Grund gebohret. Und wie sie von dem Siege nach Malta wieder kehrten, nahmen sie noch 3. Türkische Schiffe weg, worauf sich über 400. Christen klas-

ven befanden, die dadurch in Freiheit gesetzet wurden. Sie verbesserten hierauf den an ihren Schiffen in der letzten Unternehmung erlittenen Schaden, und kehrten zu der Kaiserlichen Flotte zurück, woselbst sie manche Proben ihrer Tapferkeit, beides in dem Neapolitanischen Kriege, und in der Barbarei ablegeten.

Während dieser Kriege bekam Henrich der achte, König von Engeland, mit dem Pabste und dem Kaiser Händel, wodurch dann nicht allein die Päbstliche Religion in diesem Königreiche abgeschaffet wurde, sondern auch der Malteserorden vieles litte. Dann die Ländereien und Einkünfte, so er in Engeland hatte, wurden eingezogen, indem sie der König zur Krone schlug. Dieser Verlust nöthigte den Großmeister und dessen Rath mehr haushälterisch zu werden, und die Kosten ihrer Schiffe einzuschränken. Bald darauf begegnete ihnen ein Unglück zur See, da 4. ihrer Schiffe, die sich mit der Kaiserlichen Flotte vereinigen wollten, um Algier anzugreifen, durch Sturm sehr beschädiget wurden, wodurch die Ausführung dieses löblichen Vorhabens unterblieb, und die Ritter sich überhaupt mit einigen Plünderungen auf der afrikanischen Küste begnügen mußten. In dem folgenden Jahre verstärkten sie die Besatzung zu Tripolis, und, nachdem sie es mit allem benöthigten Kriegsvorrathe versehen, setzten sie es in den Stand, eine Belagerung aushalten zu können, die ihm der neue König von Tagiora Murat Aga drohete. Bei dieser Gelegenheit hatten die Schiffe, die diese Verstärkung über-

überbrachten, auf der Rückreise das Glück, zwei reichbeladene Schiffe weg zu nehmen, und sie wohlbehalten nach Malta zu bringen. Jedoch machten die Folgen des Bündnisses zwischen dem König in Frankreich und Barbarossa dem Großmeister viele Unruhe. Er zweifelte nicht, der Türke würde seine letzte Unternehmung zum Besten dieses Monarchens, und zum Schaden des Ordens wieder gut machen, und, um sich selbst wegen des von den Rittern erlittenen Schadens zu rächen, sich mit ihm wegen einer Belagerung von Malta vereinigen. Doch diese Furcht verminderte bald darauf der Tod des Barbarossa, der im Jahr 1548. zu Constantinopel starb. Damals nun würde die Verbindung, so sie mit Almanzor eingegangen, sie gewiß in den Stand gesetzet haben, ihre Macht in der Barbarei auszubreiten, wenn solche nicht von dem Seeräuber Dragut einen Stoß bekommen, der den Rittern einen beträchtlichen Schaden zufügte. Seine Flotte bemächtigte sich der Galeere Catharina, wobei sie 25. Ritter zu Sklaven machte. Diese wurden genöthiget, sich mit starken Geldsummen loß zu kaufen, und überdem giengen noch 70000. Kronen verlohren, die das Schif für die Besoldung der Besatzung von Tripolis an Bord gehabt hatte. Diesem Seeräuber glückte nachher eine Landung auf der Italiänischen Küste mit 40. Schiffen. Er behauptete sich daselbst so lange, bis der Kaiser und der Pabst Julian der dritte dem Orden in der Belägerung von Asfera, einer Morischen Festung zwischen

schen Tunis und Tripolis belegen, zu Hülfe kamen, und dadurch den Dragut zwangen, die Italiänische Küste wieder zu verlassen. Bei dieser Belagerung beschossen die Kaiserlichen Schiffe die Stadt von der Seeseite, inzwischen daß die Ritter unter Bedeckung jener ihres Geschützes landeten, und von der Landseite dieselbe bestürmeten; wobei sie so glücklich waren, eine sehr reiche Caravane aufzuheben, die einigermassen den Verlust der Catharina wieder ersetzete.

Dragut gerieth bei dieser Unternehmung in solche Wuth daß er nicht allein die Calabrische und Sicilianische Küste verheerete, sondern auch den Soliman vermochte, mit ihm den gänzlichen Untergang der Stadt Malta und aller Plätze der Christen auf der Barbarischen Küste zu versuchen. Dieser Zug endigte sich mit dem Verluste von Goza und der Stadt Tripolis, welcher letztere Ort im Jahre 1551. wie man sagt, durch Meuterei unter den Calabrischen Kriegsvölkern, übergeben wurde. Jedoch ganz Europa maaß die Schuld den Befehlshabern bei, ausgenommen der Ordensrath, welcher behauptete, daß die Ritter keinesweges anders handeln können.

Dieses Elend, und die Furcht vor einer andern feindlichen Kriegsmacht, nöthigte die Ritter auf einige neue Festungswerke auf der Insel Malta bedacht zu seyn. Sie legten auch würklich am 14ten des Jenners 1552. den Grund zu einem Fort auf der Spitze des St. Elmo, um damit den Mund des Hafens Marsa Muserro oder Marsa Moucher zu bedecken.

decken. Ein gleiches thaten sie auf dem St. Juliansberge, der hernach der St. Michaelsberg genannt wurde; und baueten noch ein und andere Festungswerke, die die Insel in gutem wehrhaften Stand setzten. Unterdessen gieng die Türkische Flotte von hundert Segeln durch die Meßinische Meerenge, und verbrannte verschiedne Dörfer auf der Sicilianischen Küste und im Königreich Neapel. Man beschloß daher, um diese Flotte von Malta abzuhalten, aufs neue eine Landung in der Provinz Zara, ohngefehr 6. Meilen von Tripolis in der Barbarei, zu wagen. Jedoch in dieser fruchtlosen Unternehmung büsseten 98. Ritter, und sehr viele gemeine ihr Leben ein, indem sie von dem Könige von Tripolis Murat Aga, der ihnen an Macht überlegen war, zurück getrieben wurden.

Der Großmeister Omedo starb hierauf am 6ten des Herbstmonats 1553. und Claudius de la Sangle wurde sein Nachfolger. Dieser nahm nicht allein alsobald die nöthigen Maasregeln, den Orden vor den Drohungen des Türkens, der noch beständig, unter dem Vorwande dem Könige von Frankreich Hülfe zu leisten, die Meere durchstrich, in Sicherheit zu stellen, sondern brachte auch die Ritter selbst in bessere Ordnung, bei welchen verschiedene böse Gewohnheiten eingerissen waren.

Einige allgemeine Statuten und Freiheiten des ganzen Ordens.

(Univ. Magaz. 1755. Febr. p. 41. u. f.)

Eine jede Nation soll eigene Häuser, die man Hospitäler nennet, haben, worinn die Ritter in Gemeinschaft leben. Auf jeden dieser Häuser sollen Stangen errichtet werden, auf welche man bei grossen Feierlichkeiten drei Flaggen stecken soll, deren die eine des Großmeisters, die andere des Vaterlandes, worinn sie gebohren oder erzogen, und die dritte des ganzen Ordens Wapen mit einem breiten achteckigten Kreuze im rothen Felde führen soll.

So bald ein deutscher Ritter in den Orden tritt, muß er gleich 200. Kronen baar Geld, entweder dem Kapitel in Deutschland auszahlen, oder in den öffentlichen Ordensschatze zu Malta als ein Aufnahmegeld, so sie Paſtaſi Pecunia nennen, einlegen.

Denen Rittern, so das Klosterleben erwählet, wird in dem Hospital ihrer eignen Nation ein freier gemeinschaftlicher Tisch und 22. Kronen aus denen gemeinen Einkünften angewiesen; sollten sie aber lieber in der Stadt sich selbst bekostigen wollen, empfangen sie 60. Kronen. Die Neulinge und Ritter in dem ersten Jahre, sind nur auf 7. Kronen, ausser der Tafel, gesetzet.

Die Anzahl der Ritter, die abwesenden unter verschiedenen Nationen mit gerechnet, soll über 3000. seyn; und der größte Theil derselben soll verbunden seyn, auf der Insel zu wohnen. Alle

Alle Ritter, selbst die Kapellane und Bediente nicht ausgenommen, müssen wenigstens drei mal in Person wieder die Türken dienen, und wenn ein Ritter das Unglück haben sollte von den Türken gefangen zu werden, muß er sich auf eigene Kosten, oder mit Hülfe seiner Freunde los kaufen.

Dieser Ritterschaftliche Orden soll gänzlich einem geistlichen gleich geachtet werden, und dem zufolge den Rittern weder erlaubet seyn zu heirathen, noch wegen ihrer beweglichen Güter Erblassungen aufzurichten, sondern es soll solche der Orden allein erben und zu dem öffentlichen Schatz bringen.

Sollte ein Ritter sich unterstehen das Schwerd wieder einen Christen zu ziehen, oder ihn nur auf eine feindliche Weise anzugreifen, so soll ihn diese That gleich der Ordenschaft berauben, und er nach der Schwere seines Verbrechens durch den weltlichen Arm bestrafet werden.

Kein Ritter soll sich gelüsten lassen bei der Wahl eines Großmeisters, oder ehe das Kapitel in seinem Pallaste versammlet ist, bewafnet oder mit angegürtetem Schwerdte zu erscheinen, (ausgenommen diejenigen, so dem Großmeister aufwarten) bei Verlust des Ordens, oder Entsetzung seiner Ehrenstellen und Freiheiten auf drei Jahr. Jedoch wann nachher bei genauer Untersuchung der Sache, sich finden würde, daß es nicht aus Vorsatz geschehen, so mögen in diesem Falle die Nationen oder das Priorat, den abgesetzten Ritter wohl frei sprechen, und ihm seine vorige Würde wieder herstellen.

Wenn

Wenn ein Ritter schwer wider die Ordensgesetze verstossen sollte, so soll er 40. Tage lang gestrafet werden. Sieben Tage lang soll er gefänglich eingezogen und auf Wasser und Brod gesetzet werden. Alsdann soll er zwar der Haft los seyn, allein innerhalb den 33. folgenden Tagen weder in ein Hospital aufgenommen werden, noch des Umgangs oder der Gesellschaft mit den Rittern oder edlen Personen geniessen.

Denen, so wiederspenstig sind, und tief in Schulden sich setzen, werden alle Güter eingezogen.

Ein jeder, den der Orden mit dem Kreuze oder dem Auftrage eines besondern Amts beehret, muß unfehlbar innerhalb 6. Monaten, von Zeit da er Kundschaft davon bekommen angerechnet, sich an den Ort, wo er das Wapen auf dem Kleide empfangen, oder das Amt antreten soll, begeben.

Nur diejenigen können auf die Freiheiten des Ordens Anspruch machen, welche entweder von dem Großmeister, oder auf dessen Befehl, mit dem Kreuze begnadiget worden.

Alle, welche nach eigenen Gefallen herumreisen, und die Verrichtungen ihres geistlichen Gewerbes aus der Acht lassen, werden von den Ordensfreiheiten ausgeschlossen.

Kein unehlich gebohrner, er sey dann ein Sohn eines Fürsten, soll in den Orden aufgenommen werden.

Es wird den Rittern erlaubet, als freiwillige, in fremde Kriegesdienste zu gehen, um sich in der Krie-

ges-

geskunst zu üben, und Proben ihrer Tapferkeit zu geben.

Sie sollen vollkomne Macht haben, in allen gerichtlichen Fällen zu untersuchen, zu entscheiden und zu erkennen, auch selbst in Sachen, die die Klerisei zu Malta betreffen.

Sie dürfen sich, nach den Gesetzen, keiner andern Obrigkeit, als die der Orden gesetzet, unterwerfen. Jedoch mögen sie wohl von den gemeinen Gerichten an den Großmeister und dessen Rath appelliren, und von diesen wiederum an das allgemeine Ordenskapitel, von welchem weiter kein Appel statt hat.

Der Großmeister und dessen Rath führen alle ihre Schlüsse, Urtheile, Sprüche ꝛc. mit völliger Gewalt aus, ohne weiter darüber Rath einzuholen oder zu berichten.

Der Großmeister hat Macht, die Priore und übrige Ordensbrüder, welche sich vergangen, oder einigermassen ungehorsam bezeiget, zu verhaften, und zu bestrafen.

Diejenigen Ritter, so das Ordenskleid auf der Insel oder anderswo angenommen, müssen bei gewisser Strafe oder Geldbusse vor Ablauf des Jahres in dem Hause ihrer Nation sich stellen.

Wenn die Ritter, es sey auf der Insel, oder ausserhalb derselben, beurlaubet worden, müssen sie dem Großmeister, wenn er sie wieder zurück rufet, gehorchen, oder gewärtig seyn, daß sie aller ihrer Freiheiten beraubet werden.

Wenn einige Ländereien des Ordens von Kardinälen benutzet werden, so müssen diese dafür das Pachtgeld ohne Wiederrede unverzüglich der St. Johannskammer entrichten.

Wenn jemand jahrweise Ordensländereien gepachtet, oder Ordensämter erhalten, muß er ein Ritter werden, oder er wird seines Rechtes verlustig.

Alle obrigkeitliche Personen, wes Standes oder Würden sie sind, müssen dem Orden in Behauptung und Wiederherstellung seiner Freiheiten, Kommenthureien, Ländereien, Foderungen und rechtmäßigen Ansprüchen ihre Hülfe und Beistand leisten.

St. Paul soll beständiger Patron der Insel Malta seyn.

Alle Aemter, Begnadigungen und Ehrenstellen soll der Großmeister und dessen ordentlicher Kirchenrath vergeben.

Die Klerisei zu Malta soll nicht Macht haben, einen der Ritter seiner Ehrenstaffel zu entsetzen, die in solchen Fällen allein unter die Bothmäßigkeit des Großmeisters gehören.

* * *

Die Ruhe, worin der Orden sich dazumal befand, wurde durch einen heftigen Sturm unterbrochen, worin sie verschiedene Schiffe auf ihrer eigenen Küste, und selbst einige, die in ihren Häfen zu einer wichtigen Unternehmung schon segelfertig lagen, einbüßeten. Diese Unternehmung gerieth also vor diesmal

in

in Stecken, indem sie bei diesem Unglücke 600. Mann verlohren. Nichts destoweniger beschloß der Großmeister sein Vorhaben auszuführen, und nachdem er, so gut er konnte, seine Schiffe ausbessern lassen, setzte er den Großprior von Frankreich, Franz von Lothringen, zum Befehlshaber über dieselbe. Dieser, nachdem er sich mit der Flotte unter Franz Doria vereiniget hatte, nahm seinen Lauf nach der barbarischen Küste. Hier machte er auf den Renegaten Uluviali Jagd, eroberte zwo seiner Galeeren und eine Galeote, welche mit noch zwo Galeeren, die der König Philip der zweite von Spanien schenkte, mit Freuden von dem Orden in Besitz genommen wurden, und ihm wohl zu statten kamen.

Die Türken wurden über diesen Verlust dergestalt in Wuth gesetzet, daß sie mit einer mächtigen Flotte von Rhodus absegelten und sich zu rächen suchten. Sie stießen auf den Großprior von Frankreich, bemächtigten sich nach einer hartnäckigten Schlacht der Galeere St. Jacob nebst 50. Rittern, und zwangen die Malteser sich zurück zu ziehen. Auf diese Niederlage folgte der Tod des Großmeisters, dessen Nachfolger Johann de la Valette ward; und George Adorne wurde wieder anstatt des Priors von Frankreich Befehlshaber der Flotte.

Der neue Großmeister machte den Anfang seines Amtes mit Vermehrung der Festungswerke von Malta, und unternahm mit Beihülfe Philips des zweiten Königs von Spanien eine Landung auf der Afrikani-

schen Küste, und belagerte Tripolis. Allein sie wurden so muthig empfangen, daß sie nach einem Verluste von 20. Galeeren, 14. Kriegsschiffen und 600. Mann sich genöthiget sahen, die Belagerung aufzuheben. Auf der andern Seite nahm sich Soliman vor, von der Insel Malta Meister zu werden. Er gab daher Befehl an 50. grosse und eine Menge kleiner Schiffe an der Zahl 190. Segel stark, daß sie 38000. Mann unter dem Bassa zur See Piali und dem General und Bassa Mustapha, einem Vetter des Sultans, und siebenzigjährigen Greise von grosser Erfahrung an Bord nehmen sollten, um die Insel Malta unter das Joch zu bringen. Diese Flotte segelte am letzten des Merzen 1565. von Constantinopel ab. Während der Zeit setzte sich der Orden, so gut er konnte, in die beste Verfassung zur Gegenwehr, machte sich von allen unnützen Brodessern los, und versahe alle seine Festungswerke mit Volk und Kriegesbedürfniß.

Die Türken landeten darauf zu Marsa Sirocco, und pflanzten ihr Geschütz wieder das Schloß St. Elmo, welches im vierten Sturm übergieng. Zwölf hundert Christen wurden hiebei von den Türken zu Sklaven gemacht, unter denen sich 112. Ritter befanden. Von türkischer Seite war der Verlust 4000. Mann, unter welchen der König und Bassa von Tripolis Dragut sein Leben einbüssete. Hiernächst griffen sie das Festungswerk St. Michael an, welches zu Wasser und zu Lande belagert wurde. Bei

dieser

dieser Belagerung war der Renegat Uluviali der Anführer. Sie wurden aber dennoch gezwungen, mit Verlust von fünf Fahnen und 2500. Mann abzuziehen. Dem ohngeachtet bestand der Feind darauf, die Belagerung zu erneuern, und beides die Stadt und Festung St. Michael zugleich anzugreifen. Er richtete solches mit mehr Heftigkeit, als in einem der vorigen Anfälle ins Werk, nicht ohne Verlust vieler tapfern Leute von beiden Seiten. Ja die Türken setzten so muthig dem Orte zu, daß die Ritter mehr als einmal im Begrif waren, ihn zu übergeben. Jedoch der Großmeister zeigte sich stets aller Orten, wo die Gefahr am größten war, und frischte, mit dem Wurfspieß in der Hand, die Ritter an sich wieder zu setzen, und den Feind, wo er festen Fuß gefasset, heraus zu treiben, auch ihn zu zwingen, seine Fahnen auf den Wällen zurück zu lassen. Diese Herzhaftigkeit und die mächtige Hülfe, die noch zu rechter Zeit unter dem Vicekönig von Sicilien, Dom Garcias als Befehlshabern ankam, und am 7. des Herbstmonats landete, besiegte den Mustapha an der Spitze von 16000. Mann, und zwang die Türken mit Zurücklassung 3000. Todten auf der Wahlstadt die Belagerung aufzuheben, und nach ihren Schiffen zu flüchten. Dergestalt ward Malta glücklich von der Ottomannischen Gewalt befreiet; doch büssete es dabei 9000. Malteser, die Ritter sowol als Soldaten und Einwohner beiderlei Geschlechts mitgerechnet, ein.

Der Großmeister schickte hierauf unverzüglich Ab-

gesandten an alle christliche Mächte ab, um ihnen von dem, was in letzterer Belagerung vorgegangen, Nachricht zu ertheilen, und sie um Hülfe zu ersuchen, die Insel wieder einen neuen Angrif in genugsamen Vertheidigungsstand zu stellen. Sie waren auch besonders beordert, die Nothwendigkeit einer neu zu bauenden Stadt auf dem Berge Sciberras vorzustellen. Pabst Pius der vierte, bewilligte dazu ein Jubelfest, und andere Fürsten schenkten so reichlich, daß am 28ten des Merzen des 1566ten Jahres der erste Stein geleget, und nach des Großmeisters Namen Valette genennet wurde. Nicht geringer war auch die Kriegshülfe der christlichen Mächte, da allein der König in Spanien alsobald 8000. Mann wohlbewafnete Leute sandte. Jedoch die Gefahr war in dieser Gegend vorüber. Der Großtürke ward genöthiget, seine Macht nach Egypten zu ziehen, und die Spanischen Völker wurden wieder zurück gesandt. Unterdessen fuhr doch der Orden fort, die Türken auf der barbarischen Küste zu beunruhigen, und erhielte ein und andere Vortheile, die aber der Großmeister Valette nicht lange genoß, indem er am 21ten des Augusts, welcher eben der Tag war, an dem er vor drei Jahren zu dieser Würde erhoben worden, das Zeitliche segnete. Des folgenden Tages wurde Peter du Mont sein Nachfolger; ein hitziger, heftiger und wankelmüthiger Mann, weswegen er auch nicht so sehr, wie sein Vorweser, geachtet wurde. Dennoch aber war er in der Erbauung der neuen Stadt

eifrig,

eifrig, und schlug, nachdem sie fertig geworden, seinen Sitz darinn auf. Er gab auch Schiffen von jeder Nation Freiheitsbriefe, um die Türken weg zu nehmen, unter dem Bedinge, daß sie Flaggen mit dem Wapen St. Johanns aufstecken, und dem Orden von aller Beute neun von hundert abgeben sollten. Durch dieses Mittel sammlete er dem Orden grosse Schätze; da die See mit Kapern, die manche Schiffe aufbrachten, beständig angefüllet war.

Dazumal besaß Selim den Ottomannischen Thron, welcher einen Anschlag, Cypern weg zu nehmen, machte. Hiedurch wurden die christlichen Bundsgenossen und der Orden verpflichtet, zum Beistand dieser Insel auszusegeln. Allein die Maltesische Flotte begegnete 18. Türkischen Galeeren, welche, da sie viel stärker als jene waren, die Malteser zwangen mit Verlust zweier ihrer Schiffe nach Suda zu flüchten. Hieselbst erhielten sie Nachricht von dem Tode ihres Großmeisters und der Erwählung Johanns Bischofs von Caßiera, einer Wahl, die grosse Streitigkeiten in dem Orden erreget, welche nicht ohne Vermittelung und Einfluß des Pabstes Gregorius des dreizehnten, der ihn in dieser Würde bestätigte, beigeleget worden.

Unter diesem Großmeister trift man wenig merkwürdiges an, es möchten denn die Anstalten seyn, die man wider einen neuen Angrif der Insel von Seiten der Türken vornahm, der jedoch mit dem Tode Selims des zweiten zu Wasser ward. Dann dessen

Nachfolger Amurat der dritte, fand zu viel zu Hause zu schaffen, um die Unruhen seines Reiches zu stillen, als daß er auf neue Eroberungen unter den Christen denken können.

Der Großmeister Johann machte durch seinen Tod dem Hugo Lubenz von Verdale, aus der Provence bürtig, Platz, welcher sich sehr eifrig bezeigte, die Ordensregeln zu verbessern, ohne jedoch darüber die Kriegssachen zu verabsäumen.

(Der Schluß künftig.)

* *

XXIII.

Geschichte

des

Ascanio und der Sophronia;

Ein Beweiß,

daß die Beständigkeit

in tugendhaften und edlen Handlungen

der sicherste Weg

zur Erlangung der Glückseligkeit sey.

(Univers. Magaz. Ian. p. 17.)

Unter den wenigen Ländern, welche die Venetianer in dem Archipelagus noch immer besitzen, ist

ist das von Tine oder Tenos sehr beträchtlich, und der Landpfleger oder Proveditore lebet daselbst in grössesten Ansehen, ob er gleich einigermassen dem General der Inseln, welcher zu Suda wohnet, unterworfen ist. Herr Pietro Foscarini, der jüngere Bruder einer vornehmen Familie, hatte einsten diesen Ehrenposten, und verwaltete denselben mit Ruhm. Er brachte seine Gemahlin und zween Söhne Francisco und Julio, junge Herren von grosser Hofnung, und seine kleine Tochter Sophronia, die ungefehr neun Jahr alt war, mit hieher. Kurze Zeit nach seiner Ankunft starb der Lieutenant der Festung, und der Nächste nach ihm; worauf er sich bemühete, dieses Amt für einen seiner Freunde zu erlangen. Aber so bald dem Venetianischen General zu Suda berichtet wurde, diese Bedienung sey offen, so sandte er in dieser Beschaffenheit den Herrn Scipio Montalto, einen Albaneser, dahin, der der Venetianischen Republik viele Jahre mit grosser Treue und Ruhm gedienet hatte, und dessen Verdienst, wie er den Landpfleger durch ein Schreiben unterrichtete, ihn mit Recht einer höheren Beförderung würdig gemacht hätte. Dieser Herr Foscarini leugnete dieses nicht, wünschte aber, daß entweder die Gerechtigkeit oder die Gunst, ihm eine seinen Verdiensten gemässe Bedienung an einem andern Orte angewiesen, und ihm die Wahl seiner eigenen Unterbedienten dadurch überlassen hätte.

Aus dieser Ursache, und zwar blos deswegen geschah es, daß er Montalto nur kühl empfieng, da er

ihm des Generals Brief einhändigte. Doch, weil ihm wohl bewust war, dieses Vorurtheil sey seiner Würde unanständig, so bemühete er sich auch solches zu verbergen. Montalto war ein tapferer, ehrlicher Soldat, einer, der alle listige Anschläge verachtete, und hatte so wenig Begrif von Neid, oder boshafter Feindschaft, daß er es für fest annahm, der Landpfleger sey sein bester Freund in der Welt. Er brachte seine Frau auch mit sich, die in ihrer Jugend in demselben Kloster mit der Frau Foscarini war auferzogen worden, welche ihres Herrn Meinungen gar nicht beipflichtete, sondern solches als eine sehr glückliche Begebenheit ansahe, und den Herrn Montalto in dem Städtgen Nicolo, mit einer guten Wohnung, wovon der Garten an den ihrigen grenzte, versorgte.

Man muß bemerken, daß die Festung, worauf des Landpflegers Pallast stehet, auf einem hohen Felsen gebauet, und ziemlich weit von der Stadt entfernet ist. Der Proveditore oder sein Lieutenant wohnen eins ums ander auf der Festung, u. wenn der eine oben war, so lebte der andre mit seiner Familie in der Stadt. Dieses hatte eine gute Würkung, daß des Landpflegers geheimes Mißfallen nicht merklich wurde, weilen sie daselbsten selten bei einander waren. Bisweilen aber fügte es sich doch, und besonders wenn die Türkische Flotte in dem Archipelagus, und die Insel folglich in Gefahr war, daß der Gouverneur, vermöge seines Amts, unter verschiedenem Vorwand, seinem Lieutenant schwere und unangenehme Dienste auferlegte, welche

welche er dem ungeachtet so genau ins Werk stellete, daß Herr Foscarini, ob ihm gleich seine Aufführung nicht misfiel, doch stets Gelegenheit suchte, ihm einen Verweiß geben zu können, welches aber niemals in seiner Gewalt war. Doch konnte dieser Umstand sein Mißvergnügen nicht entfernen, und es fanden sich andere Gelegenheiten, welche ohne Ursache dasselbe zu vergrössern dieneten.

So oft als seine Söhne mit dem Proveditore auf dem Casteel waren, bestrebten sie sich allezeit um die Gesellschaft des Montalto, der ihnen nicht allein alle ihrer Geburt zukommende Hochachtung, sondern auch so viele Zuneigung erwieß, als wenn sie seine eigene Kinder wären, er machte sie in ihren Uebungen vollkommen, er lehrete ihnen den Gebrauch der Waffen, und wann bei der geringsten Vermuthung von einer Landung der Ungläubigen, die Einwohner der Insel aufgebracht wurden, nahm er sie in seinen Kriegszügen mit, um das Land zu reinigen. Diese jungen Herren empfohlen ihn derohalben sehr oft ihrem Vater, der sie mit einem stillschweigenden Mißvergnügen anhörete; denn er schämete sich seine Schwachheit seinen Kindern zu verrathen, und in seinem Herzen fand er nichts, wodurch er ihnen die Gesellschaft eines Mannes, aus dessen Umgange und Exempel sie täglich Vortheile einerndteten, verbieten konnte. Von der andern Seite, sahe er, wann er mit seiner Familie in der Stadt war, die beiden Damen, wie Schwestern mit einander leben, und seine kleine Tochter, die mit des Montalto

talto einzigen Sohn Ascanio an demselben Tage gebohren war, spielete mit ihm in dem Garten, mit dem unschuldigen Vergnügen, das ihren zarten Jahren natürlich war.

In dieser Beschaffenheit blieben die Sachen eine lange Zeit, bis eines Tages, als der Proveditore mit seinem Sohne Francisco allein war, und an seiner Seite einen schönen Degen bemerkte, frug er ihn, wie er dazu gekommen? Er antwortete, es wäre ein Geschenk von Montalto. Die Antwort, die sein Vater darauf gab, war so hart, daß der junge Herr um Erlaubniß bat, ihn wieder hin zu bringen, welches der Gouverneur nicht erlauben wollte; fügte aber hinzu, wie es ihm sehr zuwieder sey, daß er Geschenke von solchen Werthe, von einem unter ihm stehenden Officier annähme. Francisco von seines Vaters Neigung gerührt, vermiede von dem Augenblick alle Gelegenheit, ihn zu beleidigen. Es geschah mit einiger Schwürigkeit, daß er dieses seinem Bruder Julio zu verstehen gab, der von einem freien und offenherzigen Temperamente war, und ostermals vergaß, sich zu entschuldigen, daß er die Höflichkeiten, welche Montalto, der zugleich reich und freigebig war, ihm aufzudringen sich bemühete, annähme. Als er endlich bemerkte,, daß er es übel aufnahm, sagte der aufrichtige junge Herr, der ein Merkmal der Undankbarkeit nicht an sich leiden konnte, ihm frei und deutlich die Ursache. Montalto umarmete ihn nach einigen Nachsinnen, und sagte darauf, wenn

ich

ich nicht ein Dummkopf gewesen wäre, hätte ich dieses schon lange schliessen, und euch, mein Kind, dieser verdrießlichen Entdekkung überheben können. Aber was bedeutet das? Ich liebe euch und euren Bruder so stark, daß ich auch euren Vater deswegen lieben muß, und werde von nun an ihm so viele Unterwerfung bezeigen, als wenn er mein Vater wäre. Komm Julio, sey nicht so melancholisch, es ist ein Unglück für uns, aber noch ein grösseres für ihn, und alles was wir thun können, ist, daß wir es zu mäßigen suchen.

Herr Foscarini wurde einigermassen, aber nicht ganz, durch dieses Kunststück betrogen. Er bemerkte mit einer geheimen Zufriedenheit, wie seine Söhne sich etwas des Montalto enthielten, er war aber weit entfernet, sich an der ausserordentlichen Emsigkeit des letztern zu vergnügen. Nichts destoweniger vergingen acht Jahre ohne besondere Begebenheit.

Um diese Zeit brach auf der Insel eine epidemische Krankheit aus, wodurch Montalto seine Frau verlohr, welches er zwar äusserlich mit Standhaftigkeit ertrug, doch machte es in seinem Gemüthe eine so tiefe Wunde, daß er wenige Monate nachher auch krank wurde. Als er sein Ende nahe zu seyn merkte, schickte er nach Francisco und Julio, von welchen er in einer kurzen nachdrücklichen Rede Abschied nahm, worinnen er ihnen die Liebe zum Vaterlande, die Pflichten gegen ihren Vater, und Gewogenheit gegen seinen Sohn, den er ihrem Schutze überließ, aufs beste anbefahl. Als er starb, sagte er zu seinem Ascanio:

Liebe des Landpflegers Familie, liebe ihn auch, und der Himmel bewahre dich, daß du deines Vaters Wiederwärtigkeiten nicht ererbest. Er konnte nicht mehr sprechen, und Ascanio verstund nicht vollkommen, was er sagte, wie solches sich deutlicher wieß, als er zum erstenmal den Landpfleger besuchte, dem er zu Füssen fiel, und mit einer Flut von Thränen sagte, ich habe, gnädiger Herr, Montalto verlohren, sie müssen mein Vater seyn, worauf er ganz kaltsinnig antwortete: Ich habe eigene Kinder. Francisco und Julio, welche dabei stunden, und bemerkten, was für einen grossen Eindruck dieses in dem Herzen des jungen Menschen machte, nahmen ihn und umarmeten ihn zärtlich.

Innerhalb drei Monaten nach dem Tode des Montalto, landete eine kleine Galeere von Venedig an, mit der Nachricht, wie des Herrn Foscarini ältster Bruder gestorben wäre, wodurch er grosse Landgüter geerbet hätte. Ferner wäre Herr Paruta zu seinem Nachfolger ernennet, und würde bald ankommen. Dieses erfüllete den Landpfleger und seine Familie mit Freuden, Sophronia allein ausgenommen, zwischen welcher und Ascanio die Freundschaft von ihrer Kindheit an gedauert hatte, bis sie zu einer Leidenschaft gereifet. Sie war die erste, die dieses Neue ihrem Geliebten mittheilete, mit dem sie insgeheim in eine Grotte gieng, die er mit seinen Händen, unter einem kleinen Lusthause, welche ihre Gärten trennete, gemacht hatte. Dieses setzte ihn in solche Verzweifelung, daß es

ihm

ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Er war verschiedene Tage krank, und die Bekümmerniß, die Sophronia deswegen empfand, machte, daß Julio ihre Neigungen, die sie gegen einander trugen, errieth. Er ergrif die erste Gelegenheit mit der Sophronia davon zu reden, und ohne ein Geständniß davon abzuwarten, sagte er ihr, keiner erkenne mehr den Verdienst des Ascanio als er, doch würde es ihm leid thun, wenn sie einige Zärtlichkeit gegen ihn hegte, indem es unmöglich seyn würde, ihren Vater dahin zu vermögen, nur von einer solchen Verbindung zu hören.

Sie antwortete bloß mit Thränen, und durch einen Seufzer, welcher ihre Gedanken genugsam ausdrückte. Julio theilete das, was er entdecket hatte, Francisco mit, welcher ihm sagte, daß, seinem Urtheile nach, der Sohn des Montalto das beste Frauenzimmer in Venedig verdiene. Er gieng hin, diesen unglückseligen jungen Menschen zu besuchen, und fand ihn krank und beunruhiget; er bemühete sich, so viel er konnte, ihn zu trösten, und bat ihn, sich auf seine Freundschaft in allerlei Umständen zu verlassen. Ascanio dankte ihm mit thränenden Augen, und diese Versicherung trug nicht wenig zu seiner Genesung mit bei. Julio besuchte ihn auch, und gab ihm zu verstehen, wie er wol merkte, daß er eine Neigung zu seiner Schwester hätte; erinnerte aber dabei, daß dieses ein Geheimniß wäre, welches zu seines Vaters Ohren nicht kommen müßte; denn seit dem Tode eures Vaters, sagte er, seyd ihr nicht mehr ein Günstling;

und derohalben nehmet euch in acht, daß ihr weder euch selbst noch die Sophronia meines Vaters Zorn blos stellet.

Bei solchen Umständen langte Herr Paruta an, und nahm Besitz von der Festung; aber, als Foscarini zu Schiffe steigen wollte, ward Sophronia vermisset, und bei genauer Nachforschung erfuhr er, daß Ascanio sie entführt hätte. In der Hitze seines Eifers schrieb er einen sehr zornigen Brief an Herrn Paruta, und verlangte, daß seine Tochter an Bord gebracht, und Ascanio als ein Räuber gestraft werden sollte.

Der neue Landpfleger ließ ihm wissen, es thäte ihm Leid, daß er in seine Foderung nicht willigen könne, weil seine Tochter schon getrauet wäre, und Ascanio seinen Schutz sich ausgebeten, und daß er wieder beide, ohne Befehl von dem Staate zu Venedig, nichts vornehmen könne. Herr Foscarini lichtete, so bald er diesen Brief bekommen hatte, das Anker, und setzte seine Fahrt nach Venedig fort, wo er auch glücklich anlandete. Er würde bei seiner Ankunft den Ascanio verklaget haben, wenn seine Söhne ihm nicht vorgestellet hätten, daß es mehr zur Ehre seiner Familie gereichen würde, dieses Unglück zu verbergen; und seine Gemahlin erinnert hätte, daß, weil der neue Gouverneur von Tine nicht sein Freund wäre, jene von jedem Befehl, den er auswürkte, Nachricht bekommen, und sich auf eine der anliegenden Inseln in Sicherheit begeben würden. Er gab auf diese Vorstellungen keine Antwort, fieng aber auch keinen Proceß an, und nannte

te in einer Zeit von 6. Jahren niemals seiner Tochter Namen; so daß seine Familie meinete, er hätte anfänglich seine Empfindlichkeit aus Stolz unterdrücket, und daß die Zeit sie ganz ausgelöschet hätte.

Es war einigermassen eine Art von List, wodurch Ascanio die Sophronia beredet, ihres Vaters Haus zu verlassen. Ihre Mutter war auf der Festung, und besorgte die Wegschaffung ihrer Mobilien, ihre Brüder begleiteten ihren Vater, der mit dem neuen Landpfleger, gleich bei seiner Ankunft, einen Streit bekam, als Ascanio sie mit der Furcht für den Türken, die im Angesicht des Orts waren, in Schrecken setzte, und sie überredete, mit ihm und seinen Bedienten in die griechischen Dörfer, an der andern Seite der Insel zu flüchten. Des folgenden Tages, als sie die Wahrheit erfuhr, war sie zweifelhaft, ob sie Ascanio auf ewig verlassen solte, und fürchtete sich zu ihren beleidigten Vater wieder zurück zu kehren; so daß ihr Geliebter ohne viele Schwürigkeit sie dahin überredete, seine Gemahlin zu werden. Nichts destoweniger war sie weit entfernet, sich diesen Ungehorsam zu vergeben; und obgleich Ascanio einer von den besten und gütigsten Ehemännern war, so lag doch der Gedanke allzeit schwer auf ihrem Herzen. Als sie zum neuen Landpfleger giengen, seine Beschützung sich auszubitten, erwieß er ihnen so grosse Ehre, daß beide Ascanio und Sophronia sich nicht wenig verwunderten, indem sie nicht im Stande waren, den Beweggrund zu errathen.

Nachdem der Proveditore die Garnison verändert,

und das Te Deum Laudamus wegen Besitznehmung seiner Regierung hatte singen lassen, besuchte er den Ascanio. So bald als sie allein waren, sagte der Landpfleger zu ihm, Ascanio ich bin euch unbekannt, aber ich würde eurem Vater nicht so gewesen seyn. Ich that meinen ersten Feldzug unter ihm, und derohalben müßt ihr mich als euren alten Freund betrachten, ob ich euch gleich ein neuer Bekannter bin. Der General hat mir die Erlaubniß gegeben, meinen eigenen Lieutenant selbst zu ernennen, und ich bin versichert, er wird wohl zufrieden seyn, wenn er weiß, daß ich euch eures Vaters Bedienung gebe, und ich gebe euch des vorigen Gouverneurs sein Haus zu St. Nicolo, zum wenigsten so lange, als ich diesen Posten bekleide. Gehe ich bisweilen hin, frische Luft zu schöpfen, so soll es in den griechischen Dörfern geschehen, damit ich die Insel in ihrer ganzen Grösse desto geschwinder kennen lerne. Herr Montalto und seine Frau wußten nicht, wie sie ihre Dankbarkeit ausdrükken solten, und erstaunten, daß sie sich in solchen Umständen, welche ihre äusserſten Wünsche übertrafen, befanden.

Gegen den Schluß des ersten Jahres nach ihrer Verheirathung, kam Sophronia ins Kindbette, mit einer jungen Tochter, welcher Ascanio den Namen Aspasia gab; und da sie in Zeit von fünf Jahren nicht mehr Kinder bekamen, so ist es kein Wunder, daß sie eine ausschweifende Liebe gegen dieselbe hatten. Ihre Schönheit und Witz übertraf ihr Alter, und keine El-

tern

tern konnten glücklicher seyn: aber diese Glückseligkeit, so wie alle Glückseligkeit unter der Sonne ungewiß ist, wurde durch ein Schicksal zerstöhret, und noch dazu durch einen Streich, welchen sie unmöglich weder vorher sehen noch verhüten konnten.

Herr Foscarini verlohr ungefehr vier Jahr nach seiner Rückkehr nach Venedig seinen ältesten Sohn, und drei Jahr nachher seinen andern. Er war über dieses Unglück überaus gerühret, und seine Gemahlin war untröstbar. In ihrer größten Betrübniß beweinete sie schmerzlich die Abwesenheit ihrer Tochter. Meine Söhne, sagte sie, sind von mir durch den Tod, der unerbittlich ist, entrissen, aber den Verlust meiner Tochter muß ich ganz und gar ihrer strengen Gemüthsart zuschreiben. Herr Foscarini schiene über das, was sie sagte, sehr gerühret zu seyn, gab ihr aber keine Antwort. Einige Tage hernach gieng er über nach dem festen Lande, unter dem Vorwand, sich auf einem Landgute, welches er daselbsten hatte, zu belustigen; aber anstatt dahin zu gehen, begab er sich nach Livorno, allwo er für tausend Sechinen einen Corsarischen Capitain dahin beredete, eine geheime Fahrt mit ihm in die Inseln zu verrichten.

Als er in der Nacht auf der Küste von Tine anlangete, überfiel er einen armen Bauer, der ihm berichtete, Montalto wäre auf der Festung, und der Gouverneur in seinem Hause, in einem von den griechischen Dörfern. Dieses gefiel ihm ausnehmend. Er landete nahe an der Mauer, wo ehedem sein eigener Garten

gewesen war, und weil ihm alle Zugänge wohl bekannt waren, überfiel er leicht die Sophronia, die kaum Zeit hatte ihre Kleider anzuziehen. Da er in einen Sclavonier sich verkleidet hatte, kannte sie ihn gar nicht, sondern bildete sich ein, daß sie und ihre Tochter in die Sclaverei geführet würden. Die Bedienten des Hauses thaten einigen Wiederstand, und zween der Corsaren wurden verwundet. Herr Foscarini tunkte einige seiner Tochter Kleider in das Blut der Verwundeten, und ließ sie am Strande zurück. Er hatte kaum das Schif erreichet, da die ganze Stadt in Unruhe und Bewegung gerieth, und Montalto that an der Spitze von 100. Mann einen Ausfall aus der Festung; aber der Corsar war geschwind unter Segel gegangen, so daß sie ihn nicht mehr einholen konnten. Des folgenden Tages wurden von jeder Seite der Insel Schiffe abgeschicket, sie brachten aber keine hinlängliche Nachricht zurück.

Man kann die Betrübniß des Montalto nicht gnug beschreiben, der nicht den geringsten Argwohn hatte, daß dieser Streich ihm von einer andern Hand, als von den Ungläubigen, wäre versetzet worden. Er empfand dieses so übel, daß er seine Bedienungen verließ, und drei kleine Caperschiffe ausrüstete, mit welchen er an dem Türkischen Ufer umher kreuzete, in Hofnung einige Nachricht von seiner Tochter zu bekommen, denn von seiner Gemahlin hatte er nicht die geringste Gedanke mehr, daß sie noch am Leben wäre.

Foscarini stellete bei seiner Ankunft die Sophronia ih-

ihrer Mutter vor; allein, ob es ihr gleich einigermassen zum Trost gereichte, ihre Tochter nach einer so langen Abwesenheit wieder zu sehen, so verringerten doch die Umstände, die ihre Wiederherstellung begleiteten, ihr Vergnügen auf eine empfindliche Art. Sophronia ertrug diesen grausamen Glückswechsel mit bewundernswürdiger Beständigkeit, vermiede alles, was ihren Eltern Schmerz verursachen konnte, und wandte beständig ihre Zeit zur guten Erziehung ihrer Tochter an.

Als ein neuer Krieg mit den Türken ausgebrochen war, hatte ein Piemontesischer Edelmann den Befehl über die Venetianische Armee, und schlug eine Landung an die Stadt Canae, auf der Insel Candia vor; welches so wohl berathschlaget war, daß sie in den Gedanken stunden, es könnte ihnen unmöglich fehl schlagen. Herr Foscarini hatte den Befehl über einen Theil Galeeren, welche zu diesen Kriegszug gebrauchet wurden. Ehe nun die Flotte an Suda kam, vereinigte sie sich mit allen Capern, und unter andern durch Herr Montalto auch mit neun Schiffen, davon fünfe ihm eigen zugehörten, und die anderen gehorchten bei dieser Gelegenheit freiwillig seinen Befehlen. Der Marquis Vila, der General war, landete mit fünf tausend Mann, und schlug sein Lager vor der Stadt auf; weil er aber sich zu schwach fand, forderte er eine Verstärkung von der Flotte, worauf Foscarini mit sieben hundert Seeleuten ans Land stieg; da unterdessen die Ca-

per, den Feind so viel als möglich in die Enge zu treiben, die Seeküste beunruhigen mußten.

Am Abend desselben Tages griffen die Türken den Marquis in seinen Verschanzungen mit einer stärkern Macht an, und erlangten nach einem hartnäckigen Wiederstande einen vollständigen Sieg. Herr Foscarini, indem er sich mit seinen Seeleuten bemühete, den Zurückzug zu bedecken, wurde nach einem starken Wiederstande gefangen genommen, und nach einem Flecken auf der Küste gebracht. Des Nachts landete Montalto, grif, ohne zu wissen, was sich zugetragen hatte, den Flecken an, verjagte die Türken, und brachte mit einer grossen Beute, welche zum Theil den Christen vorher war abgenommen worden, dreizehn Venetianer an Bord seines Schiffes. Als Montalto hörte, daß diejenigen, die um Foscarini waren, ihm den Titel Excellenz gaben, befahl er, ohne ihn zu sehen, in seiner eigenen Cajüte ihn zu bedienen. Wenige Stunden nachher höreten sie von der Niederlage, worauf sie ihre Anker lichteten, und nach Suda segelten. Des folgenden Morgens, als er hingieng, seine Ehrerbietung dem Admiral der Galeeren zu erweisen, erstaunete er den Herrn Foscarini zu sehen, der sich seiner nicht besann, ehe er den Namen Montalto hörete, so stark war er durch viele Arbeit und Ermüdungen mitgenommen worden. Augenblicklich nahete er sich zu ihm, und nach einer höflichen Anrede pflisperte er ihm leise ins Ohr: Es ist nicht nothwendig, daß diese Leute unsere Verwunderung wissen müssen. Montalto

ge-

gehorchte, und beurlaubte sich. Als die Galeeren sich mit der Flotte wieder vereiniget hatten, gieng Foscarini an Bord seines eigenen Schifs, ohne mit seinem Schwiegersohn etwas weiter zu reden, welcher auch nach einer zweiten Zusammenkunft nicht sonderlich verlangte. Das erste neue, was Foscarini höreste, war, daß sein Capitain in dem Treffen umgekommen, worauf er augenblicklich nach Montalto schickte, und ihm das Commando wieder übergab. Während ihrer Rückreise nach Venedig, verständigte er ihm von seinem Unternehmen zu Tine, und fügte am Ende hinzu: Ihr beraubetet mich meiner Tochter, und ich habe euch der eurigen wieder beraubet. Der Himmel will nicht, wie es scheinet, daß wir länger Feinde seyn sollen; denn die kurze Zeit meines Lebens sollet ihr Montalto mein Freund und Sohn seyn.

So bald die Flotte in Venedig ankam, begab er sich nach seinem Pallast, indem er sich aber erinnerte, daß ihre Mutter, wenn er Sophronia dahin brächte, sehr bestürzt seyn würde, so wolte er Montalto nicht eher einführen, bis nachher beide seine Schwiegermutter und seine Gemahlin von seiner Ankunft wären unterrichtet worden, und diese Begebenheit hatte den glücklichsten Erfolg.

Nachher führte er Montalto ein, und vielleicht hat diese Begegnung an Zärtlichkeit niemals ihres gleichen gehabt, und der Leser muß sich dieses selbsten im Gemüthe vorstellen, weil es mit Worten nicht kann beschrieben werden. Solchergestalt machte die Vorse-

hung, nach unzähligen Unruhen und Schwürigkeiten, sie durchaus glückselig; und der Abend ihres Lebens war so ruhig und heiter, als die Mitte desselben wölkigt und ungestüm gewesen war.

* *

XXIV.

Nachricht von zwei Männern, die in einer Donnerwolke erstücket sind.

(Gentlem. Magaz. 1755. Ian. p. 6.)

Drei Männer giengen durch St. Johannsthal in Cumberland, über welches Thal die zwischen hohen Bergen eingeschlossene Wolken sehr niedrig, unter häufigen Blitzen, herunter hiengen. Das Thal ist zwo Englische Meilen lang, und ungefehr 1500. Fuß breit. Nachdem diese Leute eine Meile gegangen waren, fieng der eine plötzlich an, über eine sehr schwere Beklemmung zu klagen, welche er in seiner Brust empfunde, und fiel kurz hernach todt zur Erden nieder. Die beiden übrigen, nachdem sie sich einige mahl vergeblich bemühet hatten, denselben wieder zu recht zu bringen, aber durch das Heranna-

hen

hen der Nacht, und das noch immer stärker werdende Gewitter in Furcht gesetzet wurden, giengen so geschwind fort, als sie nur konnten. Kurz hernach fieng einer von diesen beiden dieselbige Klage an, und fiel augenblicklich wieder todt zur Erden nieder. Der dritte durch Erstaunen und Schrecken gerühret, war blos auf seine eigene Sicherheit bedacht, und unterdrückte fürs gegenwärtige sein Mitleiden für andere. Er fieng aus allen Kräften an zu laufen, und glaubte, ein jeder Schritt würde sein letzter seyn, weil er schon eben dieselbe Besetzung der Brust empfand, welche alle Augenblicke mehr überhand nahm; doch dieses ließ nach, nachdem er noch eine viertel Meile weiter gegangen war. Er lief in das erste Haus, blaß, zitternd und völlig entkräftet, und so bald er nur wieder sprechen konnte, zeigete er dem Volke den Ort an, wo seine Gesellschaft geblieben war, um sie aufzusuchen und ihnen zu Hülfe zu kommen. Diese wurden zwar alsobald gefunden, aber alle Versuche dieselben wieder herzustellen, waren vergeblich.

* *

XXV.

Regeln
von der
Redekunst
bei allen öffentlichen Gelegenheiten.

(New Univ. Magaz. 1755. April. p. 128.)

Jeder Redner muß von dem Gegenstande, wovon er reden will, einen gründlichen Begrif in seinem Gemüth zuwege bringen; er muß, ehe er andere zu rühren und zu bewegen erwarten kann, durch seine Rede selbst vollkommen gerühret seyn.

Beides die Sprache und die Geberden sollen natürlich scheinen; denn je näher sie der Natur kommen, je näher sind sie der Vollkommenheit.

Lerne durch Anschauung und Anhörung guter Muster dich hervor zu thun, und laß durch einen treuen und klugen Freund deine Fehler in deinen Geberden und Aussprache dir verbessern.

Alle ungestüme Worte und Handlungen sind unartig und unangenehm. Cicero verspottet die Redner seiner Zeit über ihren Lerm und lautes Geschrei.

Ein jeder muß zwar den Ort wo er redet, ausfüllen, übertritt er aber das natürliche seiner Stimme, so wird sie weder angenehm, noch sanft, noch gleichförmig

mig klingen. Er wird nicht im Stande seyn, jeder Silbe ihren vollen und verständlichen Thon zu geben, noch die Worte, die die Periode schliessen, deutlich auszusprechen, welche allezeit laut müssen geredet werden, daß sie jederman ganz vernehmlich sind.

Ein Redner muß über alles sich der Veränderung seiner Stimme befleißigen, doch muß dieses regelmässig geschehen, daß er mit den verschiedenen Stücken des Gegenstandes abwechsele, und sich doch allezeit so gleich bleibe, daß er die Harmonie im Reden beibehalte. Sie muß von dem einen Thon zum andern schleichen, und vielmehr wie ein stiller Strom fliessen, als wie ein Gießbach herab stürzen.

Die Kunst dieser Veränderung bestehet in der Höhe und Tiefe, Festigkeit und Gelindigkeit, Geschwindigkeit und Langsamkeit. Der leichteste und sicherste Weg dieses vollkommen zu lernen, ist, wenn man auf seiner Studierstube laut lieset, und acht giebt, wie wir im gemeinen Umgang, und bei Wiederholung der Trauerspiele, reden.

Eine klare und gemäßigte Stimme unterrichtet am besten den Verstand, und ein mäßiger Thon, wenn er deutlich ist, und leicht gehöret wird, ist den Ohren sehr angenehm.

Zum Exempel. — Alle Ausrufungen und Verwünschungen müssen heftig seyn; gute Handlungen sollen im prächtigen Thon ausgedruckt werden, böse mit einem verdrießlichen und verächtlichen. Glück oder Unglück der Königreiche, müssen mit einem höhe-

ren Anstand und Achtung, als eines Privatmenschen vorgestellet werden. Die Wunder der Vorsehung sollen in einer ernsthaften Stimme, die doch voller Verwunderung ist, vorgetragen werden; Klagreden müssen in einem schwermüthigen Thon, und Worte, die etwas verkleinern, in einem niedrigen; wenn wir den Gegner in die Enge treiben, muß die Stimme lebhaft und munter; wenn wir leblose Geschöpfe anreden, muß sie höher seyn, als bei der Anrede an lebendige; sie muß majestätischer seyn, wenn wir auf den Himmel, als wenn wir auf Menschen uns berufen. Freude und Traurigkeit, Furcht und Kühnheit, Empfindlichkeit und Mitleiden, Hoch- und Geringachtung erfodern verschiedene Geberden und Gesichtszüge.

Wir müssen die Stimme in der Persondichtung auch verändern, und reden wie die eingeführte Person thun würde; in einem Gegensatze, muß die eine Stimme lauter seyn, als die andere; in einem Climax muß die Stimme mit derselben steigen; in einem Gespräch muß sie sich mit den Unterredenden abwechseln; in einer Wiederholung muß sie zum zweiten mal am lautesten seyn; nachdrückliche Worte, dergleichen gewißlich, wahrlich, nothwendig ꝛc. sind, müssen stark und mit Vorzug ausgesprochen werden; auf Wörter, die eine Beschaffenheit anzeigen, als groß, hoch ꝛc. muß die Stimme sich legen, und eben so auch auf die Worte, die ein Lob und Tadel anzeigen.

Ein

Ein Redner muß weder zu geschwind noch zu langsam reden, sondern so, daß das Ohr des Zuhörers der Zunge des Redners folge.

Wenn ein Redner nach einer Leidenschaft oder Entzückung sich wieder erholet, muß die Stimme sich herab lassen; und wenn die folgende Periode eine grössere Erhebung, als ordentlich nöthig hat, muß er zum voraus die Stimme für dieselbe sparen.

Eine kurze Periode muß in einem Othem ausgesprochen werden, und in einer längern muß man allein bei dem Semicolon Othem holen.

Mitten in einer Redensart muß er niemals aufhören, sondern am Ende einer Periode; und in einer kurzen Periode muß er nur kurze Zeit, in einer langen länger einhalten.

Diese wenigen Nachrichten, wenn man wohl darauf merket und sie verbessert, mögen hinlänglich seyn, einen Redner in der Redekunst zu unterweisen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

XXVI.

Ein vortrefliches Mittel wider den tollen Hunde Biß.

(Univ. Magaz. 1755. Apr. p. 185. Lond. Mag. Apr. p. 187.)

Nimm grau zerrieben Leberkraut, 1. drachma, Alantwurzel 1. drachma, schwarz Nieswurzel

wurzel 20. Gran, alles wohl pulverisiret; Cinnober natürlichen oder gemachten fein gerieben, 10. Gran. Alles zu einer Dosis wohl gemischet, nüchtern des Morgens früh nach dem Bisse mit weissen Wein, oder Wasser und Wein genommen, doch muß man einige wenige Stunden nachher noch fasten. Diese Medicin ist von kräftiger Würkung, und wird bei genauer Beobachtung der Diät, wenn es innerhalb 48. Stunden nach dem Bisse genommen wird, nicht allein dem Gifte wiederstehen und es dämpfen, sondern auch geschwind austreiben.

Unzählige Versuche sind mit dem besten Erfolge nicht allein an Menschen, sondern auch selbst an Hunden und andern Thieren hiemit vorgenommen worden; da es denen, die es eingenommen, in kurzer Zeit eine erwünschte Würkung zuwege gebracht; diejenigen hergegen, die es nicht genommen, sind in kurzen rasend gestorben. Obgleich dieses als ein Mittel von keinem sonderlichen Gewicht einigen scheinen möchte, wie viele Dinge, wenn sie erst bekannt werden, so hat man doch, nichts destoweniger aus der Erfahrung gelernet, daß, wenn es zu rechter Zeit gegeben wird, es eben so ein untrügliches Mittel im gemeldeten Falle sey, als das Queckſilber den Speichelfluß erreget, und ein ordentliches Wechselfieber durch die Fieberrinde vertrieben wird. NB. Die Wunde kann nach gemeiner Art mit bequem zertheilenden Mitteln behandelt werden.

XXVII.

XXVII.

Ein anderes Mittel wider den tollen Hunde Biß.

(Lond. Magaz. Ian. 1755. p. 33.)

Nimm 6. Unzen Weinraute rein gesäubert und in einen Mörsel zerstossen, 4. Unzen Mithridat, oder Venet. Theriac, 4. Löffel voll Zinn, oder von dem besten alten Spialter geschabet, geraspet oder gefeilet. Dieses in 2. Quart. Bier (Ale) eine Stunde lang über langsamen Feuer in einer bedeckten Pfanne gekochet. Nachdem alles durchgeseiget, wird 3. Morgen hinter einander nüchtern von diesem Trank, und zwar einem Menschen 8. oder 9. Löffel voll warm, und einem Hornviehe kalt gegeben. Einem Hunde, Schwein oder Schaaf giebt man 3. oder 4. Löffel voll. NB. Es muß nach dem Bisse innerhalb 9. Tagen genommen werden.

Innhalt

des ersten Stücks ersten Bandes.

I. Henr. Heisens, Prof. der Beredsamkeit und Dichtkunst in Bremen Abhandlung, daß die Wurzel Davids Offenb. 5, 5. den Sohn Davids bedeute. S. 9

II. Anmerkungen über den Zustand des Menschen in seiner Kindheit. 42

III. Th. Hare Abhandlung, daß durch das Thier und die Zahl 666. in der Offenb. 13. und 17. der Kaiser von China und dessen Reich verstanden werden. 69

IV. Sam. Pog Schreiben (a) von dem Buchdrucker Kerver und dessen 2. bisher unbemerkten Büchern 86

(b) Desselben Erklärung von dem Worte Brandon. 95

(c. d.)

Innhalt.

(c. d.) Fernere Erläuterung desselben Worts. S. 98. 100
V. Gedanken über die Vortreflichkeit der menschlichen Vernunft ꝛc. 103
VI. B. J. Erklärung einer schweren Stelle aus des Plinius Hist. natur. 113
VII. Geburts- und Sterberegister von London von 1753. und 1754. 118
VIII. Lord Bolingbroks Philosophie. 123
IX. Kräftiges Mittel wider die Seewürmer. 126
X. Nachricht von einer Americanischen Wespe, der Mäurer genannt. 129
XI. Daß auch höchst wahrscheinliche Anzeigen dennoch trügen können. 131
XII. Zwei Nachrichten von Herculaneum. 145. 148
XIII. Jam. Linds Nachrichten von dem Gifte, welches in glasurten irdenen Gefässen enthalten ist. 153
XIV. Beobachtungen bei der Wartung der Bienen. 159
XV. Merkwürdiger Chirurgischer Vorfall, worinnen ein Theil des Schienbeins, ohne darauf erfolgte Lähmung, ist verlohren gegangen. 174
XVI. Schreiben des Ritter Isaac Newtons von der Form der ältesten Jahre. 184
XVII. Versuche von der Natur des Thaues. 195
XVIII. Nachricht von einer zur Unterweisung der deutschen Protestanten in Pensylvanien gemachten Anstalt. 202
XIX. Wahrscheinliche Ursachen von der Wärme im Winter und der Kälte im Sommer. 205
XX. Vorschlag wie man die Kirchen im Winter wärmen könne. 209
XXI. Erklärung einer Stelle aus dem Persius. 212
XXII. Von den Malteser Rittern. 214
XXIII. Geschichte des Ascanio und der Sophronia, ꝛc. 232
XXIV. Nachricht von 2. Männern, die in einer Donnerwolke erstücket sind. 248
XXV. Regeln von der Redekunst bei öffentlichen Gelegenheiten. 250
XXVI. Ein vortrefliches Mittel wieder den tollen Hunde Biß. 253
XXVII. Ein anderes Mittel wider den tollen Hunde Biß. 255

Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammelt und herausgegeben.

Des ersten Bandes zweites Stück.

Hannover
in Verlag sel. Nicolai Försters und Sohns Erben
Hof: Buchhandl. 1756.

15

XXVIII.

Henr. Heisen
Prof. der Beredſ. und Dichtkunſt, Pädagog. und Bibliothecarius

Abhandlung
daß das
Geſchlecht Davids
Offenb. 22, 16.
auch den Sohn Davids bedeute.

§. 1.

Da ich mit einer neuen Erklärung der Wurzel Davids zum Vorſchein gekommen bin, ſo iſt es ein gewieſener Weg, daß ich auch von dem Geſchlecht Davids, welches mit jener Offenb. 22, 16. verknüpfet wird, meine Gedanken eröfne. Ich bin die Wurzel und das Geſchlecht Davids; ſpricht unſer JEſus.

Das Geschlecht Davids bedeutet ebenfals den Sohn Davids. Söhne und Kinder, die das Geschlecht fortpflanzen, heissen das Geschlecht selbst. Wenn August die Römer zum Ehestande und zur Erzeugung ehelicher Kinder vermahnet, spricht er beim Dio Kaßius: * Es gezieмt sich, daß wir Menschen unsrer vergänglichen Natur durch eine stets fortdaurende Nachfolge der Geschlechter, das ist der Kinder, aufhelfen, und sie gleichsam verewigen. Wiederum: ** Damit man in Kriegszeiten desto muthiger das seinige den Geschlechtern (Kindern) zum Besten beschütze und erhalte. Und noch einmal: *** Damit, wenn ihr nun eure Häuser voll Geschlechter (Kinder) habet.

§. 2.

Selbst ein einzelner Sohn wird nicht selten mit dem Nahmen des Geschlechts belegt. Beim Homer spricht Diomedes: † Ich rühme mich auch das Geschlecht (der Sohn) eines rechtschafnen Vaters zu seyn. Spondan hats gegeben: Was

* S. 809. Z. 29. der Ausgabe des Hrn. Reimarus. Im Griechischen lautet es: Χρη το θνητον της Φυσεως ἡμων αἰδιω διαδοχη γενων παραμυθεῖσθαι.

** S. 810. Z. 79. Ἐν πολεμω τα ὀντα προθυμοτερον δια τα γενη σωσαι.

*** S. 814. Z. 78. Ἰν' ὀικιας πληρεις γενων ἐχοντες κ. λ.

† Im 14. Buch der Ilias S. 263. Z. 15. Πατρος δ' ἐξ ἀγαθε και ἐγω γενος ἐυχομαι ἐιναι.

Was das Geschlecht anbetrift, so rühme ich mich auch u. w. Aber wer das unten stehende Griechische betrachtet, der siehet, daß meine Uebersezzung sich näher an die Wörter halte, und, ich darf sagen, sprachrichtiger sey. Abermal spricht der nehmliche Diomedes: * Damit ihr nun nicht, mich für ein verzagtes Geschlecht (Sohn) und für einen machtlosen haltende, meine Meinung verachtet. Ich habe die neueste Ausgabe der Werke des Philo, die Hr. Th. Mangey besorget, noch nicht ganz durchgelesen, und schon gefunden, daß allein in dem ersten Bande wenigstens siebenmal der einzige Isaak das Geschlecht und das Geschlecht seiner Eltern genannt werde. Die ersten drei Oerter will ich nur aufs kürzeste ausschreiben, und die lezten vier blos bezeichnen. ** Der Sara gieng es nicht mehr nach der Weiber Weise, da sie anfieng mit Isaak, dem seligen Geschlechte schwanger zu gehen. *** Da die Sara gebähren sollte das von sich selbst lernende Geschlecht, welches genennet ist Isaak. † Des Abrahams Frucht ist das sich selbst hörende, und von sich selbst lernende Geschlecht, der

* Ebend. Z. 7. vom Ende: Τω ἐκ ἀν μεγεος γενακον και ἀναλκιδα φαντες κ. τ. ἑ.

** S. 251. Z. 15.

*** S. 365. Z. 45.

† S. 402. Z. 23. Seht ferner S. 457. Z. 50. S. 578. Z. 6. S. 631. Z. 9. und S. 650. Z. 23.

Isaak. Ich habe vorzüglich aus dem Philo Stellen beigebracht, nicht nur weil er ein Jude gewesen ist, gleichwie die Aposteln gebohrne Juden waren, sondern auch weil er mit den Aposteln zu einer Zeit gelebet hat: folglich seine Schreibart mit der apostolischen eine genaue Uebereinkunft haben muß, und beim Neuen Test. zur Aufheiterung des Wortverstandes wichtige Dienste leisten kann.

§. 3.

Die Griechen haben ein ander Wort, * das auch Geschlecht bedeutet, und mit dem unsrigen verwandt ist, immassen es mit demselben von einem Stammwort herkommt. Damit bezeichnen sie gleichfals einen Sohn, oder Kind. Last uns wiederum den Philo hören. Der Engel spricht bei demselben zu der Hagar: ** So wirst du durch eine sanftre Geburt ein männliches Geschlecht mit Nahmen Ismael zur Welt bringen. Noch einmal: *** Sie war vorlängst in den Ehestand getreten, verlangte aber Kinder, und zwar, wie leicht zu erachten steht, ein männliches Geschlecht (Sohn). Noch ein ander Wort von gleicher Art † nimmt die nämliche Bedeutung an. Beim Sophokles †† sagen die Athenienser: Wir haben zum König den Theseus, das Geschlecht

* Es ist γενεα.
** B. 1. S. 577. Z. 9.
*** B. 2. S. 82. Z. 39.
† Γονος.
†† S. 525. Z. 10. der Ausgabe Paul Steph. 1603.

schlecht des Aegeus. Denn wer weiß nicht, daß Theseus des Aegeus Sohn gewesen? Die lateinische Uebersetzung hat es auch daher Sohn gedolmetschet. Unser griechisches Wort ist lateinisch gemacht, * und die Lateiner brauchen es nicht weniger von einem Sohn. Virgil nennt den Kaiser August das Geschlecht (den Sohn) der Götter, oder, wie in einigen Handschriften steht, des GOttes, das ist des vergötterten Julii Cäsars, welcher ihn, wie bekannt, an Sohns Statt angenommen hatte. ** Vorher singt er: Deiphobus, mächtig in Waffen, du von des Teucers hohen Blute entsproßnes Geschlecht (Sohn). *** Ungern sehe ich, daß der berühmte Hr. Heumann † dies so auslegt: Das Geschlecht des Deiphobus ist von dem hohen Blute des Teucers. Nein: näher wird Deiphobus ein Sohn oder Abkömmling seines Stammvaters, des Teucers, genannt. Mit einem andern Worte, das dem zweiten von uns angeführten griechischen Worte nahe komt, †† verfahren gleich also die Lateiner. Beim Ovid spricht Phöbus: †††

* Genus.

** Aeneid. VI. 792. Augustus Caesar, Diuûm (Diui) genus.

*** Ebend. v. 500. Deiphobe armipotens, genus alto a sanguine Teucri, quis tam crudeles etc.

† S. 263. der Erklär. der Apostelgesch.

†† Progenies.

††† Buch 2. der Verwandel. v. 34. Progenies, Phaëthon, haud inficianda parenti.

Phaethon, du Geschlecht, (Sohn) das ich der Vater für das meinige erkennen muß. Domin. Baudius, der eben kein schlechter Lateiner gewesen, spricht den Joseph Scaliger beim Anfang seiner Rede an die aufrührischen Studenten in Leiden also an: Du würdiges Geschlecht eines sehr grossen Vaters. * Und mit Recht urtheilt nur wohlbemeldter Hr. Heumann, daß Th. Beza den Ausspruch Pauli: Wir sind göttliches Geschlechts; ** durch wiederholten Gebrauch des lateinischen Worts, das wir nun unter Händen haben, am besten übergesetzet habe. *** Doch ich will mich nicht tiefer in die griech: und römische Philologie hineinsenken. Billig trage ich Bedenken, eine deutsche Schrift mit der Menge fremder Wörter zu verunstalten.

§. 4.

Ihr werft ein, Freund: Bezeichnet auch das Geschlecht einen Sohn, so sagt JEsus nichts anders, als: Ich bin der Sohn und der Sohn Davids. Ich antworte: Allerdings sagt er nichts anders, was die Hauptbedeutung anbetrift. O! Fahrt ihr fort, wie tautologisch und ungesalzen, ja, ist es erlaubt auszusprechen, wie kindisch und pöbelhaft kommt dieses nicht heraus? Fein gemach; antworte ich zum zweiten.

* Hinter seinen Briefen S. 571. Maximo parente digna progenies.

** Apostelgesch. 17, 28. 29.

*** Erklär. der Apostelgesch. Th. 2. S. 266.

ten. Ist das bei den Schriftstellern etwas neues, daß sie ein und dieselbe Person, ein und dieselbe Sache mit mehr als einem nahe verwandten Ausdrucke vortragen? Die Lehrer der Wohlredenheit nennen solches die Synonymie, und zählen diese den Zierden der Rede bei. Eine Gattung der Synonymie ist die Expolition, das ist die Ausputzung und Verschönerung einer bereits gemeldten Sache oder Person durch Beistellung neuer Wörter. Doch gerades Wegs zum Ziel. Ist diese Schreibart fremd in der Offenbarung Johannis? Kap. 2, 26. steht: Wer überwinder und hält meine Werke bis ans Ende. Die Anmerkung des Hrn. Vitringa aber über v. 7. dieses Kap. 2. * ist richtig, daß in den apokalyptischen Briefen Ueberwinden in Nachfolge der Hebräer allerdings bedeutet bis ans Ende beharren in der Bekänntnis und Ausübung der wahren Religion. Folglich ist die Werke Christi bis ans Ende bewahren eben das, was unmittelbar vorher heist Ueberwinden. Kap. 3, 16. lesen wir: Weil du lau bist, und weder kalt noch heis. Was ist lau seyn: Nichts anders, als, was gleich folgt, weder kalt noch heis seyn. Im nächstfolgenden v. 17. haben wir: ich bin reich und bin reich geworden. Beides kommt in der Hauptbedeutung auf eins hinaus. Kap. 7, 12. stehn bei einander Lob, Ehre, Weisheit, Dank, Preis, Kraft und Stärke; wovon einige einerlei zu erkennen geben.

* S. 93. seiner Erklärung.

Kap. 9, 6. haben wir zwei Glieder. Das erstre ist: In denselben Tagen werden die Menschen den Tod suchen und ihn nicht finden; das letztere: Sie werden begehren zu sterben, und der Tod wird von ihnen fliehen. Ist das letztre von dem erstren hauptsächlich unterschieden? Wiederum Kap. 11, 5. kommt ein solches Doppelglied vor. Zum ersten heist es: So jemand sie will beleidigen, so geht das Feuer aus ihrem Munde, und verzehret ihre Feinde; zum zweiten: So jemand sie will beleidigen, der muß also getödtet werden. Scheint dies letztere beim ersten Anblick nicht eine unnütze Wiederholung zu seyn? Ist es dem Hauptverstande nach etwas anders, als das erstre. Kap. 16, 2. finden wir ein böses und böses, oder arges Geschwür; * und v. 19. den Wein des Grimms des Zorns GOttes; wofür Kap. 19, 15. steht der Wein des Grimms und des Zorns GOttes. Kap. 17, 15. kommen vor Völker und Scharen und Nationen und Sprachen. Und Kap. 18, 6. geht voran: Vergeltet ihr, wie sie euch vergolten hat, und vergeltet ihr doppelt nach ihren Werken; es folgt aber: Mit welchem Kelche sie euch eingeschenket hat, schenket ihr doppelt ein. Ist nun dies letztere in Ansehung der Sache selbst etwas anders, als jenes erstere? Mehr dergleichen Wiederholungen fallen einem jeden, der nur ein wenig Nachdenken besizt, beim Durchlesen der

* Κακον και πονηρον.

der Offenbarung von selbsten in die Augen. Ich breche ab.

§. 5.

Doch was sage ich? Abbrechen? Freund, ihr zwingt mich fortzufahren. Denn ihr sprecht: es rede gleichwohl hier der Sohn GOttes selbst, dem als der obersten Weisheit es ungeziemend sey, aus einen seiner Ehrennamen durch Verdoppelung der Wörter zween zu machen; niederträchtig und ruhmräthig komme solches heraus; niemand habe es auch weniger nöthig zu thun, als eben der HErr JEsus, dessen Vollkommenheiten und Tugenden, herrlicher Thaten und Verdienste, Ehrenvorzüge und Seligkeiten eine unzählbare Menge sey, von welchen insgesamt besondre Ehrentitel können entlehnet werden, deren ein jeglicher von allen übrigen sich deutlich unterscheide. So denkt ihr. Allein, um euch nicht weit herumzuführen, so tretet ein paar Zeilen aufwärts, und leset den v. 13. dieses Kap. 22. der Offenbarung, worin ebenfals Christus selbst redend eingeführet wird. Was sagt er da? Dieses: Ich bin das A, und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte. Das A ist der Anfang und der erste Buchstab; das lange oder Doppel-O das Ende und der letzte Buchstab des griechischen Alphabets. Wird diesemnach durch den zweiten und dritten Satz nicht das zweimal wiederholet, was der erste Satz bereits angezeiget? In unsrer Redart ist nur eine einfache, aber hier gar eine doppelte Wiederholung. Mit

einer

einer von beiden hätte sich der redende Heiland begnügen können. So fügt er Offenb. 1, 8. und 21, 6. bei dem A und O allein den Anfang und das Ende; und Offenb. 1, 11. allein den Ersten und den Letzten. Ja wenn er sich nichts weiter, als das A und das O genannt hätte, so hätte es zur Noth gnug seyn, und der wahre Verstand durch fleißiges Nachdenken richtig herausgebracht werden können.

§. 6.

Es geschiehet eine solche Wiederholung mit andern Worten nicht für die lange Weile, noch zur Vergrösserung der Rede, oder zur Ausfüllung des leeren Raums. Vernünftige Ursachen können davon angegeben werden. Die erste ist die Deutlichkeit. Was in etwas dunkel, weniger bestimmt, und zweideutig vorgestellet ist, das wird durch das folgende aufgekläret, näher bestimmt, und der Misdeutung entnommen. Ist der Wiederholung das Verbindungswörtlein und nicht vorgefügt, so hat der Hr. Lutherus, der vor vielen andern Schriftübersetzern sich der Deutlichkeit rühmlichst beflissen, zuweilen die Wörter das ist und nämlich eingeschaltet. Beide hat er in einen Vers eingerücket; ich meine den v. 20. Röm. 1. welchen er also verdeutschet: GOttes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man das wahrnimt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. In der Sprache des Geistes steht weder das ist, noch nämlich. Mit Recht aber

ist

ist beides, oder wenigstens das erstre eingefüget. Das Unsichtbare GOttes ist etwas dunkel, und mehr als einer Auffassung blos gestelt. Um es nun klar zu machen, und auf eine bestimmte Bedeutung zu setzen, läst der Apostel seine ewige Kraft und Gottheit folgen. Denn dies ist es, was er durch jenes versteht. Hingegen findet sich das Wörtlein und in der Urschrift, so bedeutet es auf diesen Fall welches ist, oder weil es ist. GOtt und der Vater unsres HErren JEsu Christi * giebt zu erkennen den GOtt, welcher ist der Vater u. w. Durch die Weltweisheit und lose Verführung ** heist durch die Weltweisheit, welche ist, oder weil sie ist eine lose Verführung. Zu der Samariterin spricht JEsus: Wenn du erkenntest die Gabe GOttes, und wer der ist, der zu dir sagt: Gieb mir zu trinken. *** Dies erkläre ich so: Wenn du erkenntest die Gabe GOttes, nämlich wer der ist, u. w. Denn der redende Heiland nennt sich selbst die Gabe GOttes; und daß er solches thue, giebt er durch das beigefügte näher zu verstehen.

§. 7.

Die Liebe zur Deutlichkeit, so weit sie ein prophetisches Buch verstattet, kann dem Verfasser der Offenbarung nicht abgesprochen werden. Wenn er von dem Engel des Abgrunds gesagt, daß sein Nahme auf hebräisch

* 2 Kor. 11, 31. Ephes. 1, 3. 1 Petr. 1, 3. 1 Kor. 15, 24.
** Kolosss. 2, 8.
*** Joh. 4, 10.

hebräisch heisse Abaddon, so thut er hinzu: Und auf griechisch hat er den Nahmen Apollyon. * Beide Nahmen bezeichnen einen Verderber. Deutlichkeit halber erkläret er also den hebräischen Nahmen durch einen gleichgültigen aus der griechischen Sprache, als wovon er unterstellet, daß sie seinen Lesern mehr bekannt sey; immassen er deswegen auch sein Buch griechisch geschrieben. Eine gleiche Deutlichkeit ist Ursache, daß in seinem Evangelio auf die Wörter: Wir haben den Meßias gefunden; folgt: Welches ist verdolmetschet Christus; ** und die Samaritерin spricht: Ich weiß, daß Meßias kommt, der da heist Christus. *** Denn daß beide Namen einerlei, nämlich den Gesalbten bedeuten, wissen schon die katechetischen Säuglinge. † Aber steht auch hiesiges Orts das Geschlecht Davids in einem solchen Verhältnis mit der Wurzel Davids? Allerdings. Die Wurzel Davids ist gewissermassen eine undeutliche, und unstreitig eine zweideutige Redart. Viel häufiger wird sie von einem Stammvater und Vorfahrer, als von einem Sohn und Abkömmling gebraucht. Und dies hat die berühmten Schriftforscher, die ich über Offenb. 5, 5. (§. 8.) angeführet habe, hauptsächlich veranlasset, durch Davids Wurzel den Stamm-

vater

* Kap. 9, 11.
** Kap. 1, 42.
*** Kap. 4, 25.
† Seht auch Kap. 1, 39. 5, 2. und 19, 13. 17.

vater Davids zu verstehen; da aber Christus nach seiner Menschheit ein solcher nicht kann genannt werden, zu seiner göttlichen Natur, oder wenigstens zu seinem Mitleramt, welches er beides als GOtt und Mensch bekleidet, die Zuflucht zu nehmen, und aus der Wurzel Davids den GOtt und HErrn, den Urstifter, Erhalter und höchsten Wohlthäter des Davids und seines ganzen Hauses zu machen. Hingegen **Grotius**, und andre vor und nach ihm, ob sie gleich bei der Menschheit Christi stehen bleiben, so weichen sie doch eben so wenig, als die vorhergehenden, von der uneigentlichen Hauptbedeutung der Wurzel ab, sondern verstehen dadurch das Stammgeschlecht Davids, woraus Christus nach dem Fleische entsprossen; folglich die Söhne Davids, welche mit und nach ihm Vorväter des Heilands sind. Und damit sie dies füglich thun können, so behaupten sie, daß es eine abgekürzte Redart sey, und die Wurzel Davids durch eine Metonymie so viel sage, als **der Zweig** oder **Sprößling aus der Stammwurzel Davids**. Endlich verlasse ich nun gänzlich diese, obwohl sonst sehr gewöhnliche Bedeutung der Wurzel, und nehme **die Wurzel Davids nicht für den Stammvater**, sondern im Gegentheil **für den Sohn Davids**; bringe sie auch nicht auf die göttliche, sondern auf die menschliche Natur des Seligmachers. Wer dies mit einander betrachtet, dem fält es nicht schwer zu glauben, daß die Wurzel Davids einige Undeutlichkeit bei sich führe, und zwei- ja dreideutig sey; folglich der heilige Schrei-

ber

ber wohl gethan habe, daß er sie durch das beigefügte Wort Geschlecht aufgekläret, und genauer bestimmet.

§. 8.

Wie nun? sprecht ihr. Ist Geschlecht statt Sohns nicht auch undeutlich? Kann aber das eine Dunkle durch das andre, welches eben so dunkel ist, aufgeheitert werden? Ich antworte 1. Wir haben ein prophetisches Buch vor uns, dessen erhabner Schreibart, zumaln in Lobserhebungen und Beschreibungen der herrlichsten Personen, es nicht gemäß ist, die deutlichsten und eigentlichsten Wörter zu gebrauchen. Diese sind einfältig, kriechend, frostig und niederträchtig. 2. Deutlicher war in dieser Bedeutung das Geschlecht, als die Wurzel den Zeitverwandten unsers Geheimschreibers; deutlicher ist es auch noch heutiges Tages denen, die sich mit dem Griechischen näher bekannt gemachet haben. Das erstre beweise ich damit, daß angeführtermassen (§. 2.) der einzige Philo, der ein Zeitgenosse Johannis, und, wie er von Abkunft ein Jude gewesen, siebenmal, und vielleicht noch öfterer, einen Sohn mit dem Namen des Geschlechtes beleget. Ich beweise es ferner daher, daß die griechische Uebersetzung des Alt. Test. die der meisten Juden ihre tägliche Handbibel zu den Zeiten der Aposteln war, und deren Verfertiger auch Juden gewesen sind, das hebräische Wort Same mehrmaln durch das hier befindliche Geschlecht dolmetschet; wie man leicht in den Concordanzen wird nachschlagen kön-

können; und aber nichts gebräuchlicher bei den Juden war, als die Kinder und Nachkommen, und selbst einen einzelnen Sohn mit dem Namen des Samens zu belegen. Wir sind Abrahams Same. Ich weiß, daß ihr Abrahams Same seyd; steht beim Johannes. * Die Verheissungen sind dem Abraham und seinem Samen zugesprochen. Er sagt nicht: Und deinen Samen, als von vielen; sondern als von einem: Und deinen Samen, welcher ist Christus; schreibt Paulus. ** Was unsre Zeiten betrift, so will ich den einzigen Hrn. Past. Joh. Christoph Wolf anführen. Dieser, wie in andern gelehrten Sprachen, also in der griechischen treflich bewanderte Mann scheint nicht gewust zu haben, daß die Wurzel auch einen Sohn bedeute; mithin bleibt er in der Erklärung der Wurzel bei der Bedeutung des Stammvaters stehen, und ziehet sie einzig und allein auf die Gottheit Christi, als nach welcher er des Davids Stammvater, das ist sein Schöpfer, Erhalter und so weiter, verdient genannt zu werden. Es stund also die Bedeutung der Wurzel in ihrem ganzen Umfang dem hochgelehrten Herrn nicht deutlich vor Augen. Hingegen daß das Geschlecht auch einen Sohn zu erkennen gebe, scheint ihm mehr bekannt gewesen zu seyn, und ihn bewogen zu haben, durch das Geschlecht Davids den Sohn Davids, und die menschliche Natur des

* Evang. 8, 33. 37.

** Gal. 3, 16.

Heilandes zu verstehen. Ich will seine eigne Worte hersetzen. * Warum, fragt er, wird eben derselbe (Christus) beides die Wurzel und das Geschlecht Davids genannt? Erinnert das erstre nicht an seine göttliche Natur, durch welche er ist des Davids Herr Matth. 22, 45. das letztre aber an seine menschliche, die er aus dem Geschlechte Davids angenommen hat? Dies einzige Beispiel eines grossen Manns belehret zu voller Genüge, daß die Wurzel in der Bedeutung, worauf es hier ankommt, undeutlicher sey, als das Geschlecht; mithin dieses jener nicht ohne Ursach und Nutzen zur Erklärung beigestellet worden. Niemand werfe mir ein, daß, gleichwohl Offenb. 5, 5. die Wurzel Davids allein und ohne beigefügte Aufheiterung stehe. Denn da geht die Erläuterung und Einschränkung vorher. Es heist: Der Löwe, welcher ist aus dem Stamm Juda, die Wurzel Davids. Wer aus dem Stamm Juda ist, und folglich den Erzvater Juda zu seinem Stammvater hat, von dem versteht es sich, daß, wenn er gleich darauf die Wurzel Davids genannt wird, auch David als sein Stammvater, und er als Davids Sohn vorgestellet werde; wenn nur die Wurzel einen Sohn bedeu-

* Curis über die Offenb. S. 632. gegen das Ende: Cur idem et radix et genus Dauidis vocatur? Nonne prius diuinam infert naturam, per quam Dauidis est Dominus Matth. 22, 45. posterius autem humanam, quam ex familia Dauidis adsumsit?

bedeuten kann. Dieses aber meine ich hinlänglich bewiesen zu haben. Bisher habe ich nur die erste Ursach der Beistellung an- und ausgeführt; die übrigen hinzuzuthun, erlaubet nicht der enge Raum.

§. 9.

Ich sehe zum voraus, daß meine neue Auslegung der Wurzel und des Geschlechts Davids theils Verachtung, theils Widerwillen erwecken werde. Verachtung bei denen, welche die Benennung des Sohns Davids für zu gering und verächtlich halten, daß sie unter die Ehrentitel des auferstandenen und zu der Rechten GOttes erhöheten Seligmachers gestellet werde. Ein wunderseltsames Vorgeben! Timotheus soll nach der Auferstehung Christi von den Todten annoch in Gedächtnis halten, daß dieser Christus aus dem Samen Davids sey; * und Christus selbst soll nach seiner Auferstehung nicht daran gedenken, noch davon reden. Immittelst war doch auch Vitringa mit diesem Vorurtheil eingenommen. Er nennt diesen Sinn, den Grotius und seine Beipflichter aus der Wurzel Davids, obgleich durch einen ganz andern Weg, als ich, herausbringen, den geringsten und ärmlichsten, wodurch am wenigsten der Nachdruck dieser erhabnen und geheimnisvollen Redart erschöpfet werde. ** Meines Ermessens hat die Antwort der Pharisäer auf die Frage des Heilands: Was dünket euch um Christus, wessen Sohn

* 2 Tim. 2, 8.

** S. 271. gegen das Ende.

ist er? Da sie sagten: Davids Sohn; und der Herr wieder fragte: Wie nennt ihn denn David im Geist den HErren? Nennt er ihn nun den HErren, wie ist er sein Sohn? * diesen geringschätzenden Gedanken, von der Bedeutung des Sohns Davids einigen, wo nicht gänzlich, doch zum Theil eingeflösset. Nun gestehe ich zwar gern, daß der HErr ungleich mehr sage, als der Sohn Davids. Aber daraus folgt keineswegs, daß nicht an und vor sich der Sohn Davids ein höchstprächtiger Ehrennahme des Heilands der Welt sey. Warum spricht sonst von ihm der Engel zu der Maria: GOtt der HErr wird ihm den Thron Davids, seines Vaters geben, und er wird herrschen über das Haus Jakobs ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende seyn? ** Warum schreien die Blinden und das kananitische Weib: Du Sohn Davids erbarme dich unser? *** Warum jauchzet das Volk bei seinem königlichen Einzuge in Jerusalem? Warum hernach auch die Kinder: Hosianna dem Sohn Davids? † O! wie viel könnte ich zur Ehre dieser Ehrenbenahmung des Sohns Davids anführen, welches noch von niemanden bemerket ist, wenn nur diese enge Schranken es fassen könn-

* Matth. 22, 42-45.

** Luc. 1, 32. 33. Jes. 9, 6. 7.

*** Matth. 9, 27. 15, 22. und 20, 30. 31. Marc. 10, 47. 48.

† Matth. 21, 9-15.

könnten. Alle, die ich darüber nachgelesen, obgleich ihrer ein grosser Haufe ist, haben den Nachdruck derselben, und ihren ungemein weit sich erstreckenden Sinn bei weitem nicht erschöpfet. Wünschen möchte ich, daß einmal dieses zur theologischen Aufgabe gemachet würde: **Die Gerechtsame des Meßias an dem Reiche des geistlichen Israels aus dem Grunde, weil er der Sohn Davids ist.** Inzwischen will ich mich selbst, sobald ich Zeit habe, an diese nach meiner Einsicht höchstwichtige, und noch zur Zeit nicht deutlich aus einander gesetzte, noch ihrer Würdigkeit gemäß ausführlich verhandelte Wahrheit machen.

§. 10.

Der Widerwille derer wird unausbleiblich sich einstellen, und unvermeidlich mich treffen, die auf den Argwohn fallen, ich winde den Rechtgläubigen ein Schwerd aus den Händen, womit sie die Feinde der ewigen Gottheit unsers Erlösers bisher glücklich bestritten haben. Allein diese bedenken, die Streitfrage sey hier nicht über einen Lehrsatz, sondern über den Verstand einer und der andern Schriftstelle, ja nur einer und der andern Redart der Schrift. Sie machen einen vernünftigen Unterschied zwischen denen Sprüchen des göttlichen Worts, welche **deutlich und in voller Kraft**, und denen, welche **dunkel und mit Ungewisheit**, und endlich denen, welche gar nicht, obgleich Irrende es vorgeben, die ewige Gottheit des Sohns beweisen. Der ersten sind so viele

viele vorhanden, daß, wenn man gleich die zweiten zum Theil, ja ganz verwirft und läugnet, daß sie beweisend sind, dennoch diese Hauptwahrheit unsers allerheiligsten Glaubens keinen Abgang erleidet, sondern in ihrer völligen Stärke unbeweglich stehen bleibt. Ungleich weniger hat es auf sich, wenn man die Sprüche der dritten Gattung entfernet. Im Gegentheil man thut der Lehre von der Gottheit Christi mächtigen Schaden, wenn man sie zum Beweis derselben mit gebraucht. Auf Irrthümer läst sich keine Wahrheit bauen. Wird eine gute Sache schlecht und schlimm geführt, so wird sie nicht besser, sondern selbst schlimm gemacht. Und, daß eine Schlacht verlohren gehe, ist nicht nöthig, daß die ganze Armee aus lauter feigen Soldaten bestehe: einige, und oft nur wenige sind zureichend vielen tapfern den Sieg aus den Händen zu spielen. Durch untaugliche und falsche Gründe überzeugen wir nicht die Socinianer, sondern steifen sie nur in ihrer heilraubenden Irrlehre. So gar unsre guten Beweise machen wir durch diese bösen verdächtig. Die Gegner meinen und sagen, wir mistraueten selbst der Stärke unsrer besten Beweise; sonst würden wir es dabei bewenden lassen, und nicht solch schlechtes Zeug zu Hülfe nehmen. Ganz anders aber verhält es sich mit den Schriftörtern vom ersten Range. Ist jemand so verwegen und tastet von diesen auch nur einen einzigen, oder nur ein einziges Wort an; und will ein Wettstein für GOtt Apostelgesch. 20, 28. der HErr, und 1 Timoth. 3, 16.

3, 16. welches einschieben; so muß die Hochachtung für eine Wahrheit, die wir, wollen wir ewig selig werden, nothwendig glauben müssen, einen jeden, der helfen und retten kann, zur Gegenwehr wafnen, und der Streit so geführet werden, daß man nicht ein Haarbreit den Feinden unsers grossen GOttes und Heilandes gewonnen gebe. Haben wir gleich, wie ich kurz vorher sagte, der Kern- und Machtsprüche von Christi Gottheit viele, wir haben ihrer doch nicht zu viele. Ruhet und stützet gleich ein Gebäude auf vielen Pfeilern, der Eigenthümer wird doch nicht leiden, daß ein einziger untergraben und wankend gemacht werde. Gelingt es erst unsren Widersachern mit einem, so wagen sie sich an mehrere, und entblössen uns allgemählich unsrer unentbehrlichsten Schutzwaffen. Gleichwohl verbindet uns die Liebe zur Wahrheit, daß wir auch hier nichtes, es sey erklärungs- oder befestigungs- oder erläuterungsweise einmischen, was zur Sache nicht gehört, noch sich vertheidigen läst. Widrigenfals verstossen wir beinahe eben so gewaltig, als angeführtermassen durch den Gebrauch der Sprüche von der dritten Gattung.

§. 11.

Streichet man nun an diesen dreifachen Probierstein die Wurzel und das Geschlecht Davids, so muß man entweder die Gründe meiner davon gegebnen Erklärung durch überwiegende Gegengründe umstossen, oder man kann den Werth dieser Ausdrücke nicht höher anschlagen, als die Schriftstellen bei Ver-

künftigen gelten, wovon man irrig vorgiebt, daß sie Christi ewige Gottheit beweisen. Ich erwarte demnach, daß mich ein bescheidener Gelehrter widerlege. Lieb soll es mir seyn, wenn er solches auf eine überzeugende Weise ohne Verletzung der Ehrbarkeit und des Wohlstandes zu thun vermögend ist. Ich wünsche, daß er die beiden Grundwörter **Wurzel** und **Geschlecht** mit **David** so verbinde, daß nicht den Freidenkern und Schriftspöttern ein scheinbarer Vorwand, vielweniger eine rechtmäßige Ursach zum Hohngelächter gegeben werde. Ein angeblich starker Geist kann ein starker Grieche seyn, und vielleicht besser als ich wissen, wie gewöhnlich es in der griechischen Sprache sey, einem Sohn oder Abkömmling den Nahmen der Wurzel oder des Geschlechts zu ertheilen. Da nun in dem A. und N. Test. nichts gebräuchlicher ist; da in dem Munde der Juden nichts gebräuchlicher war, als den Meßias den Sohn Davids zu nennen; was denkt, was sagt denn ein solcher, wenn er lieset, daß man umgekehrt die Wurzel, und auch wohl gar das Geschlecht Davids zum Stammvater Davids, und weiter aus dem Stammvater Davids den GOtt, Schöpfer, Erhalter, und höchsten Wohlthäter Davids und seines Hauses macht; endlich aber dies alles in der Absicht thut, damit man aus den Benennungen der Wurzel und des Geschlechts Davids folgere, **JEsus von Nazareth sey der wahre GOtt**? Freilich bedeuten die Wurzel und das Geschlecht Davids ungleich mehr, wenn sie von der Person, die zugleich GOtt

und

und Mensch ist, als wenn sie von einem blossen Menschen vorkommen. Freilich ist der Sinn ungleich deutungsreicher und erhabner, wenn dieser Gottmensch von sich selber bezeugt: Ich bin die Wurzel und das Geschlecht Davids; als wenn zu seinem Pflegevater nach dem Fleisch der erscheinende Engel spricht: Joseph, der du bist der Sohn Davids. * Allein dies ist unerweislich, daß er darum, weil er wahrer GOtt ist, sich die Wurzel und das Geschlecht Davids nenne.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XXIX.

Thom. Hare

Beweis,

daß durch

die Zahl 666.

in der Offenb. Joh. 13. und 17. Kapp.

das Kaiserthum von China

angezeiget werde.

Mit zwei Anmerkungen darüber.

(Gentl. Mag. 1755. Ian. p. 9.)

Es ist beinahe ein Jahr verflossen, daß ich in einer kleinen Schrift bewiesen, China werde durch

* Matth. 1, 20.

das Thier in der Offenb. Joh. im 13. und 17ten Kapiteln beschrieben. Ich habe das Vergnügen zu sagen, daß verschiedene gelehrte und kluge Männer meiner Meinung beigepflichtet, und keiner, so viel ich weiß, etwas darwider einzuwenden gehabt, oder es zu widerlegen sich bemühet. Der erste Theil dieser Abhandlung ist in diesem Magazin zum ersten erschienen; ich zeigte darinnen: wie schön die Umstände des Chinesischen Kaiserthums, mit der Beschreibung des Apostels von dem grossen Thiere, oder Reiche, davon er weissaget, in manchen besonderen Stücken überein kämen; und wie genau der Nahme China, mit griechischen Buchstaben χεινα geschrieben, dieselbe Zahl 666, die der heilige Geist zur Entdeckung dieses grossen Thiers, oder Reiches gegeben hat, hervorbringe.

Indem ich ferner diesen Gegenstand überlegte, fand ich dabeneben noch verschiedene Nahmen und Ausdrücke, die eigentlich dahin gehören und das Chinesische Reich klärlich andeuten, welche, wenn sie nicht allein mit griechischen, sondern auch mit hebräischen Buchstaben und in derselben Sprache geschrieben werden, eben diese Zahl ohne den geringsten unnatürlichen Zwang sehr schön hervorbringen. Ich wollte es fast wagen, zu bekräftigen, wenn man einen jeden Ausdruck, den man will, der eigentlich das Chinesische Reich andeutet, und ihn ins Hebräische übersetzet, die Buchstaben dieser Redensart zusammen genommen, genau 666 ausmachen werden. Dieser Satz mag fremd scheinen, aber aus meiner eigenen Erfahrung ha-

be ich Ursache zu denken, daß ein jeder, der dieses frei und unpartheiisch versuchet, es, so wie ich sage, finden werde. Ich habe manche Versuche von dieser Art gemacht, worinnen es mir über mein Hoffen geglücket hat. Einige von den Nahmen und Redensarten, welche ich zu diesem Endzweck erwählete, will ich hiermit in dem Magazin öffentlich kund thun.

Erstens versuchte ich, ob der Nahme China mit hebräischen Buchstaben geschrieben, diese Zahl hervorbringen würde, und dem gemäß fand ich, daß *Sina* der alte Nahme, womit nach guten Schriftstellern *China* ist genannt worden, mit dem ה *Emphaticum* davor, die Zahl genau vorbringe, wie man unten sehen kann. (a)

Dieses Emphatische ה glaube ich, mag hier sehr gefügt, indem es die Hoheit und den Unterscheid anzeigt, gebrauchet werden, und das ש wird in diesem Stand verdoppelt. Denn wenn das Hebräische ohne Puncten, wie hier, geschrieben wird, ist es gar nicht gebräuchlich, einen Buchstaben mit einem *Dageſh* zu bemerken, wie ich gethan habe; diejenigen aber, die die Puncten verwerfen, verdoppeln den Buchstaben, der in dessen Stelle kommt, wo sonsten die Masorethen den *Dageſh forte* gebrauchen, wie man in hebräischen Wörtern die mit Englischen Characteren in *Dr. Gräy's* hebräischen Grammatik und anderwärts vorkommen, sehen kann.

Nach-

(a) א ן י ש ה *Haſſina.*
1. 50. 10. 600. 5. = 666.

Nachher kam ich auf die Gedanken, was *Niuche*, das Tartarische Königreich, woher die jetzund regierende kaiserliche Familie in China kam, herausbringen würde, wenn es mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird: Aber das Wort *Niuche* hielt ich nicht für hinlänglich, die Chinesische Regierung zu characterisiren, wenn nicht ein Beiwort, dessen Erhebung anzuzeigen, hinzugefüget würde, zu dem Ende nahm ich על *al*, welches im hebräischen hoch oder erhaben bedeutet, und aus diesen beiden Wörtern kam die gesuchte Zahl genau. (b)

Nachher betrachtete ich den Titel des Chinesischen Monarchen, welcher ist der grosse Cham, und diesen fand ich alsobald, daß er mit der Zahl in der Offenbarung überein kam. (c)

Der Tartarische König von Tzina, wie China oft geschrieben wird, oder in Sina giebt desgleichen. (d)

Da

(b) נ י ו ך ע ל *Niuche al*
30. 70. 500. 6. 10. 50.
100 † 566 = 666.

(c) כ א ם ה ג ר ל
30. 4. 6. 5. 600. 1. 20.
45 † 621 = 666.

(d) לסינה oder
ט א ר ט א ר מ ל כ א צ י נ ה
5 50 10 90 1 20 30 40 200 1 9 200 1 9
155 † 91 † 420 = 666

Da aber viele der vorhergehenden Wörter nicht rein hebräische, sondern aus andern Sprachen mit hebräischen Buchstaben (indem keine hebräische Wörter sind, womit man sie ausdrücken kann) geschrieben sind; so sahe ich mich nach einigen Redensarten um, die China oder dessen Kaiser klar anzeigen, welches leichtlich durchaus in gut und rein Hebräisch oder Chaldäisch, so wie es in der Bibel gebraucht wird, konnte verwandelt werden. Ich erwählte folglich diesen Ausdruck, ein Königreich jenseit Ophir oder Indien, welches Hebräisch gegeben die Zahl genau vorbringet. (e)

Das grosse Königreich jenseit Persien und Indien giebt im Hebräischen dieselbe Zahl.

Ein sehr mächtiger oder grosser König im Morgenlande, bringet gleichfals die Zahl 666 hervor, wie man unten sehen kann. (f)

Ich suchte ferner nach einem Ausdruck, der China, in Ab-

(e) (†) מ ל ו כ ה ב ע ב ר א פ י ר
200 10 80 1 200 2 70 2 5 20 6 30 40
291 † 274 † 101 = 666

(f) מ ל כ א (*) ר ב א מ א ר ל מ ז ר ח
8 200 7 80 30 4 1 40 1 4 200 1 20 30 40
325 † 45 † 205 † 91 = 666

(†) אפיר ohne י wird 1 B. d. König. 10, 11. gefunden.

(*) Das Wort רבא groß, wird Dan. 7, 2. im Hebräischen gefunden.

Absicht der vornehmsten Beschäftigung und Arbeit seiner Einwohner bezeichnete, und nahm dieses — Die Nation der merkwürdigen Verfertiger irrdener Gefässe, welches in rein Hebräisch gegeben, ebenfals die Zahl genau ausmacht. (g)

Ich könnte noch weit mehr Redensarten von dieser Art anführen, will aber den Leser damit nicht beschweren, und zu vielen Raum in dieser nützlichen Sammlung damit wegnehmen. Ich bin aber bereit, zur andern Zeit, im Fall neugierige und gelehrte Leser, solche zu sehen verlangen, dieselben mitzutheilen. Alles was ich noch hinzufügen will, soll dieses seyn, daß das, was ich hier gesaget, und bewiesen, nur als eine fernere Bestätigung der Wahrscheinlichkeit von diesem grossen und wichtigen Satze, der der Gegenstand meiner kleinen Schrift ist, müsse angesehen werden, nämlich daß China das Königreich, oder die Regierung sey, die durch das Thier in der Offenbarung angezeiget wird. Nicht daß ich dafür halte, die Uebereinkunft der Zahl, welche aus den Buchstaben eines Nahmens oder Worts mit der gegebenen Zahl Johannis entstehet, sey ein hinlänglicher Beweis in sich selbsten, zu überzeugen, daß das Königreich, wohin solcher Nahme und Wörter gehören, nothwendig das Königreich sey, darauf in der Prophezeiung gezielt werde, oder daß China

(g) ה ג ו י ה י ו צ ר י כ ל י ח מ ר
200 40 8 10 30 20 10 200 90 6 20 5 10 6 6 5

248 † 60 † 331 † 27 = 666

China nothwendig das Königreich oder Kaiserthum seyn müsse, welches durch das Thier in der Offenbarung verstanden werde, weil die Buchstaben des Nahmens China, und manche Redensarten, die dahin abzielen, genau 666 hervorbringen. Der bekannte Zustand und Einrichtung des Kaiserthums muß gleichfals mit des Apostels Beschreibung und Nachricht von dem Thiere in jedem besonderen Stücke, genau übereintreffen, worinnen man vernünftiger Weise die Uebereinkunft damit erwarten kann, und zwar zu einer Zeit, die von der Erfüllung der Prophezeiung noch etwas entfernet ist. Daß hier in dieser Absicht eine solche Aehnlichkeit sey, meine ich hinlänglich in meiner letzten Schrift bewiesen zu haben. Aus diesen beiden Beweisgründen zusammen betrachtet, entstehet, meiner geringen Einsicht nach, ein hoher Grad der Wahrscheinlichkeit.

Könnte man noch ferner deutlich und klar beweisen, die Zahl und Beschreibung des Thiers in der Offenbarung, könne mit keinem Königreiche oder Kaiserthum auf Erden, welches gewesen ist, nun ist oder jemals seyn wird, China ausgenommen, übereinstimmen, so müste dieses bei einem jeden, zum wenigsten, der die Wahrheit der Prophezeiung glaubet, als ein wahrer und unläugbarer Beweis von der Wahrheit dessen, was ich zum voraus angeführet habe, angesehen werden. Eine Arbeit, welche ich durch GOttes Segen, bei bequemer Gelegenheit weiter auszuführen hoffe. *Crewkerne.* 1754. 21 *Dec.*

2. Cri-

2. Critische Anmerkungen über Thomas Hare Erklärung der Zahl 666 und Offenb. 13. von *A. Protestant.*

(Gentl. Magaz. 1755. Febr. p. 71.)

Herr Urban.

Ich erstaune, daß keiner von euren gelehrten Lesern die besondere Meinung des Herrn Thomas Hare von der Zahl des Thieres in der Offenb. 13. öffentlich in Betrachtung gezogen. Ich verwunderte mich auch nicht wenig, als ich seine Probe in eurem Magazin (*Vol. 23. p. 116.*) laß, und diese Stelle dabei fand: „Gelehrte Männer, von denen einige „auch auf diese Materie sich mit Fleiß geleget, haben „bisher, so viel ich weiß, keine wahrscheinliche oder „annehmliche Muthmassungen, davon vorgetragen.„ Der Mangel der Erkäntniß des Hrn. *Hare* in diesem Puncte ist beinahe ein Fehler; denn ich könnte verschiedene gelehrte Männer nennen, welche diesen Punct in Erwegung gezogen, und eben so wahrscheinliche und scheinbare Muthmassungen, als die seinige, davon angegeben haben.

Irenaeus der alte Kirchenvater, der mit *Polycarp*, dem Jünger des Apostels Johannes, bekannt war, wenn er von dem Antichrist und der Zahl seines Nahmens redet, hat diese Worte: *Multa nomina inueniri possunt habentia praedictum numerum*; und füget darauf hinzu: LATEINOS *nomen habet sexcentorum sexaginta sex numerum, et valde veri-*

verisimile est, etc. L. 5. c. 30. Wer sich die Mühe geben will, die Anmerkungen über diese berühmte Stelle zu lesen, wird verschiedene Nahmen finden, deren Buchstaben nach der Zahl genau 666 ausmachen. Unterdessen ist der Nahme *Lateinos*, worauf unser alter Auctor hinzielet, höchstwahrscheinlich dieser:

λ	α	τ	ε	ι	ν	ο	ς
30.	1.	300.	5.	10.	50.	70.	200.

und diese Zahlen zusammen genommen, steigen bis auf 666. Mit dieser Auslegung stimmet der gelehrte *Iohannes* MARCK in seinen Anmerkungen über die Offenbarung überein; und *Petrus* IVRIEV saget daselbst, die Prophezeiungen müsten nach der Sprache der Propheten erkläret werden. Nun haben wir zwo Sprachen, worinnen die Bibel geschrieben ist, die Hebräische und Griechische. Betrachte den Nahmen der Römischen Kirche in diesen Sprachen; im Hebräischen wirst du finden

ת	י	ו	מ	ן	ר	*Romiith.*
400.	10.	10.	40.	6.	200.	= 666.

und im Griechischen Λατεινος. Es sollte mich vergnügen, zu erfahren, warum die alte und überall angenommene Auslegung nicht eben so wahrscheinlich, als die von χεινα *China* seyn sollte, besonders da die Kirche zu Rom die lateinische Kirche ist, deren Gebeter in der lateinischen Sprache geschehen, und die die Bibel in dieser Sprache, obgleich die Uebersetzung sehr verfälscht ist, allein für ächt halten. Man muß ge-

stehen, Herr Hare hat sich in seiner Schrift viele Mühe gegeben; aber nach allen diesen, verlangte ich von ihm, daß er eure Leser unterwiese, warum die Zueignung des 13ten Kap. der Offenb. auf die Römische Kirche ihm misfalle, und wer daran gezweifelt, daß das rothe Thier in Offenb. 17. dasselbe mit dem Thiere Offenb. 13. sey.

3. R. GREYHOVND Critische Anmerkung über dieselbe Sache.

(Eben daselbst p. 72.)

Herr Urban.

Ich muß mich sehr verwundern über die ungemeine Scharfsinnigkeit eures sinnreichen Correspondenten von Crewkerne des Hrn. Hare, der eine Prophezeiung, die griechisch überliefert ist, durch hebräische Characteren erkläret; und durch eine willkührliche Verbindung hebräischer Zahlbuchstaben entdecket hat, China sey das Thier in der Offenb. 13. Was seine bewundernswürdige Ausführung betrift, so stimme ich mit ihm überein, daß keiner so weit gegangen ist, dieselbe zu widerlegen; und was seine künftige Schrift anlanget, worinnen er die Wahrheit seiner Hypothese zu beweisen sich vornimmt, so glaube ich, daß er durch die Folge dieses Briefes dieser Arbeit werde überhoben werden.

Der Beweiß des Hrn. Hare, China sey das Thier, erinnert mich eines andern grossen Mannes, des Hrn. Hur-

Hutchinson, der in allem Ernst beweiset, die Sonne sey ein Leuchter, (in seinem wunderbaren Commentarius über 1 Mos. 1.) Siehe seine *Principia Mosis*.

Unser Cabbalist ist nicht zufrieden, den Nahmen China auf hundert Arten zu foltern, „er waget es „beinahe zu bekräftigen, daß eine jede Redensart, wel„che bequemlich das Kaiserthum China bezeichnet, „nach seiner Angabe auf hebräisch, die Zahl 666 „hervorbringet.„ Wenn mir dieselbe Freiheit erlaubet ist, so will ich beweisen, unser Criticus sey das obengemeldete Thier, und daß ohne den geringsten unnatürlichen Zwang, der Ort seiner Wohnung auch die Zahl ausmache, auf folgende Art:

Hare *Thomas*

ר	א	ה	ן	א	מ	ו	ת	
200.	1.	5.	7.	1.	40.	12.	400.	= 666.

Crewkerne

ן	ר	י	ק	ו	ר	ק	
50.	200.	10.	100.	6.	200.	100.	= 666.

Dieses unterwerfe ich dem Urtheil aller nicht mit Vorurtheil eingenommenen, und in der hebräischen Sprache erfahrnen Personen, die von den seltsamen Einfällen Hutchinsons und der Cabbalisten noch nicht angesteckt sind. Ich könnte sowohl als unser Criticus, euch mehr Redensarten von seiner Beschäftigung, Arbeit ꝛc. schicken, welche durch die Zauberei meiner hebräischen Buchstaben die Zahl 666 vorbringen sollten;

ich will aber den Raum in eurer nützlichen Sammlung sparen. Doch kann ich einen sehr merkwürdigen Umstand nicht auslassen, daß *Crewkern* gemeiniglich genannt und geschrieben *Crookhorn*, quasi *Crooked-horn*, nachdrücklich im Hebräischen durch קרן *keren*, welches ein Horn bedeutet, gegeben werde; so daß dieses wunderbar mit der Prophezeiung übereinstimmet, welche dieses Ungeheuer als ein gehörntes Thier beschreibet. *London Febr.* 7. 1755.

* *

XXX.

Neue Englische Bücher vom Jahr 1755.

Jenner.

Wir haben es nicht für ungefügt gehalten, die besten neuesten Bücher aus den Englischen Magazinen mit anzuführen, und zwar in der Absicht, damit die Liebhaber solche, wenn sie der Uebersetzung werth sind, sich bald verschreiben können.

Den auswärtigen Liebhabern zu gefallen, wollen wir den neuesten Büchern auch die Preise, so wie sie in den Magazinen angeführet werden, mit beifügen. Um auch ungefehr den Preiß nach unserm Gelde zu wissen,

wissen, so muß man den L. oder Pfund Sterlings zu 6 thlr. den S. oder Schilling zu 8 ggl. und den d. oder Penny zu 8 Pfenning oder 1 Mariengroschen ungefehr rechnen. Doch kann dieses nicht ganz genau bestimmt werden, weil der Wechselcours bald steigt, bald fält. Die gesetzte Zahl mag also der Mittelpunct seyn.

1. Sure Guide to heaven, by G. Smith. Sicherer Wegweiser zum Himmel, von G. Smith. 4 S.
2. Essays moral and miscellaneous, by Dr. Fortescue. Moralische und vermischte Versuche von D. Fortescue. 4 S.
3. An historical dissertation on the books of the New Testam. Historische Streitschrift über die Bücher des Neuen Testaments. 5 S.
4. The 3d volume of Dr. Guyses exposition of the New Testament. Der dritte Band von Dr. Guyse Auslegung des N. Test.
5. Illustration of the Holy Scriptures with Notes and Explications on the Old and New Testament. fol. No. 5-10. Erklärung der heiligen Schrift mit Anmerkungen, und Auslegungen über das A. und N. T. fol. No. 5-10. Jede Nummer 3 d.
6. A Dissertation on Enthusiasm, by T. Green, M. A. Mag. Greens Abhandlung von der Enthusiasterei. 2 S. 6 d.
7. Iustin Martyr's Dialogue with Trypho the Iew, by H. Brown M. A. 2 vol. Iustins des Mär-

Märtyrers Gespräch mit dem Juden Trypho, von H. Brown. 2 vol. 11 S.

8. Divine institution of marriage, the emblem of the union between Christ and his Church, by M Merrick. L. L. B. Göttliche Einsetzung des Ehestandes, ein Sinnbild der Vereinigung zwischen Christus und seiner Kirche, durch M. Merrick. 2 Predigten. 1 S.

9. A commentary on the Book of Iob, by L. Chappelow. B. D. Eine Auslegung des Buchs Hiobs durch L. Chappelow.

10. Dissertations on the prophecies that have been remarkably fulfilled, and at this time are fulfilling in the World, by F. Newton. Abhandlungen über die Prophezeiungen, die auf eine merkwürdige Art erfüllet sind, und nun in der Welt erfüllet werden, durch F. Newton.

11. Remarks on Kennedy's Scripture chronology. Anmerkungen über Kennedy Chronologie der Schrift. 6 S.

12. Xenophontis Oratio de Agesilao Rege, Hiero, sive de Regno, etc. gr. et lat. recensuit B. Simpson. A. M. 5 S.

13. The adventures of Catherine Vizzuni. Begebenheiten der Cath. Vizzuni. 1 S.

14. An account of an attempt to as certain the longitudo at sea: by an exact theory of the variation of the magnetic needle, with à table of variations at the most remarkable cities

cities in Europe, from the year 1660 to 1680. by Zach. Williams. Nachricht eines Versuchs, durch eine genaue Theorie der Abweichung der Magnetnadel, die Länge auf dem Meere zu bestimmen, mit einer Tabelle, worinn die Abweichungen der merkwürdigsten Städte in Europa von 1660 bis 1680. angezeiget werden, von Zach. Williams. 1 S.

Diese Schrift ist Englisch und Italienisch gegen einander über gedruckt. Der Verfasser, der nun schon über 86 Jahr alt ist, hat schöne Entdeckungen darinn gemacht, viele Irrthümer verbessert, und wider Newton durch die Erfahrung bewiesen, daß die Abweichung der Magnetnadel in London nicht stille stehe, sondern noch zunehme.

15. Political observations on the Characters of the Roman Emperors. No. 1. Politische Anmerkungen über die Characteres der Römischen Kaiser, kommt bei Nummern heraus. No. 1. 6 d.

16. The great Love and Tenderneſs of God to his creature Man. Die grosse Liebe und Zärtlichkeit GOttes gegen sein Geschöpf den Menschen. 4 S.

17. An historical and critical Account of the Life and Writings of Iames 1. by W. Harris. Historische und critische Erzählung von dem Leben und Schriften Jacobs 1. von W. Harris. 4 S.

18. Reflections on the antient Alphabet and Language of Palmyra. Betrachtungen über das alte Alphabet und die Sprache von Palmyra (von Swinton Prof. zu Oxford) 2 S. 6 d.

Hornung.

19. Greenhils essays on the prophecies of the New Testament. I. Greenhils Versuche über die Prophezeiungen des N. Test. 1 S. 6 d.

20. View of the principal Deistical Writer, by Iohn Leland, D. D. Doct. Lelands Untersuchung der vornehmsten Deistischen Scribenten. 2 B. 6 S.

21. Four Lettres concerning the study of the Hebrew Scriptures. Wie man das Hebräische studieren solle, in vier Briefen. 1 S.

22. Practical Comment on the 107th Psalm, by W. Romaine, M. A. Practische Auslegung des 107ten Psalms von W. Romaine. 2 S. 6 d.

23. Theron and Aspasio etc. by I. Hervey A. M. 2 vol. groß 8. 18 S. und klein 9 S. Diese 2 Bände sind im vorigen Jahre schon deutsch erschienen, unter dem Titel: Herrn Iames Hervey erbauliche Betrachtungen zwischen Theron und Aspasio, über die Herrlichkeit der Schöpfung und die Mittel der Gnade. Hamb. und Leipz. 8. Sie sind werth gelesen zu werden.

24. A Paraphrase and Notes upon the Epistle

to the Hebrews, with Remarks on Bolingbroke, by A. A. Syke, D. D. Paraphrastische Auslegungen und Anmerkungen über den Brief an die Hebräer, mit Anmerkungen über den Bolingbroke von Dr. Syke. 6 S. Wird recensiret in Leipz. gel. Zeit. 1755. No. 77. p. 681.

25. The Practice of Physick, by I. Shebbeare. M. D. Practische Anwendung der Arzneikunst von Dr. Shebbeare, 2 vol. 10 S.

26. The mathematical Repository, by I. Dodson F. R. S. vol. 3. Das mathematische Repositorium von I. Dodson Mitgl. der königl. Societ. der Wissensch. vol. 3. 4 S.

27. An Essay on Insurance, by N. Magens. N. Magens Abhandlung von der Assecuranz. 2 vol. 4. 1 L. 7 S.

28. The Iournal of a Voyage to Lisbon, by H. Fielding. Esq. Tagebuch von einer Reise nach Lissabon von H. Fielding 3 S. Wird recensiret in Leipz. gel. Zeit. 1755. No. 65. p. 577.

29. An Essay on the medical Education of Children. Abhandlung von der medicinischen Erziehung der Kinder. 5 S.

30. The Art of Drawing and Painting in water colours. Die Kunst mit Wasserfarben zu zeichnen und zu mahlen. 1 S.

31. An Essay upon a Sleeping Cupid, by I. Nixon. A. M. Ioh. Nixons Abhandlung von dem schlafenden Cupido. 1 S.

Ist eine gelehrte Schrift über einen Marmorstein in der Arundelianischen Sammlung, aus dem Vermächtnisse des Herrn Pomfrets. S. London Magaz. March. 1755. p. 129.

32. Museum Meadianum, sive Catalogus Nummorum, etc. 1 S. 6 d. Wird recensiret in den Hamburg. freien Urtheilen 1755. No. 80. p. 633.

Des Doct. Meads Bibliothek ist in London für 5498 L. 4 S. 5 d. verkauft worden. *Gentl. Magaz.* 1755. May p. 235. Das macht nach unserm Gelde ungefehr 33000 thlr. dergleichen grosse Bibliotheken in Deutschland etwas dünne gesäet sind.

33. Iulii Caesaris Commentarii, cum anglica translatione I. Towers M. A. 4 S.

34. The parliamentary or constitutional History of England, from te Battle of Naseby to the beheading the King. vol. 14-18. incluſ. Historie von England aus den Parlamentsacten von dem Treffen bei Naseby bis zur Enthauptung des Königs, der 14te bis 18te Band, jeder 6 S.

März.

35. The new Testament adapted to the capacities of Children. Das neue Test. nach dem Begriffe der Kinder eingerichtet. 2 S. 6 d.

36. An Englisch Translation of the Psalms, from the Hebrew metre of Bishop Hare, by

by Th. Edwards, with notes. M. A. Th. Edwards Englische Uebersetzung der Psalmen nach dem Hebräischen Silbenmaaß des Bischofs Hare, mit Anmerkungen.

37. The History of Polly Willis, Geschichte der Polly Willis. 3 S.

38. The Life and adventures of Sobrina. Leben und Begebenheiten der Sobrina. 2 vol. 6 S.

39. Iuvenalis Satyra tertia, anglice versa per S. Derrick. 1 S.

40. Truth and Falsehood, à tale, Wahrheit und Falschheit, eine Erzählung. 6 d.

41. The Centaur not fabulous, in five Letters to à friend. Der Centaur, nicht eine Fabel, ein vortreffliches Buch wider die Laster unsrer jetzigen Zeit. Lond. Mag. March. p. 125. ist schon ins Deutsche übersetzet.

42. An Essay towards à Translation of Homers Works in blank Verse with notes, by I. N. Scott. Med. D. Versuch einer Uebersetzung des Homers in ungereimten Versen, mit Anmerkungen, von I. N. Scott. M. D. Dieser Versuch ist nicht so gerathen, daß er des grossen Popes gereimten Versen Abbruch thun wird. 2 S.

43. An Essay towards à natural History of the Corals, Corallines, Keratophyta etc. of great Britain, by I. Ellis F. R. S. Ioh. Ellis Versuch in der Naturgeschichte der Corallen ꝛc. Großbritanniens. 4. 12 S. 6 d.

44. Several Discourses preached at the Temple church, by T. Sherlock. Bischofs Sherlocks verschiedene Predigten, 2ter Theil. 5 S.

45. An Analysis of the philosophical Works of Lord Bolingbroke. Zergliederung der philosophischen Werke Lord Bolingbroks 2 S. 6 d.

46. Notes on the philosophical Writings of Ld. Bolingbroke; by C. Bulkeley. Anmerkungen über die philosophischen Schriften des Lord Bolingbroks. 2 S. 6 d.

47. A sketch of Ld. Bolingbrokes philosophie, by R. Heathcote. Entwurf der Philosophie des Lord Bolingbroks von R. Heathcote.

48. Dr. Smallets translation of Don Quixote 2 vol. 4. Dr. Smallets Uebersetzung von Don Quixote mit Kupfern 2 vol. 4. 2 L. 10 S.

49. Fanny, or the amours of a young lady, Fanny, oder Liebeshändel eines jungen Frauenzimmers. 2 vol. 6 S.

50. The matrimonial Preceptor. Der Lehrmeister der Ehe. 3 S.

April.

51. Scripture Account of Sacrifices. Schriftmäßige Nachricht von den Opfern. 5 S.

52. The intent and propriety of the Scripture miracles considered and explained, by H. Owen D. D. Betrachtung und Erklärung der Absicht und Eigenschaft der Wunderwerke in

der

der heil. Schrift, von Doct. Owen. 113 Seiten in 8.

Es ist in 2 Theile getheilet; der erste handelt die Wunderwerke des A. und der zweite die Wunderwerke des N. Test. ab, er glaubt, daß dieselben einen unterschiedenen und absonderlichen Vorwurf gehabt, obgleich sie zu demselben allgemeinen Endzweck hinzieleten. Der Zweck der Wunderwerke im A. T. diente dazu, denen Menschen den Dienst des lebendigen GOttes in Absicht auf die Abgötterei und heidnische Götzen zu lehren; die im N. T. um den erkannten GOtt in Absicht auf den Erlöser der Menschen näher kennen zu lernen.

52. Carte's General History of England. 4th. volume. Allgemeine Geschichte Englands von Carte, der 4te Band. 1 L. 10 S. ungebunden.

54. Natural history of Norway, Naturgeschichte Norwegens (von Pantoppidan) fol. 1 L. 5 S. ungeb.

55. Authentick memoirs of the Life of Rich. Mead. Aufrichtige Nachrichten von dem Leben R. Mead, Med. Doct. und Mitgl. der Königl. Societät der Wissensch. 1 S.

56. A Dictionary of the English Language, by S. Iohnson M. A. Wörterbuch über die Englische Sprache von Hrn. Iohnson M. A. in 2 grossen Folianten 4 L. 10 S. 28 thlr. Dieses Werk ist in den Magazinen als eines, das seines gleichen bisher nicht gehabt, sehr gerühmet worden. Die gelehr-

ten

ten Verfasser der Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen haben den Werth dieses Buchs auch eingesehen, und es No. 5. p. 34. dieses Jahrs ungemein angepriesen, und angeführet, daß der Verfasser über 10,000 thlr. von den Verlegern dafür empfangen. Es könnte dieses zum Muster dienen, um darnach ein Wörterbuch von der deutschen Sprache zu verfertigen, indem der Verfasser die verschiedenen Bedeutungen eines jeden Worts, besonders der Zeitwörter, genau auseinander gesetzt, und mit Zeugnissen aus den bewehrtesten Englischen Schriftstellern bewiesen.

57. Essays on several important Subjects, by Iohn Trenchard. Esq. Versuche über verschiedene wichtige Gegenstände von Iohn Trenchard. 1 S. 6 d.

58. Tentamen de inoculanda Peste.

59. Medical and chirurgical Cases, by F. Muzell M. D. 2 S. Medicinische und chirurgische Vorfälle, von F. Muzell M. D. bei der Charité in Berlin. Sie sind aus dem Deutschen ins Englische übersetzet, und gereichet dem Hrn. Verfasser zur sonderbaren Ehre, weilen die Bücher, die aus dem Englischen in unsere Sprache übersetzet werden, unzählig, und die aus dem Deutschen ins Englische nicht viele sind.

60. Sculptura, or the History and Art of Chalcography, and engraving on Copper, by I. Evelyn. Die Kunst in Kupfer zu stechen von I. Evelyn. Esq.

61. Orlando Furioso, Italienisch und Englisch von Torq. Tasso 2 vol. 4. 1 L. 11 S. 6 d.

May.

62. An attempt to prove that the old Law relating to the Iewisch continual Sacrifice is still in force. Versuch um zu beweisen, daß das alte Gesetz, welches auf das beständige Opfer der Juden seine Absicht hat, noch immer seine Kraft behalte. 1 S.

63. A new Translation and Commentary on the Prayer of Habakuk, Moses, etc. by W. Green M. A. W. Greens neue Uebersetzung und Auslegung der Gebete des Habakuks, Moses ꝛc. 1 S. 6 d.

64. An Introduction to the Universal History, by G. Sharpe L. L. D. Einleitung in die Universalhistorie von G. Sharpe. 4 S.

65. An Essay on the Dropsy, and its different species by D. Monro. M. D. Doct. Monro Abhandlung von der Wassersucht und deren verschiedenen Arten. 1 S. 6 d.

66. Musae Etonenses. 2 vol. 10 S.

67. Poems on several Occasions by Elis. Tallet. Elis. Tallets Gedichte über verschiedene Gelegenheiten. 2 S. 6 d.

68. Poems by eminent Ladies. Gedichte vornehmer Frauenzimmer 2 vol. 12. 6 S.

69. The Works of I. Swift DD. Die Werke des

des Dechants I. Swifts Doct. theol. in 6. B. in 4. und 12 B. in 8. jede Ausgabe gebunden. 3 L. 12 S.

70. Memoirs of several Ladies of Great Britain. Nachrichten von verschiedenen vornehmen Frauenzimmern Großbritanniens. 6 S.

Brachmonat.

71. Christianity à revealed Mystery, by R. Burthogge M. D. Das Christenthum ein geoffenbartes Geheimniß von R. Burthogge 1 S. 6 d.

72. The Elements of the Civil Law, by I. Taylor L. L. D. Anfangsgründe des bürgerlichen Rechts von J. Taylor, Doct. der Rechtsgel. 21 S.

73. A summary, historical and political of the first Planting, progressive Improvement, and present State of the British settlement, in North-America, by W. Douglas M. D. Summarische historisch und politische Abhandlung der ersten Bepflanzung, allmähligen Verbesserung, und jetzigen Zustandes der Brittischen Colonien in Nord-America, von W. Douglas Med. D. 2 B. groß 8. 12 S.

74. Lydia, or filial Piety. A novel. Lydia, oder die kindliche Liebe, ein Roman, 2 B. 6 S. gebunden.

75. A dissertation on sea-water. Abhandlung von dem Seewasser. 1 S.

76. Bailey allgemeines etymologisch Englisches Wörterbuch, mit den Zusätzen des I. N. Scott M. D. und anderer, wird stückweise wieder aufgelegt, jede Nummer 6 d. Das ganze Buch kommt nicht über eine Guinee.

77. Twenty practical Sermons, by the late Rev. S. Bourn. Zwanzig Predigten von dem verstorbenen S. Bourn.

78. A course of practical Sermons by S. Walker A. B. Sammlung von Predigten von S. Walker. 2 S. 6 d.

* *

XXXI.

Vom männlichen Alter. *

(Univers. Magaz. 1755. March. p. 122.)

The proper study of mankind is Man.

Pope.

Vor allen lern, o Mensch, den Menschen kennen.

Nach dem Maasse der menschliche Körper den reifen Jahren näher kommt, höret er auf länger zu werden. Einige werden nach den 14 oder 15 Jahre nicht länger, andere hingegen wachsen bis zum zwei oder drei und zwanzigsten Jahre. Die

* Siehe S. 42.

mehresten sind um diese Zeit nur geschmeidig, Schenkel und Beine sind dünne, und die Muskeln nicht gänzlich ausgefüllet. Nach und nach aber wächst das Fleisch an, die Zwischenräume werden ausgefüllet, die Muskeln schwellen und werden runder, und der menschliche Leib befindet sich vor dem dreißigsten Jahre in seiner grössesten Vollkommenheit in Absicht auf sein Verhältniß und Form.

Frauenspersonen erreichen diese Stufe der Vollkommenheit gemeiniglich viel früher, da ihr Wachsthum, welcher ordentlicher Weise kleiner bleibet als bei Männern, in kürzerer Zeit vollendet wird. Die Muskeln, das Fleisch und die übrigen Theile, woraus ihr Körper bestehet, sind nicht so stark, gedrungen und feste als bei Männern: daher erfordern dieselbe auch nicht so viel Zeit diese Vollkommenheit in Ansehung des Wachsthums zu erreichen. Der Leib eines Weibesbildes ist im zwanzigsten Jahre eben so vollkommen ausgewachsen, als einer Mannsperson im dreißigsten. Ein wohlgebildeter männlicher Körper ist breit, die Muskeln sind stark ausgedrücket, die Gliedmassen derbe, und die Gesichtszüge wohl ausgezeichnet. Bei Frauenspersonen ist alles rundlicher, die Bildungen sanfter, und die Gesichtszüge von zarterer und feiner Zeichnung. Stärke und eine gewisse Majestät gebühret jenen, diesen aber kommt Annehmlichkeit und Schönheit als ein Eigenthum zu. Kurz alles in beiden Geschlechten, erkläret sie zu Herren der Erde.

Bei dem Menschen giebt eine jede seiner Eigenschaften,

schaften, selbst die äusserliche Bildung, seinen Vorzug vor allen lebendigen Geschöpfen zu erkennen. Sein Gang ist aufrecht und prächtig: sein natürliches Geschick zeiget, daß er zum gebieten gebohren sey: sein Gesicht ist gen Himmel gerichtet, und hat ein heiliges Gepräge seiner Hoheit. Die Seele drücket sich in seinen Blicken aus, und die Vortreflichkeit seiner Natur leuchtet aus allen körperlichen Werkzeugen hervor, und belebet alle Züge des Gesichtes mit einem göttlichen Feuer. Sein majestätischer Anstand, sein kühner und fester Tritt verräth den Adel seines Geblüts. Die Erde berühret er nur mit den äussersten und entferntesten seiner Gliedmassen, und siehet sie nur von ferne, und gleichsam mit Verachtung an. Seine Arme sind ihm nicht gegeben, um damit das Gewicht seines Körpers zu tragen: seine Hand darf den Erdboden nicht berühren, damit sie nicht durch ein beständiges Anreiben das zarte Gefühl, wovon sie das vornehmste Werkzeug ist, verlieren möge. Arm und Hände sind zu edleren Gebräuchen bestimmet, die Befehle des Willens auszuführen, entfernete Dinge zu fassen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, schädliche Angriffe und Stösse abzuwehren, angenehme Dinge aber zu umarmen, und fest zu halten.

So lange in der Seele Stille herrschet, bleiben alle Theile des Gesichtes in dem Zustande einer völligen Ruhe. Derselben Ebenmaaß und Einigkeit stattet ein zuverläßiges Zeugniß von der angenehmen Harmonie der Gedanken ab, und stehet mit der innerlichen

Stille in Uebereinstimmung: ist aber die Seele in eine unruhige Bewegung gebracht, so wird das Angesicht zu einem lebendigen Gemählde, worinn die Leidenschaften so fein als stark ausgedrücket sind. Man kennet in dieser Schilderei eine jede Bewegung der Seele gleichsam bei ihrem eigenen Zuge, und eine jede Handlung bei ihren unterscheidenden Merkmal, welche sich lebhaft und schnell noch vor der Erklärung des Willens ausdrücken, und also die Ursachen unser geheimen Regungen, durch rührende Zeichen entdecken und abmahlen.

Besonders drücken die Augen diese Leidenschaften so sichtbarlich aus, daß man dabei nicht irren kann. Das Auge gehöret unmittelbar zur Seele, als irgend ein anderes Werkzeug der Sinnen. Es ist als ob es die Seele berühre, und an allen ihren Bewegungen Theil nähme. Die lebhaftesten Leidenschaften, die ungestümesten Wallungen sowohl als die sanftesten und zärtlichsten Empfindungen der Seele werden vermittelst dieses Werkzeuges mit so natürlichen Farben, in der Stärke und so rein abgemahlet, als das Urbild selbst ist: es stellet dieselbe in solchen schnellen Zügen dar, welche das Feuer, die Wirksamkeit, und eine völlige Aehnlichkeit der Denkbilder ausdrücken. Kurz, das Auge ist der wahre Dolmetscher der Seele, und das Werkzeug des Verstandes.

Diejenigen, welche übersichtig sind, besitzen diese äussere Seele, welche vornehmlich in den Augen ihre Wohnung hat, nicht so vollkommen. Dieser Fehler ver-

verdirbt die Harmonie der Gesichtsbildung, und machet auch das schönste Angesicht entweder unangenehm oder häßlich. Dergleichen Augen geben zwar die stärkere Gemüthsbewegungen zu erkennen; sie können aber die sanftere Denkbilder und feinere Empfindungen der Seele nicht zeichnen. Wir machen uns allezeit einen Begriff von einem Menschen aus seinem ersten Anblick; jener Fehler aber trägt nicht wenig dazu bei, daß derselbe sehr nachtheilig für eine Person, die unglücklicher Weise damit behaftet ist, ausfält. Dabei kommt es uns schwer an, diesen ersten Eindruck zu verbessern, wenn uns gleich die Vernunft überzeuget, daß er sich nur auf Eigensinn gründe, und daß die Person unsere höchste Achtung verdiene.

Wir sind so sehr gewöhnet uns von allen Dingen Begriffe nach ihrer äusserlichen Gestalt zu machen, daß es, auch selbst bei den weisesten und vorsichtigsten, einen starken Einfluß auf den Verstand hat. Wir urtheilen von einem Menschen nach seiner Gesichtsbildung, ja selbst seine Art zu kleiden hilft mit unser Urtheil zu bestimmen. Ein verständiger Mensch muß also seine Kleidung als einen Theil seiner selbst betrachten, weil sie es wirklich bei andern ist, und in dem Begriffe, welchen sie von uns sich bilden, ein beträchtliches Stück ausmachet.

Die entweder lebhafte oder matte Bewegung der Augen, machet eines der vornehmsten Gepräge des Gesichtes aus, und ihre Farbe trägt ein vieles bei dieses Gepräge kennbarer zu machen.

Obschon es scheinet, als ob das Auge bei seiner Be-

wegung sich nach verschiedenen Seiten ziehe, so hat es doch nur eine Art der Bewegung, nämlich die Drehung um seinen Mittelpunct, welche macht, daß es das Ansehen hat, als ob es sich bald den Augenwinkeln nähere oder davon entferne, bald auf oder nieder steige. Beide Augen stehen bei dem Menschen verhältnißweise näher bei einander, als bei irgend einem lebendigen Geschöpfe. Ja dieser Zwischenraum ist bei den mehresten Thieren so groß, daß es ihnen unmöglich ist, einen Gegenstand, es sey denn in einer grossen Entfernung, mit beiden Augen zugleich zu sehen.

Diejenigen Theile des Gesichtes, welche, nächst den Augen, das meiste zur Gesichtsbildung beitragen, sind die Augenbraunen. Da dieselbe von ganz anderer Art sind als die übrigen Theile, so machen sie sich durch ihre besondere Farbe sichtbarer, und fallen mehr ins Auge als irgend ein anderes Stück des Gesichtes. Die Augenbraunen sind der Schatten in dem Gemählde, welcher desselben Farben und Gestalt erhöhet. Die Augenwimpern thun gleichfals das ihrige, wenn sie lang und stark sind: durch sie wird das Auge schöner, und der Blick lieblicher. Nur Menschen und Affen haben die Augenlieder mit Haaren gezieret: andere Thiere haben dieselbe nicht auf den untersten Augenliede, und die Menschen selbst sind damit weniger auf dem unteren als oberen Liede versehen. Die Augenbraunen haben nur eine zwiefache Bewegung, welche sie von den Muskeln der Stirne empfangen, durch die eine werden sie aufwerts, durch die andere aber zu-

sammen

sammen gezogen oder nieder gestossen, indem sie sich einander näheren.

Die Augenlieder dienen dazu die Augen zu beschirmen, und zu verhüten, daß die durchsichtige Hornhaut nicht trocken werde. Das obere kann sich selbst erheben und niederlassen, das untere aber hat nur eine geringe Bewegung. Obschon die Bewegung der Augenlieder von unserm Willen abhängt, stehets doch nicht in unser Gewalt dieselbe offen zu halten, wenn sie entweder vom Schlafe zu sehr beschweret, oder sonst ermüdet sind. Ihnen stossen sehr oft Zuckungen und andere unwillkührliche Bewegungen zu, welche unvermuthet und ohne unser Vorwissen kommen. Bei Vögeln und den vierfüßigen Thieren, die sowohl im Wasser als auf dem Lande leben, ist das untere Augenlied beweglich. Fische aber haben gar keine Augenlieder, weder unten noch oben.

Die Stirn ist ein sehr beträchtliches Theil des Angesichtes, und eines von denen, welche das meiste zu dessen schönen Bildung beitragen. Sie muß aber ihr gehöriges Ebenmaaß haben, weder zu rund noch zu platt, noch zu schmal noch zu kurz, und mit den Haaren auf eine regelmäßige Art oben und an den Seiten gezieret seyn.

Die Nase ist das meist vorausstehende und sichtbarste Theil des Gesichtes; gleichwie sie aber wenig Bewegung hat, welche sie nur bei den heftigsten Leidenschaften machet, so dienet sie mehr die Schönheit als das Gepräge des Gesichtes zu bilden. Wenn sie nur

nicht ganz unförmlich und häßlich ist, wird nicht so sehr darauf gesehen als auf die übrigen Theile, welche mehr Bewegung haben, wie der Mund und die Augen.

Der Mund und die Lefzen sind diejenigen Theile, welche, nächst den Augen, die meiste Bewegung haben, und die Leidenschaften am kläresten ausdrücken. Indem er sich nach den Bewegungen des Gemüths richtet, giebt er die verschiedenen Gepräge desselben zu erkennen durch die verschiedene Gestalten, welche er annimmt. Das Werkzeug der Stimme beseelet diesen Theil beständig, und macht ihn vor allen andern lebhaft. Das Rosenroth der Lippen, das weisse Schmelzwerk der Zähne geben mit ihren Vorzügen, welche sie über alle andere Farben des Gesichtes haben, zu erkennen, daß ihre Schönheit der einzige und vornehmste Gesichtspunct seyn sollte. Wir heften in der That unsere Augen auf den Mund einer redenden Person, und lassen sie darauf länger ruhen als auf einem anderen Theile des Angesichtes. Ein jedes Wort, eine jede Sylbe, ein jeder Schall machet seine eigene Bewegung in den Lippen. Wie verschieden und schnell diese Bewegungen auch seyn mögen, so lassen sie sich doch alle von einander unterscheiden. Man hat Exempel, daß stumme Personen die Verschiedenheiten und Eigenschaften der Sprache so klar entdecket haben, als ob sie, was geredet worden, vollkommen verstünden, blos durch eine aufmerksame Betrachtung der Art, womit es ausgesprochen wurde.

Die

Die untere Kinnlade ist allein beweglich bei Menschen, wie bei allen anderen Thieren, selbst den Crocodil nicht ausgenommen; obschon Aristoteles uns in verschiedenen Stellen versichert, daß nur in der oberen Kinnlade dieses Thieres Bewegung sey, die untere aber, worinn, nach seinem Vorgeben, die Zunge befestiget, schlechterdings unbeweglich sey.

Ich hatte Lust mich davon zu versichern, fand aber bei Untersuchung des Gerippes eines Crocodils, daß nur die untere Kinnlade beweglich sey, und die obere eben wie bei anderen Thieren, an dem übrigen Gebeine des Kopfes feste wäre, ohne ein Gelenke zu haben, wodurch sie beweglich gemachet würde.

(Die Fortsetzung folget.)

* * * * * * * * * * * * * * * * *

XXXII.

Leben

des berühmten Doctor

Jonathan Swift.

(Lond. Magaz. 1755. Ian. p. 24.)

Doct. Swifts Vorfahren waren von guten und ehrbaren Stande. Sein Großvater war der ehrwürdige Thomas Swift, Vicar von Goodridge, nahe bei Roll in der Grafschaft

Hereford. Er besaß ein väterliches Landgut in diesem Lande, welches sein Urenkel der Dechant Swift, ein Edelmann, noch im Besitze hat. Er starb 1656 und hinterließ 5 Söhne, Godwin, Thomas, Dryden, Jonathan und Adam. Zween derselben, Godwin und Jonathan, hinterliessen nur Söhne. Jonathan heirathete Abigail Erick aus der Grafschaft Leicester, von welcher er eine Tochter und einen Sohn hatte. Die Tochter ward im ersten Jahre Hrn. Swifts Ehestandes gebohren, er erlebte aber nicht die Geburt seines Sohnes, der 2 Monate nach seinem Tode gebohren ward, und nachher der berühmte Dechant von St. Patrick, von welchem wir nur handeln wollen, geworden ist.

Er ist gebohren in Dublin den 30. Nov. 1667. und wurde bald nach seiner Geburt durch seine Amme nach England gebracht, welche, da sie über die See fahren muste, und als Amme grosse Liebe für das Kind hatte, das sie säugte, ihn mit ins Schif trug, ohne daß seine Mutter und Anverwandten das geringste davon wusten, und behielt ihn bei sich zu Whitehaven in Cumberland, ungefehr 3 Jahr, so lange sie sich an diesem Orte aufhielt. Diese ausserordentliche Begebenheit machte, daß seine Rückkunft mehr das Ansehen hatte, als wenn er nach Irland wäre hinüber versetzet worden, als daß er sein ursprüngliches Daseyn diesem Lande zu danken hätte. Daher der Dechant selbst in seiner verdrießlichen und murrischen Laune, wenn er auf die Undankbarkeit Irlands zornig war, öfters soll gesagt

sagt haben: Ich bin nicht aus diesem schlechten Lande, ich bin ein Engländer, welches oft buchstäblich genommen wurde, obgleich er es in verblümten Verstande meinete. Aber in seinen guten Stunden, hat er niemals sein Vaterland verleugnet; im Gegentheil, nannte und bezeichnete er sehr oft das Hauß, worinnen er gebohren war. Seine Mutter war nach ihres Mannes Tode nur in geringen Umständen, die Sorge und Vormundschaft ihres Sohnes und ihrer Tochter übernahm sein ältester Bruder Godwin Swift, der vorher genennet ist, freiwillig auf sich.

Die Kindheit des Doct. Swifts gieng ohne sonderliche Zeichen seines Verstandes vorbei. Als er 6 Jahr alt war, schickten sie ihn in die Schule nach Kilkenny, und ungefehr im 14 Jahre, gieng er als Student in das Trinitätscollegium in Dublin; wo er vollkommen regelmäßig und unter einem gänzlichen Gehorsam, den Statuten gemäß, lebte. Aber das murrische Wesen seines Temperaments machte ihn bei seinen Mitgesellen sehr unangenehm, so daß er wenig geachtet, und noch weniger geliebet wurde. Auch waren die academischen Uebungen seinem Genie nicht angenehm, die Vernunftlehre und Metaphysik waren bei ihm äusserst verachtet, und kaum achtete er die Mathematik und natürliche Weltweisheit, als nur sie lächerlich zu machen. Die Studien, denen er folgte, waren die Historie und Dichtkunst. In diesen machte er grossen Fortgang, hatte aber so wenig Aufmerksamkeit auf alle andere Zweige von Wissenschaft gehabt, daß, als er sich als

Bacca-

Baccalaureus in denen Künsten stellete, er als ungeschickt verworfen wurde. Er erhielte es aber doch endlich, aber es geschah aus besonderer Gunst, (*ex speciali gratia*) eine Redensart, welche auf dieser Universität Kennzeichen einer Unehre und eines Schimpfes in sich zu enthalten scheinet. Der junge Swift war voller Zorn über diese Begegnung zu Dublin, und beschloß also seine Studien in Oxfort fortzusetzen. Die Mitglieder dieser Universität verstunden die Wörter *speciali gratia* in seinem Zeugnisse ganz anders, als die zu Dublin, und legten es aus als eine Belohnung, die ihn für seinen ausserordentlichen Fleiß und Gelehrsamkeit wiederfahren wäre, er ward gebracht in Harthall nun Hartfordcollegium, worinnen er so lange wohnete, bis er 1691. zum Meister der freien Künste ernannt wurde.

Als der Oheim des Doct. Swifts, von welchem er vornehmlich abhieng, in dem Revolutionsjahre starb, wurde er vornehmlich durch die Gütigkeit des Ritter William Temple unterstützet, mit dessen Gemahlin er weitläuftig verwand war, welches eine übelgesinnete und grundlose Vermuthung verursachte, daß er sein wirklicher Vater wäre. Sobald als er die Universität verließ, lebte er mit dem Ritter William als seinem Freunde und Hausgenossen. Nachdem er von einer langen und gefährlichen Krankheit wieder aufgekommen, gieng er nach Irland, die Wirkungen der Luft, worinn er gebohren war, zur völligen Herstellung seiner Gesundheit zu versuchen.

Er

Er verspührete auch so vielen Vortheil, daß er bald nach England zurück kehrte, und mit vieler Zärtlichkeit von dem Ritter William Temple, der nun zu Sheen wohnete, wo ihn der König William oft besuchte, wieder aufgenommen wurde. Hier hatte Swift oft Gelegenheit mit diesem Prinzen zu sprechen, der ihm eine Capitainsstelle bei der Reuterei anbot; ein Anerbieten, welches ausgeschlossen zu haben, ihm in seiner milzsüchtigen Leibesbeschaffenheit oft verdrießlich war. Aber zu der Zeit hatte er noch beschlossen, ein Geistlicher zu werden, und gieng deshalb wieder nach Irland hinüber, wo er sich gleich darauf unter dem Panier der Kirche einschreiben ließ. Ein Empfehlungsschreiben an den Lord Capel, damaligen abgeordneten Lord, brachte zuwege, daß er ihm eine Prebende von 100 Pf. jährlichen Einkommens schenkte. Er ward aber bald dieser Beförderung überdrüßig, welche einem Manne von seinem Ehrgeize lange nicht hinlänglich genug war. Er dankte von seiner Prebende zum Besten eines Freundes wieder ab, und weil er seines einsamen Lebens wegen krank wurde, kehrte er wieder zurück nach Sheen, wo er als ein Hausgenosse, wie sonsten, bis zum Ende des Ritters William Temple, lebte, der ausser einem Vermächtniß an Gelde, ihm die Sorge überließ, seine nachgelassene Schriften dem Druck zu übergeben.

Während seines Aufenthalts bei dem Ritter William Temple, gerieth er in eine genaue Bekanntschaft mit einem Frauenzimmer, welche er unter dem Nahmen

men Stella oft gerühmt und erhoben hat. Ihr rechter Nahme war Johnson. Sie war eine Tochter eines Haushofmeisters des Ritters Williams, und eine heimliche aber ungezweifelte Gemahlin des Doct. Swifts. Der Ritter William vermachte ihr im Testament 1000 Pf. Sterl. als eine Erkänntlichkeit der getreuen Dienste ihres Vaters. Sie verheirathete sich mit Doct. Swift 1716. und wurde von dem Doct. Ashe damaligen Bischof von Clogher ehelich verbunden. Er hatte mit der Stella schon lange einen vertrauten Umgang gehabt, ehe er sich mit ihr trauen ließ, und nach ihrer Verbindung setzten sie dieselbe Lebensart noch, wie vorher, fort. Sie wohneten beide in besondern Häusern, nichts schien in ihrem Betragen ausser den Grenzen einer platonischen Liebe zu seyn. Dieses scheinet unverantwortlich zu seyn, daß, ungeachtet des ausserordentlichen Characters dieser Dame, und ihrer innerlichen Unzufriedenheit über diesen Umstand, Swift niemals dahin hat können gebracht werden, sie für seine Frau zu erkennen, oder mit ihr als eine solche zu leben. Lord Orrery schreibet dieses seinem Ehrgeiz und Stolze zu, welcher alle seine Verrichtungen regierte, und Vernunft und Gerechtigkeit besiegte, und eine geringe Verbindung ihm verächtlich machte, indem er den knechtischen Zustand ihres Vaters betrachtete; obgleich andere dieses dem allgemeinen Gerüchte zuschrieben, daß sie für des Ritter William Temple natürliche Tochter, und Swift für dessen natürlichen Sohn gehalten wurden. Sie starb im Jahr 1727

aus

aus lauter Gram (saget Lord Orrery) über ihr besonderes Schicksal.

Als der Ritter William Temple gestorben war, kam Swift nach London, und übergab an König William eine Bitschrift, und erinnerte denselben an sein dem Ritter gethanes Versprechen, daß Herr Swift die erste ledige Stelle unter den Prebenden von Westminster, oder Canterbury haben sollte; aber er fand sich hierinnen betrogen; und von der Zeit muß man seine Bitterkeit gegen den König und die Hofbedienten, die er durch alle seine Schriften so offenbar blicken läßt, an rechnen.

Nach diesem begleitete er den Grafen von Berkley (einen von den Lordsoberrichtern) als Hofprediger und geheimer Schreiber nach Irland. Aber hier begegnete ihm wieder eine andere Widerwärtigkeit, indem ihm einer Nahmens Bush von des Lords Bedienten hintergieng, dadurch er des Secretariats entschlagen wurde. Diese Mishandlung wurde für unbillig gehalten, und Swift legete in einem kurzen aber satyrischen Gedichte, die Entdeckung genannt, seine Empfindlichkeit darüber an den Tag. Nichts destoweniger wurden ihm während der Regierung der Grafen von Berkley und Galway, die beide zugleich Lordrichter von Irland waren, der Pfarrdienst von Laracor mit ungefehr 200 Pf. Sterl. jährlich, und der von Rathbeggan von ungefehr 60 Pf. gegeben, welche die einzigen Kirchbedienungen waren, die er genoß, bis er Dechant von St. Patrick wurde.

Lord

Lord Orrery saget, daß, sobald als er von seinen zwey Bedienungen Besitz genommen hätte, er sich nach Laracor, daselbst zu wohnen, begeben, und seinen Pfarrkindern kund thun lassen, wie er alle Mitwochen und Freitag Betstunden zu halten willens wäre. Am folgenden Mitwochen wurde die Klocke geläutet, der Pfarrer wartete bei seinem Pult, und, nachdem er einige Zeit gesessen hatte, und fand, daß die ganze Versammlung nur bloß aus ihm und seinem Küster Roger bestunde, fieng er mit grosser Gleichgültigkeit und Ernsthaftigkeit, doch mit einer ihm eigenen Wendung an zu sagen: Sehr geliebter Roger, die Schrift beweget euch und mich in unterschiedene Oerter ꝛc. Und darauf verrichtete er ordentlich den ganzen Dienst. Dieser geringe Umstand, sagt der Lord, dienet nur um zu zeigen, daß er, so oft ihm Gelegenheit dazu gegeben worden, dem Zufluß seiner Einfälle nicht hat widerstehen können. Der Lord giebt auch ein Exempel von seinem Stolze, indem er alle Versöhnung mit seiner Schwester ausgeschlagen, weilen sie einen Handwerksmann, obwohl in sehr guten Umständen, und unter Gutheissung ihres Oheims und der übrigen Anverwandten, geheirathet hatte.

So lange seine Mutter lebte, besuchte er sie fast alle Jahr, aber seine Art zu reisen war so sonderlich, als alle seine andern Handlungen. Oft reisete er auf einem Wagen, aber häufiger gieng er zu Fuß von Holy-Head nach Leicester, London, oder einem andern Ort in Engelland. Ueberhaupt liebte er mit Fuhrleuten,

Haus-

Hausknechten, und dergleichen Leuten zu speisen; er pflegte des Nachts in solchen Wirthshäusern zu schlafen, wo über der Thüre stund: Nachtquartier für einen Pfenning. Er fand sein Vergnügen an gemeiner Lebensart. Die Sprache des Pöbels war nicht allein ein fruchtbarer Boden seiner Einfälle, sondern scheinet auch seiner Natur selbst angenehm gewesen zu seyn, wie aus den vielen garstigen Vorstellungen und ungeziemenden Ausdrücken, die in allen seinen Werken gefunden werden, erhellet.

Ein beständiger Aufenthalt an einem Orte auf dem Lande, schickte sich für sein unruhiges Temperament gar nicht. Er reisete immerhin, bald nach Dublin, und andern Oertern in Irland, bald nach London. Diese Neigung umher zu schwärmen, verursachte, daß er der reichen Decanatstelle zu Derry, die damals ledig war, verlustig gieng, und welche ihm der Lord Berkley durch Vermittelung des Dr. King, damaligen Bischofs von Derry, und nachherigen Erzbischofs von Dublin, bestimmet hatte, der dawider nichts als seine Jugend und sein schwärmendes Temperament einzuwenden wuste.

Von dieser Zeit bis zur Veränderung seines Predigtamts 1710. haben wir wenig merkwürdiges von ihm. Aber von der Zeit bis zu der Königin Tod, finden wir ihn an der Seite der Tories fechten, und ihre Sache in kleinen Schriften, Gedichten und Wochenblättern vertheidigen. Aber nach allen diesen, ob ihn gleich die vornehmen Bedienten stark gebrauchten, konn-

ten sie ihm doch nicht trauen, sie fanden ihn so unbändig übermüthig und überläſtig, und so blieb er ohne Beförderung bis 1713 da er Dechant von St. Patrick in Irland wurde, welches einem Manne, der eine beſtändige Abſicht auf eine Bedienung in England hatte, bloß eine vortheilhafte und mit Ehren gepaarte Verbannung zu seyn schien. Vorher war ihm fehlgeschlagen, ein engliſches Bißthum zu erlangen, welches er doch durch die Gnade der Königin zu bekommen ſich einbildete. Die Urſache aber warum man ihn vorbei gieng, war, weil Erzbiſchof Sharpe, und eine Dame von der höchſten Würde und Anſehen, ihn, nach Swifts eigener Erzählung, als einen Unchriſten vorgeſtellet hatten. Er hielt ſich doch noch in leidlichen Schranken, wenn er von der Königin redete, aber ſein Widerwillen kannte keine Schranken, wenn er des Erzbiſchofs oder der Dame Erwähnung that.

Bei ſeiner Ankunft in Irland, ſeine Dechanei in Beſitz zu nehmen, begegnete ihm das Volk mit aller möglichen Verachtung und Schimpf; ſie warfen ſelbſt mit Steinen und Koth auf ihn, als er durch die Straſſen gieng, und das Kapittel von St. Patrick nahm ihn mit dem äuſſerſten Widerſtand an. Allein um die ſeltſamen Umwälzungen in dieſer Welt, und die allgemeine Gemüthsart des menſchlichen Geſchlechts zu zeigen, welches liebet, und weiß nicht wen, und haſſet, und weiß nicht warum, das durch Worte eingenommen, durch Nahmen geführet, und durch Zufälle regieret wird, herrſchte Doct. Swift, den itzt die Irländer

der verfluchten, nachher über sie, als der allereingeschränkteste Monarch, der jemals über Menschen geherrschet hat.

Im Anfang des 1714ten Jahrs kehrte er wieder nach England, und fand seine grossen Freunde die Bedienten des Staats alle in Verwirrung. Er begab sich zu einem Freunde in der Grafschaft Berk, wo er blieb bis zur Königin Tod, der allen seinen Absichten in England ein Ende machte, so daß er in Eile zu seiner Dechanei in Irland sich wieder begab. Von dieser Zeit an erschien er bis 1720 als ein streitbarer Held für Irland, seine Staatsklugheit hielt er noch in seiner Brust verschlossen. Der Trägheit, und den Thorheiten opferte er zu viele von seinen müßigen Stunden auf, den Narren und Schmarozern zu vieles von seinem Umgange. Aber in eben dem Jahre fieng er wieder an den Character eines politischen Schreibers anzunehmen. Eine kleine Abhandlung zur Vertheidigung der Irrischen Manufacturen war sein erster Versuch von dieser Art in Irland, und dadurch zog er die Gunst des Volks auf sich. Nunmehro fieng man an, ihn durch den Titel des Dechants zu unterscheiden, und nunmehro sahe man ihn in einem ganz neuen Lichte. Aber die Neigung des Volks gegen ihn konnte man noch nicht für allgemein ausgeben, als bis er seine Briefe unter dem Nahmen M. B. Tuchhändler, wider Woods Halbpfenning (half pence) heraus gab, welches den schädlichen Vorschlag ganz zernichtete, und verursachte, daß alle in dem

Beifalle des Dechants sich vereinigten. Von der Zeit an, bekam er den Nahmen des Tuchhändlers (The Drapier) und wurde, wie er auch würklich war, der Abgott der ganzen Irländischen Nation.

In diesem Zustande der allgemeinen Gunst des Volks blieb er, bis er seine Sinnen verlohr; ein Verlust, den er schien vorher zu sehen, und worüber er als im prophetischen Geiste gegen manche seiner Freunde sich beklagte, indem er oft den Herzog von Marlborough, den Lord Sommers ꝛc. nannte, die in den Stand der Kindheit und Einfalt vor ihrem Tode wieder verfielen, und wann er von ihnen redete, geschah es allzeit mit einem tiefen Seufzer. Die gänzliche Beraubung seiner Sinnen geschah allgemach. Im Jahr 1736. bekam er einen heftigen Anfall vom Schwindel, da er ein satyrisches Gedicht schrieb, die Legion Club genannt; er fand aber die Wirkungen des Schwindels so stark, daß er es nicht zu Ende bringen konnte, und hat nachher niemals wieder versuchet, etwas in gebundener oder ungebundener Rede zu schreiben.

Dem ohngeachtet blieb sein Umgang noch immer derselbe, lebhaft und strenge, aber sein Gedächtniß wurde immer schlimmer, und so wie das abnahm, so wurde er mehr und mehr verdrüßlicher und ungeduldiger. Im Jahr 1741. fanden seine Freunde seine Leidenschaften so heftig und unlenkbar, sein Gedächtniß so abgenommen, und seinen Verstand so verdorben, daß sie alle Vorsicht anwandten, damit ihn keine Frem-

de

de besuchen konnten, denn bis dahin war er noch nicht ganz unfähig des Umgangs gewesen. Aber frühe im 1742sten Jahr wurde das wenige übrige seines Verstandes ganz verwirrt, und seine gewaltige Wuth nahm staffelweise bis zur Tollheit zu. In diesem elenden Zustande schien er zum ersten Einwohner seines eigenen Hospitals bestimmet zu seyn, welches er aus Liebe für einfältige und mondsüchtige aufgerichtet hatte; besonders da er von einem rasenden Mondsüchtigen nachher in einen stillen und sprachlosen Stocknarren verfiel, und das übrige seines Lebens in diesen hülflosen Umständen verzehrte. Er starb gegen das Ende des Octobers 1745. und schien einige Jahre vorher schon als ein Exempel, den menschlichen Stolz zu dämpfen, aufgehoben zu seyn.

Seine Lust zu scherzen war so groß, daß sie auch aus seinem letzten Willen hervorleuchtete. Er verordnete von seinen drei besten Hüten (nemlich von seinem besten, den zweiten besten, und den dritten besten von Biberhaaren) mit einer Feierlichkeit, die sein Vermächtniß lächerlich machet. Dem Herrn Johann Grattan vermachte er seine silberne Büchse, um darinn Tobak, Pigtail genannt, zu halten, welchen der Herr Johann gewöhnlich käuete. Aber sein Vermächtniß an Hrn. Robert Grattan ist noch weit ausserordentlicher: „Imgleichen, ich vermache dem ehr„würdigen Herrn Robert Grattan meine grosse Büch„se, mit dem Beding, daß er den alleinigen Gebrauch „davon seinem Bruder, dem Doct. James Grattan ü„ber-

„berlasse, und zwar so lange als der Doctor lebet, weil „er mehr Gelegenheit zu deren Gebrauch hat. „

Was des Dechant Swifts poetischen Character betrift, so sagt der Lord Orrery: „Die poetischen Werke des Swifts müssen als Gelegenheitsgedichte betrachtet werden, die entweder zum Vergnügen, oder einige besondere Personen zu plagen geschrieben sind. Wir müssen sie nicht halten, für die Nachkommenschaft geschrieben zu seyn; wenn er sein Genie auf diese Weise angebauet hätte, so hätte er vortreflich besonders in Satyren werden müssen. Wir sehen feine Entwürfe von Gemählden in verschiedenen seiner Stücke, aber er scheinet mehr seinen Geist zu bilden und anstrengen zu wollen, als seiner überflüßigen Einbildungskraft den Zügel schiessen zu lassen. In den Werken anderer liebet er mehr die Irrthümer zu entdecken, und zu verbessern, als zu erläutern, und seine eigene Schönheiten hinzuzuthun. Er will lieber auf eine strenge Art nützlich seyn, als auf eine höfliche verbindlich; dabey neben war er entweder nicht dazu gemacht, oder wollte sich die Mühe nicht geben in der Dichtkunst vortreflich zu seyn. Er wurde einigermassen grösser darinn, und nahm mehr das Wesen und die Art eines Kunstrichters als eines Poeten an.„ Der Lord, wenn er von dem 9ten Bande der Swiftischen Werke redet, füget noch hinzu: „Er hatte ein sehr zärtliches Ohr, er war sehr rein und zierlich in seinen Versen. Ein böser Reim schien ihm eine von den Hauptsünden der Dichtkunst zu seyn.„ Des Dechants Gedicht über seine gerühm-

te Vanessa wird unter die besten seiner poetischen Stücke gerechnet.

Lord Orrery beschreibet also seinen moralischen Character. „Ich habe ihn in allen seinen Neigungen und Gemüthsbeschaffenheit beschauet, und verschiedene Betrachtungen aus den mancherlei Schwachheiten, denen ich ihn unterworfen zu seyn bemerkte, angestellet. Seine Fähigkeit und Gemüthskräfte waren einer jeden unternommenen Arbeit, welche es auch nur seyn mochte, vollkommen gleich. Sein Stolz, sein Geist, oder sein Ehrgeiz, (man nenne es, wie man will) war grenzenloß; aber seine Absichten wurden in seinen jüngern Jahren gedämpfet, und der Verdruß, daß ihm obiges Vermuthen fehl geschlagen, hatte eine empfindliche Wirkung auf alle seine Handlungen. Er war sauersichtig und strenge, aber nicht schlechterdings bösartig. Er war gesellig aber bloß nur gegen besondere Freunde, und dieses nur zu besonderen Stunden. Er wuste die Höflichkeit besser, als er sie ausübte. Er war eine Mischung von Geiz und Freigebigkeit, ersterer hatte bei ihm oft das Uebergewicht, die letztere zeigte sich selten, es sey denn, daß sie durch Mitleiden rege gemacht wurde. Den Schmeichlern leihete er ein offenes Ohr, und wollte oder konnte nicht zwischen niederträchtiger Schmeichelei oder gerechtem Beifall einen Unterscheid machen. Seine Geschicklichkeiten erhoben ihn über den Neid; er konnte sich nicht verstellen, und war vollkommen aufrichtig. Ich bin überredet zu glauben, er habe den geistlichen Stand

mehr aus einem besondern und festen Schluß, als aus einer unbedingten Wahl angenommen. Dem sey wie ihm wolle, er verrichtete die Pflichten der Kirche mit grosser und genauer Beobachtung, und anständiger Andacht. Er laß die Gebeter lieber mit einer starken und angestrengten Stimme, als auf eine angenehme Art; und ob man gleich ihn oft einer Ruchlosigkeit beschuldiget hat, so schien er doch in seinem Umgange und Betragen nicht von der Art zu seyn. Seine Gemüthsart trieb ihn an, mehr von weltlichen als Religionssachen zu denken und zu reden. Seine beständige Absichten waren gegen die Gewalt gerichtet, und seine Hauptabsicht, in England befördert zu werden. Da er aber fand, daß ihm solches ganz und gar fehl geschlagen, so wendeten sich seine Gedanken, und er wurde ein Verfechter von Irland.

Anhang zum vorigen, worinn eine geheime Sache, die den König William betrift, enthalten ist.

(Lond. Mag. Febr. 1755. p. 53.)

Um dieselbe Zeit (als Swift bei dem Ritter William Temple sich aufhielt) wurde eine Bille in das Unterparlement für dreijährige Parlamente gebracht; wider welche der König, der in unsrer Einrichtung noch fremd war, einen Widerwillen hatte, und zwar durch den Rath einiger schwachen Leute, die den Grafen von Portland überredeten, daß König Carl der erste Kron und Leben verlohren, weil er zu einer solchen

Bille

Bille seine Einstimmung gegeben hätte. Der Graf, der ein einfältiger Mann war, kam hin nach Moorpark, auf des Königs Befehl, um des Ritters Temple Rath einzuholen, der sich alle Mühe gab, ihm den Irrthum zu zeigen. Aber er fuhr nichts destoweniger immer fort, den König wider die Annehmung dieser Bille zu rathen. Weswegen Swift nach Kensington mit einer vollständigen Nachricht von dieser Sache geschickt wurde, den König und den Grafen zu überzeugen, wie übel sie in diesem Stücke unterrichtet wären. Er erzählte dem Grafen, zu dem er von dem Könige hingewiesen war, (und gab es schriftlich) daß das Unglück des Königs Carls 1. nicht der Zulassung der dreijährigen Bille zuzuschreiben sey, als welche ihn von der Trennung eines jeden Parlaments nicht hinderte, sondern der Zulassung einer anderen Bille, die ihm die Macht benimmt, das gegenwärtige Parlament ohne Beistimmung des Hauses, zu trennen. Herr Swift, der in der Englischen Historie wohl bewandert war, ob er gleich damals noch nicht das 21ste Jahr erreichet hatte, gab dem Könige eine kurze Nachricht von dieser Materie, aber eine weitläuftigere dem Grafen von Portland; aber alles vergeblich; denn der König wurde durch böse Rathgeber dahin vermocht, die Annehmung dieser Bille abzuschlagen. Dieses war das erstemal, daß Herr Swift einigen Umgang mit dem Hofe hatte, und er sagte zu seinen Freunden, es wäre der erste Vorfall, der ihn von der Eitelkeit zu befreien vieles beigetragen. Die Folge dieses unrechten

Schritts war dem König sehr unglücklich, denn es setzte den Prinzen in die Nothwendigkeit diejenige Art Leute, welche Whigs genennet werden, mit Macht und Bedienungen zu versehen, um sie nur zu beruhigen. Ob nun gleich dieses als ein Theil der Vorzüge des Königs betrachtet wird, die Annehmung einer Bille abzuschlagen, so denken doch die Gesetzverständigen anders, und leiten es aus der Redensart, die bei der Krönung gebrauchet wird, her, worinnen der Prinz sich verpflichtet, allen Gesetzen seine Beistimmung zu geben, welche das Volk ausgewählet hat, *quas vulgus elegerit.*

* * * * * * * * * * * * * * *

XXXIII.

Beschluß der Nachricht von den Malteser Rittern.

(New Univ. Mag. April. 1755. S. 138. u. f. et May. S. 168. u. f.)

Die Maltesische Flotte, mit welcher sich eine andere, die der Orden St. Stephan von Florenz ausgerüstet, und noch mit einigen Schiffen verschiedener christlicher Mächte vereiniget hatte, wuchs zum grossen Schrecken der Ungläubigen zu einer furchtbaren Seemacht an. Die Türken wurden daher genöthiget,

thiget, sich wegen ihrer eigenen Vertheidigung zu rüsten. Allein alle die grossen Anschläge, so die Malteser damals, um was sie ehedem in Griechenland besessen, wieder zu gewinnen und den Türken zu demüthigen, im Sinne hatten, wurden durch den grossen Verlust, den sie in Engeland und Holland litten, vernichtet. Dann der König von Engeland Henrich der achte, der von der päbstlichen Religion abfiel, verwandelte alle geistliche Ordensstiftungen in Krongüter, und schenkte ihre Ländereien den Edelleuten. In Holland aber wandten die Mißvergnügten, welche beides die spanische Regierung und Religion abschaffeten, die Einkünfte der geistlichen Stiftungen zum gemeinen Besten an, damit sie im Stande wären, die Freiheit des Staats, die sie erst kürzlich erhalten, zu behaupten. Diese Veränderungen und Nachtheil bewogen den Grosmeister Verdale nach Rom zu gehen, um sich mit seiner Heiligkeit wegen einiger neuen Einrichtungen, die Einschränkung der Ordensabgaben betreffend, zu berathschlagen. Hier erhielte er nicht allein die Bestätigung seiner Verbesserungen, sondern ward auch von dem Pabste Sixtus dem fünften mit dem Kardinalshute beehret.

Nach seiner Zurückkunft brachte der Grosmeister seine neuen Einrichtungen kräftigst in Ausübung, bauete ein Kapucinerkloster, und veränderte sowohl die Ordensvorschriften, als selbst die Kleidungen in Ansehung des äusserlichen. Der Grosmeister sollte künftig im Sommer ein schwarzes taften, und im Winter

ter ein schwarzes wollen Unterkleid mit einem Gürtel, an dessen rechten Ende ein Beutel hängt, tragen, und auf der Brust mit dem Ordenskreuze gezieret seyn. Sein Oberkleid sollte ein weiter samtner gefutterter und schleppender Mantel seyn, mit einem weissen gestirnten Kreuze an der linken Seite. Das Kapittelkleid eines Ritters ist ein schwarzer Mantel, an der linken mit einem Kreuze versehen. Das Meßgewand ist von demselben Zeuge und gleichfals mit dem Ordenskreuze versehen. Auf dem Gürtel, der den Mantel aufschürzet, sind die fünf Geheimnisse des Leidens Christi abgebildet. Das Degengehenk ist ein Zeichen der Keuschheit. Ihre Bediente mußten einen schwarzen Mantel mit einem weissen Kreuze und in Kriegszeiten ein rothes Wams mit einem weissen Kreuze tragen. Alle diese Bediente werden in ihrem Mantel, Ordensbande, weissem Kreuze und einer Kleidung von Kameelhaar, zum Gedächtniß der rauhen Lebensart des heil. Täufers Johannis begraben. Hierauf wurde auch beschlossen, daß keiner in den Orden dieser Ritterschaft aufgenommen werden sollte, er könne denn seinen Adel durch vier Geschlechte hindurch beweisen.

Nachdem der Grosmeister Kardinal Verdale das gemeine Wohl des Ordens auf einen guten Fuß gesezzet und das Vergnügen hatte zu sehen, wie seine Bemühungen mit glücklichem Fortgange in Acht genommen wurden, seegnete er am 4ten des Maien 1595 das Zeitliche, und ward mit grossem Leichengepränge

und

und Klagen in der Kirche des heil. Johannis des Täufers unter einem Grabmale beerdiget, das folgende Aufschrift hatte:

Illustriss. D. Fr. Hugoni de Loubens Verdale Cardinali ampliss. hierosolymitanae militiae, cui annos XIX. honorifice praefuit, dignissimo Magno magistro, Principi inuictissimo, prudentissimo, barbaris hostibus tremebundo, Catholicae Religionis studiosissimo: in aduersis forti, in prosperis circumspecto, moderato, prouido: LXIV° Aetatis suae anno vita functo vniuersa religio moerens hoc supremum pietatis officium vltro, libensque reddidit. ob. IV. Nonas Maii A. D. MDXCV.

Dem Grosmeister Verdale folgte in der Würde Don Martin Garcias ein Spanier aus Arragonien, der während seiner kurzen Regierung das Ansehen seines Postens aufrecht erhielte, den Orden sehr verbesserte, und verschiedene Vortheile über die Ungläubigen erhielte. Der Verlust, den sein Tod verursachte, ersetzte der Orden durch die Wahl Adolphs von Vignacourt. Dieser, nachdem er sich des Krieges der Türken mit Persien und in Ungarn mit dem Kayser zu Nutze gemachet, seegelte mit einer hinlänglichen Macht nach dem Golfo von Levante. Er nahm die Stadt ein und kehrte, da er sie mit Feuer und Schwerdt verwüstet hatte, mit grosser Beute wieder nach Hause.

Auf dieser Fahrt erhielte er einen wichtigen Sieg über

ber die ottomannische Flotte, die vom Sultane bei dieser Gelegenheit beordert worden, die Malteser im mittelländischen Meere abzuschneiden. Hierauf stach er, nachdem die Flotte neuen Vorrath eingenommen, abermals in See, mit dem Vorhaben Nevaria anzugreifen. Allein, da diese Unternehmung nicht so glücklich, als er vermuthete, ausschlug, wendete er seine Macht wider Korinth und zwang die Türken, die Stadt zu verlassen und sich in die Festung zu ziehen. Sie hätten auch gewiß dieselbe für die Belagerer räumen müssen, wenn diese nicht durch einen gewaltigen Zulauf der Landsoldaten, die von Morea auf sie fielen, und durch die Korsaren, die ihre Schiffe an den Küsten verwüsteten, übermannet worden wären.

Diese beständigen Beunruhigungen reizeten endlich den Grosherrn eine Unternehmung wider die Malteser zu beschliessen, um ihre Insel einzunehmen und die Ritter gänzlich zu vertilgen. Und dieser Entschluß wurde so geheim gehalten, daß der Orden an einem Morgen bei anbrechendem Tage, einer türkischen Flotte von 90 Segeln ansichtig ward, welche, ohne daß man maltesischer Seite das geringste von der türkischen Rüstung erfahren, in der Nähe von Marsa Sirocco landete. Demohngeachtet gab der Grosmeister seine Befehle so überlegend, und mit so vieler Gegenwart des Geistes, daß die Ungläubigen, durch beständige Hinterhalte abgeschnitten, bald zu ihren Schiffen zurückgetrieben und gezwungen wurden von der Küste abzuziehen.

Diese

Diese ist die letzte Unternehmung von einiger Erheblichkeit während der Grosmeisterschaft des Dom Garcias, welcher nach einer ein und zwanzigjährigen Regierung starb und sehr bedauert wurde. Ihm folgte Anton von Paule ein Franzose aus der Provence. Dieser Grosmeister fieng seine Regierung mit einem Anschlage auf die Stadt St. Moritz an, von wannen die Ritter sehr durch die türkische Kaper beunruhiget wurden. Sie belagerten dieselbe förmlich und eroberten sie nach einer muthigen Gegenwehr durch Sturm; verbrannten eine grosse Anzahl schöner Häuser und kehrten mit vielen darinn gefundenen Reichthümern, die sie unter sich theilten, wieder nach Hause. So glücklich aber auch diese Unternehmung ausschlug, so brachte sie doch den allgemeinen Haß aller barbarischen Seeräuber wider den Orden in Bewegung, welche sich entschlossen den Verlust ihrer Brüder zu St. Moritz zu rächen, ihre Macht zu vereinigen und um die Malteser zu überwinden in See zu stechen. Die Schlacht war blutig und lange Zeit ungewiß. Die Christen verlohren ihren Admiral und zwei Schiffe, und da ihnen überdem drei unbrauchbar gemachet worden, wurden sie genöthiget die Flucht zu nehmen, obgleich der Feind sich nicht im Stande befand sie zu verfolgen.

Es verstrichen einige Jahre, bevor der Orden vermögend war, sich wegen dieses Verlustes zur See wieder zu erholen. Solches gab dem Feinde neuen Muth die christliche Küsten zu beunruhigen und ihre Schiffahrt

fahrt zu unterbrechen. Endlich aber setzten die christlichen Mächte, durch die beständige Seeräuberei der Türken aufgewecket, derselben eine Flotte von drei maltesischen, acht neapolitanischen und vier Schiffen des Grosherzogs von Toskana entgegen, die vor eine Zeitlang den Fortgang der türkischen Waffen hemmete. Jedoch hatte der Orden im Jahre 1629. seine Kriegesmacht dergestalt wieder hergestellet, daß er bei einer andern Gelegenheit den Bassa Usaim wegnahm und verschiedene Unternehmungen gegen die Türken im Jahre 1631. ausführete. In diesem und den folgenden Jahren der Regierung dieses Grosmeisters hatte der Orden viel Glück, da die Türken hauptsächlich genöthiget wurden auf persianischer Seite ihre Kriege in Acht zu nehmen.

Der Grosmeister de Paule gab, nachdem er 13 Jahre mit grosser Klugheit regieret hatte, durch seinen Tod Gelegenheit zu einer neuen Wahl, die im Jahre 1636. auf Johann Paul de Luscavis fiel. Der Anfang seiner Würde ward durch die Eroberung dreier türkischen Schiffe samt aller ihrer Beute beglücket, da dieselben eben von einer Landung, die sie mit 1500 Mann an der neapolitanischen Küste gethan hatten, nach Tunis und Algier zurückkehren wollten. Diese Thaten erwarben dem Orden in ganz Europa viele Hochachtung, und nicht weniger rühmlich war es, was er unter Friedrich Prinzen von Hessen ohnweit Tunis ausführete, woselbst er sechs Raubschiffe von 40 Kanonen an sich brachte. Auf diese erste Unternehmung

unter

unter ihrem neuen Grosmeister folgeten lange Zeit ununterbrochen verschiedene glückliche Züge, in deren einen sie sich eines nach Mecca bestimmten reich beladenen und auf zwo Millionen Kronen geschätzten Schiffes bemeisterten, dessen Befehlshaber der Verschnittene und Grosmeister des Serails Capi Aga war. Es befand sich auch an Bord dieses Schiffes eine Sultaninn und ein Sohn von fünf Jahren, ein Liebling des Grosherrn. Die Sultaninn starb wenig Stunden vor der Ankunft zu Malta, und ihr Sohn ward standesmäßig gehalten, ob man gleich nicht lieset, daß die Ritter grossen Vortheil von diesen ihren Sklaven gezogen.

Hiernächst leisteten sie dem venetianischen Staate bei der Vertheidigung der Insel Kandia wider die Türken Beistand, in welchem berühmten Kriege die Malteser sich hervorthaten und grossen Beifall erhielten. In der Mitte dieses Krieges wurde anstatt des verstorbenen Luscavis, Anet de Clermont oder de Gassan zum Grosmeister erwählet. Er besaß aber diese Würde nur drei Monate, da durch dessen Tod dieselbe im Jahre 1663. auf Raphael Coroner einen Spanier kam, welcher alle Seemacht des Ordens mit der venetianischen wider die Türken vereinigte. Es war aber dennoch nicht möglich nach einer 22jährigen Belagerung mehr, als eine anständige Kapitulation zu erhalten. So bald Cotoner nach Malta zurückgekommen, legete er den Grund zu einem neuen Fort und nannte es die Cotoniere. Er starb aber im 1680sten Jahre, da dieser Bau eben zu Stande gekommen war.

Die Grosmeisterwürde ward darauf dem Gregorius Caraffa einem Neapolitaner aufgetragen, und das Bündniß, so der Orden im Jahre 1683 mit dem Kaiser, dem Könige von Polen und den Venetianern wider die Türken, die in Ungarn eingefallen waren, eingieng, gab den Rittern Gelegenheit aufs neue Proben ihrer Tapferkeit zu zeigen. Sie leisteten auch im 1684sten und einigen folgenden Jahren den Venetianern bei der Einnahme von St. Moriz und andern Plätzen nachdrückliche Hülfe. Hiebei machten sie nicht allein gute Beute, sondern erwarben sich auch dadurch mehr Ehre und Achtung vor ihre Heldenthaten, als man mit der Feder auszudrücken vermag. Gleichwie nun zwar die Ritter, kraft ihres Gelübdes, jederzeit fertig sind in allen Zügen wider die Türken und Mohren gemeinschaftliche Sache zu machen: so haben sie doch zu einem unveränderlichen Gesetze und Richtschnur des Ordens gemacht, sich niemals in die Streitigkeiten der christlichen Staaten zu mischen. Und da die Türken seit den letzten 30 Jahren einen unverbrüchlichen Frieden mit den christlichen Mächten unterhalten haben, so haben sich auch die malteser Ritter begnügen lassen, sich vertheidigender Weise zu verhalten, und blos die barbarische Seeräuber, wenn solche ihnen in den Lauf kommen, zu züchtigen.

Wenn ein Grosmeister krank wird, bringen die Ritter mittler Weile seine Kleidung, eigene Briefschaften ꝛc. in Sicherheit; und wenn die Krankheit dergestalt zunimmt, daß man sie vor tödtlich hält, überliefern sie

sie solche dem höchsten Gerichte, welches gleich darauf die Verwaltung des Ordens, bis der Grosmeister gestorben, übernimmt. Hiernächst wird ein Verweser erwählet, welcher gleich einem Grosmeister regieret, bis ein anderer wieder erkohren ist. Dieser schreibet alsdann ein allgemeines Kapittel aus, um wegen der bevorstehenden Wahl Rath zu pflegen, und demnächst einen Tag dazu anzuberahmen. Sie geschiehet in der Kirche des heil. Johannis. Die wählende Ritter sind die Priore, Landvögte, Grospriore, Groskreuze, Ritter, Priester, Kapellane ꝛc. einer jeden der acht Nationen, welche sich unbewafnet in die benannte Kirche begeben, und nachdem sie darinn eingeschlossen, vor dem Verweser einen Eid auf das Ordenskreuz ablegen; welchen Eid dieser zuletzt auch selbst leistet. Hiernächst wird von dem öffentlichen Wortführer abgekündiget, daß der Zweck ihrer Versammlung dahin gehe, die Wahl eines Grosmeisters vorzunehmen. Die Wahl fängt sich mit einem Ritter, Kappellane und Servitore an, deren jeder völlige Freiheit hat, nach eignem Gefallen zu stimmen. Es geschiehet solches unter Aufsicht von acht Brüdern, da aus jeglicher Nation durch Kugeln einer erwählet worden. Diese sammlen die Stimmen der Ritter, nachdem sie zuvor in Eid genommen worden, aufrichtig hiebei zu Werke zu gehen. Wenn alle Stimmen beieinander sind, verlassen sie die Versammlung, und wählen an einem gewissen bestimmten Platze einen Aufseher der Wahl, wovon sie sowohl dem Verweser als allen anwesenden

Wahlmännern Nachricht geben. So bald dieser Aufseher eingeführet worden, kniet er nieder und legt vor dem Verweser einen Eid ab. Von der Zeit an höret die Gewalt des letzten auf, und der Aufseher wird das Haupt und der Vorsitzer des ganzen Ordens. Gleich darauf leisten die acht Brüder, die ihn erwählet, einen andern Eid, um drei andere geschickte Brüder zu erwählen, nämlich einen Ritter, einen Kapellan und einen Servitore, alle unbewafnet. Diese drei nun wählen mit den andern einen Meister. Die drei Brüder, so zuletzt erwählet worden, verschliessen sich in eine Kammer, worinn sie so lange verbleiben, bis der Vorsitzer sein Amt verrichtet. Von hier an verlieren die ersten achte ihre Gewalt, und die drei letzten nähern sich dem Vorsitzer, legen noch einen andern Eid vor ihm ab, und wählen einen vierten Bruder. Nach einer kurzen Weile wählen sie noch einen fünften und sofort an, bis ihrer acht, nemlich aus jeglicher Nation ein Bruder, zusammen sind. Diese acht wählen noch wieder andere acht, dergestalt, daß aus jeder Nation zween Wahlmänner kommen. Alle 16 beichten, hören die Messe und eine Vermahnung vom Vorsitzer an, und empfangen das Abendmahl. Alsdann erklären sie, daß sie bevollmächtiget worden eine würdige und tugendhafte Person zum Grosmeister zu erwählen. Sie bestätigen ihr Versprechen mit einem Eide vor der ganzen Versammlung. Alle gegenwärtige Brüder geloben dagegen mit demselben Eide an, denjenigen, so von diesen 16 werde erwählet werden, für

ihren Grosmeister zu erkennen und ihm gehorsam zu seyn.

Hierauf verfügen sich die 16 in ein besonderes Zimmer, worinn sie sich nach ihrem Gewissen über die Tugenden und Untugenden eines jeden, welcher für die Grosmeisterwürde in Vorschlag gebracht wird, freimüthig berathschlagen. Nach diesem wird über alle vorgeschlagene das Kugellooß gezogen, und derjenige, so davon die meisten Kugeln hat, wird als Grosmeister erkannt. Wenn dieses also geschehen, verlassen die 16 den Ort, worinn sie eingeschlossen waren, und verfügen sich zum Vorsitzer und der Versammlung, die mit Ungedult auf ihre Zurückkunft warten. Nachdem hierauf einer der Wahlmänner gefraget, ob sie alles der Form nach bei der Wahl nöthige beobachtet hätten? und der Orden solches bekräftiget, wird weiter gefraget, ob sie dann denjenigen, welchen sie erwählet, für ihren Grosmeister und Fürsten erkennen wollten? Wann nun auch der ganze Adel mit ja geantwortet, macht gleich darauf einer der 16 den Nahmen des erwählten Grosmeisters mit lauter Stimme kund. Ist der neuerwählte gegenwärtig, wird er zum Altare geführet, wo man ihm das Kleid seiner Würde anthut, und ihm den gewöhnlichen Eid auf das Gesetzbuch des Ordens vor dem Priore der Johanniskirche abnimmt. Nach diesem wünschen ihm alle Brüder zu seiner Erhebung Glück, küssen ihn, und die Feierlichkeit wird mit dem Te Deum beschlossen.

Wenn die Wahl auf einen abwesenden fält, bringt

man ihn so eilig als möglich nach benannter Kirche, damit er mit den gebräuchlichen Förmlichkeiten eingesetzet und befestiget werde. Sollte er aber ausserhalb der Insel sich befinden, so nimmt der Verweser seine vorige Gewalt wieder an, und führet unterdessen die Regierung, bis er in die Johanniskirche anlanget.

* *

XXXIV.

Thom. Hare
Vertheidigung seiner Meinung
von
der Zahl 666
daß dadurch
das Chinesische Reich verstanden werde,
wider Greyhound ꝛc.

(Gentl. Magaz. 1755. Merz. p. 116.)

In eurem letzten Magazin * p. 72. sind zwo kleine Schriften, die wider meine Muthmassung, China sey das Thier in der Offenbarung, angehen. Die eine ist ernsthaft, und die andere zeiget ihren Witz.

Der Verfasser der ernsthaften Schrift verwundert sich,

* Siehe hievon Brem. Magaz. B. 1. Theil 2. p. 281.

sich, daß ich bekräftige, keinen Schriftsteller zu kennen, der eine wahrscheinliche Meinung über diesen Gegenstand angegeben habe, und erwähnet vieler Schriftsteller, deren Werke ich, nach seiner Meinung, nicht gesehen hätte; aber er irret in diesem besonderen Stücke. Ich habe alle Nachrichten, davon er Meldung thut, gesehen; aber ich halte keine derselben für wahrscheinlich. Sein Glaube von ihrer Wahrscheinlichkeit beziehet sich auf seinen Satz, ich hätte sie nicht gesehen; da es vielmehr anzeiget, er habe sie nur obenhin eingesehen, indem er mit seiner Wissenschaft zu pralen scheinet.

Der heilige Irenäus giebt seine Meinung mit einem offenbaren Mistrauen, und die meisten andern Scribenten, welche von diesem Gegenstande geschrieben haben, scheinen mit ihrer eigenen Auslegung nicht zufrieden zu seyn. Die Ursache ihrer Unzufriedenheit kann man leicht einsehen, weil verschiedene Theile der Weissagung mit ihrer Hypothese nicht überein kommen, welches sich nicht zutragen würde, wenn ihr Satz wahr wäre.

Ueberhaupt haben sie vorausgesetzt, das Thier bedeute Rom, oder die Römische Kirche in ihren verdorbenen Zustande; aber dieses ist unmöglich. Denn

1. wird das Weib, welches als sitzend auf dem Thiere und als ganz unterschieden von demselben vorgestellet wird, ausdrücklich erkläret, Rom zu seyn, (Offenb. 17. 18.) folglich kann das Thier selbst nicht Rom seyn.

2. Wird erkläret, daß das Thier vor Johannes Zeit schon gewesen sey, (Offenb. 17, 8.) und in einigem Sinne zu seiner Zeit nicht mehr sey. Nun konnte aber die Römische Kirche vor des Apostels Zeit nicht da gewesen seyn, auch kann in keinem Sinne bekräftiget werden, daß das Kaiserthum oder die Stadt Rom zu Johannis Zeit nicht da sey: folglich wird weder die verderbte Kirche, noch das Kaiserthum, noch die Stadt Rom durch das Thier vorgestellet.

3. Der sechste Kopf des Thiers, welcher als die regierende Monarchie oder das Kaiserthum der Welt, als Johannes schrieb, (Offenb. 17, 10.) vorgestellet wird, kann kein anderes als das Römische Reich seyn; folglich kann das Haupt, welches der achte genennet wird, nicht das Römische Reich seyn, auch kann, aus obangeführten Ursachen, das Thier die Römische Kirche nicht seyn.

Was nun die Wörter Λατεινος und רומית betrift, so sind sie beide Beiwörter, und haben ohne Nennwörter keine bestimmte Bedeutung. Sie beziehen sich gewiß auf etwas, was Lateinisch ist, und auf etwas, das zu Rom gehöret; man kann es aber ohne die Hauptwörter nicht bestimmen. Dabeneben scheinen diese Wörter von der gewöhnlichen Schreibart ein wenig abzuweichen. Das erste wird von den Schriftstellern insgemein Λατινος geschrieben, ob ich gleich den Irenäus deshalb nicht tadeln will, weil er die andere Schreibart vertheidiget. Und in רומית ist ein י überflüßig,

wel-

welches doch in der hebräischen Sprache bisweilen zugelassen wird. Ich weiß nicht, auf wessen Ansehen es mit dem überflüßigen Buchstaben geschrieben wird, weil das Wort in der Bibel nicht gefunden wird.

Aber gesetzt, diese Wörter wären ganz recht geschrieben, und bedeuteten das Römische Reich und Kirche, so kann die Uebereinkunft des Nahmens von irgend einem Reiche, mit Johannis gegebener Zahl 666. gar nicht beweisen, daß es das Reich oder die Herrschaft, die durch das Thier bedeutet wird, sey, wie ich solches schon weitläuftig behauptet habe; es sey denn, daß die Umstände und die Beschaffenheit desselben mit des Apostels Beschreibung des Thiers in andern besondern Umständen übereinstimmen. Nun habe ich aus manchen von diesen besondern Umständen, wie ich glaube, hinlänglich gezeiget, daß das Römische Reich oder Kirche gar nicht damit übereinkommen könne.

Was nun die letzte Frage eures Correspondentens betrift. — „Welcher Schriftsteller hat gezweifelt, „ob das Thier in dem 17 Kap. der Offenbarung mit „dem Thiere in dem 13ten Kapitel dasselbe sey oder „nicht?„ — Ich kann ihm zween nennen, einer ist **Menochius**, der andere, der neuliche Herr Johnson, Vicarius von Großtorrington, in Devonshire, welcher in seinem Buche: An Explanation of scripture prophecy, muthmasset, daß das zuletzt gemeldte Thier der Teufel selbst sey. Siehe Vol. 2. p. 184.

Was euren Witzling den Herrn Greyhound betrift,

trift, so lachet er mich aus, daß ich die hebräischen Zahlen genommen, um eine Prophezeiung, die im Griechischen geschrieben ist, zu erklären. Aber weiß er denn nicht, daß ich die Stelle durch die griechischen Zahlbuchstaben sowohl als hebräischen erkläret, und gefunden, daß sie in dem Nahmen λατεινος mit der Zahl in der Prophezeiung, sowohl als die andere genau übereinkommen? Wo ist nun das ungereimte desselben, in der Erklärung der Stelle durch hebräische Zahlbuchstaben? Ein Nahme wird in einem Schriftsteller von dem jüdischen Volke vorgestellet, der im Griechischen schreibet, um denselben ausfindig zu machen, und davon die Buchstaben zusammen genommen 666 ausmachen. Es ist nicht gesagt, daß der Nahme oder die Buchstaben Griechisch seyn müssen, warum soll denn ein jeder in der Auflösung dieser Frage, an das Griechische gebunden seyn? Hebräisch war die erste heilige Sprache, worinnen die Propheten schrieben. Es war die Sprache der Israeliten und Juden, welche diese Prophezeiung wahrscheinlich am meisten angehet.

Hier ist also warlich nichts ungefügtes, die obengemeldte Aufgabe durch hebräische Buchstaben oder Wörter sowohl, als durch griechische zu erklären. Euer Correspondent der Protestante ist darüber empfindlich, und saget sehr recht: Gelehrte Männer seyn von der Meinung, daß eine Erklärung davon in beiden Sprachen mit Recht könne versuchet werden.

Darauf giebt er zu erkennen, ich wäre ein Nachfolger

folger des Herrn Hutchinson, und ein Cabbalist; aber ich versichere ihm, ich bin keines von beiden.

Nachher scheinet ihm sein Einfall, den er ausfindig gemacht, mächtig zu gefallen, daß mein Nahme und der Ort meiner Wohnung, wenn er mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird, die Zahl 666 hervorbringe, aber in diesen hat er auch geirret. Denn gesetzt, diese und mehrere Nahmen bringen diese Zahl hervor: so zielen sie doch nicht dahin, meine Hypothese übern Haufen zu werfen. Ich habe den Beweiß meines Satzes niemals auf diesen Beweisgrund allein beruhen lassen; auch habe ich niemals bekräftiget, der Nahme China allein, würde, mit Ausschliessung aller andern Nahmen, die vorgesetzte Zahl in der Offenbarung hervorbringen.

Doch kann ich nicht umhin zu gestehen, daß der Nahme China, und die Ausdrücke, die besonders dahin gehören, dieselbe in einer grössern Menge von Beispielen vorbringe, als der Nahme, und die Ausdrücke, die sich besonders auf ein jedes anders Volk beziehen. Ja wenn ich auch dieses ausser Streit beweisen könnte, so würde ich mich doch niemals darauf als auf einen vollständigen Beweis verlassen, sondern es nur bloß als einen verstärkenden Umstand betrachten. Alles was in Betracht auf die Zahl 666 nothwendig ist, ist, daß der Nahme des Königreichs, das durch das Thier angedeutet wird, die Zahl genau hervorbringe, wenn man die Buchstaben als Zahlzeichen rechnet. Sollte man finden, daß die Nahmen zweier oder mehrerer grosser Königreiche oder Staaten, diese Zahl hervor brächten,

so

so müste ein Nachforscher untersuchen, ob einer von denen mit der Nachricht der Schrift von dem Thiere in allen andern besondern Stücken übereinkäme, worinnen man vernünftiger Weise vermuthen kann, daß es mit demselben in einer von der Erfüllung der Prophezeiung etwas entfernten Zeit übereinkomme. Entdecket er deutlich eine solche Uebereinstimmung, so hat er grosse Ursache zu schliessen, daß er das gesuchte Geheimniß gefunden habe. Findet er aber im Gegentheil in einer von beiden eine Ungleichheit, mit einem der unterscheidenden Kennzeichen des Thieres in der Schrift: so kann er versichert seyn, daß ein solches Königreich oder Regierung nicht dasjenige sey, wornach er forschet. So daß dieser Mann eine wundervolle Entdeckung glaubet gemacht zu haben, da er die Zahl 666 aus andern Worten hervorgebracht, dabeneben ist das, worauf ich dringe, gar nicht zu seinem Endzweck.

Was den Nahmen Thomas betrift, so machen die hebräischen Buchstaben, die er dazu gebraucht hat, wenn sie mit Englischen geschrieben werden, etwas, das gar nicht demselben gleich ist, sondern *Thavvamaz* oder *Thavvamaz* oder dergleichen Ton, mit w * in der Mitte, und z am Ende, ein Wort, welches, wie ich glaube, niemals vorher gesehen oder gehöret worden. Die hebräischen Buchstaben, deren er sich für *Crewkerne* bedienet, machen nichts als *Crukirn*, oder *Crokirn*, eine Art diese Stadt zu schrei-

* Doct. Grey in seiner hebräischen Grammatik drucket das ו mit Dages forte allzeit durch w aus.

schreiben, woran niemals gedacht worden, bis dieser kluge Mann es durch die Zauberei seiner hebräischen Buchstaben dazu gemacht. Ferner, der letzte hebräische Buchstabe in seinem Worte *Crukirn* ist nicht in der Form, worinn er es am Ende des hebräischen Worts gebrauchet, gemacht, sondern ſ, und denn stehet er für die Zahl 700; solchergestalt wird dieser seltsam geschriebene Nahme, wenn er nach hebräischer Rechtschreibung geschrieben wird, bis auf 1316 steigen.

* *

XXXV.

Regeln

von dem

äusserlichen Vortrage

in der Redekunst,

bei allen öffentlichen Gelegenheiten.

(New-Univ. Mag. 1755. May. p. 172.)

Est enim actio quasi corporis quaedam eloquentia, cum constet à voce atque motu.

Da sie im vorherigen als einen festen Grundsatz angegeben, daß im Reden nichts vorkommen müsse, was die Ohren beleidige, so will ich nun

nun hinzufügen, daß ein Redner eben die Sorgfalt anwenden müsse, durch seinen Vortrag das Auge nicht zu beleidigen. Alle seine Handlungen müssen natürlich scheinen. In traurigen Gegenständen muß er traurig, in freudigen freudig aussehen.

Das Leben der äusserlichen Handlung ist im Gesichte, und beruhet auf der Stimme, Augen, Stirne und Mund: folglich muß das ganze Gesicht nach der gegenwärtigen Materie eingerichtet seyn. Der Vortrag muß genau mit der Aussprache übereinkommen, und jede Geberde soll die Natur der Worte, die er ausspricht, ausdrücken. Wenn er einen andern redend einführet, muß er allein solche Stellung gebrauchen, die sich für ihn schicket.

Die Stellung des Leibes muß sich alle Augenblick nicht verändern, er muß auch nicht lange in demselben Stande verharren. Der Mund muß nicht verzogen, die Lippen gebissen oder gelecket, die Schultern gezucket, und der Bauch vorwerts gestossen werden.

Der Kopf muß nicht zu hoch aufgehoben, und weder zu weit hervorgestrecket, noch zurück gezogen werden, auch nicht auf die Brust hangen, noch auf den Schultern sich lehnen. In allen sanften Reden muß derselbe seine natürliche Stellung haben, und aufrecht stehen. Er muß nicht gänzlich ohne Bewegung seyn, noch sich beständig bewegen, sondern er muß sich mäßig nach den Nacken drehen, bisweilen von der einen Seite, bisweilen von der andern, wie die Gelegenheit es erfordert, damit die Stimme von allen Zuhörern ge-

hö-

höret werden könne, und darauf seine rechte Stellung wieder annehmen. Der Kopf muß sich an dieselbe Seite hinwenden, wo die Drehung des Leibes hin geschiehet, ausgenommen, wenn er einen Abscheu an einer Sache vorstellet, welches geschiehet, indem er mit der rechten Hand solches verwirft, und den Kopf zur linken hinwendet.

Seine Augen müssen allezeit auf einige Zuhörer gerichtet seyn, indem er sie geschickt von einer Seite zur andern wendet, und jeden, wie im gemeinen Gespräche, mit geziemender Achtung anschauet.

Wann er sich auf den Himmel berufet, oder von demselben redet, müssen die Augen in die Höhe gerichtet seyn. Redet er von der Hölle, oder Erde, oder irrdischen Dingen, sollen sie herunter schauen.

Heruntersehen muß er in Demuth, in die Höhe mit Ehre; in Anrufungen, Gelübden, Eidschwüren und Ausrufungen müssen beides Augen und Hände in die Höhe gehoben werden.

Die Hände müssen niemals müßig seyn. In allen regelmäßigen Geberden müssen sie mit einander übereinkommen; wenn aber nur eine Hand gebrauchet wird, muß es die rechte seyn. Redet ein Redner von sich selbsten, so muß er die rechte Hand sanft auf die Brust legen. Alle Geberden müssen von der linken zur rechten Hand gehen, und daselbst sich endigen. Die Bewegung der Hände muß mit dem, was er saget, übereinstimmen, er mag entweder vereinigen oder trennen, einladen oder verbieten, erheben oder unterdrücken.

Die

Die Hände sollen niemals höher als die Augen erhoben, auch nicht viel niedriger herunter gehalten werden; keine Hand muß herab hangen, beide müssen den Augen im Gesicht seyn, und mit den Bewegungen des Kopfes, der Augen und des Leibes übereinkommen. Die Arme muß man nicht über einen halben Fuß von dem Körper seitwerts ausstrecken.

Die linke Hand, soll, wie ich vorher bemerket, niemals allein gebraucht werden, auch muß kein Elnbogen sich auf der Kanzel oder Katheder lehnen. In dem Eingang einer Predigt, oder Rede muß man alle Geberden vermeiden; und die folgende Periode allzeit einen Grad niedriger anfangen, als wie die vorhergehende beschlossen.

Ein Redner muß wohl überlegen, ehe er spricht, und selbst wann er im Reden begriffen ist, wie er seine Stimme bilden, und seinen Leib bewegen wolle. Er muß so viel als möglich ist, alles Husten und Spucken vermeiden, die Regeln der Aussprache und der Geberden im gewöhnlichen Umgange ausüben, damit sie ihm desto natürlicher seyn, und sich bemühen durch Fleiß und Uebung seinen Othem zu verlängern. Auch kann ich es nicht an einem jungen Geistlichen für einen Fehler halten, wenn er bisweilen ein sittsames Schauspiel, wie der *Cato* oder *Abramule* ist, besuchet.

Qui studet optatam cursu contingere metam
Multa tulit, fecitque puer: sudauit et alsit;
Abstinuit venere et vino. ——

So

So bin ich die Bücher, welche die Regeln der Redekunst sowohl in der Aussprache als in den Geberden abhandeln, so viel es die Kürze der Zeit zuließ, durchgegangen. Obgleich nun dieser Brief ein kurzer Innhalt vieler Bücher ist, und ihnen Zeit, Mühe und Arbeit sparet, so will ich es doch nicht für vollständig ausgeben; wie keines von diesem Gegenstande, welcher so sehr von besonderen Einfällen und der Einbildungskraft abhänget, jemals für vollkommen wird gehalten werden.

Ich habe alles, was ich von dieser Materie gefunden, in diesem kurzen Bezirk, ohne auf eine zierliche Einkleidung zu sehen, eingeschränket. Letzteres hätte nicht geschehen können, oder ich hätte durch die viele Beobachtungen die ordentliche Grösse eines Briefes überschreiten müssen. Wenn Ars longa vita brevis schon eine Klage der Alten war, wie grausam sind diejenigen nicht, die die Kunst noch immer länger machen, je kürzer unser Leben wird?

* *

XXXVI.

Kurze Nachricht von den Kohlen-Minen nahe bei Whitehaven.

(New-Univ. Mag. 1755. May. p. 177.)

Die Kohlenminen ohnweit Whitehaven sind mit entzündenden Dämpfen sehr geplaget. Eine grosse Menge derselben sammlet sich in diesen verlassenen Bergwerken häufig, welche, wenn sie durch eine beständig durchgehende frische Luft nicht ausgetrieben werden, so halten sie sich lange Zeit, ohne Schaden zu thun, darinnen auf; so bald sie aber durch einen Zufall entzündet werden, bringen sie fürchterliche Ausbrüche hervor, die den Bergleuten sehr schädlich sind. Sie brechen aus der Grube mit grossen Ungestüm hervor, wie die feurigen Ausbrüche aus den Feuerspeienden Bergen, und werfen schwere Körper sehr hoch in die Luft.

Die Kohlen sind durch den entzündenden Dampf in diesen Minen oft angezündet worden, und haben einige Monate beständig gebrannt, bis ein reichlicher Strom Wassers in diese Minen geleitet, und diejenigen Gegenden, wo die Kohlen brannten, angefüllet wur-

wurden. Durch dieses Feuer sind manche Steinkohlengruben ganz und gar vernichtet worden; da in einigen derselben das Feuer auf lange Zeiten fortgedauert hat. Aber noch mehr sind durch Ueberschwemmungen zu Grunde gerichtet. Man hat grosse Kunst und Mühe angewandt, diese tiefe und weit ausgedehnte Werke beständig mit frischer Luft anzufüllen, damit ein immerwährender Zufluß derselben die Dämpfe und andere schädliche Ausdünstungen vertreiben möge.

Um nun diese Wunder der Natur zu beschreiben, muß der Leser voraussetzen, es sey in die Minen durch eine Oefnung an dem Fuß eines Hügels hineingestiegen, und durch einen langen in dem Felsen gehauenen, und oben mit Backsteinen gewölbten Weg gegangen, welches die vornehmste Strasse ist, wodurch Menschen und Pferde hinabsteigen, und durch einen steilen Weg bis zur untersten Kohlenader führet. Wann er an die Kohlen gekommen, muß er sich vorstellen, durch nicht so steile Wege noch immer weiter herunter zu steigen, bis er nach einer Reise von anderthalb Meilen auf den untersten Grund der Mine kommt. Der grösseste Theil dieser Herabsteigung ist durch geräumige bedeckte Gänge, welche andere Gänge beständig durchschneiden; indem alle Kohlen, die grossen Pfeiler ausgenommen, weggehauen sind. Diese Pfeiler in den tiefen Gegenden der Mine sind 6 Ellen hoch, und ungefehr 24 Ellen ins gevierte in dem Grunde; eine so grosse Stärke wird erfodert, um die schwere Decke zu tragen.

Diejenigen, welche in diese Minen herabsteigen, finden sie in der mittlern Gegend, die von den Gruben und Zugängen am meisten entfernet sind, sehr dichte an einander und warm, und empfinden, daß sie kühler werden, je näher sie zu denen Höhlen kommen, die in den tiefsten Gegenden der Minen gelegen sind. Bis auf diese Gruben herab, haben sie gemacht, daß reichliche Ströme frischer Luft herunter kommen, und das Wasser wird durch Feuermaschinen herausgetrieben.

Diese Minen sind 130 Klafter tief, und breiten sich unter der See nach Oertern hinaus, wo über denselben das Wasser tief genug ist, um schwer beladene Schiffe zu tragen. Diese sind die tiefsten Kohlenminen, die bisher sind bearbeitet worden; und vielleicht sind die Kohlengräber in keinem Theil der Welt so tief unter der See durchgedrungen. Denn die Bergwerke in Ungarn, Peru, ꝛc. sind in bergichten Ländern belegen, wo die Oberfläche der Erde weit über die Ebene der See erhoben ist.

Der Ritter Johann Lowther hat diese Minen zuerst zur Ausfuhr bauen lassen, welcher durch die Aufmunterung, die er den Handwerksleuten und Künstlern gab, die nach Whitehaven kamen und sich hieselbst niederliessen, als der Stifter dieser Stadt kann betrachtet werden. Man rechnet, daß dieser Herr und sein Sohn der Ritter Jacob Lowther, der denselben Plan fortsetzte, in einer Zeit von hundert Jahren auf eine Mine mehr als eine halbe Million Sterlings verwandt habe.

XXXVII.

Liste
der Schiffe und Negern,
welche
vom Jahre 1706 bis 1739.
zu Charlestown in Südcarolina
angekommen.

(Gentlem. Mag. 1755. Aug. p. 344.)

	Jahre.	Negern.	Schiffe.		Jahre.	Negern.	Schiffe.
	1706	24	68			4504	1919
a.	1707	22	66		1724	604	122
	1708	53	81		1725	439	134
b.	1709	107	70	f.	1726	1728	146
	1710	131	92		1727	1794	126
	1711	170	81		1728	1201	141
	1712	76	82		1729	1499	157
	1713	159	99		1730	941	165
	1714	419	121		1731	1514	184
c.	1715	81	133		1732	1199	182
d.	1716	67	162		1733	2792	222
e.	1717	573	127		1734	1651	209
	1718	529	114		1735	2907	248
	1719	541	137		1736	3097	229
	1720	601	129		1737	2246	239
	1721	165	121		1738	2415	195
	1722	323	120		1739	1702	225
	1723	463	116				
		4504.	1919.			32233.	4843.

a. Der Handel dieser Provinz im Jahr 1708 bestund blosserdings in der Ausfuhr von Lebensmitteln nach den Zuckerinseln, in welchen man sich wiederum mit Europäischen Waaren versorgete. Damals waren nicht über 200 Negern im Lande, da es itzo ihrer über 50000 giebt. Um diese Zeit fieng man an Theer, Pech und Terpentin zu machen.

b. Um diese Zeit fieng man an Reiß zu bauen und auszuführen.

c. d. Damals war der schwere Indianische Krieg, welcher viele Einwohner nöthigte die Provinz zu verlassen.

e. Vor dieser Zeit wurde der Handel nur in kleinen Küstenfahrern, welche des Jahres 3 oder 4 Reisen thaten, geführet. Nachhero aber in grösseren Schiffen nach Europa, und kleineren Fahrzeugen nach America.

f. Um diese Zeit wurden zween neue Haven angeleget, nemlich: Portroyal in Süden und Georgetown gegen Norden, ein jeder etwa 60 Meilen von Charlestown. Die Anzahl aber der Negern und Schiffe beider Haven finden sich nicht auf dieser Liste.

* *

XXXVIII.

Von dem

Nutzen des Eßigs,

wenn er

unter den Branntewein

gemenget wird.

(Eben daselbst p. 347.)

Der Bischof von Worceſter, Dehales und verschiedene andere haben genugsam erwiesen, welche böse Folgen das Branntweintrinken nach sich ziehe. Nun wird zwar derselbe unsern Matrosen und Seeleuten auf den Kriegsschiffen selten gegeben, ohne daß er mit etwa zwei drittel Wasser zuvor vermischet worden, wo man mich recht berichtet hat; indessen glaube ich nicht ohne Grund, daß, wenn man ein gewisses Maaß Eßig dazu giessen wollte, solches den schädlichen Würkungen des Branntweins noch kräftiger vorbeugen, die weichen Fasern spannen, den Magen stärken, auch in heissen Ländern den grössesten Nutzen schaffen, gegen den Seescorbut dienen, und fäulende bösartige Fieber verhüten würde.

Ich merke dabei an, daß die Tugend des Eßigs den alten Römern müsse wohl bekannt gewesen seyn, weil

Eßig und Wasser das gewöhnliche Getränk ihrer Soldaten war, wodurch sie stark und tüchtig gemachet wurden dem Feinde unter Augen zu treten; da unsere Armee bloß durch den Gebrauch des Branntweins sehr geschwächet wird.

Ich habe wohl einen Löffel voll Eßig unter vier Löffel Branntwein, und etwa dreimal soviel Wasser gemischet, verordnet, und gefunden, daß es sehr erfrischend, und angenehm von Geschmack gewesen, und den Magen sehr wohl bekommen; selbst in Fällen, da der Magen durch übermäßiges Branntweintrinken verdorben war, und kaum etwas bei sich behalten wollte. Ich wünsche, daß einige Herren von Ansehen Versuche hierüber anstellen, und wenn dieselbe nach Verlangen ausgefallen, unsere Soldaten, Matrosen und Seeleute anhalten möchten, sich dieses Getränkes zu bedienen. Denn alles was etwas beitragen kann, unsere Leute stärker, härter und tüchtiger zu machen, schwere Arbeit und Strapatzen auszustehen, muß uns nothwendig von grossen Nutzen seyn, besonders in Kriegeszeiten. ꝛc.

J. N.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

XXXIX.

Nachricht von einer Römischen Innschrift.

(Gentlem. Mag. 1755. Sept. p. 392.)

Hemingburgh. Sept. 13.

Mein Herr.

Neulich wurde mir auf eine höchstverbindliche Art erlaubet folgende Römische Innschrift, in dem Garten des Herrn Aglionby, zu Nunnery, bei Kirkoswald in Cumberland, abzuschreiben, welche mir so werth als die schönste Blume in demselben war. Woher dieser Stein dahin gebracht worden, und wie lange er daselbst gestanden, konnte ich nicht erfahren; obwohl das Gesicht und Stand zu erkennen giebt, daß er schon vor langer Zeit daselbst aufgerichtet worden:

☼ DEO ☼

MAPONO
ETNAV·C·,
DV·RIO

EFRΛΛΛIC
ET·TRV·PO
ETL·V·RIO
C,ER·ΛΛΛ
NI·V·S·LΛΛ

Die Buchstaben sind lesbar genug (nur schadet ihnen etwas Moß, welchen abzureiben ich die Freiheit nicht hatte) und wohl bewahret. Die kleinen Löcher gleich Puncten, welche auf dem Steine zwischen den Buchstaben stehen, brechen die Ordnung der Worte; doch ist der Sinn und die Wortfügung meines Erachtens deutlich genug, angesehen es klar ist, daß sie folgendergestalt müssen abgetheilet werden: Deo Mapono et Numinibus Augusti, Durio et Ramio, et Trupo et Lurio Germani votum soluerunt lubentes merito.

Da diese Innschrift, wie ich glaube, weder im Gruter, Cambden oder Horsley zu finden, noch jemals vorhin bekannt gemachet worden, so wird sie eben deswegen nicht allein den Liebhabern dieser Wissenschaft desto angenehmer seyn, sondern denselben auch Gelegenheit geben einige nützliche Anmerkungen darüber zu machen. Diese Arbeit wollte ich, mit gütiger Erlaubniß, besonders dem Hrn. Gemsege gerne auftragen, wo er geneigt ist sich damit zu verbinden

seinen ergebensten Diener
Lasenbyensis.

* * *

XL.

* *

XL.

Betrachtungen über die Mythologie.

(Gentl. Mag. 1755. Sept. p. 394.)

Wenn die Mythologisten die Fabeln der alten Griechen und Römer erklären wollen, nehmen sie gerne zur Natur- und Sittenlehre,* ihre Zuflucht. So machts Natalis Comes, die französischen Schriftsteller und fast alle andere, ausser Jac. Tollius, welcher sich einfallen ließ dieselbe durch die Chymie aufzulösen. Ich gestehe, daß es sehr natürlich gewesen auf diese Art der Erklärung zu fallen. Denn, nicht zu gedenken was Porphyrius hier-

* Man hätte hiebei der Historie nicht vergessen sollen. Es kann doch nicht geleugnet werden, daß nicht eine grosse Menge Fabeln nichts anders als alte Geschichte seyen, welche nur durch gewisse Veränderungen und Zusätze verstellet worden: wie davon der Riesenstreit, Deucalion, Hercules Arbeiten, Europa, Cadmus ꝛc. Zeugnisse abstatten. Man darf sich darüber in Ansehung des ersten einfältigen Weltalters um destoweniger verwundern, weil man noch zu unser und unser Vorfahren Zeit, eine wahre Geschichte gar bald zu einer Fabel gemachet, welche von dem Pöbel feste geglaubet wird.

hierinn gethan hat, und daß der Römische Dichter uns so deutlich dahin weiset, wenn er vom Orpheus sagt:

Syluestres homines, sacer interpresque Deorum.
Cordibus et victu foedo deterruit, Orpheus;
Dictus ob hoc lenire tigres, rabidosque leones.
HORAT. A. P. 391. sq.

Von schnöder Lebensart, von Mord und Unverstand
Hat Orpheus, der Poet, die Menschen abgewand.
Die wilden Thieren gleich in wüsten Wäldern tobten,
Und nachmals seine Kunst als übermenschlich lobten.
Drum sagt man sonst, daß er der Tiger Wuth bezähmt,
Der Löwen Raserei zur Lindigkeit bequemt.
Gottsched.

Dieses alles, sage ich nicht zu gedenken, so läßt sich kaum eine Begebenheit erzählen, welche man nicht auf eine wahrscheinliche Art entweder zur Naturlehre oder Sittenlehre, und in einigen Fällen vielleicht zu beiden zugleich, bringen kann. Indessen würde es meiner Meinung nach verkehrt gehandelt seyn, wenn man beständig auf dieser einzigen Seite liegen wollte, weil eine gewisse Gattung der Fabeln, ich meine die vielfältigen Verwandelungen, welche man im Ovid und andern Schriftstellern antrift, nach meiner Einsicht grössesten Theils aus einer andern Quelle, nemlich den ausschweifenden und verschwenderischen Witze der Griechen

chen hergeflossen, ohne daß dabei auf die Sittenlehre, oder natürliche Ursachen und Wirkungen gesehen worden. Da diese Nation von Natur fruchtbar an Erfindungen war, das Wunderbare liebte, und sich eben kein Gewissen daraus machete allezeit aufs genaueste bei der Wahrheit zu bleiben, so war sie bald fertig eine Fabel zu dichten, wenn sie den Ursprung einer Blume, eines Vogels oder andern Thieres angeben wollte: wobei sie keine andere Absicht scheinet gehabt zu haben, als nur der Einbildungskraft zu gefallen und dieselbe zu belustigen. Sie legten daher einem erdichteten Helden oder einer Nymphe, den Nahmen einer Blume oder eines Thieres bei, und führten dieselbe in dem Putze einer lustigen und artig vorgetragenen Erzählung auf. Ich bin auf diesen Gedanken gekommen, weil ich wahrgenommen, daß die Nahmen jener Helden und Nymphen, nichts anders als die Nennwörter gewisser Blumen und Thiere sind, mithin von den Fabeldichtern nur angenommen, ersonnen und erfunden worden. Dies ist der Grund meines Satzes, welcher heutiges Tages durch viele Exempel bestätiget wird, anfänglich aber vielleicht bei allen ohne Ausnahme hätte können erwiesen werden.

Nach der Sündfluth wurden die Steine, welche Deucalion über seine Schulter warf, zu Männern, der Pyrrha ihre aber zu Weibsbildern. Hievon ist kein anderer Grund als weil das griechische Wort λᾶς einen Stein, und λαὸς ein Volk bedeutet, wie Hyginus anmerket, wenn er sagt: Ob eam rem λαος dictus;

ctus: Las enim graece lapis dicitur. Siehe Hygin. p. 224. edit. Muntteri, und daselbst die Anmerkung.

Lycaon wurde wegen seines barbarischen Wesens in einen Wolf verwandelt. Das Wort λύκος bedeutet einen Wolf, eben wie lycaon. Denn ob man wohl das letztere in den Wörterbüchern nicht findet, kann man doch mit Grunde glauben, daß es ein altes griechisches Wort gewesen. Da Plinius, welcher grösseſten Theils aus griechischen Nachrichten schrieb, meldet in seiner Hist. nat. L. VIII. c. 34. daß der Lycaon oder indianische Wolf seine Farbe verändere.

Die Daphne, worinn sich Apollo verliebte, wurde zu einem Lorbeerbaum. Die Ursache ist, weil der Lorbeerbaum bei den Griechen Δάφνη heisset; und ich finde nicht, daß dieser Baum bei ihnen einen andern Nahmen habe.

Dasselbe ist bei der Narcisse anzuwenden, in welche, nach dem Ovid, ein Jüngling, welcher sich in sich selbst verliebet hatte, verwandelt wurde. Denn die Griechen hatten kein ander Wort diese Blume auszudrükken als Νάρκισσος. Eben so stehets um die Hyacinthe.

Philomela wurde eine Nachtigal. Das griechische Φιλομήλη ist aber eine von den Benennungen dieses Vogels, wie aus Virgils Georgic. IV. 5. 11. zu ersehen. Und ist offenbar ein Nennwort, das von einer bekannten Eigenschaft des Vogels hergenommen, indem Philomela so viel sagen will, als eine Liebhaberin des Gesangs. Hieraus erhellet, daß der Nahme

der

der Nymphe dem Vogel abgeborget, und ihre Historie nur erdichtet sey, der Verwandelung ein Ansehn zu geben.

Kein Exempel aber ist überzeugender als dasjenige, welches uns die Nymphe Syrinx giebt. Pan war der Erfinder des Syrinx, d. i. eines musicalischen Instrumentes, welches aus ungleichen Rohrpfeifen zusammengesetzet war.

Pan primus calamos cera coniungere plures
Instituit - - - -

Pan hat zuerst gelehrt wie man verschiedne Röhre
Mit Wachs verbinden kann = =

Auch war er im Spielen auf diesem Instrumente sehr geübet.

Mecum unà in syluis imitabere Pana canendo
VIRGIL. Ecl. II.

Wir werden im Gebüsch, nach Art des grossen Pans,
In süsser Harmonie, die heisre Röhren blasen.

Wie hat nun die griechische Phantasei dieses alles ausgeschmückt? Syrinx war nach ihrem Vorgeben eine schöne Nymphe; Pan wurde in dieselbe verliebt; sie lief weg, um einen so eckelhaften Liebhaber zu entfliehen, und rief, wie sie zu einem Flusse kam, die Najaden oder Wassernymphen an, welche sie in ein Rohr verwandelten, in dem Augenblicke, da Pan sie erhaschen wollte, der statt ihrer einen Arm voll Rohr ergriff, welches,

ches, da es durch seine Seufzer hin und her beweget wurde, einen musicalischen aber traurigen Ton von sich gab, worauf Pan es abschnitte, und Pfeifen daraus machte. Ein recht artig Märchen! dessen Erdichtung sich blosserdings auf den Nahmen dieses Instruments, welches vor Alters aus Rohr bestunde, gründete.

P. Gemsege.

* *

XLI.

Nachricht

von dem

Drucken des Leinwands

mit dem Safte des Toxicodendron.

(Gentl. Mag. 1755. Sept. p. 395.)

Ein Brief von Hrn. Philipp Miller, welcher ihm von James Crockat, an welchen er geschrieben, zugesand worden.

Mein Herr.

Ich sende ihnen hiemit die Uebersetzung eines Briefes des Abts Mazeas, worinn eine Nachricht enthalten von einigen Versuchen, welche über das Drukken des Leinwands mit dem Safte des Toxicodendron

angestellet worden: welchem ich eine Nachricht beigefüget, wie man bei den Japanesern den Firniß von demselben Baume mache.

Was die Bereitung des Indigos betrift, dessen sie in ihrem letzten Stücke Erwähnung gethan haben; so glaube ich, daß die Pflanzer desselben es in zweien wichtigen Stücken damit versehen. Zuforderst, daß sie den Saamen zu dichte säen, und demnächst, daß sie die Pflanze nicht frühe genug abschneiden. Denn wenn die Pflanze im Stengel hart geworden, will sie sich in der Kuve nicht recht auflösen. Ich sehe zwar, daß sie sich einbilden, daß sie von stärkeren Pflanzen mehr Indigo bekommen, als die jüngeren ausliefern; allein dies ist ein grosser Irrthum. Denn wenn die Stengel noch zart und saftig sind, geben sie beydes mehr und weit bessere Farbe.

Philipp Miller.

Des Abts Mazeas Brief.

Wie ich neulich einige Versuche über die in Europa gedruckte Leinwande anstellete, um dieselbe, wo möglich, zu einer grösseren Vollkommenheit zu bringen, bekam ich einen Brief über dieselbe Sache von dem Abte Sauvage, Mitgliede der königlichen Societät zu Montpellier. In diesem Briefe theilte er mir die Entdeckung einer gewissen Pflanze mit, deren Saft, ohne etwas scharfes zu gebrauchen, am Leinwand fester hält, als irgend eine andere bekannte Mischung. Die

Farbe ist schwarz und die Pflanze, welche sie ausliefert, der Carolinische Toxicodendron.

Ich gieng damals eben nach St. Germain, woselbst der Herzog von Aygen einen botanischen Garten hat, welcher der vollständigste im ganzen Königreiche ist. Meine erste Sorge war des Abts Sauvage Entdeckung zu bestätigen. Man zeigte mir obbemeldete Pflanze, welche, ihrer Aussage nach, aus Carolina war, aber nicht mehr als zween Fuß in die Höhe hatte. Ich brach ein Blat davon ab, dessen Saft eine bräunliche Farbe auf meiner Manschette machte, welche doch erst nach 2 oder 3 Stunden schwarz wurde. Ich hatte Lust alle Pflanzen desselben Geschlechts zu versuchen. Nahe bei jener stunden zwo andere Arten, beide Nordamericanische Pflanzen. Die erste war ein Baum von derselben Höhe, als der vorige, und hatte haarichte Blätter. Nachdem ich ein Blat davon abgerissen, floß ein milchichter Saft aus dem Stengel, welcher, nachdem er auf Leinwand gedrucket worden, in weniger dann einer halben Stunde ein noch schöner Schwarz gab, als der erste. Die andere Art war eine niedrige zur Erden hangende Staude mit breiten glatten Blättern, welche dieses besondere an sich haben, daß auf der Oberfläche sich viele schwarze Flecken finden, welche Stiche von Insecten zu seyn scheinen. Nachdem ich ein Blat abgebrochen, floß auch ein milchichter Saft heraus, welcher, nachdem er an die Sonne gebracht, augenblicklich das schöneste und höchste Schwarz wurde, welches ich je gesehen. Ich zweifele

nicht,

nicht, die beiden ersten Arten würden eine eben so schöne Farbe geben, wenn sie von gleichem Alter mit dieser letzten Staude gewesen.

Ich legte das Leinwand mit den dreien schwarzen Flecken in siedend Seifenwasser, es kam aber ohne die geringste Abnahme der gefärbten Flecken wieder heraus. Nachdem es getrocknet, warf ich es in eine starke Aschenlauge von grünen Holze; es kam aber wiederum, ohne die geringste Veränderung der 3 Flecken von obbemeldeten 3 Pflanzen, heraus. Ich hätte gerne einige Versuche mit den Wurzeln und Zweigen dieser Pflanze angestellet; gleichwie aber von jeder Art nur eine vorhanden war, besorgete ich, sie möchten davon beschädiget werden. Indessen zweifle ich nicht, man könne durch einen Schnitt in die Rinde ebenfals einen Saft herausbringen, welcher von einigen Nutzen seyn möchte. Der Abt Sauvage versichert mich in seinem Schreiben, daß seine Leinwand, welche mit dem Safte dieser Pflanze gefärbet worden, nun schon 5 Jahr die schwarzen Flecken, ungeachtet des oftmaligen Waschens in Lauge, welches sie ausgestanden, behalten habe. So weit der Franzose.

Ein gewisser deutscher Schriftsteller, welcher den Baum, von welchem der Firniß in Japan kommet, beschrieben, hat denselben mit dem in Carolina verglichen, und gefunden, daß dieser vollkommen derselbe mit jenem sey. Auch gedenket er der Catalpa und anderer Carolinischen Pflanzen, welche ebenfals in Japan wachsen; und hält dafür, daß auch der Theebaum

in Carolina möchte vorhanden seyn, weil beide Länder in einer Breite liegen. Doch dieses überläßt er den Einwohnern zu entdecken.

Die Art und Weise, wie man in Japan den Firniß sammlet, ist folgende: Wenn die Bäume, welche den Firniß geben, drei Jahr alt sind, machet man ihnen mit einem Messer Wunden an den Zweigen und Stämmen, unter welche man Gefässe setzet, den herausfliessenden Saft aufzufangen. Wenn diese Einschnitte zugetrocknet sind, machet man andere etwas näher an der Wurzel, bis alle Feuchtigkeit aus dem Baume herausgezogen. Darauf hauet man den Baum um; die Wurzel aber treibet neue Sprossen, welche nach 3 Jahren wiederum können abgezapfet werden. Dieser Saft wird innerhalb wenigen Tagen dicke, und wird in hölzernen Gefässen zum Gebrauche aufgehoben ꝛc.

* *

XLII.

Besondere Merkwürdigkeiten des Erdbodens um Modena,

aus einem Briefe von einem Mitgliede der Königl. Gesellschaft.

(Gentlem. Magaz. 1755. Sept. p. 396.)

Doct. Ramazzini sagt in seinem Buche von der wunderbaren Menge der Quellen zu Modena, es sey ein besonderer Vortheil dieser Stadt, daß man in derselben, und in dem Bezirke einer Meile rund herum, an einem jeden Orte wo man will, eine springende Quelle von klarem Wasser finden könne. Denn wenn man irgendwo einen Brunnen gräbt, der Grund mag beschaffen seyn wie er will, und kommt zur Tiefe von etwa 63 Fuß, durchsticht man den Boden in der Mitte mit einem sehr grossen Bohrer, und sobald der Bohrer 5 Fuß hinunter gekommen, bricht das Wasser mit solcher Gewalt, und Sturz von Sand und Steinen hervor, daß der Brunnen fast in einem Augenblick angefüllet wird, worauf das Wasser beständig fortfähret zuzufliessen.

Dieser Nachricht des Ramazzini, wollte ich noch beifügen, daß diese Quellen weder vom Regen zuneh-

men,

men, noch durch Dürre abnehmen: und zugleich einige Umstände, welche bei Grabung der Brunnen sehr merkwürdig sind, mittheilen. Es sind diese. Der Grund von der Oberfläche bis zur Tiefe von 4 Fuß bestehet aus Grundlagern und Trümmern einer alten Stadt. Man trift darinn das Pflasterwerk von Strassen, Handwerksbuden, Fusböden der Häuser, und Werke von mosaischer Arbeit an. Es ist nicht zu begreifen, wie der alte Grund so sehr erhöhet worden, weil solches einer ehemaligen Zerstöhrung und Wiedererbauung der Stadt auf ihren alten Schutt nicht kann zugeschrieben werden, angesehen die Felder umher von derselben Höhe, oder wohl gar noch höher sind. Wenn man durch diesen 4 Fuß tiefen Schutt hindurch ist, kommt man zu dem natürlichen Boden, welcher dichte und fest ist, so daß man denken sollte, er wäre nie aufgebrochen gewesen. Doch bald darauf wird er schwarz und morastig, und mit vielen Sumpfrohr vermischet. Ich erinnere mich, daß ich in einem dieser Art Brunnen, ungefehr in der Tiefe von 24 Fuß ganze Halme von Gerstenstroh gesehen; und in einem andern, in der Tiefe von 26 Fuß einen Zweig angetroffen, woran ein Klump von Haselnüssen hieng, welcher noch ganz unbeschädiget war. Hierauf bemerket man etwa 6 Fuß tiefer eine abwechselnde Veränderung der Erde, weiß und schwarz ums andere, mit Zweigen und Blättern verschiedener Bäume, welche mit einer Art dünner Rinden umgeben sind, bis man zu einer Lage Kalk oder Mergel kommt, welche sich nicht

eher

eher als in der Tiefe von 28 Fuß zeiget. Wenn die Arbeitsleute diese erreichet haben, sind sie sicher, daß kein zufliessendes Wasser sie ferner stöhren werde, und können das Werk mit der grössesten Bequemlichkeit bis zum Grunde fortsetzen. Die Dicke dieses Kalkschichtes ist 11 Fuß, und hin und wieder mit Schalen von Meerschnecken angefüllet. Sie endet sich in der Tiefe von 39 Fuß; worauf eine Lage sumpfigter Erde 2 Fuß dick zum Vorschein kommt, welche voller Rohr, Blätter und Zweige von Pflanzen steckt. Nachdem diese weggegraben, folget wiederum eine Lage Kalk, welche an einigen Orten von derselben Dicke als die vorige ist, und endet sich in der Tiefe von 52 Fuß. Denn kommt eine andere von sumpfigter Erde, fast wie die obere: darauf wiederum eine von Kalk wie die vorhergehende, aber nicht so groß und dicke. Diese lieget über einer andern sumpfigten, welche an diejenige Lage stösset, worinn man den Bohrer ansetzet. Diese ist weich, sandigt mit Kies und Schneckenschalen vermischet. Man bemerket, daß diese Folge der Schichten, welche mit einander abwechseln, in allen Brunnen, sowohl in der Stadt als Vorstädten, in derselben Ordnung und Regelmäßigkeit fortgehet. Die Bäume und Pflanzen, welche darinn gefunden werden, sind ein klarer Beweis, daß sie ehemals in freier Luft gewessen. In dem tiefsten Grunde trift man Balken, Kohlen, Feuersteine und Stücken Eisen an. Wenn das Wasser zuerst hervorbricht, stösset es Eichen, Castanien, Blätter, wie auch Hirse- und Bohnenhülsen ꝛc.

hervor. Dieses erweiset auch, daß das Adriatische Meer vor der Sündfluth, sich bis an Modena, und noch weiter nach Meiland erstrecket habe, und daß bei Abnahme der Fluth das Erdreich von dem Schlamm, welchen die Flüsse von den Bergen herunter gespület, erhöhet worden sey.

* *

XLIII.

Eine Betrachtung zwischen Büchern.

(Gentl. Magaz. 1755. Sept. p. 406.)

Ein Weiser kann von einem jeden Dinge in der Natur Stoff zur Betrachtung hernehmen. In Betrachtungen haben verschiedene Schriftsteller bald ihren Verstand geübet, bald ihre Einbildungskraft gefoltert. Dieser hat in ernsthaften Stunden über das Geheimniß der Weberkunst, und jener, welcher nie ernsthaft dachte, über den Besenstiel Betrachtungen angestellet. Man lasse mich auch einmal Betrachtungen machen. Mein Gegenstand soll eine Büchersammlung seyn.

Es stellet sich meinen Augen eine unzählbare Menge Schriftsteller dar, welche so verschieden in ihren Meinungen, als in ihrer Grösse und Gestalt sind. In welchem Lichte soll ich diese grosse Gesellschaft ansehen?

hen? Soll ich sie als eine Legion der Alten, welche unter geschickten Heerführern in schönster Schlachtordnung aufgezogen ist, betrachten? Oder als ein Regiment nach der neuen Mode, unter welchem die Gemeinen entweder durch Mangel gezwungen, oder durch Schelmerei verleitet worden sind Dienste zu nehmen; wovon die Häupter ihre Beförderung mehr dem Eigensinn, der Gunst und Partheilichkeit ihrer Freunde, als ihrem Werthe und geleisteten Diensten zu danken haben? Soll ich euch, ihr Bücher, ansehen als einen Schwarm Hofleute oder leichtfertiger Weibsbilder, welche bei Anbietung ihrer Dienste nur ihren eignen Nutzen suchen? Nein. Lasset mich diesen Saal betrachten als ein grosses Beinhaus menschlicher Vernunft, wo Finsterniß und Moder wohnet; oder wie ein Dichter sich ausdrücket:

Where hot and cold, and wet and dry
And beef and broth, and apple-pye
Mart sloverly assemble.

Wo heiß und kalt, und naß und trocken
Wo Fleisch und Brüh, und Aepfeltorten
Sehr schmutzig durch einander liegen.

Welche sind jene, deren ungekünstelte Kleidung ihre innerliche Einfalt zu erkennen giebt? Es sind Gesetzbücher, Statuten, und ihre Erklärung. Hier stehen Parlamentsacten, welche von jedermann müssen gehorchet, aber nur von wenigen können bezahlet werden. Sie reden, gleich dem Sphinx der alten Welt, in Räzeln, und verschlingen die Unglückseligen, welche sie

nicht verstehen. Hier sind die Erklärungen der Statuten, welche durchzulesen das längste Lebensalter nicht erlauben, und zu verstehen auch die grösseste Scharfsinnigkeit nicht zureichen würde. Grausam ist die Klemme, worinn man sich befindet zwischen der Nothwendigkeit und Unmöglichkeit ihrer Kenntniß. Doch man hat uns nicht ganz und gar hülflos gelassen. Siehe da zu unserm Troste: **Den kurzen Begriff des Rechts und der Billigkeit!** Er bestehet eben nicht aus vielen Bänden, sondern macht nur zwei und zwanzig Folianten aus. Doch wie man alle Nahrungskraft eines gemästeten Ochsen in ein paar dünne Kuchen zusammen treiben kann, so mag dieser kurze Begriff wohl alle Kraft und Saft vieler Acten und Rechtssprüche in sich fassen.

Die Rechtsverständige rathen uns eine fleißige Durchblätterung dieses Handbuches an. Lasset uns ihren Rath mit dankbaren Herzen annehmen. Sind wir doch den Aerzten höchstverbunden, wenn sie sich begnügen uns nur die Rinde der Quinquina vorzuschreiben, da sie ihre Patienten nöthigen könnten den Baum selbst zu fressen.

Von diesen Bänden wende ich meine Augen nach jenem in dichten Gliedern stehenden Phalanx. Wie zahlreich, wie furchtbar ist dieser Haufe! Es sind die **kriegende Gottesgelehrte**; denn so hat die Welt sich vereiniget sie zu nennen. Wie willkührlich ist doch die Sprache! Wie verbindet nicht oft die Gewohnheit Worte unter einander, welche die Vernunft

scheidet! Eben wie man oft, höllisch kalt, und teuflisch schön und dergleichen höret, so schicken sich auch kriegen und der Gottesgelehrte beieinander. Diese kriegende Gottesgelehrte haben die Richtschnur des Lebens in ein Panier des Zanks verwandelt. Sie haben den Tempel des Höchsten zu einer Fechtschule gemacht, wo man sich täglich im Kämpfen übet, und wo der Sieg nur zur Erregung eines neuen Krieges dienet. Sie sorgen nicht für den Hauptwall, womit derjenige, welcher den Menschenkindern die Religion gegeben, dieselbe befestiget hat; dagegen führen sie kleine Aussenwerke um denselben auf, welche auch eine Armee streitbarer Männer kaum behaupten kann.

Nächst bei diesen stehen die furchtbaren Widersacher der gesunden Vernunft. Diese Herren, welche uns die Heerstrasse zum Himmel abschneiden, und denen, die gerne dahin wollen, keinen Nebenpfad anweisen. Die Schriftsteller dieser Zunft sind verschieden, aber in den Grundsätzen und Sitten sich einander vollkommen gleich. Ich muß sie nach der Ordnung, worinn sie stehen, durch die Musterung gehen lassen. Hier sind die Epicurischen Redner, welche sich bemühet haben die Begriffe von Recht und Unrecht, zum unaussprechlichen Trost der Strassenräuber und Schacherer, zu vermischen. Hier sind die Forscher der Wahrheit, welche aber die Wissenschaft nimmer würdigen bei ihren Untersuchungen zu Hülfe zu rufen. Hier sind die Zweifler, welche sich eifrig bestreben sich durch Vernunftschlüsse um ihr eigen Daseyn zu bringen:

gen: gleich jenem Ausbunde eines witzigen Kopfes, welcher sich übete mit solcher Geschicklichkeit sich selbst den Beutel zu stehlen, daß er es selbst nicht merkete. Die allerletzten sind die Verfasser von Rhapsodien, Fragmenten und, was seltsam ist, von Gedanken.

Mitten unter diesem Heere der Antimärtyrer erblicke ich einen Band von besonderer Figur. Seine magere Gestalt und schmutziger Putz, machet ihn zu einem vollkommenen Ebenbilde eines verarmten Edelmannes. Dieses elende Denkmal der Vergänglichkeit, kam unter der Regierung Carls II. zum Vorschein. Es war der Liebling und einzige Sohn einer Standesperson. Wie hüpfete sein Vater bei dessen Geburt für Freuden auf! Wie viele Schmeichler erhoben es über ihre eigne Kinder, und beredeten den leichtgläubigen Vater desselben Vortreflichkeit der ganzen Welt vor Augen zu legen! Ueberwunden durch ihr Anhalten, schmückte es der Vater mit Scharlach und Gold, stellete es auf den Schauplatz der Welt, und nannte es: Gedichte einer vornehmen Person. So lange er lebte, wurde dem tölpischen Sohne mit der kalten Ehrerbietigkeit begegnet, welche dem Stande und Mitteln des Vaters gemäß war; sobald aber der Tod dessen Küche versperret, und den Schlüssel seines Kellers hinweggenommen, kam das verlassene Kind aufs Armenbuch; es wurde, gleich einer abgesetzten Maitresse, mit Füssen hinausgestossen, und muste von einer Bude zur andern wandern, bis es endlich nach mancherlei ausgestandenem Elende aus den Händen eines Schnupftuchs-

backs-

backskrämers gerettet, und zu seinem Glücke unter die Bande der Freidenker auf Gnadenbrod gesetzet wurde. Du erstes, du grössestes aller Laster des menschlichen Gemüths, Ehrgeiz! Alle diese Schriftsteller waren anfänglich deine Anbeter. Sie versprachen sich einen Nachruhm, welcher dauerhafter wäre, als das Kalbfell, worinn ihre Werke gebunden sind. Der Band ist (wie der Verkäufer spricht) in gutem Stande; da doch das Buch ein Raub des stillen Kunstrichters, der Motte, bleibet.

Vollständige Koch- und Notarienbücher, Lehrgebäude der Gottesgelahrtheit, *Tommythumb* kleine Historienbücher, philosophische Lehrgebäude, Gedenkschriften verliebter Mädchen, Schutzschriften für Comödianten und erste Staatsminister, sind alle zu derselben Vergessenheit verdammet.

Doch hier ist ein Buch, welches, ob es schon wenig Ansehen verlanget, dennoch durch ein seltenes Glück alles erlanget was es begehret. Sein ganzer Ehrgeiz ist in dem Verlangen, nur einige Monate zu dienen, beschränket, und ob schon ein jeder Tag ihm ohnstreitig etwas von seiner Nutzbarkeit raubet, wird es doch von jedermann gesuchet und gekauft. Dies ist der wohlverdiente und unbeneidete Character der vortreflichen Abhandlung practischer Sternkunde,

des Kalenders.

XLIV.

XLIV.

Rosetta und Chamont,

eine wahre Geschichte.

(Gentlem. Magaz. 1755. Sept. p. 401.)

Mein Herr.

Da sie ihre Leser oft mit solchen Erzählungen unterhalten haben, welche lebhafte Abschilderungen des menschlichen Lebens enthalten, und nicht allein zur Stärkung, sondern auch Erweckung edelmüthiger Grundsätze dienen; so sende Ihnen hiemit folgende. Sie unterscheidet sich in Beschreibung der Charactere von allen Romanenheldinnen; und das Ende meines tugendhaften Helden wird unter ganz besonderen Umständen gekrönet. Doch ich darf die Neubegierde des Lesers nicht zu frühe vergnügen: ich empfehle mich Ihm deswegen bloß mit der Versicherung, daß die Personen, deren Begebenheiten er lesen wird, itzo in Frankreich genugsam bekannt sind, und daß diese Nachricht aus einigen Briefen genommen, welche die Dame an eine vertraute Freundin geschrieben, von welchen verschiedene Abschriften in Frankreich unter die Leute gekommen. Ich bin N. N.

Obschon das Kloster nie ein Gegenstand der Hochachtung ist, so wird doch ein lasterhafter Character, in welchem die Grundsätze der Leutseligkeit und Großmuth herrschen, nimmer gehasset. Frauensperſonen verlieren zuweilen ihre Ehre, mehr aus

Mang

Mangel genugsamer Gemüthsstärke, als aus Liebe der Wollust: sind sie aber einmal, aus welcher Ursache es auch seyn mag, verführet, so wiederholen sie ihren Fehltritt mit immer wenigerem Widersinn, bis sie sich des Lasters gewöhnen; und da sie um so viel weniger besorget sind es zu verhelen, je weniger sie desselben Scheuslichkeit einsehen, auch desto weniger Stärke dazu haben, je öfterer sie ihre Lust büssen, so kommen sie endlich unter den Ausschuß der menschlichen Gesellschaft, und werden den bösen Exempeln, unter welchen sie leben, allmählich gleich.

Indessen giebt es einige, welche nicht so tief in den Abgrund dieses bedaurenswürdigen Verderbens hinabgesunken sind, sondern noch einige Redlichkeit des Herzens bewahret, und die Grundsätze der Ehre zur Richtschnur ihrer Handlungen gestellet haben.

Eine solche war Rosetta, eine Buhlerin in Frankreich, welche zu ihrer Zeit fast so berühmt als Lais und Flora war. Ihre Aufführung war frei, aber dabei anständig: und wie lasterhaft auch ihre Lebensart seyn mochte, liebte sie doch die Tugend.

Ihre Augen vermeldeten zugleich etwas zärtliches und sittsames; und wenn gleich ihr Gang und Manieren etwas üppiges an sich hatten, war doch in ihren Reden nichts von dem groben Unflath, welcher liederliche Weibsbilder kenntbar machet. Sie war überdem treu in ihren Verbindungen, welche sie als Verpflichtungen ansahe, die sie nicht ohne Undankbarkeit verletzen konnte; und wenn sie sich mit jemanden einmal

eins

eingelassen hatte, konnte keine Anbietung sie bewegen ihr Wort zu brechen. Ihr Liebhaber verließ sie allezeit eher als sie ihn; dann, wie die Empfindungen der Dankbarkeit bei ihr stärker als die sinnlichen Regungen waren, so blieb sie eben so unbeweglich bei den Beweggründen der Wollust als des Eigennutzes. Sie war beides von Natur und durch Gewohnheit mäßig und arbeitsam, und liebte ein stilles Leben, so daß sie muthmaßlich in ihren ersten Jahren ein glückliches Weib eines glücklichen Mannes hätte werden können, wenn nicht ein falscher Tritt sie in einen Zustand gesetzet und gehalten hätte, dessen sie nachhero nie ohne Erröthung gedenken konnte. Sie war höflich, mitleidig und im höchsten Grad großmüthig. Nie sahe sie einen Elenden, ohne ihn zu bedauren, und nie bedaurete sie einen Elenden, ohne ihm zu helfen; so daß man bei Erwähnung ihrer Gutthaten zu sagen pflegte: Das Laster sey der Tugend dienstbar geworden. Oftmals hatte sie dem Verlangen nach einer, einem vernünftigen Wesen anständigeren Lebensart, Gehör gegeben; und wie dieses von Tage zu Tage sich immer stärker meldete, entschloß sie sich endlich einen stillen Ort zu suchen, welcher sie sowohl für den Vorwürfen ihrer vorigen Ausschweifungen, als den Spott über ihre Besserung in Sicherheit setzen konnte. Nur eine unüberwindliche Schwierigkeit stund ihr im Wege. Sie hatte noch nicht so viele Mittel erübrigen können, welche hinlänglich waren sie gegen die Macht der Versuchung zu stärken, worinn ihre eigne Dürftigkeit, und die Freigebig-

keit

keit eines Liebhabers sie führen könnte. Ihre erste Sorge war derohalben ein Capital von 240000 L. zusammen zu bringen. Nachdem sie dies in kurzer Zeit ins Werk gerichtet, und ihren letzten Liebhaber abgeschaffet hatte, machte sie Anstalt Paris zu verlassen, um neue Ansprüche zu vermeiden.

Eben um diese Zeit trug sichs zu, daß ein junger Edelmann Nahmens Chamont eine kleine Hinterkammer auf demselben Stockwerke, wo Rosetta ihr Zimmer hatte, bezog. Dieser gieng alle Morgen um 7 Uhr aus; und wann er ungefähr gegen Mittag wieder zurück kam, um sich die übrige Zeit des Tages einzuschliessen, bestund alle Aufmerksamkeit, welche er im Vorbeigehen vor seine schöne Nachbarin spüren ließ, in einer stummen Beugung. Diese ungewöhnliche Begegnung erweckete der Rosetta Neubegierde. Wie sie eines Tages auf ihn gelauret hatte, bis er wieder in seine Kammer gekommen, schlich sie leise an die Thüre, und sahe durchs Schlüsselloch, daß der unglückliche Jüngling eine einsame Mahlzeit mit einem Stücke trocknes Brods that, wovon er jeden Bissen mit Thränen netzte, und mit Seufzen verschluckte. Rosetta wurde von Bestürzung und Herzeleid gerühret. Eine andere, welcher Absicht eben so rein gewesen, würde vielleicht alsobald laut geschrien haben, und mit einer unbarmherzigen Großmuth ihn mitten in seinem Elende entdecket haben. Allein Rosetta ihre Denkungsart war feiner. Es war ihr nicht möglich zu vergessen, daß jemand in solchen Umständen zu

überrumpeln, einem edelen Gemüthe empfindlicher falle, als das härteste Elend einer geheimen Armuth. Sie begab sich derohalben ganz stille in ihr Zimmer wieder zurück, um Gelegenheit zu suchen, wie sie sein Unglück mit aller der Verschonung und Achtung, welche man einem Unglücklichen schuldig ist, lindern möchte. Sie laurete des folgenden Tages auf ihn, wie er wieder zu Hause kam, und hatte, damit es scheinen möchte, daß ein Zufall sie bei einander gebracht hätte, einen Rahmen, worinn sie etwas stickete, ins Vorzimmer bringen, und die Thüre offen stehen lassen.

Chamont stellete sich zu gewöhnlicher Stunde ein, erschöpfet von Laufen und Kummer. Er machte sein Compliment wie gewöhnlich, und war an dem sich wiederum in der Finsterniß seiner Hinterkammer zu verstecken, wie Rosetta ihn mit einer ungezwungenen Artigkeit in Stimme und Mienen, welche ihr eigen war, folgendermassen anredete: In Wahrheit, mein Herr, ich habe an ihnen einen sehr wunderlichen Nachbarn. Ich dächte ein Frauenzimmer, welches Standes sie auch seyn mag, könnte mit Recht ein wenig mehr, als eine blosse Verbeugung fodern. Sie müssen entweder sehr Menschenscheu seyn, oder mich mit sehr verächtlichen Augen ansehen. Zwar habe ich kein Recht mich zu beklagen, wo Sie mich kennen; denn ich schliesse aus Ihrer wenigen Achtung gegen mich, daß Sie eine Person von strenger Tugend sind; wiewohl eben dies mich berechtiget Ihren Rath und Beistand mir auszubitten. Gleichwie indessen Ihr scheues Wesen vielleicht aus ei-

nem

nem innerlichen Misvergnügen entstehet, so erlauben Sie, mein Herr, daß ich Theil daran nehmen möge. Gönnen Sie mir die Ehre ihrer Gesellschaft; wer weiß ob nicht das Glück uns zusammen geführet habe, damit wir einer dem andern dienen sollen. Ich bin alleine, mein Tisch ist gedecket, schlagen Sie mir nicht ab ein Stückgen Brod mit mir zu essen. Ich habe zuweilen muntere Einfälle, und möchte vielleicht Ihre melancholische Gedanken in etwas vertreiben können.

Madame, sagte Chamont, Sie verdienen gewißlich, daß man Sie kennen lerne, und Ihre höfliche Einladung eines Unbekannten ist ein Beweis Ihres liebenswürdigen Gemüths. Wer Sie auch seyen, so ist es mir ein ungemeines Vergnügen eine Person anzutreffen, welche so großmüthig ist, sich nach meinem Unglücke zu erkundigen. Ich bin jetzo 14 Tage in Paris gewesen, und ob ich wohl alle diejenige, von welchen ich nach dem natürlichen Rechte Mitleiden und Beistand erwarten konnte, beständig angelegen habe: so sind Sie doch die erste Person, von welcher ich ein freundlich Wort bishero gehöret habe. Schreiben Sie meine Zurückhaltung weder der Tugend, noch dem Hochmuthe zu. Wo Sie Unglück je geprüfet haben, so wissen Sie, daß der Unglückliche furchtsam und unschlüßig ist. Wir kommen mit einem übelen Anstand in Gesellschaft, wenn schwere Widerwärtigkeit das Gemüth niederdrücket. Sie sind eine Person, die Schönheit, Lebhaftigkeit und allen Ueberfluß besitzet; wäre es dann wohl gefügt gewesen, wenn ich das Vergnügen

Ihres Lebens gestöret hätte? Wen Sie ein zärtliches und großmüthiges Herz haben, so würden Sie an meinem Unglück nur Theil genommen haben, und ich hätte Ihnen Kummer gemacht. Mein Herr, sagte Rosetta, ich bin so eitel nicht, daß ich mir einbilden sollte, ich wäre bequem Ihr Unglück hinwegzunehmen: indessen würde ich mich sehr glücklich achten, wenn ich Ihnen einigen Trost reichen könnte. Ich habe viele Fehler, mein Herz aber bleibet allezeit empfindlich bei fremden Unglücke. Dies ist vielleicht die einzige Tugend, der ich mich rühmen kann; doch läßt mich das Gefühl derselben hoffen, daß ich diejenigen, welche ich verscherzet habe, wieder erlangen werde. Ermuntern Sie diese Hofnung, mein werther Herr, durch ein wenig Zutrauen auf mich. Das Geständniß Ihrer Umstände kann nicht so kränkend seyn, als das Bekenntniß der meinigen. Dem ungeachtet bin ich Ihnen vorgegangen mit einer Offenherzigkeit, die, wenn Sie die Welt kennen, eben nicht gemein ist. Ich kann mir nicht einbilden, daß ein blosses Unglück Sie so sehr habe niederschlagen können; denn dieses würde ihre Jugend, Muth, gutes Ansehen und artiges Wesen leicht überwunden haben. Sie antworten mir nur mit einem Seufzer! Betrift es denn etwa Ihre Ehre? Quälet Sie die Furcht sie nicht zu erlangen, oder eine schreckhafte Voraussicht sie zu verlieren? Ich habe es gewiß getroffen! Denn keine andere Sache in der Welt könnte einen Mann, der auf Ehre hält, so nahe ans Herz gehen.

Ja,

Ja, sagte Chamont, mit einem verstöhreten Gesichte, Sie haben die Ursache meiner Verzweifelung ausgefunden. Dies ist der Geier, der mein Herze frißt; der Todesstich, welcher mir das Leben unerträglich macht. Ich sehe würklich kein Mittel mein Leben zu unterhalten, wo ich nicht meine Ehre, die mir so theuer ist, den Bedürfnissen des Lebens aufopfere. Ich bin ein gebohrner Edelmann; ich habe eine Stelle in der Armee gehabt; mein Regiment aber ist abgedanket. Ich habe mich gemeldet, ich habe bei meinen Verwandten angehalten, ich habe dringend geflehet. Ich habe Verwandte, welche im Ueberfluß und Pracht leben, welche Ansehen, Vermögen, Ehre, Bedienungen haben: ich bin aber abgewiesen, mit Kaltsinnigkeit, Grobheit und Verachtung begegnet, und, was mich noch ärger verdrossen, so bietet mir so eben einer von ihnen mit hochmüthiger Miene eine Bestallung zu einer der untersten Stellen unter den Pachtbedienten an. Er schien groß damit zu thun, daß er mir auf diese Art ein Stück Brod verschaffet, und einen grossen Dank damit verdienet hätte. Dies war eine Beleidigung, auf welche ich mich nicht gefasset gemacht hatte, und ich gestehe, daß ich meinen Zorn nicht bändigen oder verbergen können. Ich riß ihm die Bestallung mit Wuth, Scham und Verachtung aus den Händen, und warf sie, nachdem ich sie in Stücken zerrissen, dem Nichtswürdigen ins Gesicht, der mir durch desselben Anbietung so höhnisch begegnet hatte. So unglücklich ich aber bin, achte ich es noch für ein Glück, daß ich die Menschen

habe kennen lernen, und mich nicht ferner bei der Nase werde herum führen lassen. Ich wünsche nur, daß ich mich vor der Welt verbergen, und, wo möglich, meine Familie vergessen könne, welche durch mich ihren Nahmen hat wollen beschimpfen lassen. Ich weiß zwar wohl, daß Armuth eine so hohe Sprache nicht führen darf; daß dieselbe sich mit Sanftmuth und Demuth in alle Umstände schicken müsse; daß der Adel einem Armen zur Last gereiche, und ein hoher Geist übel angebracht sey bei denen, welchen das Glück die Nothwendigkeiten des Lebens versaget hat. Ich hatte vielleicht Unrecht, wie ich jene Anbietung verwarf, und bekenne, daß mein Stolz würde nachgegeben haben, wenn man mir einen blossen Unterhalt des Lebens, wo nicht auf eine ansehnliche, doch ehrliche Art angewiesen hätte: aber Auflagen eintreiben, arme Leute schinden, und niederträchtiger Weise andere quälen, dazu konnte ich mich nicht herunter lassen.

Mein Herr, sagte Rosetta, ich weiß nicht, ob ich diese Zärtlichkeit Ihres Gemüths rühmen soll; doch kann ich sie nach meiner Empfindung nicht tadeln. Sie sind in Wahrheit so unglücklich, als ein Mensch seyn kann. Allein ich höre jemand die Treppe heraufkommen. Lassen Sie, wo möglich, den Kummer Ihres Herzens nicht blicken, und gönnen mir alleine das traurige Vergnügen denselben zu wissen und zu lindern. O, es ist Amalia! Komm, meine liebe Freundinn, und wünsche mir Glück! Weswegen, versetzte Amalia? Wegen der Grille, die du dir in den Kopf gesetzet

hast, Paris in der Blüte der Jahre und bei vollkommenster Schönheit zu verlassen, und in eine angenehme Bauernhütte dich zu verschliessen? Doch wahrhaftig zwischen wollenreichen Heerden, blöckenden Rindern, bei rauschenden Bächen und in schattigten Hainen zu leben, muß verzweifelt schön seyn. Gut, gut, sagte Rosetta, du magst meiner immerhin spotten, und dich so viel, als du wilt, über mich lustig machen; dein Scherz wird doch meine Entschliessung nicht umstossen. Ich komme aber, sagte Amalia, dich diesen Abend zu Gaste zu nöthigen. Ich gehe, war Rosettens Antwort, des Abends nicht mehr zu Gaste, und habe geglaubet, du hättest einmal für allemal den Schluß gefasset, meinem Exempel zu folgen. Ja, versetzte Amalia, das sagte ich wie ich einmal meine närrische Stunde hatte, und unvernünftig Zeug redete. Eine neue Eroberung hat mich wieder zur Vernunft gebracht. Desto ärger. Ich sehe wohl, daß bei dir keine Bekehrung zu hoffen sey. Komm, lasset das Essen auftragen, sprach Rosetta. Man trug das Essen auf.

Während der Mahlzeit redete niemand als Amalia. Sie fuhr immer fort sich über Rosettens Anschlag, sich in die Einsamkeit zu begeben, lustig zu machen, und Chamonts stilles steifes Wesen, welchen sie für einen albernen Tropf hielte, gab ihr beständigen Anlaß zu schäkern. Mittlerweile aß er wenig; nicht weil es ihm an Appetit fehlete, sondern weil er aus Ehrgeiz oder Stolz, man nenne es wie man will, sich

schämete demselben ein Genügen zu leisten. Nachdem die Mahlzeit zu Ende, und der Coffee war aufgetragen worden, beurlaubte sich Amalia, und empfahl sich, mit einer schalkhaften Miene, dem Gebet der bussfertigen Schönen.

Sobald Rosetta sich von diesen so unangenehmen als ungelegenen Besuche befreiet sahe, führete sie Chamont in ihr bestes Zimmer, und nach einem kurzen Stillschweigen, bei welchen er seine Augen zur Erde niederschlug, und sich mit dem Vergnügen speisete, daß er der Rosetta Herz mit einem Mitleiden, welches nur edle Gemüther zu empfinden fähig sind, gerühret hatte, sagte sie: mein Herr, Sie haben mir eine grosse Verpflichtung aufgeleget. Das Zutrauen, womit Sie mich beehret haben, ist der schmeichelhafteste Vorfall, der mir in meinem ganzen Leben begegnet ist, und machet mir eine Freude —— Vergeben Sie mir diesen Ausdruck. Es ist zwar eine Freude die aus Ihrem Unglücke entstehet, doch gründet sie sich allein darauf, daß Sie mir erlauben werden Theil daran zu nehmen. Dasjenige was mein Herz jetzo fühlet, überzeuget mich, daß dasselbe noch der Besserung fähig ist. Doch was für Vortheil haben Sie davon, wenn Sie mir nicht erlauben Ihnen einige Proben von meiner wiederkommenden Tugend zu geben? Ach, Sie erröthen! Ich bekenne, daß ich die Ehre, welche ich mir ausbitte, nicht verdiene. Doch will ich Sie ersuchen, daß Sie entweder aus Großmuth mir diese unverdiente Gefälligkeit erweisen; oder mir erlauben zu glauben, daß Sie durch Ihre

re Verwegerung mir meinen Character so lebendig vor Augen haben stellen wollen, daß ich dadurch mit Angst gepeiniget und mit Schande bedecket werde.

Sie wissen nun mein Geheimniß, sagte Chamont, zwingen Sie mich aber nicht es zu bereuen, daß ich es Ihnen entdecket habe. Es war in der That gewissermassen eine Ausschweiffung, daß ich so offenherzig gewesen. Ich muß aber gestehen, daß ich ohne diese Erquickung unter der Last meines Unglücks hätte erliegen müssen. Ihnen, meine wertheste Madame, habe ich die erste Linderung meines Elendes zu danken. Etwas weniger leiden, ist ein Trost, wenn man viel zu leiden hat. Da ich mich Ihnen aber hiefür verpflichtet erkennen muß, so vergönnen Sie mir die Erklärung zu thun, daß dies das äusserste ist, wofür ich Ihrer Großmuth verbunden seyn kann. Bedienen Sie sich der Kenntniß, die Sie von meinem Unglücke haben, nicht dazu, um mich zu kränken. Ich will mich jetzt als ein Mann darinn schicken. Ich habe neue Stärke und neue Geduld bekommen. Ich habe nun eine Freundinn, bei welcher ich meine Klage ausschütten kann, und ich würde es an der Dankbarkeit fehlen lassen, wenn ich, in diesem Falle den Trost, welchen Sie mir anbieten, ausschlagen würde. Da Sie mir erlaubet haben Sie zu besuchen, so will ich Ihnen von Zeit zu Zeit, von dem was mir begegnet Nachricht geben. Ich will Ihnen die Würkungen aller meiner Bemühungen erzählen, und Ihren Rath mit Dankbarkeit und Willfährig-

keit annehmen. Bieten Sie mir aber nichts mehr an, damit ich nicht ——

Genug, versetzte Rosetta; ich mag mir nicht drohen lassen. Aber ich bitte, sagen Sie mir, mein Herr, machet Unglück die Menschen starrköpficht? Macht es uns ungestüm und trotzig von Sitten? Ungesellig und steifsinnig von Gemüth? Ist dem also, so hat man warlich Ursache sich aufs höchste dafür zu fürchten. Sie werden gewislich in Ihrem Wohlstande nicht so schwürig und genau gewesen seyn. Sie würden in demselbigen einen angebotenen Dienst nicht abgeschlagen haben.

Ich würde dann, sagte Chamont, ihn angenommen haben, weil ich hoffen können ihn zu vergelten. Jetzt aber kann ich nicht borgen, weil mir keine Hofnung zu bezahlen übrig bleibet. Wenn ich mich aber unverrückt wegere fernere Verpflichtungen von Ihnen auf mich zu nehmen, welches Sie mir als einen ungeselligen Trotz vorwerfen, so bekenne ich, daß ich solches für Personen in meinen Umständen nicht nur anständig, sondern auch nothwendig achte. Dies zeiget den Unterscheid zwischen Empfindung des Unglücks, und Schwachheit des Gemüths. Dies schläget den Stolz der Reichen darnieder, und leget den Armen eine gewisse Hoheit bei. Ein niedergeschlagenes und kriechendes Wesen, eine klagende Stimme, und flehender Blick geben den Reichen einen Vortheil, welchen das blosse Gold ihnen nicht gewähren kann: denn nur der, so sich zum Wurm macht, wird mit Füssen getreten.

So

So glauben Sie denn würklich, sagte Rosetta, daß ich keinen Vortheil von dem Bekenntnisse, welches Sie mir gethan haben, ziehen werde? Ich versichere Sie, daß alle bei mir aufkommende Unwahrscheinlichkeit mich nicht abhält mir einige Hofnung zu machen, wie wenig Grund sie auch haben mag. Ich wünsche wenigstens, daß Ihr ungünstiges Geschick mich rächen möge. Ihre Verwandten verdienen nicht unter menschliche Geschöpfe gerechnet zu werden; indessen will ich sie entschuldigen, wenn sie Sie nöthigen werden zu der Rosetta ihre Zuflucht zu nehmen, welche Sie unwürdig schätzen ihr verbunden zu seyn, und nicht fähig zu seyn achten Ihnen beizustehen, lediglich um des Vergnügens willen es gethan zu haben. Ich stehe bereit Paris zu verlassen ohne es wieder zu sehen. Ich kann nicht ohne Reue zurück sehen, wünsche aber, daß ich mit Hofnung möge voraus sehen können. Ich wollte derohalben meine Entfernung gerne anfangen mit einer oder andern Handlung, welche bequem wäre die Bisse meines Gewissens zu lindern, und bei Einschlagung des Tugendpfads, meine Hofnung zu stärken, und mich zur Standhaftigkeit anzuspornen. Ein Zufall, doch was ist Zufall, die Vorsehung hat mich mit Ihnen bekannt gemacht, und es scheinet, daß Sie ausdrücklich zu mir geführet worden, damit ich Ihnen beistehe. Da ich Ihnen aber Beistand anbiete, weisen Sie denselben mit Ungeduld und Verachtung von der Hand. Dach laßt uns hierauf nicht weiter denken. Darf ich Sie nur dieses fragen, ob Sie sonst jemand haben, von welchen

chen Sie mehr hoffen können als Sie bei Ihrer eignen Familie gefunden haben? Nein, versetzte Chamont. Ich habe zwar einige Freunde; gleichwie dieselbe aber nur Spielgesellen gewesen, so mache ich auf ihren Beistand in meiner Noth keine Rechnung. Was, sagte Rosetta, sind Sie denn ganz verlassen? Ohne Geld, ohne Gönner? Und Sie verderben die Zeit damit ihre Verwandten anzusprechen? Das Sprichwort muß falsch seyn, wenn man sagt: Die Noth sey eine Mutter der Erfindung. Gehen Sie hin und thun einen Spatziergang auf dem Felde, greifen Sie ihre Einbildungskraft an, und bauen lieber Schlösser in der Luft, als sie ruhen zu lassen. Das Glück hat zuweilen seinen Gefallen daran, gewisse Einbildungen würklich zu machen. Es ist wahr die mehresten derselben verschwinden auf ewig gleich einem Traum: indessen üben Sie das Gemüth, beschäftigen die Einbildungskraft, und vertreiben die ängstliche Gedanken. Ich will auch meine Erfindungskraft anstrengen, und mich glücklich achten, wenn ich ein Mittel ausfündig machen kann, welches bequem wäre Ihre Noth zu erleichtern, und die sehnliche Begierde zu vergnügen, welche ich empfinde zu Ihrem besseren Glücke etwas beizutragen.

Chamont stund auf wegzugehen, und Rosetta bat ihn, wie sie ihn bis an die Thüre begleitete, des Abends bei ihr vorlieb zu nehmen, damit sie ihre Einfälle, welche sie gehabt, mit einander vergleichen und überlegen könnten, ob sich etwas davon ausführen liesse. Damit sie sich aber desto mehr von seiner richtigen Einstellung

lung versicherte, steckte sie ihm mit grosser Behändigkeit einen Beutel mit Gold in die Rocktasche. Chamont ging fort, und vertiefte sich in einen der einsamsten Spatziergänge von Luxenburg, woselbst er viele doch vergebliche Ueberlegungen machte. Nachdem er sich hiemit etwa zwo Stunden abgequälet hatte, steckte er, mitlerweile er mit einem verstöreten Gesichte, und zerstreueten Gedanken grosse Schritte that, plötzlich ohne zu wissen warum seine Hand in die Tasche, und fühlte einen Beutel. Diese Entdeckung erweckte ihn aus seinen tiefsinnigen Gedanken, und bewog ihn augenblicklich nach Haus zu kehren. Denn er glaubte, daß auch der geringste Aufschub den Argwohn bestärken könnte, als ob er noch bei sich angestanden wäre, was er thun wollen. Er kam ausser Athem zu Hause, beschritte, weil er die Treppe hinauf flog zwo Stufen zugleich, und brach in Rosettens Zimmer hinein. Sie sahe, daß er nicht vermögend war zu reden, und wollte ihm keine Zeit geben sich zu erholen, sondern kam dem, was er sagen wollte, mit allerlei gleichgültigen Fragen zuvor. Chamont warf, ohne ein Wort zu sagen, oder wenigstens zu bedenken was er sagte, den Beutel auf den Tisch. Rosetta nahm eine angenehme Bestürzung an, und wollte ihm Glück wünschen, daß er endlich einen großmüthigen Freund gefunden hätte. Chamont betheurete aufs kräftigste, daß er keinen Menschen gesprochen hätte. Sie verwies ihm aber, daß er ihr ein Geheimniß daraus machen wollte, und behauptete, daß sie ungeachtet aller seiner Ernsthaftigkeit,

wohl

wohl merkete, daß er scherzete. Hierauf wurde er bös, beschwerete sich, daß man ihn hintergangen, und that die Erklärung, daß er, wo sie ihr Geld nicht wieder zu sich nehmen würde, sie nimmer wieder sehen wollte. Sie wegerte sich es anzunehmen, leugnete, daß es das ihrige wäre, und bestund darauf, sie wisse nicht was er sagen wollte. Vielleicht hätte sie bis zum Ende ausgehalten, wenn nicht eine edle Schamhaftigkeit ihre Wangen mit Röthe bezogen hätte. Gleichwie sie nun sich selbst genugsam verrathen hatte, riß sie mit einem saurén Gesichte, welches Verdruß und Zorn zu erkennen gab, den Beutel zu sich, fassete ihn aber aus Eilfertigkeit so nachläßig, daß er ihr aus der Hand fiel, und, nachdem er aufgesprungen, 50 Louisd'or über den ganzen Boden streuete. Chamont fieng alsobald an sie aufzulesen, allein Rosetta bat ihn er möchte sich nicht bemühen. Ich will sie lieber, sagte sie mit einer spöttischen Ernsthaftigkeit, selber auffammlen, damit ich versichert sey, daß sie noch alle da sind. Sie haben genugsam gezeiget, daß Sie kein Vertrauen zu mir haben; ich bin derowegen meiner Seits wiederum berechtiget, Ihnen nicht zu trauen. Meine wertheste Madame, sagte Chamont, dieser Zorn ist zu liebenswürdig, als daß er den meinigen erregen sollte. Darf ich aber, ohne Sie zu beleidigen, erinnern, daß in jener Ecke noch einige Louis d'or liegen, welche ihrer Aufmerksamkeit entgangen sind? Darf ich, versetzte Rosetta, ihnen, ohne Sie zu beleidigen, sagen, daß Sie ein seltsamer Kopf sind, und mehr verdienen gehasset zu

wer-

werden, als irgend ein Mensch, den ich mit Augen gesehen. Wohlan, sagte sie darauf, mit einem Seufzer, welcher alsobald ihre Stimme wiederum besänftigte, ich will dies Geld von Ihren Luxenburger Freunde verschliessen.

Ich bitte, thun Sie es, Madame, sagte er, und geben es ihm, nebst meiner Danksagung, wieder zurück. Diese Unterredung wurde durch einen Bedienten unterbrochen, welcher meldete, daß das Essen auf dem Tische stunde. Kommen Sie, mein Herr, sprach Rosetta, vielleicht werden Sie wenigstens geruhen mir Gesellschaft zu leisten. Von ganzen Herzen, Madame, war seine Antwort. Diese Anbietung ist zu vortheilhaft, als daß ich sie ausschlagen sollte. Dies ist aber der einzige Fall, worinn ich Freiheit habe Ihnen zu zeigen, daß ich wohl wisse, was mir dienet. Erlauben Sie mir aber zu bitten, daß Sie nicht ferner auf meine Kosten Ihren seltsamen Einfällen nachhängen. Gut, sagte sie, wenn ich nur wiederum die Freiheit behalte Sie rechtschaffen abzuführen, wenn Sie mit Meinungen, die mir nicht anstehen, aufgezogen kommen. Laßt uns nur geschwinde zu Tische gehen; denn mich verlanget sehr zu erfahren, was Sie für Einfälle beim Spazierengehen gehabt haben. Sie sollen den Anfang machen; hernach will ich Ihnen hinwiederum sagen, was mir eingefallen ist, so werden wir sehen, wer es von uns am besten getroffen.

(Die Fortsetzung folget.)

* *

XLV.

Nachricht

von den

ferneren Entdeckungen

im unterirrdischen Herculaneum.

(Gentl. Mag. Sept. 1755. p. 415.)

Bald nach Entdeckung der beiden Tempel, wovon im 1 St. p. 148 gehandelt worden, kamen die Arbeitsleute an eine sehr dicke Mauer, welche mit Fußgestellen, so in gleichen Entfernungen von einander stunden, gezieret war. Sie suchten lange Zeit eine Oefnung durch die Mauer, wurden aber endlich der vergeblichen Arbeit müde, weswegen sie dieselbe durchbrachen, und dadurch in ein Gewölbe kamen, welches ein länglichtes Viereck von 12 und 9 Fuß war. An einer jeden der beiden längsten Wände stunden drei kleine viereckte Pfeiler, etwa 3 Fuß hoch und oben platt. Gegen die obere Wand stunden zween Pfeiler von derselben Art, gegen die untere aber nur einer, nebst einer kleinen Treppe, welche ehemals zum Aus- und Eingang ins Gewölbe gedienet. In jeden Pfeiler war eine linderartige und oben gewölbte Nische, in welcher eine Urne stunde, ungefähr von Gestalt wie die

die heutigen grossen Töpfe von Porcelain, welcher oben einen Deckel hatte, der unsern zinnernen Schüsselglokken nicht unähnlich ist. Eine jegliche Urne enthielte die Asche verstorbener Personen, deren Nahmen mit rother Farbe nur dunkel über den Nischen geschrieben waren, in welchen die Urnen stunden. Das Gewölbe war weder bemahlet, noch mit Marmor überzogen, so daß die Fugen der Ziegelsteine deutlich zu sehen waren. Die Treppe führete aber zu einem ungemein prächtigen Gebäude hinauf, wovon man noch keine genaue Kenntniß hat, weil die Arbeitsleute die Erde und Lava, worinn es versenket lieget, noch nicht hinweggeräumet haben. Die Baukunst der Aussenseite ist von vortreflichen Geschmack und Arbeit, und man hat keinen Grund zu zweifeln, daß nicht auch das Inwendige derjenigen Erwartung, welche dies schon entdeckte Stück der Mauer und die Fußgestelle erwecket haben, genug thun werde. Es ist überaus merkwürdig bei allen Gebäuden dieser unterirrdischen Stadt, daß ein Theil derselben scheinet viel gelitten zu haben, entweder von einem gewaltigen Stosse, oder von Einstürzen, es sey, daß solches von einem natürlichen Vorfall, oder von der darauf liegenden Last herrühre: andere Theile hergegen noch ganz frisch und feste geblieben, ohne die geringste Spuren einer Beschädigung, die sie von der Erschütterung erlitten hätten. Man hat viele irrdne Gefässe gefunden, welche noch ganz unversehret in guter Ordnung auf ihren Brettern stunden, und man hat die Deckel der Urnen, ob sie wohl wie Ziegel

los darauf lagen, auch eben nicht viel besser waren, noch in derselben Stellung angetroffen, worinn sie diejenige, welche sie in den Nischen geleget, verlassen haben.

In einer kleinen Entfernung von diesem Gewölbe ist ein Brunn, dessen Oefnung kaum weiter ist als ein ordentlicher Wassereimer. Er ist aber sehr tief, denn das Wasser stehet ohngefähr 45 Fuß unter der Oberfläche. Es ist sehr wunderbar, daß dieser Brunn nicht angefüllet worden, da man bishero noch keinen Platz von einem gevierten Fusse angetroffen, der nicht von der Lava oder einer andern Materie vollkommen ausgefüllet worden. Es sey nun, daß die geschmolzene Materie, welche die Stadt zuerst überschwemmete, flüssig genug gewesen in alle Höhlen hineinzudringen, oder daß die Materie, welche sich nachhero darüber gehäufet, und eine über 80 Fuß dicke Lage ausmachet, durch ihr Gewicht, alles was drunten lag, zusammen gepresset habe. Man siehet, daß einige Häuser mit dreieckigten Stücken von schwarzen und weissen Marmor gepflastert gewesen, wovon immer zwei Stücke von derselben Farbe mit den Spitzen an einander stossen, und also ein Viereck bilden. Man hat in denen Gebäuden, welche man von Zeit zu Zeit vom Schutte gereiniget, verschiedene Werkzeuge und allerhand Hausrath gefunden, besonders einige Lampen von Thon, welche sehr artig sind. Vor andern ist eine derselben mit verschiedenen Figuren von erhabener Arbeit treflich gezieret. Sie ist cirkelrund, und in einem runden Fa-

che

che in ihrer Mitte ist ein Hund, wie er so eben einen Hasen erhaschet, abgebildet. Dieses Feld umziebt ein schön Laubwerk von Weinblättern, und am Rande sind verschiedene wohlgebildete Zierrathen. Die Röhre, aus welcher der Dacht heraus gehet, stehet an der einen Seite, und an der andern der Handgriff, welcher mit denen an unsern flachen Leuchtern übereinkommt. Man hat auch verschiedene Thränengefässe ausgegraben, wovon einige gläsern und wie unsere blau und weisse Porcelainflaschen gestaltet sind; andere aber bestehen aus Thon und gleichen unsern Tulpengläsern. Es giebt auch einige erzene Gefässe, wie unsere Pauken, welche auf dreien Füssen stehen. Etliche haben einen doppelten Boden, und man urtheilet, daß dieselben Feuertöpfe gewesen, indem sie einen durchlöcherten Deckel, und zuweilen einige kleine hohle Röhren haben, welche muthmaßlich dieneten den Rauch abzuleiten. Ausser diesen giebt es 1. eine marmorne Tafel von treflicher Arbeit, auf einem Fusse gleich einem kleinen Geländer in der Gestalt einer Spirallinie. Oben in der Mitte ist sie ausgehöhlet, welches Anlas giebt zu glauben, daß sie zu einem Wasserbehältniß in einem Essaal gedienet habe. Die Bildungen um der Höhle sind ungemein ausgearbeitet, und von gutem Geschmack. 2. Einige Tripodes, oder Gefässe gleich den Suppentellern auf dreien Füssen. Diese wurden gebrauchet, wenn den Hausgöttern geopfert wurde. Viele derselben sind von vortreflicher Arbeit, und schönsten Geschmacke. Beson-

ders stehet eins derselben auf dreien Beinen, wovon das oberste Theil einen geflügelten Sphinx vorstellet, welcher sauber geschnitzet ist. 3. Zween Leuchter von besonderer Gestalt. Der Schafft ist vier und einen halben Fuß lang und allenthalben gleich dick, nur daß einer gewunden, und der andere mit Laubwerk umflochten ist. Ein jeder stehet auf dreien Füssen, und hat oben eine kurze aber weite Dille. 4. Viele kupferne und irrdene Opfergefässe, wovon die meisten unsern gläsernen Weinkannen decanters mit zween Handgriffen gleichen: einige aber gehen unten spitz zu, so daß man sie nicht anders als in ein Loch niedersetzen kann. Man glaubet, daß sie bei der Libatio oder Trankopfer gedienet haben. 5. Etliche Küchengeschirre von verschiedener Figur, wovon eins mit unsern heutigen Dämpfpfannen, und ein anderes mit einem Roste vollkommen übereinkommt. Der Rost ist das einzige eiserne Geschirr, das man bishero gefunden hat, indem alles übrige entweder von Erz oder Thon ist. 6. Eine grosse Anzahl Rähmen und Beine von zusammengefaltenen Stühlen; die Beine sind sehr groß und gestaltet wie ein S. 7. Verschiedene Fischnetze, welche in Ansehung ihrer Form gut genug geblieben, aber so schwarz geworden, als wenn sie im Rauche gehangen hätten. 8. Ein Futteral von chirurgischen Instrumenten, mit ungemein wohlgemachten Handhaben von Erz. Man hat oft angezeiget, daß man hier auch Korn in ziemlichen Zustande gefunden; unter andern Merkwürdigkeiten aber ist keines

der

der geringsten ein ganzes Brod. Dieses ist zwar verschimmelt, und halb verbrannt, hat aber noch seine völlige Figur, und die Buchstaben, welche darauf gedrukket worden, sind ganz lesbar. Es hat die Figur eines twelfth enke, nur daß es oben unsern buns gleichet: Es ist durch Linien, welche vom Mittelpuncte zum Umkreise gehen, in 5 Theile abgetheilet.

J. B.

* *

XLVI.

Eine untriegliche Methode die Seuche des Hornviehs zu curiren,

so jetzt in ganz Liefland im Schwange geht

und von dem Leibmedicus

der Rußischen Kaiserin Anna Doctor Fischer

erfunden.

(Gentl. Magaz. 1755. Nov. p. 464.)

Sobald wie man bemerket, daß ein Stück Vieh angestecket, muß man demselben in dreien

Tagen nichts als Wermuth, Galgan oder andre bittre, dem Magen dienliche Kräuter zu essen geben, und eine Hand voll Sauerteigs oder Biergescht mit ihrem Getränke vermischen. Ueber dieses gebe man ihnen alle Abend von pulversirten Toback, malt Spirits, Mehl, Kornbrandtwein einen Kuchen ein, des Morgens aber eine halbe Unze brauner Seifen mit zerquetschten Knoblauche vermenget. Ist aber der Durchlauf heftig, so muß man die Seife weglassen. Während der Cur muß man das Vieh mit Lauge von Holzasche fleißig waschen, dessen Mund mit Eßig reinigen, und Kopf und Nacken warm zudecken. Diese obbeschriebene Cur soll sehr selten triegen.

* *

XLVII.

Schreiben

des Herrn Doct. Swenke

der Anatomie und Chirurgie Professors im Haag

die

Einpfropfung des Hornviehs

betreffend.

Mein Herr!

Nachdem ich in ihrem Magazine die Nachricht, die Seuche dem Hornvieh einzupfropfen, gelesen, mach-

machte ich nach der daselbst vorgeschriebenen Art verschiedene Versuche, welche aber sehr übel ausschlugen. Ich kam aber durch veränderte Experimente endlich auf eine Methode, welche des Endzwecks nicht leicht verfehlet, in sofern ich aus dem Erfolge schliesse. Dann 6 Stück jung Vieh, die zwischen ein und zwei Jahren alt, und die im verwichenen Sommer zu gleicher Zeit eingepfropfet waren, hatten die Seuche in einem gelindern Grade und sind völlig wieder davon genesen.

Ich sperrte das Vieh nicht ein, sondern ließ es auf einer Weide frei grasen, machte jedem einen Einschnitt in die eine Lende, worinn ich die ansteckende Materie legte, welche ich aus der Feuchtigkeit, die aus denen Augen, Nasenlöchern und dem Munde eines andern Viehes triefete, das von der ordentlichen Seuche angesteket gewesen und sich jetzt zu bessern anfieng, genommen hatte. Sobald wie ihr Koth hart von ihnen gieng, * gab ich jedem Stücke drei Unzen Ebshamer Salz, wodurch sie während der Krankheit offenen Leib behielten. Am 6ten Tage nach der Einpfropfung wurden sie krank, am 20ten aber war die Krankheit vorüber, und sie schienen ganz stark und gesund. Ich habe bemerket, daß die Wunde, so lange die Krankheit daurete, offen blieb, sobald aber wie solche vorbei war, zutrucknete, und daß die Fliegen nicht eher als bis die Krankheit nachließ sich darauf setzten. Es war an-

* Dieser Zufall ist ein Vorbote der Krankheit, und stellet sich ohngefehr den dritten Tag nach der Einpfropfung ein.

merklich, daß ein ander Stück Vieh, welches vordem die Seuche ordentlicher Weise gehabt, nicht allein sich von dem eingepfropften Vieh, sobald es krank zu werden anfieng, absonderte, sondern sich auch äusserst hütete demselben nahe zu kommen, und nicht ehender, als bis dasselbe wieder sich zu bessern anfieng, sich zu demselben verfügete.

* *

XLVIII.

Ob die alten Zeiten besser als die jetzigen?

(Univers. Magaz. 1755. Febr. p. 54.)

Unter manchen witzigen Fragen, die eine Entscheidung verdienen, ist es werth zu untersuchen, ob die Welt besser oder schlimmer werde: Urtheilen wir nach der gemeinen Meinung, so ist die Frage bald entschieden, dieweil man insgemein zum Besten der alten Zeiten beschliesset, und es mit den Poeten hält, die uns angenehme Beschreibungen von der güldenen Zeit, und der Regierung des Saturns geben. Allein da es unsicher ist, sich auf allgemeine Meinungen und poetische Erdichtungen zu verlassen, so müssen wir Exempel, besondere Stücke, und Erklärungen aus der Historie suchen, um ein wahres Urtheil darauf zu gründen.

Ehe

Ehe Staaten und Gesellschaften aufgerichtet, und Gesetze gemacht wurden, lebten die Menschen in dem Stande der Natur, wie er genennet wird; von welchen wir nur sehr wenig sagen können, weil die meisten alten Geschichte allhier finster und unvollkommen, und voller Fabeln und Erdichtungen sind. Es ist nichts destoweniger klar, daß das Laster in diesem Stande zu einer so hohen Staffel die Oberhand gewonnen, daß die Menschen ihr bestes Kleinod, ihre Freiheit, für die gemeine Sicherheit dahin gegeben, Gesellschaften aufgerichtet, und sich der Herrschaft und dem Befehl unterworfen. Ein solches Hülfsmittel zeiget augenscheinlich, daß die Krankheit groß war, und das menschliche Geschlecht, wie es auch würklich war, zuließ, ein Glied zu verlieren, um den Körper zu erhalten.

Die Poeten und Geschichtschreiber mögen uns Beschreibungen von den goldnen Zeiten und den Regierungen der Hirten geben, welche sie wollen; so waren doch die frühe Aufrichtung der Gesellschaften, der Gebrauch der Strafgesetze, die Gefängnisse und der Galgen, klare Beweise, daß der alte Zustand der Menschen nicht so einfältig, billig, und rein gewesen, als diese Herren vorgeben. Wir finden auch, daß ein solcher geglaubter natürlicher Stand von nicht so langer Dauer war; denn Gesellschaften und Königreiche wurden gleich nach der Sündfluth aufgerichtet.

Sobald wir einige Kundschaft von der Geschichte haben, finden wir, daß die Welt ihre gute und böse Zeiten, ihre Ebbe und Fluth gehabt, und daß sie allezeit

verdorben gewesen, obgleich die Schaubühne sich öfters verändert; denn die eine Art der Verderbniß, des Lasters, oder Gottlosigkeit verschwand nicht so bald, als die andere wieder deren Stelle einnahm.

Die strengen Urtheile, welche man von späteren Zeiten gefället, scheinen von Menschen entstanden zu seyn, welche die Welt nicht im ganzen, sondern in besonderen Theilen betrachtet, und besondere Länder, anstatt der Erde überhaupt untersuchet haben. Wenn wir Königreiche oder Republiquen einzeln übersehen, so scheinen die meisten derselben anfänglich gesund und stark gewesen zu seyn, und sind kränklich und schwach im Verfolg der Jahre geworden, bis sie endlich so abarteten und verderbt wurden, daß Thorheit, Laster, und Bosheit die Oberhand gewonnen, und ihren Untergang zuwege brachten. Diesen besonderen Begriff von einem Lande haben die Menschen unvorsichtiger Weise auf die ganze Welt überhaupt übergebracht, und daher haben sie der ganzen Erdkugel seine Jugend, männliches und hohes Alter zugeschrieben, welches letztere sie nothwendig für den schwächesten und schlimmsten Stand halten.

Daß diese Meinung ohne Untersuchung angenommen sey, erhellet daraus, wenn wir die ganze Geschichte der Welt uns vor Augen legen. Hier sehen wir, daß jedes Königreich und Republik gemeiniglich bei der ersten Aufrichtung gut gewesen; jeder Stifter machte sich eine Ehre daraus, sein eigen Werk zu unterstützen und zu erhalten. Aber gleichwie aus einem

kranken und verfallenen Königreiche, neue und gesunde Republiken, und frische und muntere Königreiche aus schwachen und beschädigten Republiken wieder aufsteigen können; so zeiget dieses uns, daß gute Gesetze und Anordnungen mit der Zeit kraftlos werden, und veralten; und daß sie ebenfals nach gerade wieder können ergänzet, gültig gemacht, und zu ihrer vorigen Stärke gebracht, oder bisweilen noch mehr erhoben werden.

Zahlreiche Beispiele in der Historie beweisen, daß Gesellschaften und Regierungen zu einer Zeit Muster der Tugend, zur andern, der Laster wegen berüchtiget, und denn wiederum tugendhafter als vorher gewesen. Wir sehen ebenfals, daß wenn Tugend in einem Lande abläßt, sie im andern empor steiget. Italien und Griechenland waren vor Alters ihrer Tapferkeit und Tugend wegen berühmt, aber die jetzigen Einwohner dieser Länder sind so gering und verächtlich, als ihre Vorfahren Helden und Weltweisen waren. Länder, wo in alten Zeiten kein Funke der Sittlichkeit sich blikken ließ, glänzen nun als der Ruhm und die Zierde der Welt. Vergleichen wir das alte Rußland mit dem jetzigen, so haben wir ein einleuchtendes Beispiel dieser Wahrheit; und vielleicht kann die Türkei, welche wir jetzund als ein barbarisches Land betrachten, nach diesen ein Sitz der Musen werden. Folglich können wir aus dem Falle oder der Abnahme besonderer Staaten nicht auf die Verderbtheit der Welt überhaupt schliessen. Tugenden und Laster bleiben dieselben,

ben, ob sie gleich, wie das Flüßige in dem Körper, sich bisweilen in dem einen Theil, bisweilen in einem andern setzen.

Die Alten begiengen Mord und Todschlag, sowohl wie das gegenwärtige Geschlecht. Cain tödtete seinen Bruder, gleich nach der Schöpfung. Aber vor Alters giengen sie gerade zur Hauptsache; da hergegen die Welt jetzund in ihrem Verfahren feiner, verschlagener, und zärtlicher ist, und auf eine höfliche Art tödtet. Joab scheinet die höflichere Art zu ermorden eingeführet zu haben, denn er grüßte den Abner und durchstach ihn.

Die Alten führten eben so ungerechte Kriege als die Neuen, der Unterscheid bestehet nur in der Art und Weise, dieselben zu führen. Die Alten begaben sich ohne Vorwand, ohne Vorrede, oder angeführten Schein in ungerechte Kriege; aber die höflichern Neuen geben durch ein Manifest erst gebührende Nachricht, bezeugen ihre Unschuld, und zeigen die Nothwendigkeit, welche sie wider ihren Willen zu den Waffen antreibet. Die Alten hielten es für schändlich und unanständig, den Feind unbereitet zu überfallen, sie gaben einander Nachricht, ehe sie das Treffen lieferten, und bestimmeten selbst auch den Ort und die Stelle zur Entscheidung. Diese Gewohnheit wird heut zu Tage von den Heerführern verachtet, welche, indem sie dem Feinde von dem Angriffe Nachricht zu geben, für die gröste Thorheit halten, sich bemühen, die bequeme Stunde zu stehlen, um ihn unerwartet zu überfallen,

fallen, und auf solche Art sich des Sieges versichern. Diese neue Umkehrung der alten Ordnung Krieg zu führen verändert die Sache nicht, sondern nur die Art und Weise. Und in der That scheinen wir jetzunder nicht so sehr das Laster und die Gottlosigkeit zu tadeln, als vielmehr die Gewohnheiten und Sitten der Alten. Doch, wenn die Welt noch lange dauert, werden die alten Moden gewislich wieder aufkommen, denn die Mode ist veränderlich, sie überfällt und breitet sich aus.

Man muß zur Ehre der neueren gestehen, daß sie die alte barbarische Gewohnheit Krieg zu führen, die selbst von den gesittetsten Völkern ist ausgeübt worden, ich meine die Gewohnheit zu sengen und brennen, und zu verheeren, was sie in des Feindes Landen funden, Männer, Weiber, und auch oftermals Kinder durch das Schwerdt zu tödten, abgeschaffet haben. Diese anstößliche Gewohnheit dauerte bis ins vorige Jahrhundert, da man anfieng den Krieg auf eine menschlichere und rühmlichere Art zu führen.

Die heutigen Gesetze kommen mit der Vernunft und dem Grunde der Dinge besser überein, als die alten. Wir mögen die alten griechischen und römischen Gesetze so hoch schätzen, als es uns gefällt, so enthalten sie doch verschiedene seltsame und ungeheure Verordnungen. Ein jeder, der die nordischen Gesetze untersuchet, wird gleichfals viele, die ungereimt, schwach, und selbst gottlos sind, finden; als die Gesetze von dem Zweikampfe, von der Feuerprobe, der Unzucht, dem

dem Vertrage des Kirchenraubes, Ehebruchs, Mordthat und anderer abscheulicher Laster wegen, so daß wir in Absicht auf die Gesetze erkennen müssen, die Welt ist verbessert. Aber es bleibt noch immer eine Frage über, ob die Neuern ihre bessere Gesetze genauer halten, als die Alten ihre schlechte hielten.

Processe scheinen unter den neuen verdrießlicher zu seyn, als unter den alten. Unsere Vorväter verrichteten durch eine einzelne Entscheidung in einem Tage mehr, als unsere jetzigen Richter in Jahren. Wenn die Lust zu den Gesetzen ehedem so stark gewesen wäre, wie jetzund; oder wenn die Alten mit solcher Menge geschickter Gesetzgeber versehen gewesen wären, als wir nun sind: so würden ihre Gerichtshändel eben so zahlreich gewesen seyn, und sich eben so vortreflich in die Länge gezogen haben, als es nun geschiehet; denn die Alten hatten eben so grosse Lust Rache auszuüben, als die Neuen. Ich zweifle sehr, ob nun ganz Europa sich zusammen verbinden würde, einen Krieg, um sich eines einzelnen Lasters des Ehebruchs halber zu rächen, in Asien hinüber zu bringen. Aber man muß gestehen, wir zanken um Kleinigkeiten, besonders in Absicht auf die Gottesgelahrtheit.

Versprechungen hielten die Alten heiliger, als wir, ihre blosse Bekräftigung, oder Hände geben, war eine stärkere Verpflichtung, als unsere Eidschwüre oder gesetzmäßige Contracten. Die Alten verstellten sich weniger, als die Neuen, und konnten einen ehrlichen Mann von einem Schelm wohl unterscheiden. Jetzund

zund ist es Mode, eine Larve anzulegen, und Betrug mit dem Kleide der Ehre, und Gottlosigkeit mit dem Mantel der Religion zu bedecken.

Staat, Pracht und Gepränge haben in spätern Zeiten so sehr die Oberhand gewonnen, besonders unter dem Mittelstande, daß man die verschiedenen Ordnungen durch ihre Kleidung oder Aufzug nicht mehr unterscheiden kann.

Liebe zur Freiheit, und Eifer für das gemeine Beste, waren in alten Zeiten grösser als in jetzigen. Was für Heldenthaten und unglaubliche Dinge wurden von den Alten aus diesem Grundsatze verrichtet! Aber in Betracht der Neueren ist es Mode wenig für die allgemeine Wohlfahrt, und soviel als möglich für uns selbst zu thun. Wenige unter uns sind solche Patrioten, die ihre Personen, ihre Kinder, oder nur ihre Güter zum allgemeinen Besten, oder zur Ehre des Vaterlandes aufopfern. Dieser edelmüthige Ehrgeiz ist mit der Zeit verschwunden, und in Abgang gerathen, hergegen Selbstliebe, niederträchtiger Stolz, und heßliche Grundsätze regieren an jenes statt. Vielleicht mag die alte einfältige Welt keine hohe Gedanken von diesem herrschenden neuen Character geheget haben.

Die alten Comödien waren rauh, garstig, und ärgerlich; aber die neuern haben gröstentheils diese Fehler verbessert, und die Schauspiele keuscher gemacht; so, daß ein jeder, der die alten Comödien mit den neuen vergleichet, ein Vergnügen verspüren wird, zu finden,

daß

daß die alten groben Gespräche in dem letzten und jetzigen Jahrhundert mit beredsamer und kluger Sittenlehre verwechselt worden.

Die Erziehung der Kinder unter den Alten war überhaupt schlecht, die Schulleute handelten Henkern ähnlicher als Lehrern. Die Alten hatten auch einen falschen und ungeheuren Grundsatz in Absicht ihrer Kinder, welche sie nicht allein zum Besten des gemeinen Wesens, sondern auch zum besondern Vortheil der Familien aufopferten. Prinzen und Regenten theileten in diesen frühen Zeiten ihre Länder unter ihren Kindern; wodurch manche mächtige und blühende Königreiche in einen elenden Zustand gebracht wurden. Die zahlreichen traurigen Schaubühnen, die aus solcher unzeitigen Sorgfalt für die Versorgungen ihrer Kinder eröfnet wurden, hatten nicht Stärke genug, diese schädliche Gewohnheit einzuschränken, oder in Ordnung zu bringen. Denn die Gewohnheit, das väterliche Erbgut unter Kindern zu vertheilen, wurde allenthalben bis in dem letzten Jahrhundert fortgesezet; da das Recht der Erstgeburt, oder *ius maioratus*, in den meisten Ländern zuerst eingeführet wurde.

In der Dicht- und Redekunst sollen die Neuen in Ansehung der Alten zu kurz kommen; aber man treibt die Sache zu weit, wenn man saget, die Neuen können niemals die Staffel der Vollkommenheit der Alten erreichen. Da die jetzigen Bäume, wie sich ein sinnreicher Autor so ausdrücket, eben so groß als wie die alten sind; so können die heutigen Völker eben so

grosse

grosse Männer als Homer, und Demosthenes hervorbringen? Ob man gleich mit Recht anführet, daß die gegenwärtigen Characteren, und herschenden Gewohnheiten von Europa kaum Materie zu einem edlen Heldengedicht, oder einem gefügten Stof zur Beredsamkeit darreichen.

Wir müssen bekennen, daß die Wissenschaften, und Gelehrsamkeit überhaupt jetzund mehr blühen, als in früheren Zeiten. Doch muß man die alte Welt deswegen nicht tadeln, besonders da die Alten die Wege zu manchen nützlichen Entdeckungen und Verbesserungen, welche die Neuern gemacht, gebahnet haben. Es ist leichter Sachen zu verbessern, die man schon angefangen, als die ersten Grundstriche zu entdecken. Die Vollkommenheit der Wissenschaften ist eine natürliche Würkung der Zeit, und des reifenden Alters der Welt. Diejenigen, welche die gegenwärtige Künste und Wissenschaften für grösser und besser gegründet halten, mögen zur Antwort annehmen, was Clitus dem Alexander antwortete: Es ist wahr, ihr habt gesieget, aber es ist mit eures Vaters Soldaten geschehen.

Aberglauben herrschte überhaupt unter den Alten mehr, als unter uns. Denn zu unsern Zeiten hören wir nicht soviel von Wundern, Wunderzeichen und Wunderwerken, als unter jenen gemein war. Gespenster und Hexen erscheinen jetzund selten. Eine bessere Weltweisheit hat diese Geister vertrieben, und unsere Kirchhöfe weniger fürchterlich gemacht. Es

ist aber möglich, daß wir in der gegenwärtigen Zeit, in das gegenüber stehende Laster verfallen, und müssen uns hüten, damit wir durch eilige Entfernung vom Aberglauben nicht auf einmal in Zweifel und Unglauben verfallen.

Solchergestalt habe ich einige der vornehmsten Gegenstände, um diese Frage: Ob die Welt besser oder schlimmer werde? in ein klärers Licht zu setzen, in Erwägung gezogen; und ich meine, daß man aus dem Ganzen diesen allgemeinen Schluß ziehen kann: Die Welt ist noch beinahe dieselbe, wie sie bei den Alten war, dieselben Tugenden und Laster herrschen, nur bloß die Gestalten, nicht die Thaten werden verändert.

* *

XLIX.

Paul Gemseges Schreiben an den Herausgeber des Gentlemans Magazins,

betreffend die Innschrift von S. 361.

(Gentlem. Magaz. 1755. Oct. p. 438.)

Mein Herr.

Ich fürchte Ihr Freund, Lansenbiensis, wird sich sehr in seiner Hofnung betrogen finden, nachdem

dem er sich auf mich berufen, betreffend eine nähere Erläuterung der Innschrift S. 361. weil der Anmerkungen, die darüber angestellet werden können, so weit ich die Sache einsehe, so wenige sind, daß dabei nicht viel übrig bleibet, welches ihm ein sonderliches Vergnügen geben kann. Indessen achte mich verbunden, ihm meine Dankbarkeit für die Bekanntmachung dieses bisher unbekannt gebliebenen Marmorsteines zu bezeugen; weil alle Liebhaber der Gelehrsamkeit einem jeden, der auch nur ein Stück griechischer oder römischer Alterthümer ans Licht stellet, verpflichtet sind; angesehen dadurch die Gränzen der schönen Wissenschaften erweitert werden: zumal das gegenwärtige sowohl in seiner Art vollkommen, als auch, meines Erachtens, recht gelesen, abgetheilet und erkläret ist. Es ist zu vermuthen, daß das Wort Maponus der Nahme einer brittischen Gottheit sey; und da seit den Zeiten des Elias Schedius * derselben nicht wenige entdecket worden, so wünschte ich, daß jemand, der in der alten brittischen Sprache und Alterthümern wohl bewandert wäre, uns davon eine Sammlung und Erklärung geben möchte. Zwar hat man zu einem solchen Werke wenig Stoff, weswegen man auch keine weitläuftige Nachricht davon erwarten kann: indessen denke ich, daß ein Schriftsteller, welcher die Scharfsinnigkeit und Gelehrsamkeit eines W. Baxters, der das Glossarium Brit. antiq. herausgegeben, besässe, etwas würde entdecken

* Im Englischen steht fälschlich Senedius.

können von dem Range, Amte und Verwaltung der verschiedenen Gottheiten, welches man hoffentlich aus dem Ursprunge ihrer Nahmen, wie auch den Ausdrükken und Umständen einer jeden besonderen Innschrift würde herausbringen können. Die kleinen Grübchen, welche sich als Puncte zwischen den Buchstaben zeigen, und die Ordnung der Worte unterbrechen, sind weder natürliche Fehler des Steines, noch von einer späteren Hand, um die Schrift desto leserlicher zu machen (als wozu sie mehr hinderlich als beförderlich sind) hinzugesetzet worden; sondern haben, wie übel sie auch stehen, würklich zur Zierde dienen sollen. Man siehet dieselbe auch in der Innschrift, welche in Ihrem Magazine vom Jahre 1753. S. 225. herausgegeben worden; und es ist gewiß, daß dergleichen Puncte sich auch häufig auf alten Münzen finden, aus derselben übelgegründeten Ursache. Man sehe Andrews Fountaines Tabellen Angelsächsischer Münzen Tab. VI. Eadred. N. 7. und Tab. VIII. Eric. N. 2. 3.

Die Nahmen Durio, Ramio, Trapo und Lurio, welche insgesammt im Nennfalle stehen, halte ich für brittische mit einer römischen Endigung. Daß sie Brittisch seyn, schliesse ich aus dem Nahmen der Gottheit Maponus, welcher sie zum Theil ihr Gelübde bezahlet hatten. Es waren vier Brüder, (denn so erkläre ich das Wort germani) und dieneten in der Römischen Armee wider ihren gemeinschaftlichen Feind, die Picten und Schotten. Wenn man wahrnimmt,

nimmt, daß in dieser Innschrift der brittische Gott Maponus mit Numina oder Numen Augusti gepaaret gehet, so muß man sich verwundern, wie leicht die alten Götzendiener, einer des andern Gottheiten angenommen haben. Die Griechen verehreten die Götter von Asien und Egypten, ja gar einen unbekannten Gott. Die Römer geselleten die Götter und Göttinnen von Griechenland und Egypten mit den ihrigen, und hier sehen Sie, wie auch die Britten keine Schwierigkeiten machten, die Römischen Gottheiten unter die ihrige zu stecken.

Was die Person betrift, welche hier Augustus genannt wird, so war solches muthmaßlich Antoninus Pius, wie ich aus der Figur der Buchstaben schliesse: worüber ich aber nicht wiederholen will, was ich vor diesen in Ihren Magazine, des Jahres 1753. S. 515. schon angemerket habe, als wohin E. E. verweise. Ich bin —

Paul Gemsege.

* *

L.

Phaetons Fabel.

(Gentlem. Magaz. 1755. Nov. p. 494.)

Mein Herr.

Noch eine andere Gattung der alten Fabeln, welche man sehr ungereimter Weise durch eine physicalische oder moralische Erklärung auflösen würde, liefern die vielfältigen Sinnspielungen auf die entfernteste Geschichte aus; ich meine die wichtigen Begebenheiten, welche sich in alten Zeiten mit der ganzen Erdkugel würklich zugetragen. Es ist klar, daß der Nahme **Phaeton**, auf Griechisch Φαεθων, welches soviel als **scheinend** heißt, dem Sohn der **Clymene**, von dem, was sich mit ihm zugetragen hat, gegeben worden. Er ist zugleich ein Beinahme des **Apollo**, wenn er als die Sonne betrachtet wird. Zwar ist freilich mit dem Phaeton keine Verwandelung vorgegangen; indessen ist seine Historie merkwürdig wegen der Begebenheit, worauf sie mag gezielet haben, und welche meines Erachtens noch nicht ausgemacht ist.

Nun ist wohl gewiß, daß **Ovid**, welcher in den griechischen Schriftstellern so bewandert war, entwe-

der

der die griechische Uebersetzung der Bibel selbst gesehen, oder sich solcher Schriftsteller bedienet habe, welche vieles daraus entlehnet hatten. Das letzte ist vielleicht das wahrscheinlichste. Die Nachricht, welche er uns in seinem ersten Buche giebt von dem Chaos, der Erschaffung des Menschen nach allen andern Dingen, den güldnen Weltalter, den Riesen, ihrer Bestürmung des Himmels, der Gottseligkeit der Menschen und der darauf erfolgten Sündfluth, sind von jüdischen Nachrichten entlehnet. Nun enthält die Historie des Phaetons eine Begebenheit, die eben so allgemein als die Sündfluth ist, weswegen man auf die Gedanken gerathen kann, daß sie von jemand aus der biblischen Historie hergenommen sey. Es ist aber die Frage, aus welcher insonderheit? Vielleicht von der Zerstöhrung Sodoms und Gomorra, oder, welches ich noch eher glaube, von dem Stillstehen der Sonne zu Josua Zeiten. Was mich beweget diesen letzteren Vorfall jenem vorzuziehen, ist, daß seine Würkung, obwohl nicht so heftig, doch von weiter Ausdehnung gewesen. Hat dieses erstaunliche Wunderwerk sich am Mittage, und, wie Lyra meinet, im Brachmonate zugetragen: so kann freilich eine brennende Sonnenhitze von 24 Stunden (denn das verstehe ich unter einem ganzen Tag) ausser derjenigen, welche an einem ordentlichen Tage in solcher Jahreszeit zu seyn pfleget, in den warmen Morgenländern, mit ganz ausserordentlichen Umständen begleitet gewesen seyn. Wenigstens ist es hinlänglich, wenn man annimmt,

daß die Geschichte durch die Ueberlieferung, wie es bei dergleichen Fällen gewöhnlich ist, vergrössert worden, und dadurch Anlaß zur Fabel gegeben habe. Dem sey wie ihm wolle, so giebt die eine oder andere von diesen beiden biblischen Historien einen bessern Grund zur Erklärung der Fabel des Phaetons, als derjenige ist, welcher in Pomeys Pantheo angegeben wird, daß nemlich zur Zeit eines Königes Phaeton in Italien bei dem Po eine grosse Feuersbrunst entstanden sey ꝛc.

P. Gemsege.

* *

LI.

Von der

Höflichkeit und Geschliffenheit.

(Gentl. Magaz. 1755. Nov. p. 492.)

Von dem Grafen von Chesterfield.

Höflichkeit und Geschliffenheit werden gemeiniglich für gleichgeltende Worte geachtet, und oft würklich gebrauchet; sie sind es aber keinesweges.

Die Geschliffenheit schliesset allezeit und nothwendig die Höflichkeit in sich; aber Höflichkeit hat nicht hinwiederum allemal die Geschliffenheit zur Gefährtin. Jene hat ihre innerliche Würde und Werth, welcher

welcher von dieser allezeit ausgeschmückt, ja oft durch ihre künstliche Hand gar verdoppelt wird.

Seine Selbstliebe andern aufzuopfern, ist eine kurze, aber meines Erachtens, vollständige Erklärung der Höflichkeit: thut man dieses mit einer ungezwungenen, der Sache gemässen und einnehmenden Art, so heißt es Geschliffenheit. Jene ist eine Würkung der Gutherzigkeit, und diese eine Folge des gesunden Urtheils, welches mit Erfahrung, Wahrnehmung und Aufmerksamkeit verbunden gehet.

Wenn ein Bauer gutherzig ist, kann er höflich, aber nicht geschliffen seyn. Ein Hofmann ist geschliffen, wenn er nur ein gesundes Urtheil hat, obwohl es ihm an Gutherzigkeit fehlen kann. Schmeichelei verstellet die Geschliffenheit, wie Grobheit die Liebe der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Die Geschliffenheit hält die Mittelstrasse zwischen diesen beiden äussersten Gränzen, welche auf gleiche Weise verhasset sind. Ceremonienwesen ist ein Aberglaube beides in der Geschliffenheit und Religion: da es aber beiden statt eines Aussenwerkes dienet, muß es nicht ganz geschleiffet werden. Man muß es allezeit bis auf einen gewissen Grad dulden, ob es schon von verständigen Leuten nicht geachtet wird, weil es von den Unverständigen bewundert und in Ehren gehalten wird.

Man kann in der Geschliffenheit nicht anders vollkommen werden, als wie ich schon erwehnet habe, durch eine grosse Kenntniß der Welt und den Umgang mit den geschliffensten Leuten. Sie läßt sich nicht als

eine speculative Wissenschaft behandeln, und man kann keine genaue Erklärung davon geben, weil sie in einer gefügten Einrichtung der Worte, Handlungen, und selbst der Blicke bestehet, welche die unendliche Verschiedenheit und Verbindung der Personen, Oerter und Sachen erfodert. Sie ist etwas zufälliges und nicht eine Sache, die für sich bestehet. Was zu St. James Geschliffenheit ist, würde in einem entlegenen Dorfe für Windmacherei und Schrauberei gehalten werden; und die inländische Höflichkeit dieses Dorfes würde bei Hofe eine grobe Ungeschliffenheit heissen.

Ein eingesperreter Pedant kann zur Noth gute Begriffe von der Höflichkeit geben; wollte er aber zwischen dem Spinnengewebe seiner Zelle sich unternehmen ein Lehrgebäude der Geschliffenheit aus seinem Kopfe heraus zu bringen, würde er sich eben so lächerlich machen, als jener von seinen Vorwesern, welcher mit grosser Beurtheilungskraft sich bemühete den Hannibal in der Kriegskunst zu unterrichten. Die lächerlichsten und poßierlichsten Menschen sind also die geschliffenen Mönche von allen Religionen und Berufsarten, welche diese Geschicklichkeit durch eigenes Nachsinnen haben erlangen wollen.

Die Geschliffenheit bedecket, wie die Liebe, nicht allein eine Menge Fehler, sondern ersetzet gewissermassen den Mangel gewisser Tugenden. Im gemeinen Umgange spielet sie die Rolle der Gutherzigkeit, ja thut oft, was diese nicht thun kann. Sie hält beides Wi-

zige und Thoren in denen Schranken der Wohlanständigkeit, welche jene gar zu gerne überschreiten, diese aber nie haben kennen lernen. Die Höfe sind unstreitig der Sitz der Geschliffenheit, und müssen es seyn: denn sonst würden sie Wohnungen der Gewaltthätigkeit und des Verderbens werden. Hier stehen alle Leidenschaften auf dem höchsten Grade ihrer Gährung. Alle jagen dem nach, was nur wenige erlangen können; ihrer viele suchen, was nur einer besitzen kann. Nichts als die Geschliffenheit kann ihren Ausschweifungen Schranken setzen. Hier würden Feinde, wenn sie sich nicht umarmeten, einander den Dolch ins Herz stossen. Hier muß oft ein Lächeln die Thränen verbergen. Hier thut man gegenseitige Dienstversicherungen, mittlerweile einer den andern zu stürzen suchet. Hier bedienet sich Schlangenlist der Tauben Sanftmuth. Alles, ich bekenne es, zum Nachtheil der Aufrichtigkeit; doch in der That zum Vortheile des gesellschaftlichen Lebens überhaupt.

Ich wollte nicht, daß man mich unrecht verstünde, und mir beimässe, als ob ich die Geschliffenheit, welche solchergestalt geschändet, und zu lasterhaften und verrätherischen Absichten gemisbrauchet wird, lobete: indessen darf ich doch hieraus mit Rechte schliessen, wie sehr diese Gabe der Geschliffenheit die Tugend und Wahrheit beides zieren und befördern müsse, da sie, angezeigtermassen das Gifft und die Scheuslichkeit des Lasters und der Falschheit mildern kann.

Es thut mir leid, daß ich bekennen muß, daß mein

Vas

Vaterland vielleicht nicht der Sitz der vollkommensten Geschliffenheit ist: obwohl ich mich versichert halte, daß es an herzlicher und aufrichtiger Höflichkeit keinem in der Welt nachgiebt; wo die Höflichkeit nichts anders ist (und gewissermassen ist sie es auch) als eine innerliche sittliche Tugend, wodurch man bereit ist so mit einem andern zu handeln, als man wünschet, daß er mit uns handle. Uebertrift uns Frankreich in diesem Stücke, so giebt der unvergleichliche Verfasser des L'esprit des loix sehr unpartheiisch, und, wie ich glaube, der Wahrheit gemäß, den Grund davon an. Sind meine Landsleute, sagt er, das geschliffenste Volk in der Welt, so kommt es bloß daher, daß sie alle andere an Eitelkeit übertreffen. Gewiß ist es, daß diejenige Geschliffenheit und Gefälligkeit, womit einer des andern Eigenliebe schmeichelt, seine eigne Eitelkeit mit Wucher bezahlet. Sie ist ein allgemeiner Handel, welcher mit Vortheil geführet wird, durch Umsetzung oder Verwechselung einer gegenseitigen Gefälligkeit, oft ohne daß man einen Gran würklicher Verdienste dabei brauchet um das Gleichgewicht zu erlangen.

Es wäre zu wünschen, daß man insgemein die Geschliffenheit für ein wesentlicherer Stück der Erziehung unser Jugend, vornämlich bei Standespersonen, hielte, als sie jetzo scheinet gehalten zu werden. Sie möchte billig sogar statt gewisser academischer Studien, welche viele Zeit ohne sonderlichen Nutzen hinwegnehmen, getrieben werden. Wenigstens könnten dazu einige

von denen Stunden nützlich angewandt werden, welche man gemeiniglich auf dem Kutschersitze oder im Pferdestalle verschwendet. Warlich wer durch seinen Rang und Mittel berufen ist den Hof zu zieren, der müste wenigstens Sorge tragen, daß er denselben nicht durch seine Sitten beschimpfete. Ich sehe aber mit Schmerzen, daß es bei unser jungen Welt beiderlei Geschlechts zur Mode geworden, der Geschliffenheit den Schimpfnahmen der Ceremonien und des steifen Wesens zu geben. In diesem Vorurtheile machen sie dieselbe zum Gegenstande des Gelächters und Spottes, und nehmen an ihrer Statt eine beleidigende Nachläßigkeit und Geringschätzung an, zum Nachtheil, ja ich darf es wohl sagen, selbst ihres eignen Vergnügens, wo sie anders wissen, was wahres Vergnügen ist. Liebe und Freundschaft gebähren Vertraulichkeit, und rechtfertigen dieselbe; dann muß aber die Geschliffenheit ihr die gehörigen Gränzen setzen, und sagen: Bis hieher sollt du kommen und nicht weiter. Ich habe manche Liebe, manche Freundschaft abnehmen, schwach werden, und, wenn ich so reden mag, verschleudert gesehen, durch eine unvorsichtige und pöbelhafte Vertraulichkeit. Die Geschliffenheit ist nicht weniger eine Zierde und Band des gesellschaftlichen Lebens überhaupt. Sie verbindet und nimmt die Herzen ein; und mitlerweile sie eine geziemende Freiheit erlaubet, hält sie diejenige Frechheit im Umgange, welche Kaltsinnigkeit und Erbitterung anrichtet, zurück. Grosse Gaben erwecken dem Menschen Ruhm; grosse Verdienste,

Ehrer-

Ehrerbietigkeit; grosse Gelehrsamkeit, Hochachtung: Aber Geschliffenheit allein kann ihn beliebt machen.

Ich muß dieselbe besonders meinen Landesmänninnen, als den grössesten Schmuck derer, die Schönheit besitzen, und die sicherste Zuflucht derer, die davon entblösset sind, anpreisen. Sie befördert die Siege, zieret die Triumphe, und behauptet die Eroberungen der Schönheit: oder ersetzet doch den Mangel derselben. Sie vergöttert fast eine schöne Frauensperson, und erwirbet denen, welche nicht Reizung genug haben Bewunderung zu erwecken, zum wenigsten Ehrerbietigkeit.

Kurz, wenn gleich die Geschliffenheit, genau zu reden, keine Tugend heissen kann; bringet sie doch so viele gute Würkungen hervor, daß sie, meines Erachtens, billig für etwas mehr als eine blosse Geschicklichkeit muß gehalten werden.

* * * * * * * * * * * * * * *

LII.

Betrachtungen über die Französische Seemacht.

(New-Univ. Mag. 1755. Oct. p. 134.)

Man sagt, daß, seitdem die Zwistigkeiten zwischen Frankreich und England einen öffentlichen

lichen Bruch drohen, der König von Frankreich zur Unterstützung und Vermehrung seiner Seemacht einen gewissen Fond angewiesen habe, welcher nie zu einem andern Endzwecke angewendet werden solle, es sey, daß es nur zu einem Seekriege komme, oder daß derselbe allgemein werde und sich auf dem festen Lande von Europa ausbreite.

Dieser Entschluß des französischen Hofes gründet sich auf einer gesunden Politik. Derselbe hat einen besondern Fond zur Unterhaltung seiner Seemacht eben so nöthig als England ihn hat, die Schulden des Landes abzutragen. Ohne eine mächtige Anzahl Schiffe kann Frankreich nicht die Oberherrschaft in Europa führen, und England kann mit keinem guten Erfolge diesen Absichten widerstehen, wenn es nicht von seinen Schulden befreiet wird.

Da aber unsre Seemacht der französischen anjetzt so überlegen ist, so werden die mehresten unserer Nation das Unternehmen des französischen Ministerii verlachen. Sie werden entweder denken, Frankreich habe nicht soviel Geld, das er andern Nationen entziehen könne, um eine Seemacht die der unsern gleiche, aufzurichten, oder wenn es ja geschähe, daß wir sobald sie nur ihre Kriegsschiffe in See gehen liessen, dieselben erobern würden. Ich hoffe wir werden es thun, und wir können es auch, wenn wir unsre Sachen gut einrichten. Ich hoffe aber auch, daß man mir zustehen wird, daß unser Feind Geld genug ausfindig machen werde, um uns so lange zur See aufzuhalten, daß

wenn

wenn wir auch überwinden, es uns doch wie zwoen im Proceß verwickelten Partheien ergehe, davon der, der da gewinnet, bis aufs Hemd entblösset wird, da der, der die Sache verlieret, ganz nacket ist. So wird es, wie ich meine, auch uns ergehen, wenn nicht geschickte Mittel angewendet werden, Tugend und nützliche Wissenschaften bei uns herzustellen, indem man gewisse neumodische Kurzweile verbietet, denen sich sowohl Vornehme als Geringe übergeben, einige damit sie ihr Geld verlieren, andere, daß sie jene überschnellen, alle aber um ihre Zeit zu verschwenden. Es wird auch eben so nöthig seyn, sich nach Männern von Verdienst umzusehen und solche allein zu befördern, ohne zu untersuchen, ob sie oder ihre Freunde und Verwandte einiges Ansehn in armseligen Flecken haben u. s. w. Kurz, es wird sehr nöthig seyn, alle Partheilichkeit, Bestechung und Verkaufung der Aemter bei Seite zu setzen. Dann aus diesem verderblichen Unkraute können keine Helden entstehen, deren Anzahl hinlänglich sey einen zum Untergang sich neigenden Staat zu erhalten. Ein jeder, der über das gemeine Wesen von Carthago Betrachtungen anstellet, wird gestehen müssen, daß es möglich sey, daß eine alte Seemacht auf dem ihr eignen Elemente durch eine neue könne überwältiget werden.

Frankreich hat anjetzt ohngefehr 90 Kriegsschiffe von 80 bis 20 Kanonen, ohne die Galeeren und Xebecken zu rechnen, welche es auf dem mittelländischen Meere gebrauchet. Alle Nachrichten ergeben es, daß

es

es nicht gesinnet sey, es sey, daß es zum Bruch komme oder nicht, sich mit dieser Anzahl zu begnügen. Gesetzt aber, daß Frankreich im Stande wäre noch 90 Schiffe zu bauen, so werden viele meiner Landsleute zweifeln, ob es Matrosen gnug habe die Schiffe zu bemannen. Ich werde daher beweisen, daß es nicht allein Geld genug habe eine Flotte, die uns beständig beunruhigen könne, aufzubringen, sondern auch Mannschaft genug sie zu besetzen. Ich werde diesen Beweis durch einen französischen Schriftsteller führen, der unter der Ministerschaft des Cardinals von Fleury, da ihre Seemacht sehr verabsäumet wurde, geschrieben.

Nachdem er die Nothwendigkeit einer starken Seemacht erwiesen, fährt er fort: „Allein man sagt, die „Unterhaltung einer Flotte koste dem Staate unendliche Summen, welche derselbe nicht aufbringen könne. Dieses Vorurtheil aus dem Wege zu räumen, werde ich zeigen, wie viel die Flotte von 1681. „die gröste die Frankreich jemals gehabt, monatlich zu „stehen gekommen. Diese Flotte war, wie wir wissen, so schön und prächtig als sie zahlreich und mächtig war.„ Sie bestand aus 115 Schiffen vom ersten bis zum fünften Range, 24 Fregatten, acht Branders, 10 langen Barken (barcas longas) und 22 Pinken, insgesammt 179 Segeln, welche 7080 Kanonen führten. Es dienten darauf 1028 Oberofficiers, 7955 Seeofficiers, 20618 Matrosen, und 10904. Soldaten, so daß die ganze Anzahl 39477. ohne die 1028. Oberofficiers ausmachte. Wir müs-

sen noch 30. Galeeren hinzufügen, deren Mannschaft aus 5600. Sclaven, 3335. Bootsleuten und 3010. Soldaten bestand. Die Kosten, diese ganze Flotte 6. Monate im Jahre auszurüsten und zu unterhalten, eine Sache welche nicht einmal alle Jahr nöthig ist, beliefen sich monatlich auf 1,212,013. Livres 10. Sols und in den benannten 6 Monaten auf 7,272,081. Livres.

Wären alle Sachen in Frankreich in eben dem Maasse als die Münzen gestiegen, so würde diese Flotte anjetzt 12,933,920. Livres kosten; denn 7,272,081. Livres damaligen Cours betragen anjetzt 12,933,920. Livres.

Doch alle Sachen sind nicht in Verhältniß mit der Münze gestiegen. Der jetzige Sold der Schifsbedienten kommt mehrentheils mit dem von 1681. überein. Einer vom obersten Range hat nicht mehr als 15. Livres des Monats, einer vom 2ten 13. Livres und 10. Sols, und so nach Verfolg die übrigen. Das Korn ist jetzt auch nicht höher im Preise als damals. Dieses also voraus gesetzt, so werden die Ausrüstung und Unterhaltung von den 39,477. Mann, welche in denen gemeldeten 179. Schiffen, (wenn wir die 1028. Oberofficiers ausnehmen,) gewesen, und der 10,985. Mann, die in denen obbenannten Galeeren waren, und welche 50,462. Mann dermaliger Zeit 7,272,081. Livres kosteten, diese wird, sage ich, jetziger Zeit sehr wenig mehr als damals zu stehen kommen. Die mehrern Unkosten,

wenn

wenn man sie, im Ganzen betrachtet, so nennen kann, werden den Bau und Ausrüstung der Schiffe und Galeeren, die wir nicht in Rechnung gebracht, allein betreffen. Doch diese werden sehr gering seyn, wenn man das berechnet, was ersparet wird, wenn in einem Jahre nur ein Theil der Flotte oder zum wenigsten nicht die ganze Flotte ausgerüstet wird; dann es wird doch nicht alle Jahr die ganze Seemacht ausgerüstet, und alsdenn laufen auch die Ausgaben so hoch nicht. Und wenn man nun das, was hieran ersparet wird, zusammenrechnete, so würde es vielleicht weit mehr betragen, als der Bau, die Ausrüstung und das Bemannen dieser Schiffe erfodert.

Wir sehen also, daß Frankreich vor ohngefehr eine halbe Million Pfund Sterling eine Flotte von mehr als 200 Seegel halten kann. Stellen wir nun, daß in einem mächtigen Kriege diese Flotte anstatt sechs, worauf die obige Rechnung gebauet, 12. ganzer Monate bemannet, mit Vorrath versehen und bezahlet werden müste, so wird die ganze Ausgabe eine Million ausmachen. Und gewiß, ein Prinz, der jährlich mehr als zehn Millionen von seinen Unterthanen ziehet, wird wohl eine zum Seetreffen anwenden können.

Herr Dutet fähret fort, wenn das wahr ist, daß der Prinz, welcher Meister zur See ist, seinen Nachbarn gebieten kann, und wir nothwendig stärker zur See seyn müssen, wenn wir mächtiger zu Lande seyn wollen, so findet keine Widerrede statt. Was auch eine grosse Flotte immer vor Unkosten verursachen mag, so müs-

sen wir dieselbe doch allen andern nicht so wichtigen Ausgaben vorziehen, weil es der Nutzen und die Grösse des Königes, das Wohl der Nation und des Staates Sicherheit erfodern. Frankreich hat wohl 100000. Seefahrer, die Soldaten der Flotte nicht mitgerechnet. Es ist sein Vortheil, diese Seeleute zu erhalten und zu gebrauchen, weil sie solche nützliche und brauchbare Unterthanen sind. Gesetze wider die Seeleute, die sich ausserhalb Landes begeben, sind ohne Nutzen. Sie sind nur zum Fahren gebohren. Die See ist ihr Element. Und wenn wir sie nicht auf diese Art selbst nutzen, so wird kein Verbot sie hindern an andern Orten ihre Beförderung zu suchen. Ich will hier eine genaue Nachricht beifügen von allen denen Seeleuten, die sich sowohl im Königreiche, als an den Küsten befunden, so wie sie von denen Commissarien im Monat Jenner des Jahrs 1713. aufgenommen.

Seebediente.

Capitaine, Befehlshabere	5585	
Schifsbauleute	3225	
Steuerleute	1577	
Artilleristen	3329	16610.
Zimmerleute	1643	
Schiffsflicker	721	
Seegelmacher	530	

An

An Matrosen.

Die 15 Livres monatlich hatten	8253	41278.
Die 13 : : : : : :	7247	
Die 11 : : : : : :	5861	
Die 10 : : : : : :	12764	

Ungeübte Seeleute in allen Gegenden des Königreiches 11,276. Schiffsjungen 10,920. Invaliden 12,366. So daß die Summe aller Seefahrer im ganzen Königreiche war 92,450.

Es sind aber die Oberofficier, nemlich Generalleutnants, Commandeurs, Capitainleutenants, Fähndrichs u. s. w. der Schiffe nicht in dieser Berechnung eingeschlossen: so daß, ohne die Soldaten und die Garde Marine zu rechnen, sich mehr als hunderttausend Seeleute in Frankreich befinden.

Die Garde Marine sind Edelleute, welche in verschiedenen Häfen des Königreiches, auf Kosten des Königes, in der Schiffskunst und allem was dazu gehöret unterrichtet werden, und als Freiwillige dienen. Aus diesen werden die Seeofficiers gemeiniglich genommen. Ist es also bei so bewandten Umständen nicht erstaunend, wenn Leute meinen, daß Frankreich keine Flotte, die der Grosbritannischen gleich wäre, aufbringen könne?

* *

LIII.

Auszug

aus Doct. Jartius

dritten Abhandlung,

wie man

aufrichtig und günstig

von den Menschen

und der

menschlichen Natur

urtheilen müsse.

(Univers. Magaz. 1755. Decemb. p. 255.)

Der Mensch wird nur durch zween Haupttriebe regieret, durch Vernunft und Leidenschaften, Neigung und sinnliche Lust; und seine Natur bringt es mit sich, daß er mehrentheils nach Beweggründen handelt. Laßt uns also sehen, was für Beweggründe es beides zum Guten und zum Bösen habe.

Die Beweggründe zum **Guten** giebt es sehr viele, vornehmlich folgende. **Die Vernunft**, welche das, was recht ist, gut heisset, und was unrecht ist, verdammet;

met; so daß ein jeder, welcher übel handelt, gemeiniglich gegen sein Gewissen, Erkenntniß und eignes Urtheil handelt. Vernunft und Erfahrung lehren uns auch, daß gute Handlungen gemeiniglich vortheilhaft, und böse Handlungen schädlich seyn. Hier verbindet sich also das uns angebohrne Verlangen nach der Glückseligkeit mit der Vernunft und Erfahrung, und treibet uns an, dem was löblich, gerecht und nützlich ist, nachzujagen. Die Erziehung giebt ebenfals dem Menschen einen guten Hang. Denn unter allen gesitteten Völkern wird die Jugend gelehret, die Tugend dem Laster vorzuziehen. Die Liebe zu einem guten Nahmen, und die Furcht der Schande und Strafe haben dieselbe Kraft. Auch die natürlichen Triebe, die Liebe zu Eltern, Verwandten, Freunden und Wohlthätern spornet uns an uns denselben nützlich und angenehm zu machen, welchen Zweck wir nicht ohne Ausübung der geselligen und bürgerlichen Pflichten erreichen können. Die Religion, welche die Hofnung künftiger Belohnungen, und die Furcht künftiger Strafen in sich schliesset, ist auch unstreitig ein starker Beweggrund Gutes zu thun, und hat vortrefliche Würkungen. Denn ob sie gleich die Menschen nicht so gerecht machet, als sie seyn sollten, so machet sie dieselbe doch gewiß besser, als sie sonst seyn würden, und hält sie von vielen Sünden zurück, welche sie sonst würden begangen haben.

Laßt uns nun auch an der andern Seite sehen, was für Beweggründe der Mensch habe, Böses zu thun.

Es geschiehet nicht selten, daß man bei Ausübung der Tugend sich einem gegenwärtigen Ungemache unterziehen muß, da das Vergnügen, welches sie gewähret, entfernet ist; und nur in einiger Weite folget. Dahergegen das Laster mit unmittelbarer Lust begleitet gehet, und man desselben böse Folgen nicht alsobald empfindet. Die Leidenschaften und sinnlichen Lüste der Menschen, welche, wenn sie nicht durch Vernunft regieret werden, das gegenwärtige Vergnügen ergreifen, und dem gegenwärtigen Ungemach ausweichen, ohne auf die Zukunft und die aus den vorhandenen Gegenständen entspringende Versuchungen zu sehen, sind also Beweggründe zum Bösen. Dazu kommt ein gewisser Hang und eine Neigung zu besondern Fehlern, welche die mehresten Menschen in sich verspüren; eine herrschende Leidenschaft, welche sich leicht entartet, und zu einem Laster wird. Füget hinzu das ansteckende Gift böser Exempel. Dies sind die allgemeinen Antriebe zur Sünde.

Ich habe von denen verborgenern Ursachen des Guten und Bösen nicht geredet, deren in der heiligen Schrift mehrmalen Erwähnung geschiehet; als die Verführungen und Versuchungen böser Geister, und der günstige Einfluß des heiligen Geistes, samt dem Beistande dererjenigen guten Geister, welche unter seiner Regierung und nach seinem Befehl würksam sind: indessen kann man annehmen, daß unter diesen verborgenen Ursachen diejenigen, welche uns zum Guten antreiben, die stärksten seyn und die Oberhand haben müssen,

müssen, weil der, welcher für uns ist, grösser ist, als die, welche gegen uns sind.

Aus allen diesen Beweggründen beides zum Guten und zum Bösen muß nun folgen, daß der Mensch gemeiniglich und überhaupt ein unbeständiges und wankelhaftes Geschöpf sey, welches weder im Guten noch im Bösen standhaft ist, sondern sich von einen zum andern wendet, und oft beides mit einander vermenget. Doch überhaupt mehr gute, wenigstens unschuldige, als böse Handlungen verrichtet, weil er mehr Antrieb zu jenen als zu diesen hat.

Man möchte einwenden, eine solche Art zu schliessen sey schlüpfrich und unzulänglich: die Frage müsse durch die Erfahrung entschieden werden, und nicht durch Gründe, welche aus der Natur des Menschen und denenjenigen Beweggründen, welche ihn in Würksamkeit setzen sollen, hergeholet sind. Wir sind es zufrieden. Wir wollen uns auf die Erfahrung und was würklich geschiehet, berufen; so werden wir bald überzeuget werden, daß mehr Gutes als Böses in der Welt geschehe; wie denn auch sonst die Welt nicht würde bestehen können, und alle bürgerliche Gesellschaft sich trennen müssen.

Laßt uns zum Exempel einen Menschen vom mittlerem Stande nehmen, welcher, so viel man äusserlich sehen kann, seine Tage ruhig zubringet, und in ziemlichen Ansehen und gutem Rufe lebet. Denn dergleichen Art Leute machen den grössesten Haufen in der bürgerlichen Gesellschaft aus. Dieser hat nun sei-

nen Beruf und seine Beschäftigung, worinn er wenigstens die Hälfte der wachsamen Stunden seines Lebens zubringet. Wir müssen also schon in der ersten Absicht, worinn wir ihn betrachten, die Hälfte seiner Handlungen als gut, wenigstens als solche, die nicht bös sind, anschreiben. Ich behaupte nicht, daß sie sittliche Tugenden oder gottesdienstliche Handlungen seyen: indessen, in soferne sie mit einem redlichen Herzen verrichtet werden, als Pflichten des Gehorsams gegen GOtt und die Gesellschaft, und in der Absicht ehrlich zu leben, ohne andern zur Last zu werden, haben sie etwas von der Natur der Tugend an sich. Er hat ferner seine Familie, Frau, Kinder und Bediente, für welche er sorget. Nun gehören tausend gute Handlungen dazu, dieses zu thun, nemlich ordentlich und anständig sich in seinem Hauswesen zu betragen, welche alle mit auf die Rechnung kommen müssen. Er hat mit andern etwas zu verkehren, welche seine Dienste gebrauchen und ihm trauen. Folglich ist er wahrscheinlichermassen redlich in seinen Handlungen. Dies schliesset wiederum viele gute Verrichtungen in sich. Er hat Freunde, Bekannte, Verwandte, welche Achtung für ihn haben, und bereit sind, ihm zu dienen. Er muß ihnen also gut begegnen; denn sonst würde er alleine gelassen und verachtet werden. Man kann hinbeifügen, daß er Liebeswerke verrichtet; daß sein Herz wohl das Elend anderer mit Schmerzen gefühlet, und seine Hand ihnen geholfen hat; daß er aus Freundschaft, Dankbarkeit, Mitleiden, Leutseligkeit oder ehrliebens

liebenden Herzen andern mit Kosten und Mühe gedienet hat. Dazu kommt, daß er Religion hat, daß er den öffentlichen Gottesdienst fleißig wahrnimmt, daß er nach begangenen Fehlern sich selbst bestrafet, seine Abweichungen erkennet, und seine Schwachheiten bereuet. Sind nun die mehresten Menschen ungefähr so beschaffen, wie wir vorgestellet haben, und verrichten sie mehr gute als böse Handlungen: so verbietet uns nicht nur die Menschlichkeit und Liebe, sondern selbst die Gerechtigkeit und gemeine Billigkeit zu sagen, daß das menschliche Geschlecht vielmehr Böses als Gutes thue. Wer weit mehr Böses als Gutes thut, muß auf eine ausnehmende und ärgerliche Art gottlos seyn.

Man möchte sagen, es beschreiben doch sowohl die Sittenlehrer als auch die heil. Schrift selbst die Menschenkinder überhaupt als Sünder, und zu allem Bösen geneigt, kurz, ärger als wir sie beschrieben haben. Allein, hiebei muß angemerket werden, daß dieselbe die Menschen in einer ganz andern Absicht betrachten, nemlich als Geschöpfe, die verbunden sind, nach den Regeln der gesunden Vernunft und der Gebote GOttes zu leben; und also Sünder werden, wenn sie solches unterlassen. Denn mehr gute als böse Handlungen verrichten, macht den Menschen noch nicht zu einem guten Menschen in einem sittlichen und der Religion gemässen Sinn. Wenn er gleich oftmals thut, was recht, redlich, menschlich, ehrlich und billig ist; verharret aber dabei in einer einzigen bösen Gewohnheit,

und

und unterläßt vorsetzlich eine einzige sittliche Pflicht; so wird er angesehen, als einer der in einem Stande der Feindschaft mit Tugend und Religion lebet, bis Reue und Bestrafung ihn wiederum in den Stand versetzen, woraus er gefallen ist. Ist er ein halsstarriger und muthwilliger Uebertreter, so wird er betrachtet als ein Schänder des Gesetzes und Verächter der Hoheit des Gesetzgebers: eben wie in der bürgerlichen Gesellschaft ein Mensch, der nur ein einziges Todesverbrechen begangen hat, nicht von der Strafe frei kommt, wenn er gleich alle übrige Gesetze gehalten hat.

Die heil. Schrift verbietet oft das übereilte Urtheilen, Tadelsucht, übele Auslegung der Handlungen des Nächsten, und nachtheilige Gedanken von demselben. Zu gleicher Zeit lehret sie aber auch, daß alle Menschen sich, in Absicht auf GOtt und dessen heiligen Willen und Gesetz, für Sünder erkennen müssen, welche nicht durch eigne Gerechtigkeit vor ihm gerecht erfunden werden mögen. Wenn derohalben die Demuth uns befiehlet geringe Gedanken von uns selbst, und von andern und von der menschlichen Natur zu haben, und zu erkennen, daß der Mensch nicht der geringsten Gnade GOttes würdig sey: so verbietet doch die Menschenliebe so arg von dem ganzen Geschlechte zu denken, als ob es allezeit Böses thäte, und auch seine besten Handlungen nur aus bösen Beweggründen herflössen.

Viele, welche der geoffenbareten Religion nicht wohl wollen, haben sich ein verkehrtes Vergnügen daraus gemacht, die menschliche Natur anzuschwärzen:

und dasselbe haben viele schwache und unwissende Christen gethan, ja thun es noch täglich. Diese geschworne Feinde haben, obwohl mit einem verschiedenen Zwecke, sich verbunden und einander die Hand geboten auf das menschliche Geschlecht zu schimpfen und zu schmähen. Die ersteren pflegen den Menschen als das schlechteste und verächtlichste Thier abzumahlen, in dessen Natur selbst die Laster gegründet sind, und welches zu keiner edleren Absicht da ist, als sein Geschlecht auf Erden fortzupflanzen, und darauf in eine ewige Vergessenheit zu versinken. Die anderen bilden sich ein, daß die Erbsünde eine gänzliche Verdorbenheit sey, wodurch der Mensch alles Vermögens und aller Neigung zu guten Handlungen entblösset ist: daß die Auserwählten, worunter ein jeder von ihnen sich selbst allezeit mit rechnet, seelig werden durch eine unwiderstrebliche Gnade, und durch den blossen Glauben, daß sie erwählet seyn: daß sie also auf einen sehr gemächlichen Wege in den Himmel kommen; mittlerweile alle übrige zum ewigen Verderben verdammet werden; zur Ehre des allerhöchsten Wesens, und nicht geringen Troste seiner Günstlinge. Allein dieses gänzliche Verderbniß des Menschen ist ein lauteres Gedichte; * denn alles was die

* Wenn der gelehrte Herr Verfasser das natürliche Verderben des Menschen zur Ungebühr verkleinert, so nimmt der Uebersetzer keinen Theil daran; als welcher durch Einrückung dieser Schrift nichts anders zur Absicht gehabt hat, als durch die anderwärtig eingestreue-

die Schrift von unsrer Verdorbenheit lehret, kommt darauf hinaus, daß, nachdem unsere erste Eltern aus dem Stande der Unschuld gefallen, die Versuchungen zur Sünde sich vermehret haben, aber nicht, daß das Vermögen denselben zu widerstehen gänzlich getilget, und aller Beistand des Geistes GOttes entzogen worden sey.

So ist GOttes schöne Schöpfung, welche er selbst für gut und rechtschaffen erklärete, von ruchlosen Spöttern, und schwachdenkenden Christen verkleinert worden. Doch hat es auch nicht an geschickten Sachwaltern gefehlet, welche die Kinder Adams gebührend vertheidiget haben. Das Wesentliche, was sie desfals vorgestellet haben, ist folgendes.

GOtt schuf den Menschen nach seinem Bilde, und drückte auf ihn gewisse Merkmale seines göttlichen Ursprungs. Das vornehmste derselben ist die Güte, obwohl dieselbe nicht zum besten bewahret worden. Denn sie ist etwas feines und von zartem Wesen; doch sind noch einige liebenswürdige Spuren übrig geblieben, welche noch stets, obwohl mit einem schwachen und gedämpften Glanze, hervorblikken. Denn die Güte wird von jedermann gelobet. Gerechtigkeit, Billigkeit, Wahrheit, Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Wohlthätigkeit, Barmherzigkeit, sind allezeit für Tugenden gehalten worden, und werden allezeit dafür gehalten werden. Es ist kein Mensch, der

streuete gute Grundsätze, den schwärmerischen Stolz niederzuschlagen, und die Menschenliebe zu befördern.

der nicht begehret, daß andere dieselbe ihm erzeigen mögen; und selbst diejenige, welche sich die Ausübung derselben nicht angelegen seyn lassen, erzeigen doch jenen die gebührende Hochachtung, daß sie ihnen dafür Geneigtheit und Lobsprüche zollen. Es ist kein Mensch, der nicht Betrug, Bosheit, Grausamkeit, Verrätherei, Undankbarkeit und Ungerechtigkeit verdammet, besonders wenn er derselben böse Würkungen empfinden muß. Kein Mensch ist je gewesen, der, wenn er rechtschaffen und ehrlich gehandelt, nicht eine stille Heiterkeit, Wohlgefallen und Vergnügen in seiner Seele gefühlet hat. Kein Mensch hat je den Lastern nachgehänget, ohne einige Schaam, Reue, Verurtheilung seiner selbst, und Empfindung eines gewissen Kampfes, womit die Tugend bei ihm Abschied genommen. Keiner, ausser etwa ein oder ander viehisches Gemüth, hat je Gunstbeweisungen und Wohlthaten genossen, der nicht aus einer unnatürlichen Redlichkeit, die Empfindungen der Dankbarkeit, und einen Trieb dieselbe zu bekennen, und auf einige Erwiederung bedacht zu seyn, sollte bei sich verspüret haben. Kein Mensch, oder er müste denn durch eine lange Uebung der Gottlosheit verhärtet worden seyn, hat je seinen Nächsten in grossen Schmerzen, Mangel, Kummer und Noth gesehen, der sich nicht angetrieben gefunden, ihn zu bedauren, und ihm beizuspringen, unangesehen er weder Vergeltung noch Dank von ihm zu erwarten hatte.

Die

Die Historie liefert uns eine Menge Exempel von solchen, die aus einer natürlichen Neigung, aus Großmuth und einer edlen Art der Seele, ihren Freunden, ihrem Vaterlande, auch Unbekannten und Fremden, ja dem menschlichem Geschlechte überhaupt, grosse Dienste gethan; die zu dem Ende sich selbsten mancherlei Vortheile und Ergötzungen versaget, sich vielem Ungemach, Beschwerlichkeiten und Gefahren unterzogen, ja ihr Leben aufgeopfert haben; ohne auf eine andere irrdische Vergeltung zu sehen, als etwa, daß sie sich die Hofnung gemacht, sie würden entweder bei ihrem Leben oder im Tode, von denen, welche sie sich verbunden hatten, wie auch von allen verständigen und tugendhaften Personen, Ehre erlangen. Dieses aber kann in Wahrheit dem Werthe ihrer tugendhaften Thaten nichts sonderliches benehmen; es giebt bloß zu erkennen, daß sie bei ihrer natürlichen Leutseligkeit, und Grösse der Seelen, einige Achtung für den Ruhm, und eine Begierde gehabt bei der Welt wohl angesehen zu seyn, und dasjenige, was ihnen mit Recht gebührete, nemlich die Liebe und Hochachtung ihrer Nebenmenschen zu erlangen. Und warum dieses nicht? Fodert doch GOtt selbst von uns Dankbarkeit und Liebe für seine Leutseligkeit? So ist es allezeit in der Welt gewesen, und so wirds allezeit bleiben. Es fehlet nicht an Beispielen der Standhaftigkeit, der Freundschaft, der Treue, der Dankbarkeit, des Mitleidens, der Redlichkeit; wovon viele unbekannt

blei-

bleiben, und vielleicht nur von GOtt und den guten Engeln bemerket werden, weil sie sich selten bei hohen Personen, in prächtigen Häusern und Pallästen zutragen. Die vernünftigsten Weltweisen, und scharfsichtigsten Beobachter der menschlichen Natur, und ihrer Beschaffenheit, haben den Menschen für ein Geschöpf erkläret, welches von Natur zahm und sanftmüthig, gesellig und beugsam ist; welches vermittelst guter Gesetze und Exempel, guter Lehrer und Anführer zu einem guten und der Welt nützlichen Werkzeuge kann gezogen werden.

Unsere Gegner wollen uns dieses nicht einräumen. Sie haben durchgehends eben so schlechte Gedanken von den Menschen als von GOtt. Kurz, ihrer etliche denken von sich selbst nichts Gutes, und gleichwie sie zu Hause in ihrem eignen Busen wenig Ehrlichkeit finden, sind sie geneigt zu glauben, daß alle andere nichts besser seyn. Dies ist wahrscheinlichermassen einer der vornehmsten Beweggründe, welcher sie antreibet ein so scheußliches Bild von der menschlichen Natur zu entwerfen, und dasselbe mit so häßlichen Zügen der Arglist, Niederträchtigkeit, Bosheit, des Argwohns, der Selbstliebe und Verstellung zu verunstalten; wodurch sie die Erde zu einer Hölle gemacht haben, worinn uns so viele Menschen, so viele Teufel umgeben.

* *

LIV.

Ein Traum vom Heirathen.

(London Magaz. 1755. Decemb. p. 582.)

Mit letzter Post bekam ich von meinem Vetter Dorfling die Nachricht von seiner Verheirathung mit einer meiner Nichten. Das neue Ehepaar sandte mir, nebst ihrem Complimente, zugleich ein grosses Stück des Hochzeitkuchens, dessen Tugenden keinem Mädchen von dreizehn Jahren unbekannt sind. Ich habe nie vorhin ein dergleichen angenehmes Hochzeitsgeschenk erhalten. Ich war derohalben mit diesem Zeichen der Ehe so sehr eingenommen, und es erweckte in meinem Gemüthe so viele Betrachtungen über die Glückseligkeit des Ehestandes, daß es (ungeachtet ich es nicht einmal unter das Küssen geleget hatte,) folgenden Traum veranlassete:

Ich fand mich in der Mitte eines weitläuftigen Gebäudes, welches von verschiedenen Personen beiderlei Geschlechtes wimmelte, und ließ mir sagen, daß es der Tempel des Ehegottes wäre, und daß jedermann, welcher Lust hätte dieser Gottheit zu opfern, eingeladen würde vor einen grossen Altar zu tre-

treten, welcher mit einer Menge Kuchen von verschiedener Figur und Ansehen bedecket war. Einige hatten die Gestalt der Herzen, andere waren als Liebesknoten zusammengeschlungen. Einige waren mit Zucker bestreuet, und umher mit Confect besteckt; einige waren vergüldet; einige hatten das Gepräge von Grafen- und Fürstenhüten; einige waren oben mit glänzenden Spielwerke gezieret, welche etwa ein schönes Haus, einen Anzug Juwelen, eine mit sechsen bespannete Kutsche und was dergleichen mehr ist, vorstelleten. Plutus und Cupido waren sehr geschäftig diese Kuchen (welche alle mit dem Worte Ehestand bemerket waren, und Brautkuchen hiessen) an verschiedene Personen auszutheilen, welchen eine freie Wahl, nach eines jeden besondern Absicht und Neigung, erlaubet wurde.

Ich sahe viele zu dem Altare eilen, welche alle auf eine verschiedene Weise mit ihrer Wahl zufrieden waren. Einigen schienen die Kuchen von so angenehmen Geschmacke zu seyn, daß sie sich einbildeten, sie würden nimmer satt davon werden; da andere, welche sich dieselbe im Anfange gut hatten schmecken lassen, sie in kurzer Zeit hernach für ungesalzen und unschmackhaft erkläreten. Bei dem allen muste ich wahrnehmen, daß eine grössere Anzahl, besonders von Standespersonen, sich zum Plutus als Cupido wandte.

Nun trat ein junges Paar hervor, und meldete

sich bei dem Cupido an, mit Begehren ihnen einen Kuchen in der Gestalt eines mit Pfeilen durchschossenen doppelten Herzens zu reichen: wie sie es aber eben unter sich theilen wollten, wischte ein alter Sauertopf hervor, welcher, wie ich merkete, des Mädchens Vater war, brach den Kuchen entzwei, und zwang die Jungfer sich einen andern gefallen zu lassen, welchen Plutus ihr aussuchte, und in vergüldeten Pfefferkuchen eines galanten Herrn Figur vorstellete. Hierauf kam ein alter Geselle von zwei und sechzig Jahren, welcher von der Börse weggeschlichen war, zum Altare, und schien nach einem Kuchen sehr begierig zu seyn. Plutus, der ihn gleich beim ersten Anblicke erkannte, bot ihm alsobald einen an, welcher zwar sehr schimmelicht und grob, aber dabei über und über vergüldet war. Allein wie groß war sein Erstaunen, wie er sahe, daß der alte Mann denselben ausschlug, und sich bei dem Cupido einen Kuchen von der zierlichsten Gestalt, und den süssesten Ingredienzien, so gut er auf dem ganzen Altare zu haben wäre, ausbat. Der kleine Gott wies ihn anfänglich zornig zurück, verkaufte ihm denselben doch hernach für eine grosse Summe Geldes. Dieser Vorfall setzte mich in ein unbeschreibliches Erstaunen; ich lernete aber gar bald, daß solches gar etwas gemeines in diesem Tempel wäre. Ich wurde nachhero sehr geärgert durch die vielen Exempel, welche mir vorkamen, von solchen niedlichen Bissen, die zum Verkauf aus-

gesetzet wurden; und ich sahe, daß ihr Preis eben so stieg und fiel, wie der Preis des Rind- oder Schaaffleisches, nachdem der Vorrath auf dem Markte groß oder klein ist. Besonders verdroß mich die Art und Weise, wie die zwei folgende zugeschlagen wurden. Es näherte sich ein junger Herr mit einer Dame dem Altare, welche sich vereiniget hatten einen Kuchen von ungekünstelter Figur aber feinestem Geschmack, worauf die Worte, **Liebe und Auskommen** gedruckt waren, unter sich zu theilen. Aber eine Person von Stande, welche hervortrat, überredete das falsche Frauenzimmer sich mit ihm zu verbinden, und vom Plutus einen glänzenden Leckerbissen, gemerket, **Kaltsinnigkeit und einträgliche Güter** anzunehmen. Eine andere Dame kam mit einem Ritter von Bath, und ließ sich eines Kuchens mit einem rothen Bande gelüsten, welcher gleich einem Wimpel darauf flatterte. Sie ließ sich aber durch einen Herrn von grösserem Range und Stande bewegen einen ansehnlicheren Kuchen, welcher mit einem blauen Bande und Grasenhute prangete, anzunehmen.

Diese wurde abgelöset durch eine lustige Dame von verliebten Wesen, welche inständig um einen Kuchen anhielte. Sie hatte schon vorhin verschiedene bekommen, welche nach ihrem Munde gewesen, und ihren Geschmack so ausnehmend vergnüget hatten, daß sie, so bald sie mit einem fertig geworden, allezeit um einen andern bei Cupido Ansuchung gethan.

than. Sie ergriff jetzo ihren Kuchen mit grossem Entzücken, und begab sich mit demselben in einen Winkel. Ich konnte gar eigentlich sehen, wie gefräßig sie das zarte Bislein hinunter mummelte, ob sie wohl bei dieser Schmauserei schon reichlich sechs und zwanzig Zähne verschlissen hatte. Nach ihr kam eine alte Dame zum Altar gestolpert, welche von einem jungen Purschen in einem rothen Rocke, mit einem Achselbande, unterstützet wurde. Plutus gab ihm einen verlegenen Kuchen, worauf das Wort Leibgedinge mit grossen güldnen Buchstaben gedrücket war, welchen er mit einigem Widerwillen hinnahm, mitlerweile die alte Dame dem Cupido, der seine Augen von ihr abwandte, einen andern hitzig aus der Hand riß, auf welchen ich das Wort Thorheit ganz deutlich lesen konnte.

Hierauf tummelte sich ein reicher, rostiger Junggeselle vom vorigen Jahrhunderte durchs Gedränge, und führete ein rothbackichtes Bauermädchen von 19. Jahren mit sich. Wie er sich dem Altare näherte, begegnete er verschiedenen Personen, welche diejenigen Kuchen, die er ehemals verschmähet hatte, von dannen zurück brachten. Einige waren mit Reichthum, andere mit Familie, andere mit Schönheit, und ein oder zween mit Zuneigung gemerket. Von dem Mädchen, welches er mit sich brachte, kam es an den Tag, daß es sein Milchmädchen wäre, welches er eine Zeit her vergeblich gesuchet hatte zu seinen Willen zu bewegen. Nachdem

dem er aber gesehen, daß er seinen Zweck nicht erreichen können, führete er sie endlich zum Altar. Er schien sich freilich seiner Unternehmung ein wenig zu schämen, und gab etwas tölpisches in seinen Sitten und Aufführung zu erkennen. Bei dem allen nahm er, sobald er seinen Kuchen empfangen hatte, seinen Abtrit, mit dem Entschlusse, seine übrige Tage, mit seiner Milchkuh auf dem Lande zuzubringen. Nun trat eine Jungfer in der Blüte von sechzig Jahren hervor, um ihre bescheidene Sehnsucht zu vergnügen. Sie hatte, wie man erfuhr, vordem verschiedene Anbietungen, sowohl vom Cupido als Plutus, ausgeschlagen; indem sie aber mit höchstem Verdrusse erfahren müssen, daß dieselbe nicht mehr an sie gedachten, ergriff sie einen jungen Fähndrich von der Garde bei der Hand, und zog denselben zum Altar, von welchem sie selbst einen Kuchen riß, den sie mit ihrem Geliebten theilete. Anfänglich ergötzete ihr dessen Geschmack ungemein; indem aber ihr Gatte davon bald satt wurde, entdeckete sie, doch zu späte, daß die Hälfte, welche sie in der Hand hatte, mit Thorheit, und diejenige, welche sie ihrem Schätzchen aufgedrungen hatte, mit Eckel bemerket war. Ein kleines schnipsches, naseweises Mädchen in einem Schmutzkittel und Ermelschürze rann schnell zum Cupido, und bat um einen Kuchen. Es war ihr gleich viel was für einer es wäre. Aber einen Kuchen muste und wollte sie haben, wenn es nur ein Kuchen wä-

re. Eben hatte sie ihre Hand ausgestrecket einen von Cupido hinzunehmen, wie ihre Mama dazwischen trat, das Kind mit dick beweinten Augen wieder zur Schule schickte, und den Kuchen für sich selbst behielte.

* *

LV.

Rosetta und Chamont.

Fortgesetzet von S. 382.

(Gentl. Magaz. Oct. p. 441.)

Unter dem Abendessen suchte Rosetta alles hervor, was eine fruchtbare Einbildungskraft vermag, ihren Gast zu unterhalten; mäßigte aber ihren Witz mit derjenigen Zärtlichkeit, welche einem unglücklichen Herzen, dem eine ausgelassene Frölichkeit anstößig ist, Linderung geben kann, zugleich auch mit aller der Vorsichtigkeit, welche nöthig war, den übelgesinnten Vorwitz ihrer Bedienten zu vereiteln. Nachdem der Nachtisch aufgetragen war, befahl sie denselben hinauszugehen, und sich nicht eher wieder sehen zu lassen, bis sie geschellet hätte. Diese wusten nicht, was sie daraus machen sollten. Die Figur des Chamonts überhaupt, die Noth, welche sein Gesicht und Gebehrden

behrden zu erkennen gaben, vor allen aber seine schlechte und nachläßige Kleidung, verwirrete alle ihre Muthmassungen, und ließ sie in einer gänzlichen Ungewißheit.

Wohlan, sprach Rosetta, sobald sie sich allein sahe, hier ist niemand, der uns stöhren oder belauschen kann: sagen Sie mir nun, ob und was für einen Entwurf Sie Sich gemacht haben? Ich werde mich freuen, wenn Sie mir Gelegenheit geben werden, Ihre Offenherzigkeit zu loben, und mich viel damit wissen, wenn ich Ihnen einen oder andern Gedanken mittheilen kann, womit Sie Ihren Plan verbessern können. Ach, sagte Chamont, mir hat nichts anders einfallen wollen, als mein Vaterland zu verlassen, und in Dienste der Ostindischen Compagnie zu treten. Was dünket Ihnen davon? Nun, sagte Rosetta, ich wollte dazu wohl rathen, wenn Sie nur erst einen Anschlag, welchen ich Ihnen vorstellen will, versuchet hätten, und es mit demselben nicht gehen wollte. Chamont fieng itzt an mit aller Aufmerksamkeit einer eigennützigen Neugier zuzuhören, und bemerkete, indem er sie etwas starr ansahe, in ihrem Gesichte eine Röthe, welche Sorge und Verlegenheit zu erkennen gab, aber mit einem Eifer und feierlichen Bezeugung verbunden gieng, welches die Rührung seines Gemüths vermehrete. Ich muß mir ausbitten, sprach sie, daß Sie mir nicht in die Rede fallen. Bezwingen Sie Ihre Neugier, und

halten vor allen die Ausbrüche ihres beleidigenden Stolzes zurück. Ich weiß, daß Ihre Familie reich ist, und Ehrenstellen bekleidet, welche die, so sich um ihren Fürsten und Vaterland verdient gemacht haben, ansehnlich machen. Ich kann mir leicht einbilden, daß dieselbe Ihnen den Beistand, welchen Sie mit Recht von ihnen begehren können, wiederum abschlagen werde; ich kann aber nicht denken, daß sie zugeben werde, daß Sie, mein Herr, ihren Nahmen beschimpfen. Auf dieser ihrer Zärtlichkeit gründ sich der glückliche Ausschlag meines Entwurfs, und ich habe Grund zu glauben, daß Sie von ihrem Ehrgeize dasjenige erzwingen werden, was Sie von ihrer Leutseligkeit nicht haben erlangen können. Gehen Sie morgen früh noch einmal zu Ihnen. Ihre Noth wird sich schon genugsam aus Ihrem Gesichte lesen lassen. Verbinden Sie mit dieser stummen Beredsamkeit inständiges Bitten und Flehen, und entsehen Sie Sich nicht, dieselbe in solchen beweglichen Ausdrükken vorzutragen, welche am kräftigsten sowohl Ihre Demuth ausdrücken, als jener ihrem Stolze schmeicheln können. Bleiben sie immer unerbittlich, so verändern Sie mit einemmale die Sprache und das Gesicht eines demüthig Bittenden. Lassen Sie dem Zorne und der Verzweiflung freien Lauf, und sagen ihnen, daß Sie endlich durch ihre Härte gezwungen werden etwas zu thun, das Ihre Ehre dermassen verletzen wird, daß es nothwendig auch

jenen

jenen einen unauslöschlichen Schandflecken zuziehen müsse. Sparen Sie nichts, was dieselbe in Unruhe und Furcht setzen kann. Sagen Sie ihnen alles, was nicht ihre Menschlichkeit, sondern ihren Stolz zu Ihrem Vortheile neigen kann. Was wollen Sie sagen? sprach Chamont, mit einem verstöhretem Gesichte und stammlender Zunge. Was wollen Sie sagen? Sie machen mich zittern. Sie brauchen Sich nicht so sehr zu beunruhigen, antwortete Rosetta; ich rede nur von einer gewissen Drohung, welche ich Ihnen weder rathen noch erlauben wollte ins Werk zu stellen. Sehen Sie mich aber nicht mit einer freundlichen Ernsthaftigkeit an. Wenden Sie Ihre Augen von mir ab, oder ich werde nicht im Stande seyn meinen Anschlag hervorzubringen. Wenn Sie alle Ihre Beredsamkeit vergeblich erschöpfet haben, so sagen Sie Ihren Freunden, daß ihre Unmenschlichkeit Sie zu dem Entschlusse gebracht hätte, wie hart es Ihnen auch angekommen, von der Gütigkeit eines Mädchen, welches bishero sehr liederlich gelebet, Gebrauch zu machen. Sagen Sie Ihnen, daß Rosetta, durch eine Großmuth, wovon Sie nichts haben blicken lassen, sich eine Freude daraus machen werde, Verdienste vom unvermeidlichen Untergange zu retten. Sagen Sie ihnen, daß Rosetta —— Ach, der Nahme Rosetta ist gar zu bekannt! sich erboten habe ihr Vermögen mit Ihnen zu theilen, und daß Sie eine solche Heirath schliessen wollten,

welche

welche — Lassen Sie mich die Zeichnung dieses Bildes nicht vollführen, sondern erlauben mir, daß ich Ihnen diese Arbeit überlasse. Vergessen Sie aber nicht es mit so lebhaften Farben zu schildern, als es die Umstände erfodern. Rosetta schwieg, und wie Chamont seine Augen von der Erden wieder aufschlug, bemerkete sie, daß dieselbe von Thränen funkelten, doch stellete sie sich, als ob sie es nicht merkete. Was ists, sprach sie, Sie sehen aus, als ob mein Anschlag schon verworfen wäre. Sollte er gelingen, werden Sie dann Ursache haben misvergnügt mit mir zu seyn? Sollte er aber nicht gelingen, haben Sie dann bei dem Versuche das geringste verlohren?

Ich werde nach aller Wahrscheinlichkeit, sagte Chamont, mir ein neues Unglück auf den Hals ziehen, welches mich mit einemmale zu Grunde richten wird. Meine Verwandten werden nicht ermangeln, eine Lettre de cachet auszuwürken, und Sie alsobald in ein Gefängniß einsperren; eine Grausamkeit, wovon ich beides die Ursache und Beschönigung seyn würde. Ach, mein Herr, sprach sie, laßt uns dieses wagen. Der Verlust der Freiheit schrecket diejenigen nicht sonderlich, welche sich entschlossen haben die Welt zu verlassen. Ueberdem können Sie am Ende ja nur bekennen, daß die ganze Sache nur eine List gewesen, und daß Sie eine so unanständige Verbindung nimmer im Ernste vorgehabt haben. Ihre bekannte Liebe der Wahrheit,

heit, wird Ihnen Glauben verschaffen, und meine Einsperrung, wo sie ja erfolgen sollte, kann unmöglich von langer Dauer seyn.

Ach, Rosetta, sprach Chamont, wir thun am besten, wenn wir diese Unterredung, für deren Folgen ich mich nicht ohne Ursache fürchte, abbrechen. Ich verlasse Sie mit Verwunderung, und vielleicht mit Empfindungen, die tiefer im Herzen verborgen liegen. Ich bin entschlossen Ihrem Rath zu folgen. Aber ach, ich bin ungewiß, ob Sie nicht in mir ein Verlangen erwecket haben, daß man mich wiederum abweise. Ich kann Ihnen nicht halb sagen, was für widerwärtige Regungen ich in meiner Brust empfinde. Ich verehre Sie schon, und ich werde mich nicht lange erwehren können einer zärtlicheren Leidenschaft meiner Seele nachzugeben.

Mein Herr, sagte Rosetta, ich muß Sie ersuchen jetzt zu Bette zu gehen. Sie haben es sehr nöthig Sich durch den Schlaf ein wenig zu erquikken. Ich merke, daß Ihr Gemüth allzulange angegriffen worden, hoffe aber, daß die Ruhe einer Nacht dasselbe wieder in Ordnung bringen werde, und Sie morgen über die Verrückung Ihres Verstandes, welche Ihnen diesen Abend zugestossen, entweder lachen oder erröthen werden.

Sehr wohl, Madame, sprach Chamont lächelnd. Dies ist ein neuer witziger Einfall, und ich sehe, daß Sie vortreflich scherzen können. Ich will auf Ihren Rath zu Bette gehen, aber gewißlich

lich nicht um zu schlafen. Sollte mich doch der Schlaf überfallen, so können Sie versichert seyn, daß meine Einbildungskraft, oder vielmehr mein Herz nur destomehr mit Ihnen werde eingenommen seyn.

Chamont that die ganze Nacht, wie er vorher gesaget hatte, kein Auge zu. Sie wurde ihm indessen eben nicht lang. Des Morgens kam es ihm ungemein schwer an, wozu er sich entschliessen sollte; ob er sich noch einmal zu seinen Freunden wenden, oder der Leidenschaft nachhängen sollte, welche Rosettens Verdienste ihm eingeflösset, und die nächtlichen Ueberlegungen, oder vielmehr Phantasien gestärket hatten. Die Furcht für übler Nachrede gewann endlich die Oberhand, und er stattete noch einen Besuch bei seinen Verwandten ab. Diese begegneten ihm mit noch grösserer Grausamkeit als vorhin, spotteten seiner Thränen, als Merkmalen der Niederträchtigkeit, und schienen, wie er ihnen mit der Heirath mit Rosetta drohete, sich zu freuen, daß er ihnen damit einen Vorwand gegeben, ihre Härte zu rechtfertigen. Was kehren wir uns daran, sagten sie, welche Person ihr heirathen werdet; wenn wir nur nicht ferner von eurem unverschämten Betteln geplaget werden. Indessen sollt ihr wissen, daß wir von dieser Stunde an euch nicht mehr für unsern Verwandten erkennen; und wo ihr euch nach diesem unterstehet euch zu unserer Familie zu rechnen, so werden wir schon Mittel finden,

den, eure Frechheit zu bestrafen. Chamont hörete diese Drohung mit äusserster Verachtung und Zorne an, und versetzte trotzig: Es wäre so weit davon, daß er seine Verwandschaft mit ihnen verhelen wollte, daß er dieselbe vielmehr mit Fleiß allenthalben kund machen wollte. Nicht, sprach er, als ob ich mir eine Ehre daraus mache, sondern weil ihr verdienet habet, daß die Welt wisse, daß ihr des Blutes, welches in euren Adern fliesset, unwürdiger seyd, als ich. Denn, wenn ich es durch eine unanständige Heirath beflecke, so kommt dieses nicht so sehr auf meine als eure Rechnung, indem eure unnatürliche Begegnung mir kein ander Hülfsmittel übrig gelassen. Uebrigens werdet ihr fernerhin mit meinen Besuchen nicht weiter belästiget werden, denn ich nehme hiemit von euch auf ewig Abschied.

Chamont lief von dieser Unterredung zu der großmüthigen Rosetta, und rief, nachdem er in ihr Zimmer hineingebrochen, mit einer heftigen Bewegung des Gemüths aus: Es ist vorbei! Ich habe nun niemand mehr in der Welt als Sie. Sie sind mir Vater, Freunde, Familie. Denn ich habe keine andere mehr. Hierauf ergriff er ihre Hand, und sprach, indem er sie an seine Brust drückte: Ihnen, Rosetta, Ihnen allein will ich angehören; bei niemand anders will ich mein Glück suchen, als bei Ihnen, und alles was ich zu besitzen wünsche, ist Ihr Herz. Ich kenne Ihr edles

Ge-

Gemüth, und habe derohalben das Vertrauen, Sie werden glauben, daß kein Eigennutz das Triebrad des meinigen sey.

Sie verdieneten nicht, antwortete Rosetta, daß ich Sie anhörete, wo sie glauben könnten, daß bei mir einiger Argwohn Platz habe, als ob Sie mich aus einem so niederträchtigen Beweggrunde lieben. Allein lassen Sie, bitte ich sehr, meine Hand los. Wo man uns in dieser Stellung überrumpelte, würden wir Anlaß geben, die Aufrichtigkeit meiner Bekehrung in Verdacht zu halten. Nein, sagte er, lassen Sie mich dieselbe fest halten. Denn ich wollte, daß hier zehn tausend Zeugen wären, von der Ehrerbietigkeit und Liebe, womit ich Sie anschaue, und welche, wie ich überzeuget bin, den Beifall aller derjenigen erlangen wird, welche nur die Hälfte der Tugenden kennen, die Sie besitzen.

Ich hoffete, sprach Rosetta, der Schlaf würde Sie wieder zur Vernunft gebracht haben; es machet mich also nicht nur bekümmert, sondern auch fast böse, da ich sehe, daß Sie noch immer bei Ihrer wilden Verrückung bleiben. Mein Ehrgeiz suchet nicht Ihre Liebe, sondern Ihre Hochachtung zu verdienen; ich muß aber auf diese Verzicht thun, wo Sie fortfahren mir jene anzubieten.

Wie, versetzte Chamont, wollen Sie zwo Leidenschaften trennen, deren keine für sich allein bestehen kann? Ich wünsche beide von Ihnen zu erlangen, gleichwie ich den Gegenstand von beiden in Ihnen finde.

finde. Und warlich wir verdienen die Glückseligkeit, welche beständig damit gepaaret gehet, wenn wir beiderseits würklich Liebe und Hochachtung gegen einander hegen. Ach, sagte Rosetta, das sind schöne Gedanken. Sie geben freilich zu erkennen, daß Ihr Herz fürs gegenwärtige von Zärtlichkeit und Liebe gerühret sey; Sie sind mir aber nicht Bürge für eine dauerhafte Glückseligkeit, als welche sich auf eine Liebe, die die Vernunft rechtfertiget, und Ueberlegung billiget, gründen muß. Dieselbe Erklärung, welche Sie mir jetzt gethan, habe ich tausendmal gehöret, und zu meinem Unglücke einmal geglaubet. Unglück aber hat mich gewitziget. Die Versicherungen einer unverletzten Ergebenheit, welche man in der Hitze der Sehnsucht zu geben pflegt, haben nicht allezeit eine falsche Argliſt zum Grunde; der Verliebte bildet zuweilen, obwohl fälschlich, sich selbst ein, daß er es aufrichtig meine. Und wenn Kaltsinnigkeit, Geringschätzung und Eckel von den Ehen die Glückseligkeit verbannen können, selbst wenn beide Theile sich an Tugend und Stande gleich sind, was darf ich dann von der Verbindung, die Sie mir vorschlagen, hoffen, wo beides fehlet? Nach wenigen Wochen werden Sie selbst Sich der Thorheit, die Sie begangen, schämen. Auf Reue wird Haß folgen, und ich werde unter der Last der Ehre, die Sie mir erweisen werden, versinken. Lassen Sie es nicht auf eine Erfahrung ankommen, welche zu

theuer wird erkauft seyn, und stellen Sie Sich einem unvermeidlichen Elende nicht bloß. Begnügen Sie Sich damit, daß Chamont aus Dankbarkeit der Rosetta die Ehe angeboten, welche Rosetta um Chamonts willen verbeten. Gönnen Sie mir das Vergnügen, auf diese Begebenheit zurück zu denken, ein Vergnügen, welches alle Vortheile, die Sie mir anbieten, überwieget; und erlauben, daß ich dabei die Freude haben möge, Ihnen einen Beistand zu leisten, der nur dadurch, daß er frei ist, ein Verdienst wird, und welcher seinen Werth verlieren würde, wenn man ihn zu einer Schuldigkeit herunter setzen wollte.

Nein, sagte Chamont, da Sie mir meine Bitte abgeschlagen, bin ich genöthiget Ihnen auch die Ihrige abzuschlagen. Wenn ich etwas von Ihren Mitteln annehme, so muß es ein Pfand Ihres Herzens seyn. Sie fürchten, daß ich Sie verachten und hassen würde, nachdem ich meine Leidenschaft vergnüget, und mich aus meiner Noth gerettet hätte. Dies giebt klar zu erkennen, daß nicht Liebe und Hochachtung, sondern allein das Mitleiden Sie bewogen, Sich meiner anzunehmen. Leben Sie wohl! Ich verlasse Sie mit einer grössern Angst, als ich empfand, wie ich zuerst mit Ihnen bekannt wurde. Hiemit stund er auf, und begab sich, indem er beim Weggehen die Hände vor das Gesicht hielte, eiligst in sein eigenes Zimmer. Rosetta war gar zu sehr gerühret, als daß sie ihm

hätte

hätte antworten können, und hatte nur eben so viel Zeit über, ihr Mädchen zu klingen, bevor sie in ihren Stuhl dahin sank. Das Mensch fand sich höchst bestürzt und erschrocken; nachdem sie ihr aber Luft gegeben, und sie, so gut sie konnte, auf ein Ruhebette geleget hatte, merkete sie, daß sie wieder zu sich selbst käme, und that nichts, als fragen, was ihr begegnet wäre. Rosetta, welche ihre Fragen kaum hörete, gab keine Antwort, sondern wiederholete nur zu verschiedenen malen den Nahmen Chamont, fast ohne selbst zu wissen, was sie sagte. Ihre Aufwärterinn lief alsobald zu ihm, und bat, er möchte einmal zu ihrer Frauen kommen, welche allem Ansehen nach mit dem Tode rang, und ihn noch sprechen wollte. Den Augenblick stürzete er in ihr Zimmer hinein, ergriff, nachdem er sich vor ihr auf die Knie geworfen, mit Innbrunst ihre Hand, und bat aufs zärtlichste, sie möchte mit ihm reden. Währender Zeit hatte sie ihre Sinne, obwohl noch nicht ihre Kräfte, wieder bekommen, und sprach, da sie eben bequem geworden war die Augen aufzuschlagen und vernehmlich zu reden: Sehen Sie nun, wozu Sie mich gebracht haben, durch die Erklärung einer Liebe, welche zu nichts dienet, als Sie selbst zu verunehren, und durch die Abschlagung einer Gefälligkeit, welche mich glücklich machen könnte. Innerhalb acht Tagen verlasse ich Paris; es wird weder Ihnen noch mir dienlich seyn, daß wir uns wiederum sehen. Ich ersuche

Sie aber noch einmal, daß Sie mir von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Zustande Ihrer Sachen geben, und Sich selbst überwinden wollen, den Beistand, welchen ich Ihnen anbiete, anzunehmen.

Theureste Rosetta, sagte er darauf, Ihre ganze Bitte machet, daß ich durch Liebe, Dankbarkeit und Verwirrung ausser mir selbst gesetzet werde. Erlauben Sie mir, daß ich Sie wenigstens besuchen darf, so lange Sie noch hier sind. Nach Ihrer Abreise soll es meine Schuld seyn, wenn ich Ihren Aufenthalt nicht entdecke. Nachdem Rosetta sich jetzt ziemlich erholet hatte, ließ sie ihr Mädchen hinausgehen, und sagte, indem sie ihre Hand langsam zurück zog: Sie sind der unbilligste Mensch von der Welt. Man soll Ihnen alles zustehen, und Sie wollen nichts dagegen thun. Sie wollen die Freiheit behalten mich so oft zu sehen, als es Ihnen gefällt, Sie wollen wissen wo ich hinziehe, Sie wollen mir immer von Liebe vorsagen, ohne mir die geringste Gegengefälligkeit zu erweisen. Wohlan, soll ich Sie denn als meinen Liebhaber ansehen, so will ich mich der Macht einer Gebieterinn auch bedienen. Hier ist mein Beutel; und Sie sollen wissen, daß dieses mein gebietender Wille sey, daß die Summe, welche Sie daraus nehmen werden, das Maaß sowohl meines Vertrauens und meiner Hochachtung gegen Sie, als der Aufrichtigkeit und Stärke Ihrer Liebe gegen mich seyn solle. Wohlan! sprach Chamont:

Ich

Ich nehme ihn ganz an; und ergriff ihn alsobald mit beiden Händen. Nun, allerliebster Chamont, versetzte Rosetta, umarme ich Sie. Nun sehe ich, daß Sie mich lieben, und ich endlich über Ihren Stolz den Sieg davon getragen habe. Vergeben Sie mir, daß ich die Hitze meiner Freude nicht habe verbergen können, und schreiben Sie diese plötzliche Entzückung keiner eigennützigen Liebe zu.

Chamont, welcher nicht weniger als Rosetta versichert war, daß er seinen Zweck erreichet, begab sich wiederum in seine Kammer, entzücket über diese Begebenheit, und ausser sich selbst gesezzet durch die süsseste Hofnung. Rosetta indessen, welche einen guten Theil der Nacht mit Zurüstungen auf ihre Reise zugebracht, gieng des Morgens aus, um den Ankauf ihres Landgutes zur Richtigkeit zu bringen. Sie aß des Mittags und Abends mit Chamont. Alle Verweise und Klagen hatten ein Ende, und sie schätzten sich beide, einer in dem andern, vollkommen glücklich. Des folgenden Morgens gieng Chamont wieder zu Rosettens Zimmer, mit dem Vorhaben, sie zu bitten, daß sie den Tag der Verehelichung bestimmen möchte. Wie groß aber war sein Erstaunen und Verdruß, wie er fand, daß sie allen Hausrath weggenommen, und mit Anbruche des Tages verreiset wäre, ohne daß jemand wüste, wohin. Die Stürme in seinem Gemüthe bei solchen Umständen kann man sich bes-

ser einbilden, als beschreiben. Nachdem er mit vergeblichen Klagen sich ganz ermüdet hatte, gieng er in seine Kammer zurück, er saß daselbst ohne Empfindung als betäubet, wie er folgendes Billet empfieng:

Mein Herr.

Lasset uns unsre Achtung gegen einander fortsetzen, aber dieselbe in den Gränzen einer reinen Freundschaft einschränken. Die Nothwendigkeit hat erfodert, daß ich Sie verlassen müssen, und meine Hochachtung, die ich gegen Sie hege, hat meine Abreise beschleuniget. Ihr Andenken soll mir allezeit theuer seyn, und ich verbleibe, so ferne es mir geziemet, Ihre

Rosetta.

Chamont wurde durch diesen Brief aus seiner Betäubung ermuntert, und verwieß der Rosetta wiederum den Betrug, welchen sie ihm gespielet hatte. Wie kann ich, sprach er mit der kaltsinnigen Anbietung einer blossen Freundschaft mich vergnügen? Wie kann ich aber mehr von ihr hoffen? Ich habe mir geschmeichelt, daß dasjenige, was ich anzunehmen mich habe verleiten lassen, eine Würkung ihrer Liebe wäre; nun aber läßt sie mir nichts übrig, als meine Leichtgläubigkeit zu bereuen, und

unter

unter der Schande ihrer schmählichen Großmuth zu versinken. Doch ich will sie bis zur letzten Stunde meines Lebens aufsuchen. Ich will eher sterben, als mich dieses verrätherischen Geldes bedienen; ich will entweder ihre Liebe gewinnen, oder sie erst im Grabe vergessen. Nachdem er solchergestalt den Leidenschaften seines Gemüths etwas Luft gegeben, kleidete er sich in grösseſter Geschwindigkeit; und wie er eben ausgehen wollte, begegnete ihm an der Thüre ein Mann, welcher mit vielen Complimenten sich die Ehre ausbat, den Herrn von Chamont zu sprechen. Der bin ich, sagte Chamont. Jetzt aber habe ich unmöglich die Zeit, Ihr Anbringen anzuhören. Mein Herr, versetzte der Fremde, ich werde Sie nur ein paar Minuten aufhalten. Sie sind der Eigenthümer eines Landgutes geworden, wovon gegenwärtiges Pergament die Urkunde ist; und es fehlet nichts derselben ihre völlige Kraft zu geben, als daß Sie sie in meiner Gegenwart unterschreiben. Was gehet euch das an, sagte Chamont? entweder ihr seyd wahnwitzig, oder ich muß träumen. Mein Herr, sagte der Mann, ich bin ein Notarius, und unter Leuten von meinem Berufe giebts nicht viel Narren. Ich versichere Ihnen, daß Sie mir vollkommen wachend vorkommen, und die Verrichtungen, wozu ich mich gebrauchen lasse, weit mehr zu bedeuten haben, und von längerer Dauer sind, als Träume. Ach Rosetta! sprach Chamont. Eben

diese, sagte der Notarius. Hier ist eine Feder. Setzen Sie nur ihren Nahmen darunter, wenn es gefällig ist. Nein, sagte Chamont, das kann ich nicht thun. Nehmen Sie Ihre Urkunde zurück, und sagen mir nur, wo das Landgut liege. Das ist eben dasjenige, sagte der Notarius, was mir so lange verboten ist, bis Sie der Schrift ihre Gültigkeit gegeben haben. Auf andere Art werden Sie es nicht erfahren. Kommen Sie denn, sagte Chamont mit bebender Stimme und verstöhretem Gesichte, geben Sie mir die Feder. Wohl gegeben! sagte der Notarius. Und die Urkunde wird trotz allen Advocaten in der Welt gültig seyn, sobald ich davon die Unterschrift gerichtlich verzeichnen lassen, und darüber einen Schein empfangen haben werde. Sie können hinreisen, und sobald es Ihnen beliebet, Besitz davon nehmen. Ihr gehorsamer Diener, mein Herr. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise, und bitte mich der schönen Rosetta zu empfehlen.

Sobald dieser geschäftige höfliche Herr fortgegangen war, sahe Chamont die Schrift durch, um den Ort zu finden, wo Rosetta sich aufhielte, und nahm alsobald Postpferde ihr zu folgen. Nachdem er sechs und dreißig Stunden, ohne sich auszuruhen, und ohne einige Erfrischung zu nehmen, gereiset hatte, kam er beinahe sobald als sie selbst an dem Orte an. Ei, sagte Rosetta lächelnd, was hat Sie hieher gebracht? Ich komme, war seine Antwort,

wort, die Lehnspflicht wegen meines Landgutes abzustatten, davon Besitz zu nehmen, und die beste Freundinn, welche ich in der Welt habe, zu heirathen. Ich hätte Sie hier sobald noch nicht vermuthet, sprach sie; ich hoffete Sie würden mir ein wenig mehr Zeit gelassen haben, das Haus zu Ihren Empfang zu bereiten. Was kann es helfen, antwortete er, mich beständig zu reizen und aufzuhalten? Sie sind hier, und Sie allein sind alles was ich wünsche. Ich habe grosse Lust Ihnen zu glauben, sagte Rosetta, mit einem zärtlichen Blikke, und mein Herz ist bereit Ihre Wünsche zu vergnügen. Fragen Sie aber noch einmal das Ihrige, mein liebster Chamont; oder vielmehr fragen Sie nicht so sehr Ihr Herz als Ihren Verstand, ob wir hier nicht unter den heiligen Gesetzen einer uneigennützigen Freundschaft leben können, und ob nicht das Band der Ehe unsere Ruhe stöhren, und unsere Freiheit einschränken werde? Lassen Sie mich hinwiederum fragen, sagte er, ob es mir möglich sey, Ihre Mittel ohne Ihre Person zu besitzen? Ob wir, wenn ich hier bei Ihnen leben, und mein Glück bloß Ihrer Freundschaft zu danken haben sollte, vor übler Nachrede genugsam würden gedecket seyn? Ob nicht die Verleumdung unser Tugend einen Flecken anhängen, und einen solchen Umgang, wie unschuldig er auch seyn mag, zu unser Unehre auslegen würde? Es wird aber an der andern Seite, sagte Rosetta, die Verleumdung nur desto

geschäftiger und boshafter seyn, wenn wir uns heirathen. Wird man nicht sagen, Chamont habe, weil er zu schwach gewesen sein Unglück zu ertragen, lieber die Rosetta und Unehre, als Armuth und Ehre erwählet? Dieses, sprach Chamont, macht mir keine Sorge, denn ich werde den Hochmuth und die Bosheit mit dieser Antwort bald zum Stillschweigen bringen: Seyd ihr noch bequem Verdienste von Pracht und Uebermuth zu unterscheiden, so werden eure Herzen auch gegen euern Willen bezeugen, daß Rosettens Character den eurigen weit übertrift. Entweder sind eure Tugenden nur ein Blendwerk, oder ihr übet sie blosserdings aus, um damit groß zu thun. Rosetta hat ihre Fehltritte demüthig bekannt, und dieselbe durch Reue und Gutthätigkeit ausgesöhnet. Die Sclaven der Eitelkeit mögen immerhin sich vergeblich nach der Glückseligkeit sehnen, und die Ketten liebkosen, welche, wie sehr sie auch in die Augen schimmern, dennoch die Glieder schinden, welche sie fesseln, und die Wunden schwärend machen. Die sind allein die ächten Schüler der Vernunft, welche sich mit einem Herzen verbunden haben, von welchem sie sich versichert halten können, daß sie es beständig hoch achten werden, indem sie durch ein unauflösliches Band gegenseitiger Dankbarkeit verknüpfet sind; die eine stete Gefälligkeit zu einer immerwährenden Quelle der Liebe machen. Es sey denn also, sprach Rosetta, Ihre Gedanken sind

so

so richtig, daß ich Ihnen nicht länger widerstehen, noch einen Argwohn auf das Vertrauen setzen kann, welches Ihre Tugend bei mir erwecket hat.

Chamont und Rosetta befestigten ihre Erklärungen einer gegenseitigen ewigen Liebe vor dem geheiligten Altare desjenigen, welcher alle Gedanken kennet, und, wie er des Spötters spottet, ein zerschlagenes Herz nicht verachtet. Es fehlete ihnen freilich an der Gegenwart ihrer Verwandten, allein die Armen, deren Herzen sie erquickten, waren Zeugen ihres Gelübdes, und die Gäste ihres Hochzeitmahls. Dieses glückliche Paar genoß lange Zeit die reine und erhabene Glückseligkeit derjenigen Liebe, welche in einer Neigung des Geistes bestehet, und welcher die Vernunft sich nicht schämen darf. Ihr Haus war eine Wohnung aller Tugenden. Man nennete sie nimmer ohne Lobsprüche, und betrachtete sie nie ohne Bewunderung. Man sahe sie mit Freude, und hörete sie mit Ehrerbietigkeit; doch haben sich wenig beeifert ihnen nachzuahmen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

LVI.

Ausserordentliches Leben

Herrn

Henrich Wilds *

Professors der morgenländischen Sprachen.

(Gentlem. Magaz. 1755. Marz. p. 105.)

Herr Henrich Wild, Professor der morgenländischen Sprachen, ward gebohren in der Stadt Norwich, und in der lateinischen Schule daselbst auferzogen, und zur Universität geschickt gemacht. Seine Freunde aber, indem es ihm an Vermögen fehlte, auf der Universität ihn unterhalten zu können, brachten ihn als Lehrjungen bei einem Schneider, bei welchem er sieben Jahre dienete, nach welchen er als Handwerksgesell noch sieben Jahre seine Arbeit trieb. Gegen das Ende der letzten sieben Jahre überfiel ihn ein Fieber, welches zwei bis drei Jahre anhielt, und ihn so sehr

* Diese Nachricht ist von einem seiner Zuhörer aufgezeichnet, der diese besondere Umstände grösstentheils aus seinem eigenen Munde, und zum Theil von andern seinen guten Freunden, denen er es erzählet hat, empfangen.

sehr abzehrte, daß er sein Handwerk zu verrichten nicht mehr im Stande war. In diesem Umstande beschäftigte er sich mit Lesung einiger alten Bücher von der streitigen Gottesgelahrtheit, worinnen er verschiedene Sprüche der heiligen Schrift aus der hebräischen Grundsprache erkläret fand. Ob er nun gleich beinahe seine Schulgelehrsamkeit wieder vergessen hatte, so munterte ihn doch seine Neubegierde, und starkes Verlangen zur Erkenntniß auf, einen Versuch zu thun, um diese Sprache verstehen zu lernen. Er muste also zuerst ein Englisch Hebräisches Lexicon und Grammatik gebrauchen, und erlangte nach und nach die Kenntniß der Sprache wieder, welche er in der Schule gelernet hatte. Wie seine Gesundheit wieder hergestellet war, theilete er seine Zeit zwischen seinem Handwerk und seinem Studieren, mit welchem letzteren er den grössesten Theil der Nacht zubrachte. Solchergestalt lehrete er sich selbst, sein eigenes grosses Genie unterstützte ihn durch seine beständige Emsigkeit und Fleiß, der fast seines gleichen nicht hatte, daß er die Erkänntniß aller oder des grösten Theils der morgenländischen Sprachen zu der hebräischen hinzu that. Er arbeitete aber noch immer im Dunkeln, bis er endlich zufälliger Weise der Welt entdecket wurde.

Dem verstorbenen würdigen Doct. Prideaux, Dechant von Norwich, ein Nahme, der in der gelehrten Welt mit Recht gerühmet wird, bot ein

Buch-

Buchhändler derselben Stadt einige arabische Handschriften auf Pergament feil. Er mochte aber den geforderten Preiß zu hoch halten, oder erwarten, weilen wenige dergleichen kaufen, der Buchhändler würde den Preiß herunter setzen müssen, ließ er ihm dieselben. Meister Wild hörete gleich nachher davon, und kaufte sie. Einige Wochen hernach, rief der Dechant den Buchhändler aus dem Laden, und frug nach den Handschriften, bekam aber zur Antwort, sie wären verkauft. Verdrießlich hierüber, verlangte er den Nahmen und die Profeßion dessen, der sie gekauft hatte, zu wissen. Wie ihm gesagt wurde, daß es ein Schneider wäre, sagte der Dechant sehr hitzig, lauf hin und hole sie her, wenn sie nicht schon zu Maassen verschnitten sind. Er wurde von dieser Furcht bald wieder befreiet, als Meister Wild mit den Handschriften erschien. Er frug, ob er sie mit ihm theilen wolle, bekam aber Nein zur Antwort. Der Dechant frug eilend, was er damit machte? Er antwortete, er lese sie. Er bat ihn zu lesen, er that solches, darauf bat er ihn eine oder zwo Stellen ins Englische zu übersetzen, welches er gerne und genau that.

Der Dechant war hierüber erstaunet, und schickte ihn theils auf seine eigene Kosten, theils durch Unterschreibung solcher, die an dieser Art Gelehrsamkeit ihre Lust hatten, nach Oxford, wo er, ob er gleich nie ein Mitglied der Academie war, dennoch durch Vermittelung des Dechants zur Bodlejanischen Biblio-

Bibliothek zugelassen, und viele Jahre mit Uebersetzung morgenländischer Handschriften oder Verfertigung der Auszüge aus denselben gebraucht wurde —— So gab er also seiner Nehnadel den Abschied.

Im Jahr 1718. fand ich ihn zu Oxford, und lernete von ihm das Hebräische, kann mich aber nicht besinnen, wie lange er vorher schon da gewesen. Unter dem Nahmen des arabischen Schneiders war er daselbst bekannt. In allen Stunden, welche die Bibliothek offen war, war er zugegen. War sie zugeschlossen, so brachte er seine müßige Zeit zu, jungen Leuten die morgenländischen Sprachen zu lehren, er war mit wenigem zufrieden, und nahm eine halbe Guinee für eine Sprache, ausgenommen die Arabische, wofür er, so viel ich mich erinnere, eine Guinee bekam.

Ungefehr 1720. begab er sich nach London, wo er die übrige Zeit seines Lebens unter dem Schutz des berühmten Doct. Mead zubrachte, daselbst sah ich ihn gegen das Ende von 1721. Wann er gestorben, weiß ich nicht, aber im Jahr 1734. ist seine Uebersetzung des arabischen Buchs *Al-Mesra*, oder **Mahomets Reise gen Himmel** im Druck erschienen. In der Zueignungsschrift, welche an Herrn Mackrel zu Norwich gerichtet ist, wird es für ein *Opus posthumum* oder nach des Uebersetzers Tode herausgekommenes Werk ausgegeben. Diese Schrift ist die einzige, die von ihm jemals gedruckt wor-

worden, und die er mir in der Handschrift vorgelesen. Als ich ihn kannte, schien er mir ungefehr 40. Jahr alt zu seyn; seine Lebensart, da er beständig saß und studierte, machte, daß er älter aussahe, als er würklich war. Er war dünn und mager, nicht sonderlich groß, und in seinem Ansehen und Gang hatte er alle kleine Besonderheiten, die Personen von seiner Profeßion eigen sind. Sein Gedächtniß war ausserordentlich. Seine Lehrlinge baten ihn oft einen Abend mit ihnen zuzubringen, da er uns mit langen und artigen Erzählungen aus den römischen, griechischen und arabischen Geschichten unterhielt. Seine Sitten waren gut, er war keinem Laster sonderlich zugethan, er war mäßig, sittsam und bescheiden, setzte nicht zu viel Vertrauen auf sich selbst, dabei war er ungezwungen, und in seinem Wesen ohne Eitelkeit. In seinen Vorlesungen bemerkte er gegen uns oft, daß diese oder jene Redensart im Hebräischen, mit der im Lateinischen oder Griechischen eine Aehnlichkeit hätte, dann hielt er innen, und schien seine Worte wieder zurück zu rufen, und uns zu fragen, ob es nicht an dem wäre? Dieses verursachte einen Argwohn, welchen, wie wir nachher sehen werden, er erregte, seine würkliche Lebensart zu verbergen.

So grosser Verdienst und Fleiß mit so geringer Belohnung begleitet, brachten ihm keinen besseren Unterhalt zuwege, als den er mit seiner Handthierung sich hätte verschaffen können; und so viel ich

mich

mich erinnere, belief sich die Unterschreibung nicht höher, als auf 20. oder 30. L. des Jahrs. Das Feld der Gelehrsamkeit, worinnen er vortreflich war, wurde von wenigen gebauet und befördert. Es war ein Unglück für ihn, daß der ehrwürdige Herr Gagnier, ein Franzose, in den morgenländischen Sprachen sonderlich erfahren war, und alle diejenige Belohnungen genoß, welche die Universität dazu anwenden konnte; denn die vornehmsten des Parlaments hatten ihn empfohlen, junge Herren zu unterweisen, und die Professoren dieser Sprachen bedienten sich seiner, um öffentliche Vorlesungen in ihrer Abwesenheit zu halten.

Solche ungemeine Fertigkeit in einer Person, die einen so schlechten Schein machte, brachte einige auf den Argwohn, daß er ein verkapter Jesuit wäre. Diese Vermuthungen wurden durch seine Bescheidenheit und Mistrauen vermehret, indem er oft von fremden Städten und Ländern zu reden sich bemühete, und bloß die Universitätskirche besuchte, allwo nach Art der Uebung die Reden mehr beschauende und streitende als praktische Puncte abhandeln. Allein dieser Argwohn war ohne einigen andern Grund; denn nachdem ich die Universität verlassen, lebte ich in einer Familie, wo ich eine Frau antraf, die von Norwich gebürtig war, und daselbst wohnete, und hier einen Besuch abstattete. Ich nahm diese Gelegenheit, um manche Fragen seinetwegen anzustellen. Sie bekräftigte verschiedene

besondere vorhergemeldte Stücke, und versicherte, daß sie ihn als Kind gekannt, daß er in dieser Stadt gebohren und erzogen, und daß sie niemals gehöret, oder gewust, daß er eine lange Zeit abwesend gewesen, bis er sich nach Oxford begeben.

Das Andenken einer so ausserordentlichen Person, die ein rührendes Exempel des Fleisses und der Emsigkeit ist, verdienet verewiget zu werden. Ein solches Unternehmen ist eine Gerechtigkeit, die man solchen Verdiensten schuldig ist, und muß der Welt nothwendig Nutzen schaffen. Ich wünsche herzlich, daß diese unvollkommenen Nachrichten einen von seinen Mitbürgern anreizen mögen, solche zu verbessern, zu vermehren, und vollständig zu machen, besonders seitdem kürzlich der ehrwürdige Herr Blomfield in seiner Historie von der Stadt Norwich, wo ich mich recht erinnere, von einem Manne, der seinem Geburtsorte, und seinem Lande Ehre macht, keine Nachricht gegeben hat.

* *

LVII.

Fortsetzung der Betrachtungen über das reife Alter des Menschen. *

(Univers. Magaz. 1755. April. p. 157.)

Wenn wir plötzlich an eine Sache gedenken, die wir entweder sehnlich begehren, oder deren Verlust uns sehr nahe gehet, empfinden wir in uns ein innerliches Auffahren. Diese Bewegung des Zwergfells würket auf die Lunge, erhebet dieselbe, und verursachet eine lebhafte und plötzliche Einathemung, welche einen Seufzer macht; und wenn das Gemüth der Ursache dieser Rührung nachdenket, aber kein Mittel findet, entweder ihr Verlangen zu vergnügen oder ihren Kummer zu lindern, folgen häufige Seufzer. Auf diese erste Bewegung folget Traurigkeit, welche ein Schmerz der Seele ist. Wenn dieser Schmerz der Seele tief gehet und plötzlich kommt, macht er Thränen fliessen, und die Luft schießt stark in die Brust, woselbst sie verschiedene wiederholte Einathemung verursachet, durch eine Art Spannung, die nicht in unserer Gewalt ist. Ein jeder Athemzug machet einen

* Siehe S. 305.

stärkeren Laut, als er bei einem Seufzer ist, und dies ist es, was man das Kluchzen nennet. Das Kluchzen folget lebhafter und geschwinder auf einander, als die Seufzer, und ein Laut der Stimme wird in etwas dabei gehöret. Die Erhebungen der Stimme sind noch merklicher bei dem Aechzen oder Stöhnen, welches nichts anders als ein aneinanderhangendes Kluchzen ist, wobei man einen langsamen Laut bei dem Ein- und Ausathemen höret. Es giebet sich also zu erkennen durch einen fortgesetzten klagenden Laut, welcher sich in undeutliche Töne bildet. Diese ächzende Töne sind bald kürzer, bald länger, nach dem Grad der Betrübniß, des Kummers und der Niedergeschlagenheit des Gemüths, welche dieselbe verursachen; werden aber allezeit zu verschiedenen malen wiederholet. Die Einathemung geschiehet in der Zwischenzeit, da das Aechzen sich nicht hören lässet, welche Zwischenräume gemeiniglich gleich sind, sowohl in Absicht auf ihre Dauer als Entfernung von einander. Das klagende Geschrei bestehet in einem starken und mit einer lauten Stimme ausgedrückten Aechzen. Zuweilen wird dieses Geschrei vom Anfange bis zum Ende in demselben Tone fortgesetzet, nämlich wenn dieser hoch und scharf ist; zu anderer Zeit aber endiget es sich in einem niedrigern Tone, welches gemeiniglich geschiehet, wenn es mehr gemäßiget ist.

Das Lachen ist ein schnell unterbrochener Laut, und fängt mit verschiedenen Bewegungen an durch

ein

ein starkes Zittern, welches sich äusserlich zu erkennen giebt, durch eine Erschütterung des Bauches, welcher sich schnell erhebet und niederfällt. Zuweilen ist man, um diese Bewegung erträglicher zu machen, genöthiget, die Brust und den Kopf vorwerts zu beugen. Die Brust ziehet sich zusammen, und bleibt unbeweglich. Die Winkel des Mundes ziehen sich weit von einander nach den Seiten der Wangen, welche sich zusammen ziehen und aufblähen. So oft der Bauch sich niedersenket, bricht die Luft mit einem lauten Schalle aus dem Munde hervor, und man höret ein heftiges Geräusch der Stimme zu wiederholten malen darauf folgen, bald in denselben, bald in verschiedenen Tönen, welche bei einer jeden Wiederholung stuffenweise abnimmt.

Im unmäßigen Lachen, und fast allen heftigen Erschütterungen, ist der Mund weit aufgesperret, in sanfteren und stilleren Bewegungen der Seele aber sind die Winkel des Mundes etwas ausgedehnet, doch ohne sich zu öfnen; die Wangen schwellen, und bei einigen Personen entstehet in jeder Wange, nicht weit von den Winkeln des Mundes, eine zierliche Höhle, welche man das Grübchen nennet, eine Artigkeit, welche nicht zu den Annehmlichkeiten gehöret, die das Lächeln zu begleiten pflegen. Das Lächeln ist ein Zeichen des Wohlwollens, des Beifalles, und des innerlichen Vergnügens; auch dienet es den Spott auszudrücken; doch werden bei

bösartigen Lächeln die Lippen mehr gegen einander gedrücket, vermittelst einer Bewegung der Unterlefze.

Die Wangen gehören zu den einförmigen Theilen, welche für sich keine Bewegung und Fähigkeit haben, etwas zu verstehen zu geben; ausser nur beim Erröthen oder Erblassen, welches sie bei gewissen unwillkührlichen Leidenschaften zu Zeiten einnimmt. Sie machen den Umfang des Gesichtes aus, und verbinden dessen Theile mit einander; sie dienen mehr ein schönes Ansehen zu geben, als Gemüthsbewegungen auszudrücken. Eben so verhält sichs mit dem Kinne, den Ohren und Schläfen.

Wir pflegen roth zu werden von Schaam, Zorn, Trotz oder Freude. Wir werden blaß von Furcht, Schrecken und Betrübniß. Diese Veränderung der Farbe im Gesichte ist schlechterdings unwillkührlich; sie verräth den Zustand des Gemüths ohne dessen Zustimmung; es ist eine Art der Empfindungen, worüber der Wille nichts zu sagen hat, ob er wohl über die andern alle herrschet. Denn wir brauchen nur einen Augenblick uns zu besinnen, so können wir bei den Leidenschaften die Bewegungen der Gesichtsmuskeln alsobald hemmen, ja dieselbe ganz verändern. Es ist uns aber nicht möglich die Abwechselung der Farben zu verhindern, weil dieselbe sich auf eine Bewegung des Blutes gründen, die aus der Bewegung des Zwerchfells entstehet, wel-

welches das vornehmste Werkzeug der innerlichen Empfindung ist.

Der Kopf nimmt an den Leidenschaften einen starken Antheil durch seine Stellung und verschiedene Bewegungen. Er hänget sich vorwerts nieder in Demuth, Schaam und Betrübniß. Er lehnet sich auf eine Seite bei Weichherzigkeit und Mitleiden; er erhebet sich im Stolze; stehet aufrecht und steif im Eigensinn; wirft sich rückwerts beim Erstaunen, und macht verschiedene wiederholte Bewegungen von einer Seite zur andern bei Verachtung, Spott, Zorn und Unwillen.

In Bekümmerniß, Freude, Liebe, Schaam und Mitleiden schwellen die Augen plötzlich, und werden von einer überlaufenden Feuchtigkeit bedecket und verdunkelt, von welcher etliche Thränen abtröpfeln. Der Thränenguß gehet allezeit mit einer Spannung der Gesichtsmuskeln verbunden, welche machet, daß der Mund sich öfnet. Die Feuchtigkeit, welche sich natürlicher Weise in der Nase sammlet, wird häufiger, weil die Thränen sich mit derselbigen durch innerliche Gänge vereinigen. Sie fliessen nicht immer gleich stark, sondern stehen von Zeit zu Zeit stille. In Traurigkeit fallen die beiden Winkel des Mundes herunter, die Unterlefze erhebet sich, die Augenlieder schliessen sich bis auf die Hälfte zu, der Augapfel giebt sich in die Höhe, und wird von dem Augenliede halb bedecket, die anderen Muskeln des Gesichtes werden schlaf, so

daß der Zwischenraum zwischen Mund und Augen grösser wird, und folglich das Angesicht etwas länger scheinet.

In Furcht, Schrecken, Grauen und Entsetzen runzelt sich die Stirn, die Augenbraunen erheben sich, das Augenlied sperret sich so weit auf als es kann, steiget über den Augapfel, und läßt über denselben etwas von dem Weissen sehen, mitlerweile der Augapfel hinunter sinket, und sich zum Theil unter dem untersten Augenliede verbirget. Zu gleicher Zeit stehet der Mund weit offen, die Lippen ziehen sich ungemein von einander, und die Zähne lassen sich unten und oben sehen.

In Verachtung und Verlachung erhebet sich die Oberlefze an der einen Seite, und zeiget die Zähne, mitlerweile sie an der andern Seite eine kleine lächelnde Bewegung hat. Die Nase kräuset sich an der aufgehobenen Seite der Lefze, und die Winkel des Mundes ziehen sich zurück. Das Auge derselben Seite ist fast geschlossen, das andere aber wie gewöhnlich offen. Beide Augäpfel aber lassen sich herunter; gleich als wenn man von dem Gipfel eines gähen Berges ins unterliegende Thal hinab siehet.

In Eifersucht, Neid und Bosheit fallen die Augbraunen herunter und ziehen sich zusammen; die Augenlieder erheben sich, und der Augapfel sinket. Die Oberlefze erhebet sich an beiden Seiten, da die Winkel des Mundes sich ein wenig senken,

und

und der mitlere Theil der Unterlefze sich in die Höhe giebt, um das Mittel der Oberlefze zu berühren.

Im Lachen ziehen sich die beiden Ecken des Mundes zurück und erheben sich ein wenig; die oberen Theile der Wangen steigen etwas in die Höhe; die Augen schliessen sich mehr oder weniger; die Oberlefze erhebet sich, die untere fällt; der Mund öfnet sich, und bei einem ausgelassenen Gelächter kräuset sich die Nase.

Die Arme, die Hände und der ganze Leib tragen zur Ausdrückung der Leidenschaften das ihrige mit bei, und die Gebehrden vereinigen sich mit den Bewegungen des Gesichtes, die verschiedenen Denkbilder der Seele zu erkennen zu geben. Zum Exempel. Bei der Freude werden Augen, Kopf, Arme und der ganze Leib von verschiedenen und schnellen Bewegungen belebet; in Betrübniß sind die Augen niedergeschlagen, der Kopf lehnet sich auf die eine Seite, die Arme hangen nieder, und der ganze Körper ist ohne Bewegung. In Verwunderung, Bestürzung und Erstaunung höret alle Bewegung auf, und alles bleibet in seiner vorigen Stellung.

Dieser erste Ausdruck der Leidenschaften hängt nicht von dem Willen ab; es giebt aber eine andere Art, welche sichtbarlich von einer Ueberlegung der Seele hervorgebracht wird, unter der Regierung des Willens, welcher den Augen, Kopfe, Armen und ganzem Leibe die Bewegung giebt. Es scheinet, daß diese Bewegungen nichts anders als

Bestrebungen der Seele seyn, um den Leib zu beschirmen. Sie sind wenigstens Nebenzeichen, welche die Leidenschaften wiederholen, und allein bequem sind, dieselbe auszudrücken. Zum Exempel in Liebe, Verlangen, Hofnung, heben wir Kopf und Hände gen Himmel, als ob wir das gewünschte Gut von demselben erbitten wollten. Wir lassen Kopf und Leib voraus gehen, um uns zu nähern, den verlangten Gegenstand in Besitz zu nehmen. Wir strecken die Arme aus, wir öfnen die Hände, ihn zu ergreifen und zu umfassen. Hergegen in Furcht, Haß und Abscheu werfen wir schnell die Arme voraus, als ob wir den Gegenstand unsers Widerwillens von uns zurückstossen wollten; wir wenden Augen und Kopf auf die Seite, treten zurück, um es zu vermeiden, und fliehen darauf hinweg. Diese Bewegungen sind so geschwinde, daß es scheinet, als ob sie unwillkührlich wären. Allein eine Würkung der Gewohnheit betrügt uns. Denn diese Bewegungen entspringen aus Ueberlegung, und erweisen nur die Vollkommenheit des Ursprungs der menschlichen Natur, indem alle Gliedmassen so fertig sind den Befehlen des Willens zu gehorchen.

Gleichwie alle Leidenschaften nichts anders als Bewegungen der Seele sind, welche mehrentheils auf die Eindrücke der Sinnen ihre Beziehung haben: so lassen sie sich auch durch gleichmäßige Bewegungen des Leibes, und vornehmlich des Gesichtes,

tes, ausdrücken. Man erräth was inwendig in der Seele vorgehet, aus der äusserlichen Handlung, und erkennet aus Betrachtung der Gesichtsveränderungen, welches der wahre Zustand des Gemüthes sey. Aber wie die Seele mit nichts körperlichem kann verglichen werden, so können wir nichts von ihr aus der Bildung des Körpers oder Gestalt des Gesichtes schliessen. Ein häßlicher Körper kann von einem sehr schönen Geiste bewohnet werden, und wir dürfen uns weder gute noch schlechte Gedanken von einer Person aus ihren Gesichtszügen machen. Denn diese Gesichtsbildung stehet in keiner Verbindung mit der Natur der Seele, und enthält keine Aehnlichkeit, worauf man eine vernünftige Muthmassung gründen könnte. *

In-

* Es ist nicht zu leugnen, daß die Prüfung der Gemüther aus der Leibes- oder Gesichtsgestalt, sehr oft zu weit getrieben werde, und manchmal auf alberne Grillen hinaus laufe: zumal wenn man allzugenau und bestimmet dabei verfähret. Indessen scheinet uns doch überhaupt dasjenige, was man Physiognomie nennet, nicht ohne allen Grund zu seyn. Denn 1. ists mehr als wahrscheinlich, daß ein regelmäßiger Bau des Körpers geschickter sey, der Seele zu den ihrer Natur gemässen Handlungen, d. i. zu ordentlichen Gedanken zu dienen. Gleichwie hergegen nicht kann geleugnet werden, daß Gliedmassen, denen ihre natürliche Form fehlet, der Seele hinderlich fallen, wenigstens ihr viele Anlässe geben müssen, anders zu würken, als sie sonst würde gethan haben. Daraus entstehet eine Gewohnheit und Fertigkeit in

Feh-

Indessen waren die Alten abergläubischer Weise von dieser Art Vorurtheile eingenommen, und man hat

Fehlern. Nicht zu gedenken, daß ein unvollkommener und gebrechlicher Körper den Menschen neidisch, argwöhnisch, eifersüchtig, mithin trotzig und stolz machet, wie die Erfahrung zur Gnüge lehret. Kein Mensch ist selbstgefälliger, als wer entweder von Natur oder durch Zufall einen merklich gebrechlichen Leib bekommen. Das Sprüchwort: Hüte dich für den, welchen GOtt gezeichnet hat, hat theils einen falschen, theils einen wahren Grund. Einen falschen, wenn man die Leibesgebrechen als ein Merkmal der göttlichen Ungnade anmerken wollte. Einen wahren aber, indem die Erfahrung gelehret, daß die Seele von dem Gebrechen des Körpers natürlicher Weise leidet. Man würde aber aufs unverantwortlichste gegen die Liebe sündigen, wenn man dem Sprüchworte nicht seine gehörige Einschränkung gäbe. Denn wie es gar wohl möglich ist, daß man die Schwachheiten der Seele, welche aus dem Fehler des Leibes entstehen, verbessern und überwinden könne: so lehret auch die Erfahrung, daß es oft würklich geschehen sey, wovon Aesopus, Epictetus, und vornehmlich Socrates unter den Alten bekannte Exempel sind. Wie oft wohnet mehr Verstand und Tugend in einem krummen als geraden Leibe? Wie nun hieraus erhellet, daß die Seele von einem übelgeschaffenen Leibe natürlicher Weise zu ihrem Nachtheil leide: so hat man nicht weniger Grund aus der Bildung des Leibes einigermassen auf die Beschaffenheit der Seele zu schliessen, in soferne 2. der Leib hinwiederum von der Seele leidet. Können wir leugnen, daß nicht die guten oder bösen Neigungen des Gemüths dem Körper gewisse Eindrücke geben, welche mehr oder weniger deutlich sind, nachdem die Neigungen stärker oder schwächer

hat zu allen Zeiten Leute gefunden, welche auf ihrer eingebildeten Kenntniß in der Physiognomie, eine Wahr-

cher sind, und mehr oder weniger zu einer herrschenden Fertigkeit gediehen sind? Hierauf gründet sich die Regel, daß man einem Gottlosen sein böses Gewissen aus den Augen lesen kann. Ein völliger Bösewicht, ein Räuber und Mörder hat etwas furchtsames, tückisches und wildes in seinem Wesen, das er nicht verbergen kann: es müste denn ein ungemein schlimmer Kopf seyn, der die Kunst der Verstellung aus dem Grunde gelernet hätte. Es trift dasselbe auch bei herrschenden Leidenschaften und Neigungen ein, welche weniger ausschweifend sind. Woher kommt es, daß wir einen trotzigen Officier von einem demüthigen Handwerker, einen störrigen und sauren Kopf, von einem leutseligen, einen schwermüthigen, von einem aufgeweckten u. s. w. so leicht an den Gesichtszügen, Gebehrden und ganzen Wesen unterscheiden können, wenn es nicht daher ist, daß die natürliche Beschaffenheit, Fertigkeiten und herrschende Neigungen der Seele dem Körper eine ihnen gemässe Gestalt eindrücken? Ich sage auch ihre natürliche Beschaffenheit; denn ich bin genugsam durch Aufmerksamkeit und Erfahrung überzeuget worden, daß nichts ungegründeter sey als der alte Satz, daß alle Seelen sich von Natur gleich seyen; daß vielmehr eine jede Seele eine eigne Anlage habe. Ein tiefsinniger Meßkünstler siehet anders aus, als ein reicher und üppiger Müßiggänger. Ich habe zwar den Hrn. Neuton nicht gesehen, ich glaube aber, daß er, wie er in einer grossen Gesellschaft sich in Gedanken des Fingers einer Dame statt eines Tobackstopfers bedienete, eine recht mathematische, und ganz andere Gesichtsbildung gehabt habe, als die Lords, welche neben ihm die Karte spieleten. Hat er

Wahrsagerwissenschaft bauen wollen. Es ist aber ausgemacht, daß sie die wahre Beschaffenheit der Seele

nun in einer aufgeweckten Gesellschaft, bei Frauenzimmer, ein solches Gesicht gehabt, wie vielmehr wird er es auf der Strasse und zu Hause gehabt haben? Die Erfahrung lehret zur Gnüge, daß zween Freunde, welche viele Jahre einen beständigen vertrauten Umgang mit einander gehabt haben, fast alle ihre Gedanken sich aus den Augen und ganzen Wesen lesen können. Sie können oft sich einander auch die schwächesten Begierden und gleichgültigsten Gedanken nicht verhelen. Woher kommt dieses aber anders, als daß die Seele ihre Neigungen auf eine ihr eigene, gleichförmige Art im Gesichte und ganzen Körper ausdrücket? Diese Eindrücke, Gesichtszüge, und Bewegungen müssen, zumal bei starken herrschenden Leidenschaften, indem sie unendlichemal wiederholet werden, nothwendig sich fest setzen, und den Gliedmassen gleichsam eine unauslöschliche Falte geben. Gleichwie nun das, was man Physiognomie nennet, sich aus seinen Gründen erklären lässet: so erhellet eben daher, daß die so genannte Chiromantie, oder Erkänntniß des Gemüths aus den Händen, schlechterdings eitel sey, weil die Seele nicht gewohnt ist, sich durch die Linien und Figur der Muskeln in den Händen auszudrücken. Indessen muß dasselbe hier wiederum angemerket werden, daß man durch angewandte Mühe vieles gegen die Natur ändern könne. Hat man in besondern Fällen so viele Gewalt über die Maschine des Körpers, daß man diejenige Bewegungen, welche die Natur oder die Seele hervorbringen will, unterdrücken kann; wie an denen zu sehen ist, welche bei einem schlechten Spiele eine gute Mine machen: so kann man es auch damit

bei

Seele nimmer aus dem äusserlichen Ansehen der Augen, des Gesichts oder Körpers haben entdecken können; und daß die Bildung der Nase, des Mundes und anderer Gesichtstheile eben so wenig zur Bildung der Seele beitragen, als die Grösse der Gliedmassen zur Bildung der Gedanken. Kurz, alles was die Physiognomisten uns gesaget haben, ist ohne Grund, und nichts ist traumhafter, als die Schlüsse, welche sie aus ihren Wahrnehmungen bei der Gesichtsbetrachtung herleiten wollen.

Ob es wohl klar ist, daß die Moden keinen andern Ursprung als Eigensinn und Einbildungskraft haben, erfordern doch diese angenommene Einfälle und allgemein eingeführte Phantasien einige Betrachtung. Die Menschen haben allezeit denen Dingen einen Werth beigeleget, welche die Augen anderer Menschen an sich ziehen, und denselben zugleich einen vortheilhaften Begriff von ihrem Reichthum, Macht, Grösse u. s. w. beibringen. Der Werth jener glänzenden Steine, welche man zu allen Zeiten als eine kostbare Zierde angesehen hat, gründet sich blosserdings auf ihrer Seltenheit und funkelnden Glanze. Eben so verhält sichs mit den glänzenden Metallen, welche unsere Kleidung oft zieren. Diese Steine, diese Metalle aber dienen nicht

bei denen zur Gewohnheit und Fertigkeit gediehenen Neigungen des Gemüths durch Fleiß sehr hoch bringen. Doch dazu sind die allerwenigsten geschickt. Uebers.

nicht so sehr uns zu zieren, als vielmehr andere zu erwecken, unsern Reichthum daran wahrzunehmen und zu entdecken. Je mehr wir uns mit diesen Metallen bedecken, je ein grösser Denkbild von uns wollen wir bei ihnen erwecken. Wir wollen nur ihre Augen auf uns ziehen, oder vielmehr dieselbe verblenden. Ach wie wenig sind bequem den Menschen von seinen Kleidern zu unterscheiden, und sowohl von seiner Person, als von seinem prächtigen Aufzuge ein verschiedenes Urtheil zu fällen! Alles was selten und glänzend ist, wird derohalben so lange in der Mode bleiben, so lange die Menschen mehr Vortheil von dem Reichthume als von der Tugend ziehen werden; so lange die Mittel, sich ein Ansehen zu machen, so verschieden bleiben werden, von dem was allein unsere Achtung verdienet. Der äusserliche Glanz gründet sich grösstentheils auf die Art der Kleidung. Der Bescheidene, oder wer wenigstens nur das Ansehen der Bescheidenheit haben will, hat zugleich eine Begierde, diese Tugend durch die Einfalt seiner Kleidung zu erkennen zu geben. Der Prahler aber vergißt nichts von dem, was seinen Stolz stärken, und seiner Eigenliebe schmeicheln kann. Man kennet ihn an seinem kostbaren Kleide.

Doch giebt es einige Moden, die einen vernünftigeren Grund haben; ich meine diejenigen, welche nur abzielen Fehler zu bedecken, und das Eckelhafte der Natur zu verbergen. Wenn wir das menschliche

liche Geschlecht überhaupt betrachten, so werden wir gewahr, daß es mehr mangelhafte Gestalten und häßliche Gesichter, als vollständige und schöne gebe. Es ist dahero kein Wunder, daß man, besonders unter dem schönen Geschlechte, die Kunst zu Hülfe genommen hat, die Mängel der Natur zu ersetzen, wenigstens dieselbe vor den Augen der Welt in etwas zu verbergen. Doch laßt uns bei diesen zufälligen und äusserlichen Dingen uns nicht länger aufhalten; sondern, ohne bei der Kleidung mehr Zeit zu verlieren, wieder auf die Bildung des Menschen kommen.

Bei den meisten Thieren ist derjenige Theil, womit sie ihre Nahrung zu sich nehmen, gemeiniglich feste, oder mit einem harten Körper bewafnet. So sind die Zähne bei den Menschen, vierfüßigen Thieren und Fischen, der Schnabel bei Vögeln, die Zangen, Sägen u. s. w. bei den Insecten, Werkzeuge von einer harten und festen Materie, womit diese Thiere ihre Nahrung ergreifen und käuen. Alle diese harten Theile haben ihren Ursprung aus den Nerven, wie die Nägel, Hörner ꝛc. Da nun das nervichte Wesen an Dichtigkeit und Härte zunimmt, wenn es der Luft ausgesetzet ist; der Mund aber ein gespaltenes Gliedmaaß und eine Oefnung in dem thierischen Körper ist: so ist es natürlich zu begreifen, wie die Nerven, welche an demselben ihre Gränzen finden, müssen an ihren äussersten Enden hart und feste werden, mithin Zähne, beinichte Gaumen,

Schnäbel, Zangen und alle andere harte Theile, die wir bei den Thieren antreffen, hervorbringen; auf dieselbe Art, als diese harte Körper, an den übrigen Enden des Leibes, welche sie schliessen, gezeuget werden; wie zu sehen an den Nägeln, den Hufen, den Spornen eines Hahns, ja an den Oberflächen, die mit Haaren, Federn, Schalen und dergleichen bedecket sind.

Der Hals träget den Kopf und verbindet denselben mit dem Leibe. Dieser Theil ist bei den meisten vierfüßigen Thieren weit ansehnlicher, als bei den Menschen. Fische und andere Thiere, welche keine Lungen wie wir haben, haben auch keinen Hals. Unter allen Thieren haben die Vögel mehrentheils den längsten Hals. Bei denenjenigen Arten derselben, welche nur mit kurzen Beinen versehen sind, ist auch der Hals ziemlich kurz.* Gleichwie hergegen die langbeinigten einen Hals von grosser Länge haben. Aristoteles sagt, daß alle Raubvögel mit scharfen Klauen nur kurze Hälse haben.

Die Brust des Menschen ist, in Absicht auf ihre äusserliche Gestalt, von einem ganz andern Bau, als bei den übrigen Thieren. Sie ist breiter in Verhältniß auf den Körper; und wir finden nur bei Menschen und Affen diejenigen Knochen unmittelbar unter dem Halse, welche Schlüsselbeine (Clauiculae) genannt werden. Die beide Warzen stehen auf der Brust, und sind bei Frauenspersonen grösser und erhabener

* Ausgenommen Endten, Gänse, Schwäne.

habener als bei Männern, scheinen aber fast von einerlei Beschaffenheit und organischer Einrichtung zu seyn.

Es ist bei den Thieren eine grosse Verschiedenheit in Absicht auf die Stelle und Anzahl der Brüste oder Zitzen. Einige, als Affen und Elephanten, haben ihrer nur zwo vorne an der Brust, oder an einer Seite derselben. Andere haben viere als der Bäre. Andere, als die Schaafe, haben zwo zwischen den Hinterbeinen. Andere haben sie weder an der Brust, noch zwischen den Hinterbeinen, sondern am Bauche, als die Katze, die Sau u. d. m. und zwar in grosser Anzahl. Vögel und alle Eierlegende Thiere haben gar keine. Diejenigen Fische aber, welche lebendige Junge gebähren, als der Wallfisch, der Delphin, die Seekuh, haben Zitzen, womit sie die Jungen säugen. Ihre Gestalt ist verschieden bei verschiedenen Arten der Thiere, ja bei derselben Art in ihrem verschiedenen Alter.

Unter der Brust ist der Bauch, woran der Nabel merkbar ist, da derselbe bei den mehresten Thieren fast unmerklich, und oft ganz ausgelöschet ist. Selbst die Affen haben statt des Nabels nur eine Schwiele oder harte Haut. Die Arme des Menschen haben eben so wenig Aehnlichkeit mit den Vorderbeinen der vierfüßigen Thiere, als mit den Flügeln der Vögel. Der Affe ist der einzige von allen Thieren, welcher mit Armen und Händen versehen ist; doch sind seine Arme plumper gebildet,

und haben kein so genaues Ebenmaaß, als die Arme und Hände der Menschen. Bei den Menschen sind auch die Schultern verhältnisweise breiter, und von einem andern Bau, wodurch sie geschickt sind die schwereste Lasten zu tragen.

Die Gestalt des Rückens ist nicht sonderlich unterschieden von verschiedenen Thieren; nur daß er in der Gegend der Lenden fleischichter und stärker ist.

Der Fuß des Menschen ist gleichergestalt sehr verschieden von dem Fusse aller Thiere ohne Ausnahme, selbst des Affen. Bei diesem gleichet er mehr einer Hand als Fusse, indem er lange Zähen hat, welche als Finger stehen, wovon der mittelste, eben wie an einer Hand, der längste ist. Ueberdem hat der Fuß des Affen keine Ferse wie der Mensch. Auch hat der Mensch einen festeren Tritt, als irgend ein vierfüßiges Thier, und seine Zähen dienen nicht wenig den Leib in einem genauen Gleichgewichte zu halten, und beim Gehen, Laufen, Tanzen und dergleichen sicher zu treten. Die Nägel sind kleiner bei den Menschen, als allen übrigen Thieren, bei welchen sie die Länge der Finger übertreffen. Die Wilden, welche sie wachsen lassen, bedienen sich derselben die Häute der Thiere damit abzureissen; allein, obschon ihre Nägel stärker und grösser sind als die unsrige, können sie doch mit den Klauen und Spornen an den Füssen einiger Thiere nicht verglichen werden.

Wir haben uns nicht vorgenommen bei Beschreibung des Ebenmaasses eines jeglichen Stückes des menschlichen Leibes vollkommen genau zu seyn; immassen es klar ist, daß nicht allein dieselben Theile des Körpers bei zwoen verschiedenen Personen, von verschiedener Ausmessung sind; sondern auch oft bei einer und derselben Person, das eine Gliedmaaß mit dem andern seines Paares, nicht vollkommen übereinstimmet. So ist, z. E. der Arm oder das Bein an der rechten Seite zuweilen grösser, als an der linken.

Man hat derowegen durch wiederholte Wahrnehmungen eine Mittelmaasse zwischen diesen Verschiedenheiten suchen müssen, um die richtige Ausmessung der Glieder des menschlichen Leibes zu bestimmen, und einen Begriff desjenigen Ebenmaasses fest zu setzen, welches erfodert wird, die Natur in ihrer Vollkommenheit vorzustellen. Dies kann aber nicht geschehen durch Vergleichung des einen menschlichen Körpers mit dem andern, oder durch würkliche Ausmessung vieler besonderer Körper. Nichts als eine ernstliche Bemühung der Natur nachzuahmen und dieselbe abzucopiren; nichts als die Reiß- und Zeichnungskunst kann uns dergleichen Entdekkungen geben. Ein gesundes Urtheil und guter Geschmack haben dasjenige zum Stande gebracht, was der Mechanismus nicht vermochte. Alle diejenigen Gestalten, welche dessen nur fähig sind, sind nach dem Leben abgezeichnet, und im Marmor aufs

natürlichste ausgedrücket, besonders alles was zum Menschen gehöret. Durch diese Abbildungen hat man die Natur besser kennen gelernet, als von der Natur selbst konnte erwartet werden. Sobald als Bildsäulen verfertiget worden, hat man von ihrer Vollkommenheit lieber durch eine aufmerksame Beschauung, als Ausmessung urtheilen wollen. Man hat es dem emsigen Fleiß in der Mahler- und Zeichnungskunst, und dem feinen Geschmacke zu danken, daß die grössesten Bildhauer die Kunst erlanget haben, anderen eine deutliche Kenntniß von dem wahren Ebenmaasse der Werke der Natur zu geben. Die unnachahmbaren Bildsäulen der Alten werden einstimmig für die allergenauesten Abbildungen der menschlichen Leiber gehalten. Diese Bildsäulen, welche nur Copien der Menschen waren, sind Originale geworden, weil diese Copien nicht nach einer einzelnen Person, sondern nach dem ganzen Geschlechte der Menschen überhaupt abgezeichnet, und so fein ausgearbeitet worden, daß es fast unmöglich ist eine würkliche Person in einem so vollkommenen Ebenmaasse zu finden. Diese Muster sind es also, welche uns das Maaß der menschlichen Leiber gegeben, und welchen die berühmtesten Bildhauer und Mahler nachzuahmen sich glücklich bestrebet haben.

So habe ich mich also bemühet einen kleinen Abriß des Menschen im Stande seiner grössesten Vollkommenheit zu geben; woran wir die Weisheit und Güte derjenigen allmächtigen Hand, welche ihn gebildet

bildet hat, erkennen. Wollten wir so stolz seyn uns einzubilden, daß wir in dieser bewundernswürdigen Maschine Fehler entdecken könnten: so würde dieses nur ein neuer Beweiß seyn, wie seichte unsere Wissenschaft, und wie unbequem wir seyen die Kette zu sehen, welche alle verschiedene Wesen der Schöpfung mit einander verbindet. Wir mögen also billig mit folgenden schönen Versen des Hrn. Pope schliessen:

Respecting man, whatever wrong we coll,
May, must be right, as relative to all.
In human works, though labour'don with pain,
A thausand movements scarce one purpose gain:
In god's one single can its end produce;
Yet serves as second to some other use.
So man, who here seems principal alone,
Perhopes acts second to some sphere unknown;
Touches some wheel, or verges to some goal.
'Tis but a part we see, and not the whole.

Was uns an dem Menschen ein Fehler zu seyn scheinet, kann, ja muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen. Eine von Menschen Händen gemachte Maschine, worinn man mit Mühe tausend Bewegungen

vereiniget hat, kann kaum einen einzigen Endzweck erreichen. Ein göttliches Werk aber erreichet nicht nur seinen Hauptzweck, sondern dienet auch noch zu verschiedenen andern Absichten. Der Mensch ist ein Beispiel davon. Ob er schon hier scheinet die Hauptperson zu seyn, so dienet er vielleicht nur zu einem Mittel in Absicht auf eine uns unbekannte Sphäre. Vielleicht ist er ein kleines Rad, welches ein grösseres treibet, und bestimmet einen andern Endzweck erreichen zu helfen. Kurz, wir sehen nur ein Stück, und nicht das Ganze.

* *

LVIII.

Nachricht

von einem

ausserordentlichen

Nahrungs-Pulver

und desselben Würkungen.

(Gentlem. Magaz. 1755. Ian. p. 7.)

Die Versuche mit diesem Pulver sind allererst zu Ryssel in Flandern an dreien Soldaten,

ten, und hernach an sechs Pensionarien im königlichen Hospital zu Paris angestellet, und man hat gefunden, daß sechs Unzen, in etwas mehr als einem Nössel Wasser, eine hinlängliche Nahrung, beides zur Speise und Trank, für eine Person auf einen ganzen Tag wäre.

Die sechs Invaliden haben im vorigen Weinmonate in 14 Tagen nichts anders als diese Portion täglich genossen, und sich dabei stets gesund und wohl befunden, obwohl der eine über siebenzig Jahr, die beiden andern aber noch junge Kerl waren, die nur ein oder anderes von ihren Gliedmassen verlohren hatten. Weder der alte, noch die beiden jüngeren empfanden das geringste von Schwachheit oder Hunger; sie blieben bei derjenigen Leibesübung, die sich für ihr Alter und Kräfte schickte, indem einige täglich etliche Stunden wandelten, andere aber gruben; und dennoch verzehreten sie zuweilen nicht einmal ihre ganze Portion. Um allen Betrug vorzubauen, wurden sie, wo sie hingiengen, beständig von einer Wache begleitet.

Dieses Pulver wurde jedes Tages, ehe es gereichet wurde, in Gegenwart des Grafen de la Serre Gruvern, Grafen de la Chark, Lieut. der Aerzte, Wundärzte und anderer Bedienten des Hospitals, folgendermassen zubereitet: Man brachte sechs Unzen des Pulvers in einen kleinen Beutel, und nachdem man dasselbe allgemählich in siedend Wasser geschüttet, welches mitlerweile mit einem Löffel stark

umgerühret wurde, etwa so lange als ein Ei nöthig hat zu kochen, war es zum essen fertig. Es wird so dick wie eine Suppe oder Mus von Brodkrumen, und bekommt die Farbe von Pfefferkuchen (gingertread). Wenn das Pulver zuerst eingerühret wird, erhebet sich ein leichter Schaum, dergleichen von gekochten Kleien entstehet; und es riechet theils wie geröstet Brod, theils wie Kümmel. Es ist unschmackhaft, aber nicht wiederlich. Man kann nicht sagen, daß es schlechterdings eine Art Mehls sey; doch merket man auch nicht, daß etwas aus dem Thierreiche darunter sey. Man hat aber eine Art von einem feinen Sande darunter verspüret.

Da das Pulver nach und nach alles Wasser verschlucket, wird das Mus immer dicker, und wenn es kalt geworden, gar hart. Man kann es auch im kalten Wasser zurichten, aber dann wird es in kurzer Zeit sauer. Wenn die Verfertigung dieses Pulvers nicht zu kostbar ist, und es sich eine Zeit hält, so kann man sich desselben mit grossem Vortheil bedienen, sowohl zur See, wenn der Vorrath abgehet, als auch bei einer Armee, bei starken Märschen, imgleichen bei den Besatzungen einer belagerten Stadt, und den Armen zur Zeit einer Hungersnoth. Man muthmasset, daß es gerösteter und pulverisirter türkscher Waizen sey, welcher mit ein wenig Seesalz vermenget, weil man einige Crystallen davon darinn entdecket hat. Es ist die Er-

fin-

findung von Mr. Boueb, Regimentsfeldscheerer eines Regiments in Frankreich.

* *

LIX.

Bewährtes Mittel um eine Menge Fische mit der Angelruthe oder dem Netze zu fangen.

(Lond. Mag. 1755. Apr. p. 174.)

Da jetzt die bequemste Jahrszeit zu fischen ist, so wollen wir unsern Lesern ein Mittel anzeigen, wie man eine Menge Fische nach einem Orte, wo man fischen will, hinziehen kann. Denn ob es gleich gemeiniglich bloß für einen Zeitvertreib angesehen wird, so ist es doch verdrießlich, wenn unsere Mühe nicht einigermassen durch den Fang ersetzet wird, und derohalben können wir überhaupt sagen, daß, jemehr Fische gefangen werden, jemehr Vergnügen und Lust man dabei habe. In dieser Absicht geschiehet es, daß wir unsern Lesern ein Geheimniß mittheilen, eine grosse Menge Fische dahin zu locken, wo man nachher zu angeln oder das Netz auszuwer-

zuwerfen gedenket. Es ist ein sonderbares Kunststück, und um desto unschuldiger, weil es weder den Fischen, die man fänget, noch denen, die das Glück haben zu entkommen, den geringsten Schaden zufüget.

Nimm ungefehr ein viertel Pfund alten Holländischen oder Chester Käse, welchen von beiden man will, zerreibe ihn im Mörsel mit den Höfen von Olivenöl bis es zum dicken Teig wird; hernach vor ohngefehr vier Pfennig Rosenwasser zugethan, und theile es in lauter kleine Kügelgen höchstens wie eine Erbse groß. Streue diese Kügelgen, an dem Orte im Flusse oder stehenden See umher, wo man Fische fangen will, und zwar des Abends vorher, wenn man des Morgens, oder des Morgens vorher, wenn man des Abends fischen will. Da die Fische diese Gattung Futter überaus lieben, so versammlen sie sich in grosser Menge dahin, diese Kügelgen aufzusammlen, und werden daselbst sich einige Zeit aufhalten, in Hofnung mehrere derselben zu finden. Hier kann man des folgenden Morgens oder Abends sein Netz mit voller Hofnung eines beglückten Fortgangs auswerfen.

* * *
* *
*

LX.

* *

LX.

Zahl der Einwohner von Europa,

nach der Ausrechnung

des Herrn Deslandes.

	Millionen.
In Spanien und Portugal	6
Frankreich	20
Deutschland und Ungarn	20
17 Niederländischen Provinzen	5
Schweden, Dännemark, Norwegen, Moscau	16
Italien mit den umliegenden Inseln	11
England	8
Europäische Türkei	16
Pohlen und Preussen	7
Summa	109 Millionen.

* *

LXI.

Neue Art einen Canal oder Fischteich mit verschiedenen Gattungen Fischen anzufüllen.

(Lond. Mag. Merz. 1755. p. 102.)

Gegen Ende des Aprils oder Anfang des Mays nimm die Wurzel eines Weidenbaums, der am Ufer eines Flusses oder Teiches wächst, und die voller kleinen Würzelgen oder Fäsergen ist, mache die Erde von der Wurzel rein weg, binde sie an einen Stock, und stecke ihn in den Fluß oder Teich, der mit solchen Fischen, als man verlangt, angefüllet ist. Der Fisch versammlet sich darauf um die Wurzel, bleibt an derselben stehen, und läßt seinen Leich oder Roggen in die Fäsergen fliessen, und damit umwickelt werden. Nach wenigen Tagen ziehe man die Weidenwurzel mit dem Stocke heraus, und lege ihn in den Canal oder Fischteich, den man mit Fischen anzufüllen willens ist, doch so, daß es nur eine halbe Handbreit unter der Oberfläche des Wassers zu liegen komme, so wird man innerhalb 15 Tagen eine grosse Menge kleiner junger Fische rund umher verspüren. Will man aber mehr als einen Fischteich anfüllen, so muß man

Sorge

Sorge tragen, die Wurzel nicht zu lange in dem ersten Wasser liegen zu lassen, damit die Sonnenhitze nicht den ganzen Fischsaamen belebe; denn sobald als der Roggen zu leben anfängt, schwimmen die kleinen Fischlein davon.

Innhalt

des zweiten Stücks ersten Bandes.

XXVIII. Henr. Heisens, Prof. der Beredsamkeit und Dichtkunst, Pädagog. und Bibliothecarius, Abhandlung, daß das Geschlecht Davids Offenb. 22, 16. auch den Sohn Davids bedeute. S. 259

XXIX. Thom. Hare, Beweis, daß durch die Zahl 666. in der Offenb. Joh. 13. und 17. Kapp. das Kaiserthum von China angezeiget werde. Mit zwei Anmerkungen darüber. 281

XXX. Neue Englische Bücher vom Jahr 1755. 292

XXXI. Vom männlichen Alter. 305

XXXII. Leben des berühmten Doct. Jonathan Swifts. 313

XXXIII. Beschluß der Nachr. von den Malteser Rittern. 330

XXXIV. Thom. Hare Vertheidigung seiner Meinung von der Zahl 666. daß dadurch das Chinesische Reich verstanden werde, wider Greyhound ꝛc. 342

XXXV. Regeln von dem äusserlichen Vortrage in der Redekunst, bei allen öffentlichen Gelegenheiten. 349

XXXVI. Kurze Nachricht von den Kohlen-Minen nahe bei Whitehaven. 354

XXXVII. Liste der Schiffe und Negern, welche vom Jahre 1706. bis 1739. zu Charlestown in Südcarolina angekommen. 357

XXXVIII. Von dem Nutzen des Eßigs, wenn er unter den Branntewein gemenget wird. 359

XXXIX. Nachricht von einer Römischen Innschrift. 361

XL. Betrachtungen über die Mythologie. 363

XLI. Nachricht von dem Drucken des Leinwands mit dem Safte des Toxicodendron. S. 368
XLII. Besondere Merkwürdigkeiten des Erdbodens um Modena: aus einem Briefe von einem Mitgliede der Königl. Gesellschaft. 373
XLIII. Eine Betrachtung zwischen Büchern. 376
XLIV. Rosetta und Chamont, eine wahre Geschichte. 382
XLV. Nachricht von den ferneren Entdeckungen im unterirrdischen Herculaneum. 400
XLVI. Eine untriegliche Methode, die Seuche des Hornviehs zu curiren, so jezt in ganz Liefland im Schwange geht und von dem Leibmedicus der Rußischen Kaiserin Anna Doctor Fischer erfunden. 405
XLVII. Schreiben des Herrn Doct. Swenke, der Anatomie und Chirurgie Professors im Haag, die Einpfropfung des Hornviehs betreffend. 406
XLVIII. Ob die alten Zeiten besser als die jetzigen? 408
XLIX. Paul Gemseges Schreiben an den Herausgeber des Gentlemans Magazins, betreffend die Innschrift von S. 361. 418
L. Phaetons Fabel. 422
LI. Von der Höflichkeit und Geschliffenheit. 424
LII. Betrachtungen über die Französische Seemacht. 430
LIII. Auszug aus Doct. Jartius dritten Abhandlung, wie man aufrichtig und günstig von den Menschen und der menschlichen Natur urtheilen müsse. 438
LIV. Ein Traum vom Heirathen. 450
LV. Rosetta und Chamont. Fortgesetzet von S. 382. 456
LVI. Ausserordentliches Leben Hrn. Henrich Wilds, Prof. der morgenl. Sprachen. 476
LVII. Fortsetzung der Betrachtungen über das reife Alter des Menschen. 483
LVIII. Nachricht von einem ausserordentlichen Nahrungspulver und desselben Würkungen. 504
LIX. Bewährtes Mittel, um eine Menge Fische mit der Angelruthe, oder dem Netze zu fangen. 507
LX. Zahl der Einwohner von Europa, nach der Ausrechnung des Hrn. Deslandes. 509
LXI. Neue Art einen Canal oder Fischteich mit verschiedenen Gattungen Fischen anzufüllen. 510

Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammelt und herausgegeben.

Des ersten Bandes drittes Stück.

Hannover
in Verlag sel. Nicolai Försters und Sohns Erben
Hof-Buchhandl. 1757.

LXII.

Vom

hohen Alter und Tode.

(Siehe Bremisches Magaz. B. I. S. 483. f.)

(Universal Magazine 1755. Iuny. p. 257. und Supplem. to Vol. XVI. p. 318.)

Alles in der Natur ist zum Wechsel und zur Veränderung geneigt. Ein jedes Ding verfällt. Der menschliche Leib hat nicht so bald die höchste Stuffe seiner Vollkommenheit erreichet, da er schon wieder abnimmt. Diese Abnahme ist im Anfange unmerklich. Denn es können verschiedene Jahre verstreichen, ehe wir eine sonderliche Veränderung an uns verspüren. Indessen müssen wir aufmerksamer auf das

Gewicht unserer Jahre seyn, als andere auf ihre Anzahl sind. Und wie diese sich selten irren in Beurtheilung unsers Alters aus den äusserlichen Veränderungen: so müssen uns die innerlichen Würkungen, welche dieselbe nach sich ziehen, noch viel deutlicher bekannt seyn. In Wahrheit, wenn wir aufmerksamer auf uns selbst, und weniger geneigt wären uns zu schmeicheln: so würde es nicht geschehen, daß andere Leute ein richtiger Urtheil von unserer Leibesbeschaffenheit, und dem allmähligen Verfall unserer Natur fälleten, als wir selbst.

Wenn der Leib seine ganze Höhe, durch eine gänzliche Entwickelung aller Theile erlanget hat, wird er dicker. Der Anfang dieser Vermehrung ist der erste Schritt zu seinem Verfall. Denn diese Ausdehnung ist kein fortgesetztes innerliches Wachsthum eines jeden Theiles, wodurch der Cörper in allen seinen organischen Theilen stets zunehmen, mithin mehr Stärke und Würksamkeit erlangen sollte: im Gegentheil, ist es nichts anders als ein schlechter Zusatz überflüßiger Materie, welche den Umfang des Cörpers vergrössert, und ihn mit einem unnöthigen und unnützlichen Gewichte beschweret. Diese Materie ist das Fett, welches gemeiniglich im fünf und dreißigsten oder vierzigsten Jahre anwächst; und, nach dem Maasse dasselbe sich vermehret, wird der Cörper unbequemer und ungeschickter, sich zu bewegen, die Zeugungskräfte nehmen ab, die Gliedmassen werden träge, und die Stärke nebst der Würksamkeit vermindert sich nach und nach.

Ueber-

Ueberdem werden die Knochen, und andere feste Theile des Leibes, nachdem sie sich zu ihrer völligen Länge und Dicke ausgedehnet haben, immer dichter; der Nahrungssaft, welcher ihnen zugeführet wird, und vorhin zur Vergrösserung ihres Umfangs angewandt wurde, dienet jetzt nur zur Vermehrung ihrer Masse, indem er sich in den inneren kleinen Zellen fest setzet. Die Gefässe werden knörplich, die Knörpel beinicht, und die Gebeine immer dichter. Alle Fasern werden härter, und die Häute trockner, die Runzeln fangen an sich nach und nach zu setzen, das Haar wird grau, die Zähne fallen aus, das Gesicht verlieret seine Schönheit, und der ganze Leib beuget sich. Die ersten Vorboten dieses Zustandes melden sich zuweilen schon vor dem vierzigsten Jahre, sie gehen mit langsamen Schritten fort bis zum sechzigsten, aber schneller bis zum siebenzigsten, wo das hohe Alter anfängt, welches von der Zeit an immer zunimmt. Hierauf folget das abgelebte Alter, und der Tod beschliesset den Auftritt gemeiniglich vor dem neunzigsten oder hundertsten Jahre.

Laßt uns nun ein jedes dieser Stücke besonders betrachten, und den Ursachen des Verfalles und der Auflösung unsers Cörpers nachspüren.

Die Knochen, welche die dichtesten Theile des Leibes ausmachen, sind anfänglich kleinen Fäden von einer geschmeidigen Materie gleich, welche nach und nach eine gewisse Festigkeit und Härte erlangen. Wir können uns die Knochen in ihrem ursprünglichen Zu-

stande als so viele Fäden oder vielmehr als kleine Röhrchen vorstellen, welche beides von aussen und von innen mit einer Haut bedecket sind. Diese doppelte Haut liefert diejenige Feuchtigkeit aus, welche die Knochen ausmachet; oder wird zum Theil selbst zu Knochen. Denn der kleine Zwischenraum zwischen beiden Häuten, oder der äusseren und inneren Beinhaut, wird bald zu einer beinernen Schichte. Man kann sich einigermassen einen Begrif davon machen, wie die Hervorbringung und das Wachsen sowol der Knochen als der übrigen festen Theile eines thierischen Cörpers zugehe, wenn man es mit der Art und Weise, nach welcher das Holz und andere harte Cörper der Pflanzen gebildet werden, vergleichet. Laßt uns zum Exempel eine Art Bäume nehmen, deren innere Theile hohl bleiben, als einen Feigen- oder Hollunderbaum; und die Bildung des Holzes der hohlen Röhre eines Hollunders vergleichen mit der Bildung des gleichfals hohlen Schenkelbeins eines Thieres. Im ersten Jahre, wenn der Knospe, woraus das Zweiglein kommen soll, anfängt auszusprossen, ist derselbe nichts als eine zähe Materie; welche, wenn sie sich ausdehnet, ein Pflanzfaden wird, und sich unter der Gestalt eines Haarröhrchens, welches mit Mark angefüllet, entwickelt. Der äussere Theil dieser Röhre ist mit einer fäserichten Haut bedecket, eben wie auch die innere hohle Seite mit einer gleichen Haut umgeben ist. Diese beide, sowol äussere als innere Häute bestehen, wie dünne sie auch sind, aus verschiedenen Lagen, über welche zarte, weiche,

netz-

netzförmige Fäserlein gewebet sind, welche die zur Unterhaltung des Ganzen nöthige Nahrung einsaugen. Die beiden innersten Lagen der Fäserlein werden nach und nach härter durch den Saft, welcher sich darinn setzet, und so wird im ersten Jahre ein hölzern Plättlein zwischen beiden Häuten gebildet. Dieses Plättlein ist mehr oder weniger dick, nach Maaßgebung desjenigen Nahrungssaftes, welcher eingesogen worden, und sich in dem Zwischenraume der äusseren und inneren Haut gesetzet hat. Ungeachtet aber diese beide Häute an ihren innern Oberflächen dichte und hölzern geworden: behalten sie doch an den äussern Oberflächen ihre zähe Geschmeidigkeit, und im folgenden Jahre, wenn der Knospe, welchen sie an ihrer gemeinschaftlichen Spitze haben, sich ausdehnet und öfnet, steiget der Saft durch die geschmeidigen Fäserlein beider Häute herauf, setzet sich nicht allein in den inneren Lagen ihrer Fäserlein, sondern auch in den hölzernen Plättlein, welches zwischen den Häuten liegt, selbsten feste, und so werden wiederum die beiden inneren Flächen zu Holze, eben wie diejenige, welche das erste hölzerne Plättlein machten; wodurch dann dieses erste Plättlein an Dicke zunimmt. Es sind also schon zwo neue Schichten von Holz entstanden, die eine an der äusseren, und die andere an der inneren Oberfläche des ersten Holzplättleins, welches das Holz dicker, und den Zwischenraum, welcher die beiden Häute von einander scheidet, grösser macht. Im folgenden Jahre werden diese noch weiter von einander getrieben durch zwo neue Holzschich-

schichten, welche sich an den dreien ersten fest ansetzen; die eine an der äusseren, die andere an der inneren, und solcher gestalt nimmt das Holz immer zu an Dicke und Dichtigkeit. Auch wird die innere Höle weiter, nach dem Maasse der Zweig grösser wird; weil die innere Haut, so wie die äussere, in demselben Verhältniß, als alles übrige sich ausdehnet, und stets fortwächst. Beide werden aber nur hölzern an der Seite, welche das schon gemachte Holz berühret. Betrachten wir nun allein das Zweiglein, welches im ersten Jahre gewachsen, oder nehmen wir das Stück zwischen zween Knoten, welches in einem einzigen Jahre hervorgebracht worden: so werden wir finden, daß dieses Stück des Zweiges, nachdem es grösser geworden, dieselbe Figur behalte, die es hatte, da es noch klein war. Die Knoten, welche das Gewächs eines jeden Jahres beschliessen und absondern, zeigen die äusserste Gränzen des Wachsthums dieses Stückes des Zweiges: und diese äusserste Enden sind die Ruhepuncte, gegen welche diejenigen Kräfte anarbeiten, welche die Entwickelung und Ausdehnung der daran stossenden Theile, die im folgenden Jahre zum Vorschein kommen sollen, zum Stande bringen müssen. Der obere Knospe treibet vorwärts, und verlängert sich, indem er gegen den Ruhepunct zurück stößt: er machet ein neues Stück des Zweiges auf dieselbe Art, als das erste war gemachet worden, und dieses gehet immer fort, so lange der Zweig im Wachsthum bleibet.

Die Art und Weise, nach welcher die Knochen gezeuget

zeuget werden, würde von derjenigen, die wir so eben in Ansehung des Holzes beschrieben haben, nicht sonderlich unterschieden seyn, wenn die Ruhepuncte der Knochen, welche sich an ihren beiden äussersten Faden befinden, sich so, wie bei dem Holze, in der Mitte des Schusses befänden, wie wir nun näher anzeigen wollen. Die Knochen der Leibesfrucht sind im Anfange nichts als Fäden von einer geschmeidigen Materie, welche man gar leicht und deutlich durch die Haut und andere äusserliche Theile sehen kann, als welche zu der Zeit ungemein dünne und durchsichtig sind. Das Schenkelbein z. E. ist nur ein kleiner sehr kurzer Faden, welcher gleich den Pflanzenfasern, wovon ich vorhin geredet habe, inwendig hohl ist. Diese Höhle ist an beiden Enden mit einer zähen Materie verschlossen, und sowol an der äussern Oberfläche, als der inneren hohlen Seite mit zwoen Häuten umgeben, welche aus verschiedenen Lagen sehr weicher und geschmeidiger Fäserlein bestehen. Indem dieses schmale Röhrchen die nährenden Säfte empfängt, entfernen sich die beiden Enden von dem mittlern Theile. Dieser mittelste Theil bleibet stets an seinem Orte, mitlerweile die andern Theile allgemählich nach beiden Seiten fortrücken. Sie können sich in dieser entgegen gesetzten Richtung nicht absondern, ohne auf den mittelsten Theil zurück zu drücken. Diejenigen Theile, welche den Mittelpunct umgeben, bekommen dahero mehr Festigkeit und Dichtigkeit, und sie sind die ersten, welche zu Knochen werden. Das erste Knochenplättlein bildet

sich, eben wie wir bei dem Holze gesehen haben, in dem Zwischenraume, welcher die beiden Häute absondert, das ist, zwischen der äussern Beinhaut, und derjenigen, welche die Oberfläche nach der inneren Höhle bekleidet. Es erstrecket sich aber nicht, so wie das Holzplättlein, die ganze Länge hindurch. Der Zwischenraum zwischen beiden Beinhäuten wird zuerst beinern in dem mittelsten Theile; die daran liegende Theile sind die nächsten, welche darauf die Natur der Knochen bekommen, mitlerweile die äussersten Enden der Knochen, und die demselben angränzende Theile geschmeidig und schwammicht bleiben. Wie nun der mittelste Theil der erste ist, welcher beinern wird, und alles, was einmal beinern geworden, sich nicht ferner ausdehnen kann: so ist es nicht möglich, daß derselbe so dick als die andern werden sollte. Der mittelste Theil eines Knochen muß also der dünneste bleiben, gleichwie die andern Theile nebst den Enden, als welche erst nach dem mittelsten hart werden, nothwendig einen grössern Umfang bekommen müssen. Und dies ist die Ursache, warum das Mittel eines Knochens dünner ist als die übrigen Theile, und warum die Enden der Knochen, welche am letzten hart werden, weil sie von der Mitte am weitesten entfernet sind, die dickesten Theile eines Knochens werden. Man könnte diese Theorie noch viel weiter treiben, wir wollen aber nur dieses anmerken: ungeachtet dieses Wachsthum in die Länge angezeigter massen auf eine andere Art zugehet, als bei dem Wachsthume des Holzes: so nehmen doch die Knochen

zu

zu gleicher Zeit an Dicke zu, beinahe auf dieselbe Weise, wie es bei dem Holze geschiehet. Denn die erste Knochenschicht wird von den innern Seiten der Beinhaut gezeuget; und nachdem dieselbe zwischen der äusseren und inneren Beinhaut gebildet worden, werden bald darauf zween andere Schichte hervor gebracht, welche sich an die erstere ansetzen, und dadurch sowol den Umfang des Knochens als den Durchmesser seiner Höhlung vergrössern. Indem nun die inneren Seiten der beiden Beinhäute beständig fortfahren beinern zu werden, wird der Knoche, durch den Zusatz aller Schichte, welche die Beinhäute zeugen, immer dicker; auf dieselbe Art, als das Holz dicker wird durch die Zusätze der Holzlagen, welche von der Rinde gemacht werden.

Wenn aber der Knoche sein völliges Wachsthum erlanget hat, wenn die Beinhäute keine zähe Materie, welche beinern zu werden fähig ist, ferner ausliefern, welches geschiehet, wenn das Thier seinen Wachsthum vollendet hat: so dienen diejenigen Nahrungssäfte, welche zur Vergrösserung des Knochens angewandt wurden, nur zur Vermehrung seiner Dichtigkeit. Indem diese Säfte in den äussern Theilen des Knochens sich häufen, wird er fester, dichter und schwerer, wie aus dem Gewichte und der Dichtigkeit eines Ochsenknochens in Vergleichung mit der Schwere und Dichtigkeit eines Kalbsbeines erhellet. Endlich wird die Substanz des Knochens mit der Zeit so gedrungen, daß er diejenigen nothwendigen Säfte, welche das Wachsthum der Beine verursachen, nicht mehr annehmen

kann; weswegen er, wie das Holz eines alten Baumes, trocken wird. Diese Veränderung in der Substanz der Knochen selbst ist eine der ersten Ursachen, woraus der Verfall unserer Leiber entstehet.

Die Knörpel, welche als weiche und unvollkommene Knochen können angesehen werden, empfangen eben wie die Knochen ihre Nahrungssäfte, welche nach und nach ihre Dichtigkeit vermehren, so daß sie mit zunehmenden Jahren immer fester werden. Im hohen Alter werden sie fast zu würklichen Knochen, welches die Bewegung der Gelenke schwerer machet, und uns zuweilen des Gebrauches der Gliedmassen beraubet; woraus zugleich ein gänzlicher Stillstand der äusserlichen Bewegung entstehet, welches eine aus jener herfliessende, und die unmittelbar würkende Ursache ist, daß der Cörper noch mehr und merklicher als vorhin in Verfall geräth; wie solches der Stillstand der äusserlichen Verrichtungen des Cörpers erweiset.

Die Häute, welche in ihrem Wesen ein vieles mit den Knörpeln gemein haben, werden auch mit zunehmenden Jahren dichter und trockner. Diejenigen, welche die Knochen einhüllen, verlieren ihre Geschmeidigkeit, so bald der Wachsthum des Leibes aufhöret, das ist, seit dem achtzehenden und zwanzigsten Jahre. Gleichwie nun dieselben sich nicht weiter ausdehnen können, nehmen sie an Dichtigkeit zu, und werden immer fester, je älter wir werden. Eben so gehets mit den Fasern, woraus die Muskeln und das Fleisch bestehen; je länger wir leben, je härter wird unser

Fleisch.

Fleisch. Zwar, wenn man nach dem Gefühle dabei urtheilen wollte, so sollte man gerade das Gegentheil glauben. Denn so bald wir aus den jugendlichen Alter herausgetreten, scheinet es, als ob das Fleisch anfienge, sein derbes Wesen und Dichtigkeit zu verlieren; und je weiter wir im Alter fortrücken, je weicher will es uns vorkommen. Allein, man darf nur anmerken, daß dieser Anschein nicht in dem Fleische, sondern in der Haut gegründet sey. Wenn die Haut völlig ausgedehnet ist, (wie sie würklich ist, so lange das Fleisch und die übrigen Theile noch fortfahren an Grösse zuzunehmen) muß das Fleisch, ungeachtet es noch nicht so dichte ist, als es werden soll, fest anzufühlen seyn. Diese Festigkeit fängt an abzunehmen, wenn das Fett das Fleisch bedecket, weil das Fett, zumal in allzugrosser Menge, eine Schichte oder Lage zwischen dem Fleische und der Haut machet. Indem nun diese Schichte von Fett, welche unmittelbar unter der Haut lieget, viel sanfter ist, als das Fleisch, welches die Haut berührete, so muß sich dieser Unterscheid dem Gefühle deutlich offenbaren, und folglich es das Ansehen haben, als ob das Fleisch seine Festigkeit verlohren hätte. Nach dem Maasse das Fett sich vermehret, muß die Haut sich ausdehnen und auswachsen. Wenn nun jenes hernach wieder abnimmt, wird die Haut lose, und das Fleisch wird welk und weich anzufühlen. Es ist also nicht das Fleisch selbst, welches weicher wird, sondern die Haut, welche das Fleisch bedecket; und da sie ihre Ausdehnung verlieret, sanfter

werden

werden muß. Daß das Fleisch mit dem Alter und Jahren an Härte zunehme, erhellet aus Vergleichung des Fleisches junger Thiere, mit dem Fleische von alten. Jenes ist zart und niedlich; dieses aber trocken, hart und unschmackhaft.

Die Haut lässet sich allezeit ausdehnen, so lange als der Cörper an Grösse zunimmt; wenn aber diese wiederum abnimmt, hat sie nicht das Vermögen zu ihrem vorigen Zustande wieder zurück zu kehren: es bleiben allezeit Runzeln und Falten, welche unmöglich können ausgelöschet werden. Die Runzeln des Gesichtes hangen zum Theil von dieser Ursache ab: es stehet aber überdem ihre Hervorbringung in einer gewissen Uebereinstimmung mit der Bildung und angewöhnten Bewegungen des Gesichtes. Wenn wir einen Menschen von fünf und zwanzig bis dreißig Jahren genau betrachten, können wir an ihm schon die Anlage aller der Runzeln merken, welche er im Alter bekommen wird. Man darf zu dem Ende sein Gesicht nur in einer heftigen Bewegung als im Lachen, Weinen, oder blos in einer starken Verziehung ansehen. Alle Falten, welche er in solchen verschiedenen Bewegungen machen wird, werden zu seiner Zeit unauslöschliche Runzeln werden. Kurz, sie richten sich nach der Lage der Muskeln, und werden durch Gewohnheit mehr oder weniger tief eingegraben, nachdem diejenigen Bewegungen, woraus sie entstehen, weniger oder mehr wiederholet werden.

Nach dem Maasse wir also an Jahren zunehmen,

werden

werden Knochen, Knörpel, Membranen, Fleisch, Haut und alle Fasern des Leibes dichter, härter und trockner; alle Theile ziehen sich zusammen; alle Bewegung wird langsamer und beschwerlicher; der Umlauf der Säfte gehet nicht mehr so frei; die Ausdünstung vermindert sich; die Verdauung der Speisen wird langsamer und verdrüßlicher; die nährende Säfte sind nicht mehr so häufig, und können in den mehresten Theil der Fasern nicht mehr eindringen, welche, weil sie allzufeste geworden, ihre Pflicht nicht mehr thun können. Diese Theile sind also schon so gut als erstorben, weil sie zur Ernährung des Cörpers nichts mehr beitragen können. Der Leib erstirbet also gleichsam staffelweise, indem die Bewegung nach und nach abnimmt. Das Leben verlieret sich allgemählig, und der Tod ist nichts anders als der letzte Auftritt, die letzte Staffel auf der Leiter des Lebens.

Gleichwie die Knochen, Knörpel, Fasern und alle übrige Theile, woraus der Cörper bestehet, bei Frauensperſonen lockerer und weicher sind, als bei Mannspersonen: so wird mehr Zeit erfordert, daß diese Theile diejenige Dichtigkeit erlangen, welche den Tod veranlasset. Frauensperſonen müssen derohalben älter werden als Männer; und so findet es sich auch in der That. Denn wenn man die Sterbelisten der Menschen zu Rathe ziehet, so siehet man, daß Frauensperſonen, wenn sie ein gewisses Alter zurückgeleget haben, hernach länger leben, als die Männer nach demselben Alter. Hieraus sollte man auch schliessen, daß diejenigen Mannsperſonen, welche schwächer scheinen,

als

als andere, und der Leibesbeschaffenheit der Frauenspersonen näher kommen, länger leben müßten, als die, welche stärker und fester aussehen, ja daß überhaupt in beiderlei Geschlechte diejenigen, welche am längsten wachsen, am längsten leben; weil die Knochen, Knörpel und alle Fasern den Grad der Dichtigkeit, welcher ihren Untergang verursachet, später erreichen.

Diese Ursache des Todes ist allen lebendigen Geschöpfen, selbst allen Gewächsen gemein. Eine Eiche vergehet aus keiner Ursache, als weil der älteste Theil ihres Holzes, welcher sich in ihrem Mittelpuncte befindet, so hart, und gedrungen wird, daß er keine Nahrung mehr empfangen kann. Denn da der Saft in diesem Theile des Holzes seinen Umlauf nicht mehr vollführen kann, und durch keinen neuen Saft ersetzet wird, so fängt er an zu gähren und wird verdorben. Die Fasern, welche nach und nach austrocknen, werden roth und zerfallen endlich in Staub.

Die ganze Dauer des Lebens kann gewissermassen nach der Zeit der Wachsthümer abgemessen werden. Ein Baum oder ein Thier, welches in kurzer Zeit sein volles Wachsthum erreichet, stirbt viel früher als ein anderes, welches längere Zeit zum wachsen nöthig hat. Bei Thieren sowol als Pflanzen wird das Wachsthum in der Länge am ersten vollendet. Eine Eiche hat schon lange aufgehöret in die Höhe zu wachsen, ehe sie mit dem Wachsthum in die Dicke fertig geworden. Der Mensch wächst bis zum achtzehenden oder zwanzigsten Jahre in die Länge; das ganze

Wachs-

Wachsthum aller Theile des Leibes aber ist nicht eher als im dreißigsten Jahre zu Ende. Hunde bekommen ihre Länge innerhalb eines Jahresfrist; aber ihre Dicke nicht eher als am Ende des zweiten Jahres. Der Mensch, welcher dreißig Jahre fortwächst, lebet neunzig bis hundert Jahre; der Hund aber, welcher nur zwei oder drei Jahre zu wachsen hat, lebet selten länger, als zehen oder zwölf Jahre. Eben so verhält sich es mit den mehresten andern Thieren. Die Fische, welche eine grosse Anzahl von Jahren zu wachsen haben, leben ganze Jahrhunderte, und dieses lange Leben muß sich, wie wir vorhin erwähnet haben, auf die besondere Beschaffenheit ihrer Gebeine gründen, wodurch dieselbe nimmer einen solchen Grad der Dichtigkeit bekommen, als die Knochen anderer Thiere.

Hieraus ersiehet man, daß unser Untergang aus der Natur und Beschaffenheit unserer Leiber selbst entspringe; daß der Tod unvermeidlich sey, und daß wir dieses bestimmte Ziel eben so wenig als die Gesetze der Natur verrücken können. Die Gedanken, womit sich einige Grillenfänger aufgehalten haben, als ob es möglich wäre, das Leben durch gewisse Arzeneien zu verewigen, würden gewißlich mit ihren Urhebern verstorben seyn, wenn nicht die Selbstliebe, welche die in aller Menschen Brust eingepflanzete Begierde zu leben stets unterhält, die gesunde Vernunft verführet, und den Menschen mit einer Hofnung geschmeichelt hätte, es möchte dasjenige möglich seyn, was sie so sehnlich wünschen. Aber wahrlich, die

Pana-

Panacee (woraus man sie auch machen will) die Eingiessung neues Blutes, und alle andere Mittel, welche man zur Herstellung der Jugend, und Verewigung des Cörpers vorgeschlagen hat, sind gewis eben so chimärisch, als die Fabel von dem **Brunnen der Jugend.**

Ist der Cörper von einer guten natürlichen Beschaffenheit, so möchte es vielleicht möglich seyn, ihn durch Vorsorge einige Jahre länger zu erhalten. Die Bezwingung unserer Leidenschaften, Mäßigkeit und Nüchternheit in unsern Ergetzlichkeiten werden ohne Zweifel ein vieles zur Verlängerung unsers Lebens beitragen; doch einige wenige Jahre mehr werden diesen irrdischen Auftritt schliessen. Man hat Menschen, welche das gewöhnliche Ziel überlebet haben. Nicht zu gedenken der beiden alten Männer, wovon in den Philosophical Transactions Meldung geschiehet, wovon der eine 165.* der andere 140. Jahr gelebet hat; so haben wir gar viele Exempel von Personen, welche 110. bis 120. Jahre erreichet haben. Diese Leute waren bei dem allen nicht behutsamer in ihrer Lebensart, als andere. Man weiß im Gegentheil, daß die mehresten Bauren gewesen, welche zu harter Arbeit gewohnt waren, Jäger, Handwerker, kurz Leute, welche alle Kräfte des Leibes gebrauchet, ja zum Theil gemisbrauchet haben, woferne es möglich ist, dieselbe anders, als durch Müßiggang und Liederlichkeit

* Dieser hieß Heinrich Jankins. Un. Mag. Vol. VII. p. 204.

keit zu misbrauchen. Betrachten wir ferner Europäer, Negern, Chineser, Americaner, gesittete und wilde Menschen, reiche, arme Einwohner von Städten und Dörfern, welche so sehr von einander unterschieden sind; so finden wir doch, daß sie alle mit einander sich darinn gleich sind, daß ihre Geburt und Tod gleich weit von einander stehen. Weil derohalben die Verschiedenheit der Himmelsgegend, Nahrung und Bequemlichkeit keinen Einflus auf die Dauer des Lebens hat; indem diejenigen, welche von rohen Fleische oder gedorreten Fischen, von Sago oder Reis, von Cassave oder Wurzeln sich ernähren, eben so lange leben, als die, welche Brod und wolzugerichtete Speisen geniessen: so erhellet daher genugsam, daß die Länge des Lebens nicht von der Gewohnheit und Sitten, noch von der Beschaffenheit der verschiedenen Nahrung abhange, sondern daß nichts als Unmäßigkeit und Ausschweifung die Gesetze desjenigen Mechanismus, wornach sich die Anzahl unserer Jahre richtet, verderben könne.

Ist einiger Unterscheid in dem Leben der Menschen, so scheint es der Vernunft am gemässesten zu seyn, denselben der Beschaffenheit der Luft zuzuschreiben. Es ist anmerklich, daß es in hohen Ländern mehr alte Leute giebt, als in niedrigen. Die Gebürge von Schottland, Wallis, Auvergne und der Schweiz haben mehr Exempel von steinalten Personen ausgeliefert, als die Ebenen von Holland, Flandern, Deutschland und Polen. Betrachten wir aber die Menschen überhaupt,

so ist, eigentlich zu reden, kein Unterscheid in Ansehung der Lebenslänge. Ein Mensch, der nicht durch Zufälle hinweg gerissen wird, lebet gemeiniglich neunzig bis hundert Jahre. Unsere Väter haben nicht länger gelebet, und dieses Ziel hat sich seit Davids Zeiten nicht versetzet.

Wollte jemand fragen, warum die Menschen vor der Sündfluth so gar viel länger gelebet haben, indem dieselbe neun hundert, neun hundert und dreißig, ja neun hundert neun und sechzig Jahre erreichet: so könnte man vielleicht einen Grund davon angeben, wenn man sagt, daß zu der Zeit alles, was die Erde hervorbrachte, wovon sie sich nähreten, von anderer Beschaffenheit gewesen, als es jetzo ist.

Vielleicht war die Oberfläche der Erdkugel, alsobald nach der Schöpfung nicht so dichte und zusammen gedrungen. Denn da die Kraft der Schwere nur erst eine kurze Zeit gewürket hatte, so konnten die irrdischen Theilchen die Festigkeit und Dichtigkeit noch nicht bekommen, welche sie hernach erlanget haben. Wie nun die Gewächse mit diesem Zustande der Erde in Uebereinkunft stehen mußten; so mußte auch, da die Erde weniger zusammen gedrungen und trocken war, alles, was sie hervor brachte, geschmeidiger und geschickter seyn, sich auszudehnen; und aus demselben Grunde konnten die Kinder der Natur, mithin auch der menschliche Cörper, ihr Wachsthum nicht in so kurzer Zeit vollbringen, als wir heutiges Tages sehen. Die Knochen, Muskeln, u. s. w. haben muthmaßlich ihre Ge-

Geschmeidigkeit und Biegsamkeit länger behalten, weil alle ihre Lebensmittel weicher und geschmeidiger waren. Alle Theile des Leibes erlangeten also erst nach einer grossen Anzahl von Jahren, vielleicht erst im hundert und dreißigsten Jahre, ihre gänzliche Vollkommenheit. Folglich stund die Dauer des Lebens im Verhältnisse mit dem Fortgange desselben, eben, wie wir noch heutiges Tages sehen. Dann gesetzt, daß bei den ersten Menschen die Zeit der Mannbarkeit, oder die Zeit, worinn sie bequem wurden, ihr Geschlecht fortzupflanzen, das hundert und dreißigste Jahr gewesen, gleichwie es jetzo das vierzehende Jahr ist: so wird sich finden, daß die Anzahl der Lebensjahre jener ersten und der heutigen Menschen dasselbe Gleichmaaß haben. Denn wenn man beide Zahlen, sowol 130. als 14. mit einerlei Zahl, z. E. mit 7. multipliciret, so zeigt sich, daß, da jetziger Zeit ein Alter von 98. Jahren heraus kommt, die ersten Menschen 910. Jahre haben alt werden müssen. Man siehet also, wie es möglich gewesen, daß die Dauer des menschlichen Lebens Stufenweise abgenommen, nach dem Maasse die Oberfläche der Erde, durch den stetigen Druck ihres Gewichts, mehr Festigkeit bekommen hat. Man siehet auch, daß die Zeiten, welche von der Schöpfung an bis auf David verflossen, hinlänglich gewesen, der irrdischen Materie alle mögliche Dichtigkeit, vermittelst der Kraft ihrer Schwere zu geben; weswegen die Oberfläche der Erde, von der Zeit an, in ihrem Zustande verbleiben müssen, weil sie den äussersten Grad ihrer

Festigkeit erlanget hat; womit sowol dem Wachsthume aller Erdfrüchte, als der Dauer des menschlichen Lebens ihr bestimmtes Ziel feste gesetzet worden.

Ausser den zufälligen Krankheiten, welche sich in jedem Alter ereignen, und im hohen Alter beides gefährlicher und häufiger werden, sind bejahrte Personen noch denen natürlichen Schwachheiten, welche aus der Abnahme aller Theile ihres Leibes entstehen, unterworfen. Die Kräfte der Muskeln verlieren ihr Gleichgewichte, das Haupt bebet, die Hand zittert, die Beine wanken, die Empfindlichkeit der Nerven nimmt ab, die Sinnen werden stumpf, selbst das Gefühl wird schwach, und sie werden durchgehends ungeschickt ihr Geschlecht fortzupflanzen.

Die mehresten alten Leute sterben entweder am Scorbut, Wassersucht oder andern dergleichen Krankheiten, welche scheinen von der Verdorbenheit des Geblütes, der Veränderung der Säfte u. d. g. ihren Ursprung zu nehmen. Allein, welchen Einfluß die Säfte des menschlichen Cörpers in dessen Oeconomie auch haben; so muß man doch gestehen, daß diese Säfte, als bloß leidende und von einander abgesonderte Theile, nur dem Stosse der festen Theile gehorchen, welche eigentlich die organischen und würkenden Stücke sind, wovon die Bewegung, Beschaffenheit und selbst das Maaß der Säfte gänzlich abhangen muß. Im hohen Alter werden die Gefässe enger, die Federkraft der Muskeln schwächer, und die Drüsen, welche die Durchseigung verrichten, verstopfet: folglich muß

Blut,

Blut, Wasser und alle andere Feuchtigkeiten sich verdicken, auftrocknen, austreten, und diejenigen Zufälle verschiedener Krankheiten hervor bringen, wovon wir gemeiniglich die verdorbene Säfte als den ersten Grund angeben; da doch in der That die wahre erste Ursache keine andere ist, als eine Veränderung in den festen Theilen, welche aus dem natürlichen Verfalle irgend einer Beschädigung, oder einer zufälligen Krankheit entsteht. Indessen ist nur gar zu gewiß, daß, obschon der verdorbene Zustand der flüßigen Theile einen oder andern organischen Fehler der festen Theile zum Grunde hat, doch die Würkungen, welche aus sothaner Veränderung der Säfte entspringen, sich in plötzlichen und schreckenden Zufällen offenbaren. Denn da die Säfte in einem beständigen Umlauf, und eine Zeitlang in heftiger Bewegung sind, bis sie entweder durch eine gar zu starke Spannung, oder gewaltsame Erweiterung der Gefässe gedämmet werden: so zertheilen sie sich, indem sie sich falsche Gänge machen. Auf solche Art kann es nicht fehlen, oder sie müssen sich verderben, und zugleich die festen Theile, wo sie am zartesten sind, angreifen, welches oft unheilbare Krankheiten verursachet; oder wenigstens theilen sie ihre böse Eigenschaft zugleich allen denen festen Theilen, über welche sie sich ergiessen, mit; welches nothwendig das Gewebe derselben mit der Zeit in Unordnung bringen, und ihre Natur verändern muß. Auf solche Art geschiehet es, daß die Ursachen unserer Abnahme sich vermehren, die innerlichen Unordnungen sich mehr und mehr häufen,

und den Augenblick unserer Zerstöhrung sehr plötzlich herbeibringen.

Alle diese Ursachen unserer Abnahme, welche wir jetzt angezeiget haben, würken beständig auf unsern irrdischen Theil, und führen uns Stufenweise zu unserer Auflösung. Der Tod also, diese so wichtige und fürchterliche Veränderung unsers Zustandes, ist nichts anders als der letzte Schritt der Natur in Absicht auf den vorhergehenden Zustand. Der in einer nothwendigen Folge fortschreitende Verfall unserer Leiber führet uns zu dieser letzten Staffel, eben wie er unsere Vorfahren geführet hat. Das Leben wickelt sich oft langsam ab, ehe es gänzlich verlöscht, und vielleicht ist die Kindheit von der Jugend entfernterer, als das hohe Alter von dem Tode. Denn wir müssen das Leben nicht als eine in sich bestimmete Sache, sondern als eine Grösse ansehen, die der Vermehrung und Verminderung fähig ist. In dem Augenblicke, da die Leibesfrucht gebildet wird, ist dieses leibliche Leben als nichts, oder fast als nichts. Es wächst Stufenweise, breitet sich aus, setzet sich, nachdem das Maaß der Cörper zunimmt, entwickelt und stärket sich. So bald aber der Cörper anfängt wiederum abzunehmen, vermindert sich das Maaß des Lebens. Kurz, wenn jener anfängt zu verfallen, aufzutrocknen, und sich zur Erde zu beugen, nimmt auch dieses ab, ziehet sich ein, und wird nach und nach zu einem Nichts. Staffelweise fangen wir an zu leben, und mit einer gleichen Stufenfolge nähern wir uns auch dem Ende desselben im Tode.

Wan-

Warum sollten wir uns denn für den Tod fürchten, wenn wir so gelebet haben, daß wir von desselben Folgen nichts zu fürchten haben? Warum sollten wir uns über diesen Augenblick entsetzen; da wir durch unzähliche Exempel überzeuget werden, daß der Tod eben so natürlich als das Leben ist, und daß beide uns unvermerkt zufallen. Es frage jemand die Aerzte und Prediger, welche das Betragen sterbender Personen zu betrachten, und derselben letzte Empfindungen zu bemerken pflegen; sie werden alle mit einander übereinstimmen, daß, einige wenige heftige Krankheiten ausgenommen, wobei die Bewegungen, welche von den krampfigten Zückungen verursachet werden, den Schmerzen des Kranken anzudeuten scheinen, daß, sage ich, in allen übrigen Umständen die Menschen ruhig, sanft und ohne Pein verscheiden: ja der letzte fürchterliche Todeskampf verursachet mehr Schrecken dem Zuschauer, als Schmerzen dem Kranken. Wie viele hat man gesehen, welche, nachdem sie den bittern Tod geschmecket, sich von allen dem, was mit ihnen vorgegangen, und was sie empfunden hatten, nichts haben erinnern können. Sie hatten doch für die Zeit aufgehöret zu seyn, und mußten aus der Zahl ihrer Tage diejenigen ausstreichen, welche sie in einem Zustande, , wovon sie kein Denkbild behalten, zugebracht hatten.

Ueberhaupt sterben also die Menschen, ohne es selbst zu wissen, u. unter den wenigen, welche die Empfindung bis zum letzten Hauch behalten, ist vielleicht kein einzi-

ger, der nicht stets hoffet wieder aufzukommen. Die Natur hat daher dem Menschen zum Besten diese Gemüthsbewegung stärker gemacht, als die Vernunft. Ein Kranker, dessen Uebel unheilbar ist, der die Beschaffenheit seines Zustandes aus häufigen bekannten Exempeln kennen konnte, der aus dem unruhigen Betragen seiner Familie, aus den Thränen seiner Freunde, aus dem Gesichte des verzweifelnden Arztes, seinen hülflosen Zustand nothwendig sehen mußte, hält sich doch nicht eher völlig davon überzeuget, als bis der letzte Augenblick heran rückt. Seine Selbstliebe ist so stark, daß er dem Urtheile von andern nicht trauet, sondern dasselbe als eine ungegründete Unruhe ansiehet. So lange wir also noch einige Empfindung und Nachdenken haben, denken wir vortheilhaft für uns selbst, und hoffen so lange Aufschub, bis der Faden des Lebens abgeschnitten wird.

Betrachtet einen Kranken, welcher oft selbst gesagt hat, daß er sterben werde, daß die Natur seiner Krankheit ihm sage, er könne nicht wieder aufkommen, daß es an dem sey den Geist aufzugeben. Giebt man ungeachtet aller dieser Erklärungen genau auf sein Gesicht Acht, wenn etwa einer von den Umstehenden, es sey aus guter Meinung oder aus Unvorsichtigkeit, ihm den Tod ankündiget: so wird man eben eine solche Veränderung daran gewahr werden, als wenn man jemand plötzlich ein unvermuthetes grosses Unglück berichtet. Der Kranke glaubt es selbst nicht im Ernste, was er saget; so gewiß ist es, daß er sich keinesweges überzeu-

get

get hält, daß er sterben werde. Er machet sich nur einigen Zweifel, einige Unruhe über seinen Zustand; er fürchtet aber allezeit viel weniger, als er hoffet; und wenn er nicht durch die niedergeschlagene Gesichter, und das traurige Bezeigen der Umstehenden, welche er als Vorläufer des Todes ansehen muß, erwecket würde, so würde er die Annäherung des Königes des Schreckens kaum merken. Der Tod ist also keine so schreckliche Sache als wir uns einbilden; wir fällen kein richtiges Urtheil von ihm, ehe er erscheinet. Er ist ein Gespenst, das uns in einer gewissen Entfernung erschrecket, aber verschwindet, wenn es näher kommt. Wir haben derowegen nur einen falschen Begriff von ihm; wir betrachten ihn nicht allein als unser grösstes Unglück, sondern auch als ein Uebel, welches mit der empfindlichsten Pein, und dem schmerzlichsten Kampfe gepaaret gehet. Wir bemühen uns oft diese fürchterliche Vorstellungen in unserer Einbildungskraft zu vermehren, und durch Nachgrübeln über die Natur der Todesschmerzen unsere Furcht zu vergrössern. Man sagt, es müsse überaus schrecklich seyn, wenn die Seele vom Leibe getrennet wird; es werde vielleicht lange dauren. Denn da die Zeit keine andere Bestimmung hat, als diejenige, welche die Folge unsrer Begriffe uns darreicht: so könne ein Augenblick einer sehr heftigen Pein, worinn diese Begriffe mit einer Geschwindigkeit, die der Heftigkeit der Krankheit gleich ist, auf einander folgen, uns länger vorkommen, als ein ganzes Jahrhundert, worinn dies

selbe nur langsam, und so wie die stillen Empfindungen, die wir gemeiniglich haben, abfliessen. Welcher Misbrauch der Philosophie, so lächerliche Schlüsse zu machen! Er verdiente kaum erwehnet zu werden, wenn er nicht seine Folgen hätte: allein er hat einen Einfluß in unsere Plage, und machet das Anschauen des Todes tausendmal fürchterlicher, als er in der That ist. Wenn die Seele allererst mit unserm Leibe vereiniget wird, empfinden wir dann ein ausnehmendes Vergnügen, eine plötzliche und unsere Sinnen verrückende Freude? Nein, diese Vereinigung geschiehet ohne unser Bewustseyn; die Trennung wird derohalben ebenfals, ohne uns zu erschüttern, vor sich gehen. Was für Grund hat denn der Mensch zu denken, daß die Trennung der Seele und des Leibes nicht ohne die äusserste Qual geschehen könne? Welche Ursache soll diese Pein erwecken, und wo soll sie sich herschreiben? Will man den Grund davon in der Seele oder im Leibe stellen? Die Quaal der Seele kann aus nichts anders als den Gedanken entspringen, der Schmerz des Leibes stehet allezeit mit desselben Stärke und Schwäche in Verhältniß; im Augenblick des Todes aber ist der Leib schwächer als jemals, folglich kann er nur einen sehr geringen Grad der Pein empfinden, wo er gar einiger Empfindung fähig ist. Wir wollen uns einen gewaltsamen Tod vorstellen, den Tod z. E. eines Menschen, dem der Kopf durch eine Kanonkugel hinweggenommen wird. Fühlet derselbe etwas länger als einen Augenblick? Kann in

diesem

diesem Augenblicke ein Heer von Begriffen so schnell auf einander folgen, daß die Pein ihm eine Stunde, einen Tag, ein Lebensalter lang vorkommen sollte? Lasset uns dieses genauer untersuchen. Ich gestehe, daß die Folge unserer Begriffe in der That für uns das einzige Maaß der Zeit ist, als welche uns kürzer oder länger vorkommt, nachdem unsere Begriffe entweder mit mehr Einförmigkeit fortlaufen, oder unregelmäßiger werden. Allein dieses Maaß hat ein Ganzes, dessen Grösse weder willkührlich noch gleichgültig ist; sie ist im Gegentheil durch unsere Natur selbst bestimmet, und stehet mit unsern organischen Bau in Verhältniß. Zween auf einander folgende, oder nur von einander verschiedene Begriffe, werden nothwendig durch einen gewissen Zwischenraum von einander abgesondert. Denn wie schnell auch ein Gedanke ist, so muß doch eine kleine Zeit vergehen, ehe der andere Gedanke darauf folget; weil diese Folge nicht in einem untheilbaren Zeitpuncte geschehen kann. Eben so verhält sich es mit den Empfindungen; es wird eine gewisse Zeit erfordert, um vom Schmerzen zum Vergnügen, ja von einem Schmerzen zum andern überzugehen. Diese Zwischenzeit, welche nothwendig unsere Gedanken und Empfindungen von einander absondern muß, und dieses Ganze, wovon ich rede, kann nicht bald sehr lang, bald sehr kurz seyn. Es muß vielmehr in seiner Dauer beinahe gleich seyn; weil es in der Natur unsrer Seele, und dem organischen Baue unsers Cörpers gegründet ist, dessen Bewegungen einen gewissen

wissen bestimmten Grad der Geschwindigkeit haben. Es kann derohalben in einer und derselben Person die Folge der Begriffe nicht von so verschiedener Geschwindigkeit seyn, daß sie einen so entsetzlichen Unterscheid der Dauer zuwege bringen müste, daß aus einer Minute Pein ein ganzes Lebensalter, ein ganzer Tag, oder eine ganze Stunde würde.

Eine sehr heftige Pein, wie kurz sie auch währet, verursachet entweder Ohnmacht oder Tod. Unsere Werkzeuge haben nur einen gewissen Grad der Stärke, und können also nur eine gewisse Zeitlang einem gewissen Grade der Pein widerstehen: wird diese übermässig, so höret sie alsobald auf, weil sie für den Cörper zu stark ist, welcher dieselbe, indem er nicht länger das Vermögen hat sie auszustehen, der Seele nicht mitzutheilen im Stande ist, als womit er keine Gemeinschaft haben kann, als nur so lange seine Werkzeuge wirksam sind. Sobald derohalben die Wirksamkeit der Werkzeuge hier aufhöret, muß auch die innerliche Empfindung, welche sie der Seele mittheilen, aufhören.

Was jetzt gesaget worden, ist, vielleicht mehr als hinlänglich zu beweisen, daß der Augenblick des Todes mit keiner unmäßigen Pein begleitet gehe, noch von langer Dauer sey. Um aber furchtsame Gemüther zu stärken, will ich noch ein Wort hinzufügen. Bei einer ausnehmenden Pein hat keine Ueberlegung Platz: nun aber hat man wohl Zeichen einer Ueberlegung selbst in dem Augenblicke eines gewaltsamen Todes wahrgenommen. Wie Carl XII. die Kugel bekam,

kam, welche allen seinen Heldenthaten in einem Augenblicke ein Ende machte, schlug er die Hand an seinen Degen. Diese Todespein war also nicht übermäßig, weil sie ihm noch Ueberlegung vergönnete. Er fühlete sich angegriffen, er gedachte, daß er sich vertheidigen müßte, er fühlete also nichts mehr, als was man beim Empfang eines geringen Streiches fühlet. Wir können zwar nicht bestimmen, ob diese Handlung nicht die Würkung einer mechanischen Bewegung gewesen sey; indessen gründen sich die Bewegungen der Leidenschaften, auch der allerschnellesten, allezeit auf Ueberlegung, und sind nichts als Würkungen einer Fertigkeit des Willens unsrer Seele.

Ich habe mich über diese Sache etwas weitläuftiger ausgelassen, um ein Vorurtheil, welches der Glückseeligkeit des menschlichen Geschlechts so nachtheilig ist, aus dem Wege zu räumen. Ich habe Leute gekannt, welche ein Opfer dieses Vorurtheils geworden sind, Menschen, welche die Furcht des Todes würklich getödtet hat; besonders Frauenspersonen, welche die blosse Furcht der Pein zernichtet. Diese grausame Schrecken scheinen nur für diejenigen zu gehören, deren vornehmere Erziehung sie furchtsamer macht, als das gemeine Volk, welches (besonders unter den Landleuten) den Tod ohne Schrecken ansiehet.

Die wahre Philosophie bestehet darin, daß wir die Dinge ansehen, so wie sie würklich sind. Unsere innerliche Empfindung würde mit dieser Philosophie allezeit übereinstimmen, wenn dieselbe nicht durch den

Betrug

Betrug unsrer Einbildungskraft, und die unglückliche Fertigkeit, nur eitele Bilder von Pein und Vergnügen zu machen, verunstaltet würde. Nichts ist entweder schreckhaft oder reizend als nur in einer gewissen Entfernung; doch müssen wir so viel Herzhaftigkeit und Verstand haben, um beides, wenn es uns nahe kommt, genau zu untersuchen.

Ist etwas, das dasjenige, was wir von der allmähligen Abnahme des Lebens gesagt haben, bestätigen, und noch stärker erhärten kann, daß der Tod bei Stuffen, die oft unmerkbar sind, herannahe, so ist es die Unzuverläßigkeit der Zeichen des Todes. Wenn wir die verschiedene Sammlungen der Wahrnehmungen, besonders diejenigen, welche die Herren Winslow und Bruhier uns über diese Materie gegeben haben, zu Rathe ziehen: so werden wir überzeuget werden, daß oft zwischen Tod und Leben eine so dünne und weiche Schattierung sey, daß dieselbe auch mit allem Lichte der Geneskunst, und durch die allersorgfältigste Beobachtung nicht kann entdecket werden. Nach dem Urtheile dieser Männer sind die Gesichtsfarbe, die Wärme des Cörpers, und die Weichheit der beugsamen Theile nur ungewisse Zeichen, daß das Leben noch vorhanden sey; eben wie die Blässe des Gesichts, die Kälte des Cörpers, das Steife der äussersten Theile, das Stillstehen der Bewegung, und die Betäubung der äusserlichen Sinnen ganz unzuverläßige Zeichen eines gewissen Todes sind. Eben so verhält sich es mit dem scheinbaren Stillstande des

Pulses

Pulses und Athems. Diese Bewegungen sind oft so träge, und matt, daß man sie unmöglich merken kann. Wir halten dem Kranken einen Spiegel, oder ein Licht nahe vor den Mund. Wenn der Spiegel blind wird, oder das Licht sich beweget und zittert, schliessen wir, daß der Athem noch in ihm sey; allein diese Würkungen entstehen oft aus andern Ursachen, bei Personen, die schon würklich todt sind; und zuweilen ereignen sie sich nicht, obschon dieselbe in der That noch leben. Diese Proben sind also sehr eitel. Man reitzet die Naselöcher mit Niesepulver und flüchtigen Geistern, man bemühet sich die Werkzeuge des Gefühls durch Stechen, Brennen u. d. m. zu erwekken, man giebt Rauchclystiere, man rüttelt die Gliedmaassen mit einer heftigen Bewegung, man setzet den Ohren mit einem scharfen und sehr lauten Geschrei zu, man schröpfet die Schulterblätter, die Fläche der Hand, die Fußsohlen, und greift dieselbe mit heissen Eisen, brennenden Siegelwachs ꝛc. an, wenn man sich des Todes einer Person versichern will. Es giebt aber Fälle, in welchen alle diese Versuche nichts helfen, und es fehlet nicht an Exempeln, besonders unter cataleptischen Personen, welche alle diese Proben, ohne einiges Zeichen des Lebens zu geben, ausgestanden haben, und doch hernach, zur Erstaunung der Umstehenden, wieder zu sich selbst gekommen sind.

Sind nun die Zeichen des Todes so gar ungewiß: so ist wahrlich nichts billiger und zugleich der Menschlich-

lichkeit gemässer, als das Urtheil über jemandes Tod eine gewisse Zeitlang aufzuschieben. Wir müssen damit mehr als 10. 20. ja 24. Stunden warten, weil diese Zeit nicht hinlänglich ist, einen würklich Todten von einem, der nur dem Schein nach gestorben ist, zu unterscheiden. Wir sollten derowegen billig auch nicht so sehr mit dem Begräbnisse eilen, weil die Erfahrung zur Gnüge gelehret hat, welche traurige Folgen übereilte Begräbnisse gehabt haben. Warum sollten wir die Uebereilung des Leichbegängnisses, selbst solcher Personen, deren längeres Leben wir sehnlich gewünschet haben, mit Gleichgültigkeit ansehen? Warum sollte man eine so schädliche Gewohnheit, an deren Abschaffung allen Menschen so viel gelegen ist, dulden? Das traurige Versehen, welches oft bei übereilten Begräbnissen vorgegangen, muß uns gewißlich abschrecken, es ferner zu begehen, und uns bewegen, dem Rathe des weisen Arztes zu folgen, welcher sagt: „Es ist ausgemacht, daß der Cörper „zuweilen sogar von allen Verrichtungen des Lebens „entblösset, und das Leben zuweilen so verborgen sey, „daß zwischen demselben und einem Todten nicht der „geringste Unterscheid zu verspühren ist.„ Beide Menschenliebe und Religion erfordern es derowegen, eine geraume Zeit zu warten, damit, wenn das Leben noch da ist, es sich durch einige Regungen offenbaren möge; weil wir sonsten Gefahr laufen, durch Begrabung lebendiger Menschen, Todschläger zu werden. Wir müssen darum drei ganze Tage, oder 72 Stunden

den abwarten; wenn aber innerhalb dieser Frist sich kein Zeichen des Lebens äussert, sondern der Cörper einen Leichengeruch von sich giebt, so ist solches ein unfehlbarer Beweisthum seines Todes, folglich muß er begraben werden.

* *

LXIII.

Leben des Herrn Samuel Butlers.

(Lond. Mag. 1756. Horn. S. 80. u. f.)

Samuel Butler war eines angesehenen Pächters Sohn, und ward im Jahre 1612. zu Shensham in der Grafschaft Worcester gebohren. Seine erste Erziehung genoß er auf der Freischule zu Worcester, unter der Aufsicht des Herrn Henrich Brighr. Von hier gieng er nach Cambridge, und hielte sich daselbst sechs oder sieben Jahre auf, jedoch ward er niemals bei der hohen Schule eingeschrieben. Bei seiner Zurückkunft in sein Vaterland, wurde er Prediger bei dem Herrn Jefferys zu Earls-Croom, einem vornehmen Friedensrichter. Er blieb bei demselben einige Jahre, und hatte in dieser Zeit, durch die Gelindigkeit seines gütigen

Herrn, Musse genug sich auf die Geschichte und Dichtkunst, welche er vorzüglich liebete, zu legen. Er machte sich auch ein Vergnügen mit der Tonkunst und Mahlerei, und war vornemlich in der letzteren so glücklich, daß Herr Samuel Cooper, einer der besten Mahler der damaligen Zeit, ihn sehr hoch achtete. Nachher kam er bei der Gräfinn von Kent in Dienste. Er hatte daselbst nicht allein das Glück einen guten Büchervorrath zu gebrauchen, sondern sich auch des Umgangs mit dem grossen Herrn Selden zu bedienen, der ihn häufig zum Briefwechsel mit Auswärtigen und zum Uebersetzen gebrauchte. Auf gleiche Weise lebte er einige Zeit mit Sir Samuel Luke, einem Herrn aus der Grafschaft Bedford und berühmten Befehlshaber unter Cromwell. Ohngefehr um diese Zeit und in diesem Amte schrieb er seinen unnachahmlichen Hudibras, worinn er das Scheinheilige und Lächerliche der damaligen Sectirer in einer höhnischen Satire durchstriegelt. Den Held, den er darinn unter dem Namen Hudibras aufführet, hält man vor den Ritter Samuel Luke selbst.

Nach wiederhergestellter öffentlichen Ruhe ward er Secretär bei dem Grafen Carberry Lord Präsidenten von Wallis, der ihn zum Aufseher des Schlosses Ludlow, nachdem der Hof dahin zurück gekehret, machte. Damals heyrathete er eine Jgfr. Herbert, und ward bald nachher Secretär bei dem Herzog von Buckingham, damaligen Kanzler der hohen Schule zu Cambridge, wiewol dieses letztere von einigen geleugnet wird.

Es

Es war das Schicksal dieses grossen Geistes und Dichters, daß, ob er gleich von allen bewundert wurde, er doch, nach einer Menge ansehnlicher Versprechungen, nur wenig Aufmunterung erhielte. Dann Carl der Zweite war so sehr in seinen Hudibras verliebt, daß er ihn beständig in der Tasche hatte, bei jeder Gelegenheit anführete, und desselben niemals ohne Entzücken gedachte. Jedoch die einzige Gunst, die Herr Butler zum Lohn von diesem Monarchen je erhielt, bestand in einem Geschenke von 300. Pfund, und der Versprechung, daß er alle Aemter, ohne die gewöhnlichen Abgaben zu entrichten, erlangen sollte.

Der vortrefliche Lord Buckhurst, Graf von Dorset, war einer von seinen Freunden, und vielleicht ist seine erste Bekanntschaft damit so, wie sie in einer neulichen Samlung erzählet wird, geschehen. Daß nemlich der Graf, da er grosse Lust bezeuget einen Abend mit ihm zuzubringen, mit Herrn Fleetwood Shepherd es abgeredet, daß dieser ihn mit in seine Gesellschaft, der er nur als ein ordentlicher Freund in einem Weinhause beiwohnete, bringen möchte. Nachdem dieses geschehen, hätte Herr Butler bei der ersten Flasche sehr finster und schwermüthig geschienen. Bei der zwoten Flasche wäre er überaus frölich und lebhaft geworden, und sey voller Witz und Gelehrsamkeit und ein recht gefälliger und angenehmer Gesellschafter gewesen. Jedoch, als man noch die dritte Flasche nicht ausgetrunken, wäre er wieder in solche Dummheit gerathen, und so stumpf geworden, daß man kaum glau-

ben können, daß er der Verfasser eines Gedichtes sey, welches an Witz, Gelehrsamkeit und Scherz so reichlichen Ueberfluß hat. Des folgenden Tages hätte Herr **Shepherd** den Lord um sein Urtheil über Herrn **Butler** gebeten, und zur Antwort erhalten: Er gleichet einem Spiel Kegel, klein an den Ecken, aber groß in der Mitten.

Er erhielte auch von Lord Kanzler **Clarendon** Versprechungen auf Aemter und Pensionen, aber sie wurden zu lauter höflichen Hintergehungen.

Nachdem er also sein Leben, das nur wenige recht gekannt haben, auf ziemlich hohe Jahre gebracht, starb er am 25. des Herbstmonats im Jahre 1680. und ward auf Kosten des Herrn Longueville ——— auf dem Kirchhofe von St. Paul im Coventgarden begraben. Der neulich verstorbene Rathsherr Barber, richtete zu seinem Andenken viele Jahre nachher ein Grabmahl in der **Westminsterabtei** auf, bei welcher Gelegenheit folgende Innschrift gemachet wurde:

Whilst Butler, needy wretch, was get alive,
No gen'rous patron would a dinner give;
But lo behold! when dead, the mouldring dust,
Rewarded by a monumental bust!
A poet's fate, in emblem here is Shewn,
He ask'd for bread, and he receiv'd a Stone.

Da Butler Noth litt und noch war am Leben,
Wollt' kein freigebger Gönner ihm zu essen geben;

Doch

Doch schaut, so bald er wird des Todes Raub,
Belohnt ein Grabmahl seinen morschen Staub!
Der Dichter Schicksal ists, was diesem Bilde gleichet,
Er bat um Brod, und sieh, ein Stein wird ihm gereichet.

Hudibras, wodurch er sich so grossen Ruhm erwarb, kam Stückweise zu drei verschiedenen malen heraus. Der erste Theil im Jahre 1668. etwas nachher der zweite, und im Jahre 1678. der dritte. Ein Gedicht, welches, nach Volrairens Zeugniß, so viele Gedanken als Worte hat. Ein Gedicht, das so lange noch einige Spuren von Witz und Gelehrsamkeit in England übrig sind, bewundert werden, und eine daurende Satire auf die Scheinheilige bleiben wird, welche dazumal und nachher dem menschlichen Geschlechte Aberglauben für Religion, und Scheinheiligkeit und Geschwätz für Gottesfurcht und Artigkeit verkaufet haben. Verschiedene andere Stücke, die man für Butlers Arbeiten hält, sind unter dem Titel seiner hinterlassenen Schriften zusammen ans Licht gestellet worden.

* *

LXIV.

Samuel Pegges Vertheidigung seiner Erklärung des Wortes Brandon.

(Gentlem. Magaz. 1756. Ian. p. 20.)

Mein Herr,

Ich glaube sie achten es hohe Zeit zu seyn, den Streit über den Sinn des Wortes Brandon in Thielman Kervers Buche, welches in Dero Magazine 1754. Octobr. beschrieben worden, * zu endigen. Sie werden mir aber erlauben, daß ich mich des Rechtes einer Gegenantwort bediene, welches sowol die Proceßordnung in unsern Gerichten, als die allgemeinen Regeln des Disputirens jederman vergönnen: weswegen ich hoffe, sie werden mir nicht übel nehmen, wenn ich ein paar Worte hinzufüge. Bevor ich aber zur Sache komme, muß ich vorläufig erinnern, (wie es mir denn sehr lieb ist gegenwärtige Gelegenheit dazu zu finden) daß ich im obbemeldeten Magazine irrig ge-

* Siehe Bremer Magaz. 1. B. 1. St. 86. S. Den Druckfehler Pogges statt Pegges wolle der geneigte Leser entschuldigen.

gemuthmasset habe, daß das Buch im Jahr 1497. gedrucket worden; welches ich aus dem Jahre, womit die Tabelle sich anfängt, schloß. Denn nachhero habe ich in einem vollständigeren Exemplare, welches Herr Ames besitzet, gesehen, daß es im Jahr 1500. heraus gekommen. Ich vermuthe daher, daß dasselbe, angesehen es ein sehr gekünsteltes Werk ist, und es bei den Buchdruckern nicht ungewöhnlich war, verschiedene Werke zugleich abzudrucken, wahrscheinlicher massen im Jahr 1497. unter die Presse gegeben, und erst im Jahr 1500. wie der Colophon meldet, fertig geworden sey. Unsere heutige Buchdrucker sind zwar gewohnt das Datum so jung zu machen, als nur möglich ist, um die Neuigkeit ihrer Werke zu erhalten und fortzusetzen: allein das war bei jenen ersten Künstlern so gebräuchlich nicht.

Um nun auf das Wort Brandon zu kommen, so meinet ihr Correspondent G. Magaz. XXIV. B. 568. S. * nachdem er meine Erklärung verworfen, daß der wahre Sinn in dem Gebrauche der Verhüllung neugetrauter Ehepaare, in der Römischen Kirche, zu finden sey; indem der Priester bei der Trauung über das Paar, gleich nachdem er ihre Hände verbunden hätte, eine Decke ausbreitete. „Von dem ersten „Sonntage im Advent, heißt es, bis zum Feste der „H. 3. Könige, und von Aschermittwochen bis zum „ersten Sonntage nach Ostern, ist es verbothen in den „Kirchen zu trauen; aber in einigen Ländern, als in

* Brem. Magaz. I. B. 1. St. 98. S.

„Spanien, wo sie die Privattrauungen in Häusern „zulassen, können während dieser Zwischenzeit des „Verboths die Hochzeitsgebräuche vollführet werden; „nur die Ceremonie der Verhüllung ausgenommen, „welche der Priester aufschiebet, bis die Neuverheira„theten nachher zur Kirche kommen. Er merket ferner an, daß, da die beweglichen Feste jährlich ihren Platz verändern, es gebräuchlich gewesen in den Calendern, wenigstens an einigen Oertern, eine Nachricht davon zu geben; „und in Spanien, sagt er, wo „die Hochzeiten, aber nicht die Verhüllung kann voll„führet werden, bemerken sie noch bis auf den heuti„gen Tag solches in ihren Calendern auf folgende „Art:

Adventsonntag	keine Verhüllung.
3. Könige	Verhüllung.
Aschermittwochen	keine Verhüllung.
1. Sonntag nach Ostern	Verhüllung.

Hierauf erinnert er, daß in Kervers Zeit dieses Verboth, statt Aschermittwochens, nur von dem ersten Sonntage in der Fastenzeit möge seinen Anfang genommen haben, und sein Kirchensprengel der Gewohnheit in Spanien gefolget seyn, um Verhüllung anstatt Verheirathung in ihren Calendern und deren Tabellen zu setzen.

Dies, mein Herr, ist das Wesentliche, von dem was diesem Herrn beliebet hat, vorzutragen. Ich kann ihm sowol das, was er von dem Gebrauche der Römischen Kirche in Verhüllung der Ehepaare sagt, als

auch

auch alles Uebrige was er von den Gewohnheiten im Königreiche Spanien meldet, zu geben: allein ich bin noch nicht überzeuget, daß die Brandons auf etwas anders als die Verhüllung der Bilder, Altäre ꝛc. ihre Absicht haben; und das wegen folgender Gründe:

1. Kervers Buch ist secundum usum Romanum eingerichtet. Das heißt: Es war für die Römische Kirche überhaupt, wenigstens in der Entgegenstellung der Gallicanischen Kirche bestimmet. Man kann derohalben nicht denken, daß dies Wort in der Tabelle nur einen besondern Gebrauch irgend einer besonderen Kirche andeute. Hiesse es: secundum usum Hispanicum, so wäre es etwas. Da es aber anders lautet, und der Gebrauch die Bilder zu verhüllen, allenthalben, auch selbst hier in England im Schwange gieng, wie ich unten zeigen werde: so ist dieses ein wichtiger Einwurf gegen des Herrn G. Erklärung.

2. Die Brandons sind nur eine Zeit im Jahre, wie aus der Tabelle zu ersehen ist; bedeuteten sie aber alle diejenige verschiedene Zeiten, worinn das Heirathen verbothen ist, so würde ihrer mehr denn eins gewesen seyn. Siehe Wheatly on the common prayer. p. 418.

3. **Verhüllung** bedeutet nach der Meinung dieses Herrn **Verheirathung. Denn, keine Verhüllung**, will so viel sagen, als: Trauung verboten, und **Verhüllung**, als: Trauung erlaubet. Brandons aber, oder Verhüllung in unserer Tabelle kann kei-

ne Trauung bedeuten, sondern das Gegentheil, nemlich das Verbot der Trauung; immassen dieser Schriftsteller gestehet, daß die Trauungen vom Aschermittwochen bis zum ersten Sonntage nach Ostern verbothen gewesen.

4. Man hat gar keinen Grund anzunehmen, wie dieser Herr thut, daß die Zeit, da das Heirathen verbothen war, nicht zu Kervers Zeiten dieselbe gewesen, als sie heutiges Tages ist, (S. Wheatly p. 418.) oder daß ein Buchdrucker, welcher in Paris arbeitete, sollte einem Gebrauche, der allein in Spanien Platz hatte, gefolget seyn, in einer Tabelle, welche nach dem Römischen Gebrauch eingerichtet war. Nein, mein Herr, sie können versichert seyn, daß Brandons eine Sache, die zu der Zeit von allgemeiner Gewohnheit in der Kirche war, zu erkennen gebe. Daß aber die Bedeckung der Bilder und Altäre von der Art gewesen, will ich alsobald zeigen.

5. Endlich, Brandons bedeuten den ersten Sonntag in der Fastenzeit. Dies wird zugestanden. Es erhellet auch aus den Durantius, welcher in ihrem Magaz. XXIV. B. p. 508. * angezogen, daß die Römische Kirche in der Fastenzeit ihre Creuze und Altäre würklich bedecket, und an diesem Tage den Anfang damit gemachet habe. Ist nun Brandeum der eigne Nahme solcher Decken, wie der eben daselbst angezogne Spelman deutlich zeiget: so folget, daß Brandons dasselbe Wort, nur mit einer Französischen Endi-

* S. Brem. Mag. 1 B. 1. St. 97. S.

Endigung sey, und da der erste Sonntag in der Fastenzeit Brandons hieß, dieselbe seine Benennung von den Brandeis oder Brandons, das ist, den Decken, welche an demselben Tage zuerst aufgeleget wurden, empfangen habe. Dies deucht mir ein völliger Erweis zu seyn. Allein, der Hr. G. meinet, daß die Ceremonie Bilder, Altäre und Creuze zu bedecken nicht wichtig genug sey, um einen Platz in dem Calender zu finden. Er sagt uns, daß solches vielmehr nur das Amt des Küsters gewesen, mithin unter allen Römischen Ceremonien am wenigsten zu bedeuten gehabt habe. Ich will zugeben, daß es des Küsters Werk mag gewesen seyn: allein, ein Sacristain, wovon unser Wort Sexton (Küster) mit einiger Veränderung entstanden, ist in der Römischen Kirche kein so geringer Bedienter; und da die Bedeckung der Heiligthümer in der Fastenzeit von so allgemeinem Gebrauche in dieser Kirche gewesen, so war es allerdings nothwendig, solches in den Calendern anzumerken, zumal die Zeit sich alle Jahr veränderte. Daß es ein allgemeiner Gebrauch gewesen, welcher sich über die ganze Römische Kirche erstrecket, erhellet aus dem Zeugnisse des Durantius, aus der Tabelle in diesem Buche des Kervers, und endlich aus der Gewohnheit hier in England, welches letztere ich jetzt behaupten will.

Nach Bestättigung der sechs Articuln in Heinrich VIII. Zeiten, etwa 40. Jahr nach dem dies Buch des Kervers herausgekommen war, bemühete sich die

Päbst-

Päpstliche Partei, wie Strype in seinem Leben des Erzbisch. *Cranmers* p. 74. * meldet, ein Buch die Ceremonien betreffend, mit gewissen annehmlich scheinenden Erklärungen einzuführen. Dies Vorhaben gelung nicht, indessen war einer mit von dessen Articuln: **Die Bedeckung des Creuzes und der Bilder in der Fastenzeit.** Nachhero im J. 1545. suchte Erzbisch. Cranmer den König zu bewegen, **daß die Vigilien, das Glockenläuten durch die ganze Allerheiligen Nacht, die Bedeckung der Bilder in der Kirche zur Fastenzeit, und Aufhebung der Hülle, womit das Creuz bedecket war, an Palmsonntage, u. d. m. möchte gänzlich abgeschaffet werden.** Allein, er konnte es nicht erlangen. Daß also diese Gewohnheit, wie es scheinet, bis zum Tode des Königes im Schwange geblieben, wiewohl ich glaube, daß sie sich damit auch zugleich geendiget habe.

Ich bin mit Herrn G. fertig. Allein, ein andrer Herr in Ihrem Magazine 1755. April.** welcher wahrgenommen, daß das Wort Brandon einen angezündeten Strohwisch bedeute, ist geneigt zu glauben,

* Es wäre zu wünschen, daß jemand in London diese Handschrift, welche sich in der Cotton Bibliothec befindet, nachschlagen möchte, wo sie es finden werden, unter Cleopatra E. 5. p. 259. Man würde sich die Liebhaber der Gelehrsamkeit verbinden, wenn man die eigentlichen Worte künftig zu einem Stücke des Magazins einsenden wollte.

** Brem. Mag. 1. B. 1. St. 100. S.

ben, daß es der Nahme eines gewissen Tanzes sey, welcher rund um ein Strohfeuer geschahe. Zu dem Ende beziehet er sich auf Bonnets histoire de la dançe. Ich habe dieses Buch nicht bei der Hand, und unternehme mich derohalben nicht, ein Urtheil darüber zu fällen. Ich darf aber so weit gehen, daß ich anmerke: 1. Daß dies eine Französische Gewohnheit gewesen, gleichwie niemand behauptet, daß dieselbe sich weiter erstrecket habe. Kervers Buch aber ist secundum usum Romanum; woraus von selbst folget, daß er einen allgemeinen Gebrauch der Römischen Kirche zu erkennen gebe, von welcher Art, wie ich gezeiget habe, die Bedeckung der Altäre war. 2. Wollte ich diesen Herrn fragen, von welchem ich nicht zweifele, er werde mir eine aufrichtige Antwort ertheilen, weil ich den Bonnet nicht selbst einsehen kann, ob derselbe von den Tänzen, Brandons genannt, so rede, als ob dieselbe noch bis 1500. öffentlich in der Kirche erlaubet gewesen. Seine Worte scheinen das Gegentheil zu erkennen zu geben. Sind aber diese Tänze nur an besondern Oertern gebräuchlich, und dazu, wie es scheinet, unerlaubte Uebungen gewesen: so ist nicht zu begreifen, wie sie in einer so öffentlichen Tabelle, als die Kerverische ist, sollten Platz gefunden haben. Die Bedeckung der Altäre, Creuze und Bilder war ein erlaubter, allgemeiner und bestättigter Gebrauch, ein Gebrauch, welchen man mit Recht darinn suchen konnte. Ganz anders muß man aber urtheilen, von einer unordentlichen Uebung

des

des Pöbels; besonders da unsere Tabelle zum Dienste eines andern Landes, wo man wahrscheinlicher massen solche Unsinnigkeiten nie hat aufkommen lassen, eingerichtet ist.

Ich habe aber, um zum Schlusse zu kommen, seitdem ich dieses schon geschrieben hatte, von einem Freunde einige Auszüge aus der letzten Ausgabe des Menage origines de la langue Françoise erhalten; und gleichwie ich dieses Buch nicht gesehen hatte, so scheinets, daß auch keiner von meinen beiden Herren Gegnern dasselbe zu Rathe gezogen habe. Die erste Ausgabe desselben ist vom Jahre 1650. Dies ist diejenige, welcher ich mich bediene, und die in dem Leben des Verfassers, welches den Menagianis vorgesetzet ist, als ein besonders richtiger Abdruck sehr gerühmet wird. Der Verfasser gab sich selbst hernach die Mühe sein Werk zu erweitern, und es kam zwei Jahre nach seinem Tode, nemlich 1694. eine neue Ausgabe heraus. Nachhero erschien eine andere Ausgabe des Dictionaire etymologique par. M. Menage, gedruckt im J. 1750. mit häufigen Zusätzen verschiedener gelehrten Männer. Die folgenden Auszüge aus diesem Buche, in so ferne sie gegenwärtige Sache unmittelbar berühren, können beide Herren überzeugen, daß keine von ihren Erklärungen so ungezweifelt gewiß sey, als sie vielleicht denken; wenigstens, daß es am besten gethan sey, sowohl ihre als meine samt diesen neuen Meinungen dem Urtheil des Lesers zu überlassen.

I. *Brandon*, c'eſt un mot ancien, qui ſignifie *Tiſon* d'ou eſt dit le dimanche des Brandons, *Dominica in Brandonibus.* C'eſt le premier Dimanche de Careme. De l'Allemand Brand, qui ſignifie la meme choſe. Menage. Hier haben wir eine Ableitung des Wortes, und wir ſehen was Brandon bedeute. Es wird aber nicht geſagt, wie es zugegangen, daß le Dimanche des Brandons daher den Nahmen bekommen habe.

II. Im zweiten Auszug bedeutet es ein Freudenfeuer, doch nicht am erſten Sonntage in der Faſtenzeit, ſondern am Johannistage, welches alſo nicht hieher gehöret. Gleichwie aber gemeldet wird, daß Carl VIII. nachdem er das Freudenfeuer angezündet, neunmal um daſſelbe herumgetanzet habe: ſo läßt ſich daher leicht begreifen, daß Brandons einen Tanz um ein Freudenfeuer bedeute. Doch auch denn thut es nichts zur Sache.

III. *Brandon*, marque de Saiſie, appellee autrement Pannonceau de *Brandeum. Iean la Coſte*, dans ſa preface, ſur le libre au Code *de pignoratitia actione* explicant le livre 2. au Code, du titre: *ut nemini liceat ſine judicis auctoritate ſigna rebus imponere alienis.* Haec ſigna Franci vocant *Brandons*, fiunt enim plerumque ex pannunculis, et inde Pannonceau. Braudeum apud D. *Gregorium* Epiſt. 30. Lib. 3. et apud *Sigebertum*

tum in Chronico, ubi de *Leone M.* P. R. accipi reperio pro particula veli vel pallae altaris D. *Petri.* Ab hac voce deducta sine dubio vox Francica, quod pauci sciunt. V. H. Dies ist nun zwar ausdrücklich für mich; doch muß man wiederum an der andern Seite gestehen, daß das Lateinische Dominica in Brandonibus, welches im ersten Auszuge vorkommt, nicht so gut mit dieser Ableitung übereinstimmet. Man siehet nicht, mit welchen Zeugnissen dieser Lateinische Nahme bestätiget werde; noch, wenn es ja das Französische Wort Brandon seyn soll, von welcher Bedeutung dieses Wortes er seinen Ursprung genommen habe.

IV. Brandon *torche* et *branche d'arbre*, par ce que des branches du *taeda* ou sapin on faisoit des torches - - - - On a appelle le Dimanche des Brandons le premier Dimanche de Careme - - - - Ce nom vient de ce que, par un reste d' idolatrie, quelques payſans mal instruits alloient ce jour la avec de torches de paille ou de bois de sapin allumees parcourir les arbres de leurs jardins et de leurs vergers, et les apostrophant les uns apres les autres, ils les menacoient de les couper par le pied, et de les bruler. S'ils ne partoient pas du fruit cette année la - - - - On donne a Lyon le nom de brandons a des rameaux verds, que

que le peuple va querir tous les ans aux fauxbourgs de la *Guillotiere*, le premier Dimanche de Careme, et auxquels il attache des fruits, des gateaux, des oublies &c. et avec ces brandons il rentre dans la ville. L'eſt ce qui a fait donner a ce Dimanche le nom de *Dimanche de Brandons.*

Die hier gegebenen Urſachen der Benennung ſind von allen übrigen unterſchieden. Die ganze Sache wird der Entſcheidung der Leſer überlaſſen von

M. H.

Ihren Reſp.

Samuel Pegge.

* *

LXV.

Vom Mitleiden.

(Univerſ. Mag. 1756. April. p. 67.)

Das Mitleiden hat man allezeit als eine Neigung artiger, gütiggeſinnter und tugendhafter Gemüther angeſehen; obgleich bekannt iſt, daß man alsdenn an andrer Elend nur Theil nimmt, wenn uns das Ganze Vergnügen verurſachet.

Man hat das Mitleiden, wenn man es als eine Theilnehmung an fremden Unglücke betrachtete, zum Beweiſe angeführet, daß der Menſch mit geſelligen

Neigungen begabet sey, welche, ob sie gleich gewaltsam, dennoch von allen Eigennutze gänzlich frei sind. Betrachtet man es als eine angenehme Empfindung, so hat man es zum Beispiele gebraucht, die Entfernung des Menschen vom Eigennutze und Bosheit zu bestärken. Es ist ausgemacht, daß das Mitleiden allein in der Einbildung bestehe, wodurch wir das Unglück anderer mit unserm Zustande vergleichen. Man sagt, daß wir nicht länger Mitleiden mit andern haben, als so lange wir uns einbilden, daß wir auch leiden, und daß wir darum allein ein Vergnügen finden, weil wir überlegen, daß unser Leiden nur eingebildet sey. Wir überlassen uns also einem Traume von Elend, von welchem wir, sobald es uns gefällt, erwachen, und nach angestellter Vergleichung der Erdichtung mit der Wahrheit wegen unserer Sicherheit frohlocken können.

Ich will meine Leser nicht mit den Spitzfündigkeiten eines Streites verwirren, indem die menschliche Natur mit gleich starkem Eifer und Wahrscheinlichkeit sowol erhoben als erniedriget worden. Zu meinem Endzwecke ist es hinreichend, wenn ich bemerke, daß man gemeiniglich unter dem Nahmen des Mitleidens diejenige Leidenschaft verstehe, welche durch die Leiden solcher Personen erreget wird, mit denen wir in keiner zarten Verbindung stehen, und mit deren Wohl stärkere Leidenschaften unsere Glückseeligkeit nicht verbinden. Kein Mensch kann die Angst einer Mutter, deren Brüsten ihr zartes Kind entrissen, und zur Speise

wil-

wilder Thiere in eine Wüste geworfen worden, mit dem Nahmen des Mitleidens belegen; obgleich die Empfindung eines Fremden, dem bei dieser Erzählung eine stille Thräne entfällt, und deren Andenken doch vielleicht die nächste Stunde verlöscht, auf keine andere Weise benennet werden kann.

Wenn demnach das Mitleiden, sobald unsre Liebe gegen die Leidende stark ist, durch eine andere Leidenschaft verschlungen wird: so ist das Mitleiden eher ein Beweiß der Schwäche, als Stärke der allgemeinen Menschenliebe; der Liebe, sage ich, darum einige so hitzig gestritten, womit sie dem Stolze geschmeichelt, und die Laster des menschlichen Geschlechts bedecket, und von welcher sie geglaubet haben, daß sie allein hinlänglich wäre, sie der Gnade des Himmels werth zu machen, ja daß sie hinlänglich wäre, jede Lust und jede Verletzung seiner Pflichten zu versöhnen.

Wenn das menschliche Wohlwollen gänzlich rein und gesellig wäre, was brauchten wir denn, um unser Gefühl zu erregen, die kleinsten und entscheidenden Umstände der Wuth einer Pest oder eines Hungers zu erzählen. Gewis wir würden hülfloses Elend beweinen, und ohne Mischung des geringsten Vergnügens am kurzen Unglück Theil nehmen. Die betrügliche Traurigkeit, worinn doch bekanntermaassen das Vergnügen die Oberhand hat, dem wir die Erfindung zu danken haben, daß man schon vor langen Zeiten Erzählungen von erdichteten Plagen ausgesonnen, blos um es zu erregen, die Traurigkeit sage ich, würde sich in

anständige Erbarmung verwandeln, die vom Schmerze befreit wäre, und welcher wir derohalben überhoben zu seyn wünschen würden.

Kurz nach der Schlacht bei Frontenoy kam mit dem Officier, welcher die Nachricht nach Engeland brachte, auch ein junger Herr mit hinüber. Diesen nöthigte einer seiner Freunde, bei dem eine grosse Anzahl Herren und Frauenzimmer versammelt waren, welche alle eine Nachricht der Schlacht von einem Augenzeugen zu erfahren wünschten.

Der junge Herr, den, so wie jedermann, die allgemeine Aufmerksamkeit schmeichelte, ließ sich gar leicht bewegen, der Gesellschaft, sobald sie sich gesetzet, und die ersten Höflichkeitsbezeugungen vorüber waren, ein Genügen zu leisten. Er beschrieb den Marsch vieler tausend ihrer Landsleute, in ein Feld, wo zu allen Seiden versteckte Batterien gewesen, die in einem Augenblicke die Gegend mit todten Leichnamen, die im Blute flossen, und zerstückten Gliedern besäet, und denen, die ihnen zur Schlachtbank folgeten, den Weg versperret hätten. Er erzählete, wie oft die abnehmende Menge sich bis zur Mündung der Kanonen genähert, wie geschwind sie wieder verbunden, und wie geschwind sie getrennet worden. Er benennte die Befehlshaber, welche mit den Gemeinen ohne Unterscheid im allgemeinen Blutbade gefallen; Männer, deren hoher Stand ihre Nahmen allenthalben bekannt, ihren Einfluß allgemein, und ihren Anhang sehr zahlreich gemacht hatte. Er berührte auch die traurige Folgen,

gen, welche diese Niederlage in Ansehung Englands haben möchte, da sie den Krieg gegen diese Nation richten könnte. Die Gesellschaft aber, so sehr sie auch durch die Nachricht vergnüget worden, schien doch durch diese Begebenheit nicht gerührt zu seyn. Sie war noch sehr aufmerksam, auf jede Ceremonienkleinigkeit, die bei geschliffenen Personen üblich sind. Sie beugten sich mit einem anständigen Lächeln gegen ein niesendes Frauenzimmer, sie boten sich einer dem andern Schnupftoback, schüttelten mit dem Kopfe, und veränderten nach Belieben ihre Stellung. Sie warfen Fragen auf, um besondere kleine Umstände von dem Aufzuge des Schreckens, das nur eben war berühret worden, zu erfahren, und nachdem sie endlich bemerket, daß der Römische Patriot bedauerte, * daß ein tapfrer Mann nur einmal sterben könnte, so ward das Gespräch bald allgemein, und man schlug endlich einige Parteien Whist vor. Aber wie sie eben im Begriffe waren, solche anzunehmen, erweckte der junge Herr wieder ihre Aufmerksamkeit. Ich habe, sagte er, eine besondere Historie, welche aber doch angemerket zu werden verdienet, in meiner Erzählung vergessen. Ein gewisser Hauptmann, auf dessen Nahmen ich mich jetzt nicht besinne, hatte kurz vorher, ehe seine Mannschaft zum Einschiffen den Befehl bekam, sich mit einem Frauenzimmer, welches er schon lange vorher zärtlich geliebet, vermählet. Diese drang wider aller ihrer Freunde Rath, wider die Bitten, Ueberredungen und

* In des Addisons Cato.

Drohungen ihres Ehegattens, darauf, daß sie mit ihm gehen, und alle seine Schicksaale jederzeit mit ihm theilen wollte. Dann, wenn du möchtest verwundet werden, sprach sie, so werde ich deine Genesung beschleunigen können, und durch solche Wartungen, wozu Fremde durch kein Geld können erkaufet werden, deine Pein vermindern. Solltest du gefangen werden, so wird es mir vielleicht vergönnet seyn, die verdrießlichen Stunden der Gefangenschaft, welche die Einsamkeit verlängert, durch meine Gesellschaft zu verkürzen; und solltest du umkommen, so wird es besser für mich seyn, wenn ich solches bald und mit Gewisheit erfahre, als wenn ich von dir entfernet, zwischen Angst und Erwartung, durch zweifelhafte und widersprechende Nachrichten gefoltert werde, und wenn ich es endlich erfahre, mir Vorwürfe mache, daß meine Vorsorge und Zärtlichkeit dein Leben hätte verlängern können. Der Hauptmann, ob er gleich durch ihre Schlüsse nicht überführet ward, wurde doch durch die heftige Beredsamkeit ihrer Liebe überwunden, und willigte in ihr Begehren, so daß sie sich beide einschiften. Das Hauptquartier des Herzogs von **Cumberland** war zu **Bruffoel**, von wannen sie sich des Abends vor der Schlacht nach **Monbray** begab, einem Dorfe, ohngefehr eines Büchsenschusses von den feindlichen Linien entlegen, wo der Hauptmann, welcher auf dem linken Flügel commandirte, sein Lager hatte.

Ihr Abschied von einander am folgenden Morgen war kurz. Sie sahe ihm so lange nach, bis sie ihn

nicht mehr von den andern unterscheiden konnte. Sobald als das Feuer anfieng, kehrte sie zitternd und blas zurück, und setzte sich nieder, und erwartete in einem Kampfe von Unruhe, Angst und Schrecken den Ausgang der Schlacht. Sie erfuhr bald von dem Ausreissenden und Flüchtlingen, daß das Metzeln erschrecklich sey, und man keine Hofnung zum Siege hätte. Sie verzweifelte dem ohnerachtet noch nicht, sondern hofte, daß der Hauptmann einer von den wenigen seyn möchte, die glücklich zurückkämen. Aber gleich nach der Niederlage wurde ihr diese Hofnung abgeschnitten, und sie wurde benachrichtiget, daß er in dem ersten Feuer gefallen, und unter den Todten zurückgelassen wäre. Ihre Gefährten hielten sie zurück, daß sie nicht in der Wuth ihrer Verzweiflung zum Schlachtfelde lief, worauf der Feind noch stand. Wie sich aber der Aufruhr in ihrem Gemüthe geleget, und ihr Schmerz während der Nacht etwas besänftiget worden, so befahl sie ihrem Diener, sie beim Anbruche des Tages zu begleiten. Und nachdem man die Erlaubniß erhalten, die Todten zu begraben, gieng sie selbst hin, den Ueberrest ihres Ehegatten aufzusuchen, damit sie ihm die letzte Ehre erzeigen, und die Thränen ehelicher Zärtlichkeit bei seinem Grabe vergiessen möchte.

Sie wandelte zwischen den Todten und Sterbenden herum, starrte jedes verzogene Gesicht an, und schaute auf der Schaubühne, welche die Plünderung zehenmal fürchterlicher, als die Schlacht selbst gemachet hatte, voller Unentschlossenheit und Erstaunen herum.

Sie kehrte aufs letzte mit Verwirrung und Verzweiflung von diesem Schauplatze zurück, wurde aber durch das Bellen eines geliebten Spanischen Hundes, welcher ihr unvermerkt gefolget war, aufgehalten. Er stand in einiger Entfernung von ihr auf dem Schlachtfelde, und sobald sie ihn erblickte, so glaubte sie gewiß, daß er seinen Herrn gefunden. Sie flohe augenblicklich zu dem Orte, ohne daß sie sich an andre Gegenstände kehrte: sie kletterte über die Leichname, wobei er stand, und fand den gesuchten Körper mit Wunden so verunstaltet, und mit Blute beflecket, daß seine Züge ganz unkenntlich waren. Als sie aber voll zweifelhafter Beängstigung weinete, entdeckte sie an seiner Hand den Ueberrest einer Manschette, welche sie mit eignen Händen gesticket hatte. Da sie dieses so plötzlich sahe, und zugleich den, welchen sie so ängstlich gesucht, dadurch entdeckte, ja daß sie ihn in solchen fürchterlichen Umständen entdeckte, dieß überwältigte ihren Geist so sehr, daß sie ohnmächtig auf den Leichnam niederfiel. Durch die Beihülfe ihres Bedienten bekam sie zwar die Empfindung, aber nicht den Verstand wieder. Zückungen und Wahnwitz überfielen sie in dem Augenblicke, und wenig Stunden nachher, nachdem man sie zu obbemeldten Dorfe zurück gebracht, verschied sie.

Die Gesellschaft, welche das Schicksaal ganzer Geschwader ohne Mitleiden vernommen, und den Verlust einer Schlacht, wodurch ihr Land einen unersetzlichen Schaden leiden könnte, ohne Bekümmerniß und

Rüh-

Rührung angehöret hatte, die horchte mit ununterbrochner Aufmerksamkeit, bei der Erzählung des Unglücks einzelner Personen. Man sahe sich einander einige Zeit nicht an. Thränen stiegen nach und nach in jedem Auge empor, und jede Brust empfand Mitleiden. Alle mit einander waren nach geendigter Erzählung mit merklichen Unwillen ganz stille. Sie würden sich gefreuet haben, wenn noch eine ähnliche Geschichte sie länger zu unterhalten, wäre erzählet worden.

So groß war der Hang zum Mitleiden. Ein Frauenzimmer, welches aus Neugierigkeit sich bei der Gesellschaft, mit der sie nicht sonderlich bekannt war, eingefunden hatte, wurde durch weit tieferen Schmerz verwundet; und weil sie sich bestrebete, die Bewegungen ihres Gemüthes zu verheelen, so wurden ihre Kräfte matt, und sie sank ohnmächtig in ihrem Stuhle zurück. Und da wurde es zuerst bemerket, weil vorher jedes Auge auf den jungen Herren gerichtet, und die ganze Aufmerksamkeit durch seine Erzählung gefesselt war. Jeder bemühete sich darauf, dieser Person zu helfen, und man erfuhr bald, daß es die Mutter der Dame gewesen, deren Unglück so viel tugendhaftes Vergnügen der Gesellschaft verursachet hatte.

Man konnte ihr keine andere Geschichten, ihre Empfindung zu beleben, erzählen, und wenn es auch möglich gewesen wäre, so würde die ganze Welt doch nicht im Stande gewesen seyn, sie zur Anhörung derselben zu bewegen. Ihre Neigung gegen die leidenden Perso-

nen war zu stark, als daß sie anjetzt das hohe Vergnügen des Mitleidens zu geniessen, und ihre Neigung zu Empfindungen, welche desselben Mängel zeigten, zu billigen im Stande war. Es würde, wenn wir nur allein in diesem unvollkommenen Zustande bleiben sollten, ein Glück vor uns seyn, wenn kein grösserer Theil Empfindlichkeit uns bescheeret wäre. Wenn aber der Maulwurf nach der Güte der unfehlbaren Weisheit kaum Licht und Dunkelheit unterscheiden kann, so wird gewiß niemand den Maulwurf wegen der Schärfe seines Gesichtes erheben.

Laßt uns darnach streben, daß wir die Bosheit, welche andere mit Wohlwollen vermischen, und als eine Tugend preisen, unterscheiden mögen. Laßt uns von der Unvollkommenheit unsrer Natur, welche sich zu einem unvollkommenen Stande schicket, Demuth lernen, und unsere Abhänglichkeit von Dem erkennen, der verheissen hat, daß er ein neues Herz und einen rechtschaffenen Geist in uns schaffen wolle. Alsdenn wird Er uns auch an den Ort aufnehmen, wo unsre Liebe gegen andre, sie mag so brünstig seyn als möglich, nur unsre Seeligkeit vermehren kann. Dann daselbst werden keine andre Gegenstände seyn, als die vollkommenes Wohlwollen mit Ergötzen betrachten kann.

* *

LXVI.

Anweisung leinen Garn und Leinwand zu bleichen.

(Univ. Mag. Jenner 1756. S. 17. u. f.)

Die bequemsten Sachen zum Bleichen sind Holzaschen, die aus Moskau und Deutschland kommen, und noch eine andere Art Asche, die man von Danzig erhält, und Cassoup genennet wird. Inzwischen sind die gemeinen Aschen, welche in diesem Königreiche von Holz und Kraut gebrannt werden, hinlänglich dazu; wenn nur die Leinewand nicht gar zu fein ist.

Es ist nothwendig, damit das Bleichen wohl von Statten gehe, daß man ein gutes Bleichhaus und Bleichplatz habe, auch mit dem rechten Zubehör und Geräthe wohl versehen sey. Der Bleichplatz muß beides im Winter und Sommer keinen Mangel an weichen Wasser haben. Im Bleichhause muß ein Vorrath seyn von guten Pfannen und Kesseln, guten Kübeln, Zubern oder Wannen verschiedener Art zum Beuchen, auch Gestellen und Tonnen, deren einige zu Aufbewahrung der unterschiedlichen Laugen, andere

zur

zur Milch, und die Leinwand darinn einzumilchen, dienen.

Beim Garnbleichen muß man zuförderst jedes Bund öfnen, und in den Beuchkübel legen. Hiernächst gießt man kaltes Wasser darauf, bis es damit bedecket wird, läßt es ungefehr neun Stunden lang weichen; nach welcher Zeit das Wasser, vermittelst eines unten am Kübel befindlichen Hahnen abgezapfet, und frisches darauf gegossen wird. Mit dieser Art das Garn einzuweichen, und es von seinem Schmutze zu säubern, fähret man so lange fort, bis man merket, daß das abgezapfte Wasser gar nicht mehr unrein ist. Alsdann nimmt man das Garn aus dem Kübel, spühlet es in klaren Wasser, windet es trocken aus, und legt es auf dem Bleichplatze in die Sonne; doch muß man sich wohl inacht nehmen, dasselbe niemals zu schlagen oder auszuklopfen. Wenn das Garn vollkommen trocken geworden, muß man eine zum Beuchen taugliche Lauge zubereiten. Die erste Beuche, so dem Garn gegeben wird, muß mit der strengsten Lauge geschehen. In dieser tunket man zur Zeit drei oder vier Bund des ganz trockenen Garns ein, und leget sie in dem Beuchkübel, so ordentlich und eben, als es möglich ist, doch ohne daß man sie zu sehr eindrücke, damit die Lauge jeden Faden desto besser durchdringen möge. Wenn alles Garn auf diese Weise in dem Kübel ist, thut man die übergebliebene Lauge, worinn dasselbe eingeweichet worden, in eine Pfanne, giebt ein schwaches Feuer darunter, und trägt Sorge, daß dieselbe in den ersten

fünf

fünf Stunden nicht heisser werde, als daß man die Hand darinn leiden kann. Während dieser Zeit nimmt man öfters etwas von dieser Lauge, und giesset sie über das im Kübel befindliche Garn. Nachher vermehret man das Feuer nach und nach, aber so unvermerkt, daß die Lauge wenigstens innerhalb vier Stunden nicht koche; unter der Zeit man fortfähret von dieser Lauge, jedoch nur wenig auf einmal, aus dem Kessel auf das Garn zu giessen. Fängt die Lauge an zu kochen, so muß sie drei Stunden lang im Kochen gehalten werden, und davon beständig ausgeschöpfet und zu dem Garne im Beuchkübel gethan werden. Ist die Lauge streng und gut, und der Flachs wohl bereitet gewesen, so wird das Garn eine gelbe Farbe bekommen. Sollte dieses aber gar nicht, oder auch zum Theil nicht geschehen, muß man die Beuche so lange wiederholen, bis das Garn die gelbe Farbe bekomme.

Ist das Garn also genugsam gebeuchet, nimmt man dasselbe aus dem Kübel, spühlet es im kalten Wasser, und windet es wohl aus, wobei man nur drei oder vier Bünde zu gleicher Zeit nimmt; auch sich hütet, es nicht auszuklopfen. Hierauf wird es auf dem Bleichplatze ausgebreitet, woselbst man es drei oder vier Tage an der Luft liegen lässet; alsdann wendet man dasselbe um, und lässet es liegen wie zuvor, bis die Seite, die zuerst unten gelegen, eben so gut von Farbe geworden als die andere. So lange das Garn auf dem Bleichplatze lieget, muß es oftmals begossen werden, durch welche Vorsorge solches desto eher bleichen wird. Dieses

ses Bleichen geschiehet nicht deswegen, damit das Garn ganz weiß werde, sondern hauptsächlich daß der Schmutz, den es gewöhnlich hat, heraus gebracht, und die Leinewand desto dicker und fester werde, auch geschwinder eine gute Farbe, wenn es recht gebleichet soll werden, bekommen möge. Billig sollten also alle Arten von Garn, bevor man sie webet, gebleichet werden, ausgenommen diejenigen, wovon man Kammer- oder Nesseltuch machen will.

Das Bleichen der Leinewand betreffend, so muß man es damit eben wie mit dem Garne anfangen, indem man solche neun Stunden in kalten Wasser einweichet, darauf, wie vorhin bei dem Garn gezeiget worden, das Wasser so lange verändert, bis es gänzlich klar wird, sie nachher spühlet, auswindet und zum Bleichen ausleget, auch öfters begiesset, damit sie nie zu trocken werde. Wenn sie solchergestalt drei oder vier Tage auf dem Grase gelegen, und man sie trocken werden lassen, fasset man jedes Stück besonders bei seinen Ränden an, und ziehet es, da man es beständig so eben als möglich fasset, zu sich, bis man das vordere Ende desselben erreichet. Man bindet alsdann mit den Zipfeln desselben die Leinewand in der Mitte der Falten stark zusammen, und leget sie, mit den beiden Ränden aufwärts gekehret, in den Beuchkübel. Solchergestalt leget man so viele Leinewand ein, bis der Boden des Kübels bedecket ist. Man hüte sich aber sie zu feste zusammen zu packen, damit die Lauge überall in gleicher Maasse durchdringen könne. Noch ei-

ne

ne Sorgfalt ist dabei nothwendig, daß man nemlich die Leinewand niemals anders, als wenn sie gänzlich trocken geworden, beuche. Ist die erste Lage Leinewand im Kübel geleget, so gießt man darauf so viele Lauge Milchwarm, als hinlänglich ist sie überall zu benetzen. Alsdann macht man eine neue Lage, und macht es wie zuvor; fährt auch auf diese Art fort bis der Kübel voll ist. Wenn dieses geschehen, fängt man die Beuche an, und fährt damit zwölf Stunden lang fort, wobei man sich in Ansehung des Feuers eben so wie oben beim Garn gezeiget worden, verhält. Die zwo ersten Beuche müssen mit sehr strenger Lauge geschehen, nachher aber, und wie die Leinewand immer weisser wird, darf man sich nur einer schwachen bedienen, indem man Gefahr läuft, daß sie in einer gar zu starken verderbe. Nach jeder Beuche wird sie gleich auf den Bleichplatz gebracht, woselbst sie acht und vierzig Stunden liegen bleibt. Dieses muß man ohngefehr zehnmal, nach Beschaffenheit der Leinewand, wiederholen, ehe man anfängt sie mit Milch zu behandeln. Nach den beiden ersten Beuchen macht man die Lauge nach und nach schwächer, und vergißt nicht die Leinewand auf dem Grase zu begiessen, so daß sie während dieses Bleichens nie zu trocken werde. Es ist aber unmöglich hierinn eine gewisse Regel vorzuschreiben, oder die Anzahl der Beuchen genau zu bestimmen, als welche von der Verschiedenheit der zu bleichenden Leinewand abhängt; daher sich dann hierinn der Bleicher auf sein Urtheil und Erfahrung verlassen muß.

Feine

Feine dünne Leinewand bleichet viel früher, als feste und steife; aber beide Arten müssen, ehe sie in die Milch kommen, ganz trocken seyn.

Das Behandeln der Leinewand mit Milch ist zwar eine sehr späte Erfindung; allein die Erfahrung hat gelehret, daß es viel beitrage, der Leinewand eine gute Farbe zu geben. Es ist oben schon erinnert worden, daß man grosse Wannen oder Tonnen zu Aufbewahrung der Milch in Bereitschaft halten müsse. Diese Wannen, deren jede das Maaß einer Tonne und darüber halten soll, müssen mit Buttermilch, saurer Milch, Molken und dergleichen gefüllet werden, welche darinn durch einander gemenget, gären, bis man Gelegenheit bekömmt, sie zu gebrauchen. Es trägt sich selten zu, daß die Milch gar zu sauer werde, sollte es aber dennoch zu Zeiten seyn, kann man deren Säure mit Zugiessung kalten Wassers dämpfen. Ist die Leinwand nun trocken und zum Einmilchen bereit, so setzet man eine weite Wanne halb in die Erde, und gießt eine gehörige Menge Milch hinein. In diese thut man die Leinewand, und wenn solche wohl durchgeweichet ist, drücket man sie mit schweren Brettern oder Gewichte nieder, damit nicht die Gärung, die in der Milch bald nach dem Einlegen der Leinewand entstehen wird, dieselbe in die Höhe treibe. Man muß ja nicht zu leichtes Gewicht nehmen, indem die Gewalt, welche die Gärung hervor bringet, kaum zu begreifen ist. Auch muß man Sorge tragen, daß die Bretter weder von neuen Eichen- noch Büchenholze seyn, welches gar

viele

viele Flecken in die Leinewand, eben als wenn alle Arten der Steine an dieselbe, entweder im Kübel oder auf dem Felde geleget wären, bringen würde. Die Leinewand muß auf diese Weise wenigstens acht und vierzig Stunden in der Milch bleiben. Einige lassen sie darinn drei Tage und drei Nächte, und finden, daß ihre Leinewand dadurch desto besser wird. Nachher wird sie aus der Milch genommen und wohl begossen, damit diese nicht darinn betrockene. Wenn die Milch durch das Begiessen gänzlich heraus gebracht ist, spühlet man die Leinewand, und wäschet sie gut mit Seifenschaum. Das nächste, was man nun vornimmt, ist, daß die Leinewand, so wie sie aus dem Seifenschaum kömmt, wieder gebeuchet, und, wenn dieses geschehen, ohne weiteres Spühlen auf dem Bleichplatze ausgebreitet wird. Hier muß sie zween Tage und zwo Nächte an der Luft bleiben, und den Tag über, so oft sie zum Bleichen ausgeleget wird, beständig begossen werden. Diese Behandlung muß sechs, sieben oder acht mal nach einander wiederholet werden, bis man merke, daß die Leinewand die begehrte Weisse bekommen; das ist, man muß einmilchen, nachher bleichen, dann eins ums andere einseifen und beuchen, bis die Leinewand so geworden, wie man sie haben will. Dann es ist wegen der Verschiedenheit der Leinewand, wie oben angemerket worden, ohnmöglich, eine gewisse Regel davon fest zu setzen. Jedennoch muß man allezeit inacht nehmen, daß, so oft man beuchet, solches zwölf Stunden lang geschehe; in welcher Zeit von der

Lauge beständig und nach und nach etwas in den Kübel gegossen werden muß; weil sonst die Leinewand, besonders wenn die Lauge heiß wird, leicht verbrannt werden könnte. Auch ist noch als eine beständige Regel anzumerken, daß die Leinewand, wenn sie in die Milch gestecket soll werden, vollkommen trocken sey. Wenn man die Leinewand zum letzten mal eingemilchet, muß sie ganz sauber gewaschen, und eine Stunde lang in warm Wasser gethan werden. Hernach wird dies Wasser abgezapfet, und etwas wärmeres aufgegossen, worinn die Leinewand gleichfals eine Stunde lang bleibt. Zuletzt wird auch dieses Wasser abgelassen, und zum dritten mal noch wärmeres, dann das vorige, aufgegossen, doch so, daß man das letzte Wasser nicht kochen lasse. Auch darf dieses letzte Einweichen eben nicht über eine halbe Stunde dauren. Ist dieses geschehen, so nimmt man die Leinewand aus dem Kübel, spühlet und windet sie gut aus, damit sie gänzlich von Lauge, Milch und Seife gesäubert werde, und leichter die Stärke und das Blau annehmen möge, als welche Behandelung nun zunächst folget.

Es ist wegen der Verschiedenheit der Leinewand unmöglich eine gewisse Regel für die Zubereitung der Stärke vorzuschreiben, womit man die Leinewand bereitet. Dann da feinere Leinewand eine dickere und festere Stärke als gröbere erfordert, so ist es nothwendig, daß der Bleicher schon einige Erfahrung und Kenntniß hierinn habe. Eine jede Wäscherinn versteht Stärke zu machen, und kann dieselbe zum Auf-

putz

putz ihrer Wäsche zubereiten. Aber die Bleicherstärke ist nicht so dick als jene. Man machet dieselbe auf folgende Art: Man fülle den Kessel, worinn man Stärke machen will, etwa drei Viertel mit Wasser an. Wenn dieses kochet, giesset man so viel in Wasser aufgelöfete Stärke dazu, bis der Kessel voll ist, rühret sie beständig um, damit sie nicht anbrenne, und lässet sie ohngefehr eine halbe Stunde kochen. Alsdann nimmt man sie vom Feuer, giesset sie mit so viel warmen Wassers, als zu der Leinewand, die man bereiten will, nöthig scheinet, in ein anderes Gefäß über, und sorget, daß es wohl gerühret, die Klösse der Stärke zerrieben, und alles gleich dicke und eben werde. Ist dieses geschehen, rühret man so viel Blaupulver, als hinlänglich ist, der Leinewand nach Begehren entweder eine höhere oder schwächere Farbe zu geben, mit anderem Wasser ein, und vermischet die Stärke damit. Auf diese Art kann man die Stärke dicker oder dünner machen, wie man es für die Leinewand am zuträglichsten findet. Man muß sich nie des Indigo oder Steinblau bedienen, indem es eine schmutzige dunkele Farbe giebet.

Wenn solchergestalt das Wasser zum Stärken und Blauen fertig ist, thut man die Leinewand hinein, und wenn sie wohl darinn durchgeweichet, muß sie herausgenommen, fest ausgewunden, und auf dem Bleichplatze ausgebreitet werden, damit sie trockene. Man wird fast durchgehends finden, daß sich an einigen

Stellen der Leinewand das Blau mehr gesetzet, als an anderen. Sollte dieses geschehen seyn, so reibet man die blauen Stellen mit einem sauberen in Wasser getunkten Stück Leinewand, bis sie mit dem übrigen einerlei Farbe bekommen. Ist nun die Leinewand wohl gestärket und blau gemachet, auch ganz trocken geworden, so ist nichts mehr übrig, als daß sie zum Verkaufe zusammen geleget werde.

Ich muß noch, ehe ich schliesse, ein paar Worte von der Zubereitung der beim Leinewandbeuchen dienlichen Lauge hinzufügen. Es ist oben schon erinnert worden, daß die beste bisher bekannte Aschen, Holzaschen und Cassoup seyn. Jedoch, es ist unmöglich, hier eine solche Regel anzugeben, die jemand, der vom Bleichen nicht das geringste weiß, in den Stand setzen sollte, solches ohne Erfahrung zu verrichten. Aber diejenigen, so vorläufig mit dieser Arbeit umgegangen, werden folgende Anleitungen überaus nützlich finden. Der Cassoup und die Holzasche müssen jede besonders zu Pulver gemachet, und zu jedem Orthoft kochenden Wassers funfzehn bis sechszehn Pfund, entweder Cassoup oder Holzaschen, welches von beiden man zur Lauge gewählet, geschüttet werden. Hat die Asche eine halbe Stunde lang mit dem Wasser gekochet, so ziehet man das Feuer unter der Pfanne zurück, damit die Lauge sich setzen möge; welches nicht geschehen würde, wenn das Feuer darunter bliebe. Hat die Lauge sich gesetzet, gießt man sie behende von der Asche ab, und hebt sie in einer Tonne zum künftigen

Ge-

Gebrauche besonders auf. Hierauf gießt man eben so viel Wasser als zuvor in die Pfanne, und macht es damit, wie gesaget worden, indem man zuletzt die gesetzte Lauge in eine andere Tonne, die noch einmal so groß als die erste ist, giesset, indem die zwote und dritte Lauge gemischet werden müssen. Mit der dritten Lauge verhält es sich eben, wie mit den beiden vorhergehenden. Die beiden letztern Laugen werden nach Maaßgabe strenger gemacht, indem man dazu mehr oder weniger von der ersten giesset. Jedoch muß man wohl merken, daß bei einer zu schwachen Lauge keine grosse Gefahr sey, indem man durch wiederholte Beuche den Mangel derselben ersetzen kann. Ist aber die Lauge zu strenge, so wird sie alles zerfressen und verderben. Diese drei Laugen werden nicht alle Kraft aus der Asche ziehen, und muß man sie deswegen nachher aus der Pfanne nehmen, und in eine Tonne mit Wasser thun, auch alles mischen und durch einander rühren, und nachdem es vier und zwanzig Stunden gestanden, das Wasser ablassen. Man wiederholet solches so lange, bis man noch einige Kraft in der Asche zu seyn vermerket. Diese Laugen dienen sonderlich, um mit den strengern vermischet zu werden, je nachdem man gewahr wird, daß die Leinewand der begehrten Farbe immer näher komme. Diese Asche, woraus alle Lauge heraus gezogen, ist zum Düngen für mager Land überaus bequem zu gebrauchen.

Es ist ein grosser Unterschied zwischen Cassoup und Holzasche. Der erste hat eine rauhe und scharfe Ei-

genschaft, und ist deswegen zur ersten Beuche sehr geschickt, ehe die Leinewand in die Milch kömmt; er durchdringet sie mehr als die andere. Nach der Behandelung mit Milch aber ist die Holzasche am besten, weil sie sowol die Leinewand von ihrem Schmutze reiniget, als auch dieselbe durch das öhlichte Wesen, so sie besitzet, stärket. Sollte der Cassoup alsdann statt jener gebrauchet werden, würde er die Leinewand zu dünne machen, oder ihre Kraft schwächen, weswegen man jedes derselben zu rechter Zeit gebrauchen muß. Dann nichts ist, was dem guten Glauben so thätig Vortheil schaft, und den Handel befördert, als die ehrliche und gewissenhafte Wahrnehmung der Pflicht eines Handelsmanns.

Sollte man Cassoup nicht haben können, so kann man sich statt dessen der Holzaschen oder Potasche bedienen. Auch ist es Anmerkungswerth, daß Asche von allerlei Holz oder Pflanzen, besonders von Farenkraute, zum Leinewandbleichen von grossen Nutzen ist.

LXVII.

* *

LXVII.

Gedanken über die Seelenwanderung.

(Gentl. Mag. 1756. Horn. S. 65. u. f.)

Die Schüler des Pythagoras machten eine alte Secte unter den Weltweisen aus. Sie behaupteten, daß die Seelen der Menschen sowol, als aller übrigen Thiere, sich in einer beständigen Wanderschaft befänden, und wenn sie durch den Tod aus einer der körperlichen Wohnungen vertrieben worden, sie alsobald in eine andere, entweder glücklichere, oder elendere, nach Beschaffenheit ihres Betragens in der vorigen, wieder eingesetzet würden. War demnach jemand von dem Schauplatze dieser Welt abgetreten, so glaubte man, daß er sich nur hinter die Bühne zurückgezogen, um neu gekleidet zu werden, und eine andere ihm bestimmte Rolle zu empfangen, welche, nach Maasgab seines Verdienstes, in Ausführung der letzteren, mehr oder weniger angenehm war.

Ich muß gestehen, daß ich diese Lehre von der Wanderung jederzeit sehr lieb gewonnen, und sie mir beständig eine der vernünftigsten Muthmassungen des menschlichen Geistes von dem künftigen Zustande geschienen.

Ich werde mich daher bemühen, ihre grosse Wahrscheinlichkeit in folgenden Betrachtungen zu zeigen. Erstlich in Ansehung ihrer Gerechtigkeit, zweitens in Ansehung ihres Nutzens, und endlich in Ansehung der Schwürigkeit, die uns, in Ermangelung derselben, bei der Erklärung der Quaalen so vieler unschuldigen Geschöpfe, im Wege stehen würde.

Die Gerechtigkeit dieses Lehrgebäudes betreffend, so ist dieselbe grösser, denn aller der übrigen, indem man damit viel genauer bei dem grossen Gesetze der Wiedervergeltung bleiben kann. Dann nach dieser Verwandelung können die Menschen in dem einen Leben eben diejenigen Ungerechtigkeiten erdulden, die sie in einem andern ausgeübet haben, und zwar in eben und denselben Personen, indem nur einzig die Stellen verwechselt werden. So kann zum Beispiele der grausame Tirann, welcher in dem einen Leben mit dem Elende seiner Sclaven einen Spott getrieben, in dem folgenden unter einem eben so unbarmherzigen Herrn, als er selbst war, alle Drangsaale der Sclaverei fühlen. An den harten und ungerechten Richter kann die Reihe kommen, daß er gefänglich eingezogen, verurtheilet und gehangen wird. Geistliche können durch Feuer und Scheiterhaufen gezwungen werden, diejenigen Glaubensbekänntnisse und Artikel zu glauben, die sie zur Erbauung anderer verfertiget haben; und Soldaten können als wehrlose Bauren und unschuldige Mädgen geplündert und geschändet werden. Der Sachwalter, wenn er in dem Character eines Klienten

wieder

wieder aufstehet, kann mit Aufschub, Expensen, Ungewißheit und Verfall der Sache geängstiget werden; und der Arzt, der in dem einen Leben sich seine Besuche übermäßig bezahlen lassen, kann genöthiget seyn, in dem andern selbst Arzeneien zu nehmen. Alle die, so unter dem Nahmen der Jäger, sich mit dem Elende und Verderben unschuldiger Thiere beschäftiget haben, mögen in der Gestalt der Hasen, Rebhüner und Schnepfen geschröcket und umgebracht werden; und alle diejenigen, welche unter dem viel glänzendern Titel der Helden, sich mit der Verwüstung ihres gleichen belustiget haben, mögen sich unter einander als Kampfhahnen und unbändige Bullenbeisser zerfleischen. Die Staatsmänner, Minister, und alle Grossen, die wichtigen Geschäften gewidmet sind, können, ob sie gleich mißgehandelt haben, nicht bequemer und strenger gestrafet werden, als wenn sie sich gezwungen sehen, ihren vorigen Character wieder anzunehmen, und aufs neue dieselbe Lebensart zu führen.

Hiernächst ist auch der Nutzen dieses Lehrgebäudes seiner Gerechtigkeit gleich, und kömmt damit glücklich überein. Denn, da durch dieses Mittel der Wanderung alle unbequeme und beschwerliche Aemter blos auf diejenigen geleget worden, welche solche durch ihre übele Aufführung in einem vorigen Stande verdienet haben, so werden sie zugleich zu gerechten Strafen für diese, und zum allgemeinen Nutzen der Gesellschaft.

Auf diese Art werden alle, welche mit ihren Lastern in dem einen Leben der gemeinen Wohlfahrt geschadet

det haben, in dem andern gezwungen, es durch ihr Leiden wieder zu ersetzen. Der Tirann also, welcher in der Stelle eines Prinzen, durch seine Gewalt sein eigenes Land unterdrücket, mag gezwungen werden, ihm, als ein Sclave, durch seinen Schweiß einige Dienste zu leisten. Der Strassenräuber, der die Reisende angehalten und geplündert, mag in der Gestalt eines Postpferdes, sie forthelfen, und ihnen dienen. Der metaphorische Bock, welcher mit seinen Anfällen züchtige Bürger geschröcket, kann, nach seiner Verwandelung in einen würklichen Bock, durch seine Lenden sie einigermaassen schadlos halten; und mächtige Eroberer, welche durch ihr Schwerdt die Welt zur Wüste gemachet, müssen, durch eine kleine Veränderung des Geschlechtes und der Stelle, gezwungen seyn, zu deren Wiederbevölkerung zu helfen, wenn sie die Ungemächlichkeiten der Schwangerschaft und die Schmerzen des Kindbettes erdulden.

Was mich betrift, so glaube ich, daß es sich in der That also verhalte. Ich zweifle nicht, daß .... anitzt auf eine .... Galeere geschmiedet sey, und Fernando Cortez in den Bergwerken zu Peru oder Mexiko Gold grabe. Der Strassenräuber Turpin wird gewiß manchmal des Tages, auf dem Hin- und Herwege zwischen London und Epping die Sporen fühlen; und Lord .... und der Ritter Harri.... werden würklich zum Bürgerschmaus gebraten. Ich zweifle nicht, oder Alexander der Grosse und Julius Cäsar, sind schon öfters, nachdem sie in so

glän-

glänzenden und verheerenden Charactern erschienen, im Kindbette gestorben. . . . . ist wohl diesen Augenblick eines Pfarrers Frau in einem entlegenen Dorfe, mit einer zahlreichen und noch immer anwachsenden Familie; und Kuli Khan wird, in der Person eines hochschwangeren Bettelweibes, mit zwei Kindern auf den Armen und drei auf dem Rücken, von einem Kirchspiel zum andern gepeitschet.

Endlich erhellet auch die Wahrscheinlichkeit dieses Lehrgebäudes aus der Schwürigkeit, die ohne dasselbe sich bei der Erklärung der Leiden so vieler unschuldigen Geschöpfe findet. Dann, wann wir um uns herschauen, so erblicken wir davon eine grosse und traurige Verschiedenheit. Unzählige Thiere sind, durch ihre eigne Natur und noch mehr durch unsere Grausamkeit, manchem Elende unterworfen. Sie sind der Laster unfähig, und folglich auch unfähig die Strafen dafür zu verdienen. Sie haben den Beruf ihres Daseyns, so viel wir ergründen können, einzig deswegen empfangen, um andern, die weniger Verdienste als sie haben, zum Vergnügen und Nutzen elend zu seyn. Es ist unmöglich, daß sie diesem ihren unglücklichen Loosse zuvorkommen, dessen schuldig werden, oder einige Ersetzung dafür erhalten können, wenn ihr ganzes Daseyn in dem engen und erbärmlichen Bezirke des gegenwärtigen Lebens eingeschlossen ist. Allein, die hier angedrungene Lehre räumet alle diese Schwürigkeiten aus dem Wege, und macht, daß die ungerecht scheinende Verfügungen mit

der

der strengsten Gerechtigkeit übereinstimmen. Sie unterrichtet uns, daß diesen ihre Quaalen keinesweges unverdienet sind, sondern gerechte Strafen ihrer vorigen Mishandelungen, in einem Stande, worinn sie durch Vorschub ihrer wahren Laster denselben haben entrinnen mögen. Sie lehret uns, daß der gejagte und nachgesetzte Fuchs, wahrscheinlicher Weise, ein arglistiger und raubbegieriger Minister gewesen, der durch seine ungerecht erworbene Güter, sich diejenige Sicherheit erkaufet hat, welche er anitzt mit seiner Flucht nicht erlangen kann. Daß der Stier, welcher mit allen Grausamkeiten, die der menschliche Witz oder Bosheit nur erfinden kann, gehetzet ist, ein unbarmherziger Tirann gewesen, der alle diese Folterungen verübet hat, die er nun selbst ausstehen muß. Der arme, geblendete und eingesperrete Vogel, welcher zuletzt im Kefige verhungert, ist vielleicht ein unerbittlicher Gläubiger, und die verwittwete Turteltaube, die über den Verlust ihres Gatten ihr Leben verächzet, eine Frau nach der Mode gewesen, die sich über den Tod ihres Mannes gefreuet, den ihre übele Aufführung befördert hat.

Niemals kann mir die Lust zu dem leckeren Gericht gebratener Austern ankommen, weil die Bilder der Peinigungen, worunter diese unschuldigen Geschöpfe ihr Leben gelassen, sich meiner Einbildung vorstellen. Allein, wenn ich betrachte, daß sie vermuthlich einmal Spanier zu Meriko, oder Holländer zu Amboina gewesen, so falle ich beides mit guten Magen und guten

Ge-

Gewissen darauf zu, und belustige mich mit den Gedanken, daß ich auf diese Weise den abgeschiedenen Seelen so vieler Millionen Indianer ein angenehmes Opfer darbringe. Ich kann mich niemals mit Zufriedenheit auf einen Postwagen setzen, indem ich die verhungerte, ausgemergelte, vereiterte und geschundene Thiere, so ihn ziehen, blos als Pferde betrachte, die für meine Bequemlichkeit, zu so ausgesuchten und unverdienten Martern verdammet sind. Jedoch, wenn ich nachdenke, daß sie ohne Zweifel einmal als Kerkermeister in Newgate oder Väter der heiligen Inquisition müssen gelebet haben, so jage ich mit so vieler Bequemlichkeit als Geschwindigkeit darauf los, und bin vollkommen zufrieden, daß ich in Verfolgung meiner Tagreise, blos zu Ausführung der strengsten Gerechtigkeit, ein Werkzeug bin.

Ich weiß gar wol, daß verschiedene meiner Leser diese Gedanken für scherzhafte und blos für Früchte einer reichen Einbildung halten werden; ich weiß aber auch, daß daran ein übelgegründeter Hochmuth und ein unrichtiger Begriff von der Würdigkeit der menschlichen Natur Schuld sey. Denn sie sind in sich selbst gerecht und ernsthaft, und führen die grösseste Wahrscheinlichkeit mit sich. Diese ist so groß, daß ich hoffen muß, sie werde eine gute Würkung in der Aufführung solcher gesitteten Leute haben, welche viel zu verständig, gelehrt und herzhaft sind, als daß sie sich mit den Drohungen der Höllen und Verdammniß sollten schröcken lassen. Ich ermahne jedes artige Frauenzim-

zimmer, zu überlegen, wie elend ihr Zustand seyn werde, wenn sie, nach zwanzig oder dreißig Jahren, die bei Karten, in tapezirten Putzzimmern, welche mit gutem Feuer gewärmet worden, vertändelt sind, zuletzt mit einem ihrer Kutschpferde ihren Stand verwechseln müßte. Ein jeder artige Herr mag nachdenken, wie viel schlechter noch sein Schicksal ausfallen möchte, wenn, nachdem er seine Güter, seine Gesundheit und sein Leben in Ausschweifungen, Unempfindlichkeit und Schwelgerei verschleudert, er, in der Gestalt einer seiner Gläubiger, wieder aufstehen sollte.

* *

LXVIII.

Nachricht von lebendigen Kröten, so in Steinen gefunden.

Aus der Beschreibung

der Gegend um Alnwick.

(Gentlem. Mag. 1756. S. 74.)

A.

Ohngefehr 12. Englische Meilen von Alnwick in Nordwesten liegt das Schloß Chillingham,

ham, welches dem Lord Tankerville gehöret. Es ist ein grosses viereckigtes altes Gebäude, so gut unterhalten und aufgeschmücket worden. Verschiedene Schriftsteller erzählen, daß, wie man ein Stück Marmor, welches zum Camin im grossen Saale dienen sollen, durchgesäget, man eine lebende Kröte mitten in demselben gefunden, welche ganz genau die Höhlung, worinn sie lag, ausfüllete, so wie eine metallene Figur die Form, worinn sie gegossen worden. Ich will jetzt nicht über mich nehmen die Wahrheit einer so fremden Geschichte zu bestimmen, sondern nur solche Umstände davon, die ich selbst weiß, erzählen. Das Caminstück war kein Marmor, sondern Grausstein, und in dem Stücke, welches quer über liegt, und das Gesimse oben ausmacht, fand ich eine Höhlung von einer irregulären Figur, welche vollkommen mit den Gliedmassen eines Thieres überein kam; wo es am längsten war, hielt es 7. Zoll, und wo es am tiefsten war, nemlich in der schiefen Richtung, ohngefehr fünfe. Inwendig war es überzogen mit einer dunkelbraunen Materie, welche sehr feste und so glatt und eben war, als ob sie geschliffen wäre. In einem andern Camine auf dem Schlosse Harron war eine gleiche Höhlung von eben solcher Grösse, welches die eine Hälfte der Form zu seyn schien; doch jetzt sind sie beide zernichtet. Das Stück des Steins, welches zu Harron gewesen, ist abgebrochen und verdorben; allein ich weiß nicht wodurch. Als aber der letztverstorbene Graf von Tankerville, da wo der Camin war, ein

Fenster

Fenster machen ließ, so ward durch die Arbeitsleute das Stück Grausteín zerbrochen, und mit in die Mauer geleget. Nichts destoweniger findet man noch allda einen grossen Rahmen, der über dem Mantel des Camins zu hangen pfleget, in welchem sich ein Wapen befindet, in dessen Felde eine grosse Kröte sitzet, auf dem Helm ein Pfifferling mit einer kleineren Kröte, das Laubwerk besteht aus durch einander gewebten Schlangen, das Schnitzwerk des Rahmens aber aus Schlangen und Eidexen. Und folgende Innschrift steht mit goldenen Buchstaben in zweien Ovalen, halb an der rechten, und halb an der linken Seite des Wapens:

Heus Stagyrita
Ius si velis quid mirabilius Euripo
Huc venito
Fluant refluantque maria et sit lunaticus
Qui sus *Triuiam* spoliat honore
En tibi noui quod non portat *Africa*
Nec sabulosis *Nilus* arenis
Ignem flammamque puram
Aura tamen vitali cassam
Caeco è recessu sciſſi quod vides saxi
Obstetrici lucem *Lithotomi* dedere manus
Vivo bufoni.

* * *
* * * * * *

Herois nobili nascitur in aula
Plebeiae dedecus philosophiae

Suos

Suos hic non ridens atomos *Democritus*
Hicque secunda iactet pro primis
Triceps *Agyrta*
Centico oportet nauiges *Anticyram*
Somnia si velis trutinare sanum
Quotquot occurrant
Citius occisos *Themison* aegrotos
Citius enumeret *Hippia* moechos
Oedipum tibi praestare possum
Albae nempe filium gallinae
Testam hic videas pullus vnde siet
Dicet *Harueius.*

Est et à Ioue bufo.

B.

Nachrichten von Kröten, die man in Steinen gefunden.

(Gentlem. Magaz. 1756. May. p. 240.)

Der Herr, welcher ihnen in einem der vorigen Monate eine Nachricht von Alnwick gegeben, erzählet eine Geschichte, welche er als sehr fremd ansiehet, und vor deren Wahrheit er nicht stehen will, daß man nemlich in einem durchsägten Stücke Marmor, oder wie er meinet, Quaderstein, eine lebende Kröte in einer Höhlung gefunden. Einige möchten glauben, das Zeugniß verschiedener Schriftsteller, und vornemlich das Wapen und die Lateinische Inschrift, wären hinlänglich gnug, einen jeden unpartheiischen Mann zu bewegen, solches zu glauben.

Nichts destoweniger, damit ich die Möglichkeit dieser Sache ausser allen Zweifel setze, so will ich eine ähnliche Historie mittheilen, welche sich 1743. zugetragen. Ich hielte mich damals zu Wisbech auf der Insel Ely auf, und habe es mit eigenen Augen gesehen. Hr. Charlton ein Steinhauer, welcher nächst am Flusse am Ende meines Gartens wohnte, kam zu mir ins Haus, und bat mich, daß ich mit ihm zu seiner Bude hinuntergehen möchte, weil er mir etwas Sonderbares zeigen wollte. Der Marmor war eben wie ich hinkam, von einander gesäget, und eine lebendige Kröte, welche von mehr als gewöhnlicher Grösse war, hatte sich in die Mitte des Stückes Marmor genistet. Die Höhlung, worinn sie lag, war etwas grösser, als die Kröte, und hatte fast die nehmliche Figur. Die Höhlung selbst war, wie ich mich sehr wohl erinnere, von einer dunkelgelben Farbe, und um ihr herum war fester und klarer Marmor, einige Zoll an allen Seiten dick, welcher die Kröte einschloß. Die Kröte schien ganz gesund und zufrieden, und war durch das lange Einsperren nichts magerer geworden. Das ist die wahre Geschichte, welche ich selbst weiß, und deren Wahrheit Hr. Charlton der noch in Wisbech wohnet, bezeugen kann.

Die Sache ist gewiß, ob ich gleich nicht weiß, was vor hinlängliche Erklärungen ein Philosoph davon geben könnte. Ich habe zwar ofte auf die Erklärung derselben gedacht, aber ich muß bekennen, daß ich mich nicht geschickt dazu finde. Ich bin zuwei-

len

len auf die Gedanken gekommen, es müßten verschiedene Gattungen von diesen Thieren seyn, obgleich die, welche ich gesehen, das völlige Ansehen und alle Eigenschaften einer ordentlichen Kröte hatte. Ich vermuthe, daß wenn man eine Kröte unter eine Glocke setzt und die Luft auspumpet, sie wie andere Thiere sterben würde, ob ich gleich nicht weiß, daß es jemals versuchet worden. Es wird mir lieb seyn, wenn ein Gelehrter diese Schwierigkeit auflöset, wie es nemlich möglich gewesen, daß diese Kröte so viele Jahre (wie doch nach allem Anscheine gewiß ist) ohne Luft und Nahrung habe leben können.

Ramsai. *T. Whiston.*

Ein andres Beispiel.

Den 14ten Jun. voriges Jahres fand ich zu **Groß-Yarmouth** in einem Quadersteine, der in der Grafschaft **Rutland** gehauen, eine lebendige Kröte. Der Stein war 4. Fuß lang, breit 3. F. 6. Zoll, und 1. F. 6. Zoll dick. Als ich diesen Stein in der Mitte durch gesäget, bemerkte ich 6. Zoll von der Ecke des Steins eine Höhle, worinn die Kröte lag. Ich nahm sie mit meinem Zirkel heraus, und ward nicht gewahr, daß ich bei dem Herausholen einerwärts anstieß. Als ich sie auf die Erde setzte, hüpfte sie zwar herum, starb aber innerhalb einer Stunde. Sie hatte einen gelben Strich über den Rücken, der seine Farbe aber, so bald sie gestorben, veränderte. Die Höhlung war ohngefehr 3. Zoll lang, und eben so tief.

Den Stein beschaute ich genau, konnte aber keine Ritze oder Spalte daran gewahr werden. Das innere der Höhle war glatt, und hatte das Ansehen, als ob sie gepoliret wäre.

Zu Urkund dessen habe ich solches selbst unterschrieben den 25ten Jul. 1716.

John Malpas.

Ich war auch gegenwärtig, und sah die Kröte, wie sie noch lebte, solches habe eigenhändig bezeugen wollen.

Peter Hurford. Maurmeister.

C.

Von den lebendigen Thieren, welche in der Mitte der härtesten Steine, ohne einigen Zugang von aussen, gefunden worden: nebst den Muthmassungen über diese Erscheinung des Herrn le Cat, Mitgliedes der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Rouen, und der Königlichen Gesellschaft zu London.

(Gentlem. Magaz. 1756. Iune. p. 279.)

Der erste Vorfall dieser Art wurde bekannt gemacht durch Don Antonio de Ulloa, einem der Spanischen Herren, welche die Französischen Academisten auf ihrer neulichen Reise wegen der Mittagslinie begleiteten, und Mitgliede der Königl. Gesellschaft zu London. Er sahe in Madrit zween Würmer, welche

che des Königs in Spanien Bildhauer mitten in einem rohen Stücke Marmor gefunden hatte. Der zweete Vorfall wurde durch Herrn le Prince, Bildhauer der Academie zu Rouen, der Welt bekannt gemacht; indem er zu *Ecretteville* eine kleine Kröte sahe im Mittelpuncte eines sehr harten Steines 4. Schuhe lang, und 2. dick, welchen er durch zween Steinhauer hatte durchschneiden lassen.

Misson redet in seiner Reisebeschreibung nach Italien von einem lebendigen Krebse, welcher mitten in einem Stücke Marmor bei Tivoli gefunden worden. Wie Herr Peyssonnel, des Königes Arzt, zu Guadeloupe einen Brunnen neben seinem Hause graben ließ, fanden die Arbeitsleute lebendige Frösche in den felsigten Schichten. Dieser Herr stieg selbst, um nicht betrogen zu werden, in den Brunnen hinab, bohrete in den Felsen, und brachte lebendige grüne Frösche, welche den gemeinen in allen Stücken gleich waren, herauf. Diese und noch andere dergleichen Vorfälle erzählet Herr le Cat, und untersuchet darauf die Möglichkeit und Entstehungsart dieser Erscheinungen.

Wäre ein Weg vorhanden, wodurch die äussere Luft in die Höhlen, welche die Thiere enthalten, gelangen könnte, wie man nach Bonani in denen Felsen wahrgenommen, woraus man in Italien lebendige Maulwürfe gezogen hat: so würde die Erklärung, wie er sagt, so schwer nicht seyn. Allein man versichert, daß die Würmer des Marmors in Spanien, und die Krö-

te, welche man im Mittelpuncte jenes harten Steines in der Normandie gesehen, gar keinen Zugang der Luft gehabt haben.

Herr le Cat erkläret und widerleget die Meinung einiger Naturkündiger, welche sich einbilden, daß die Eier dieser Thiere, welche von dem höchsten Wesen erschaffen worden, und im Anfange der Welt auf dem Nassen des ganzen Alls geschwommen haben, seit der Zeit beständig im Inneren der Felsen seyen eingeschlossen gewesen.

Es ist nicht genug, sagt Herr le Cat, daß ein Ei gebildet worden, sondern es muß auch befruchtet werden. Da nun nach der durchgehends angenommenen Meinung, nicht alle Eier, welche von dem Schöpfer durch das ganze All sollen zerstreuet worden seyn, eine solche Befruchtung können empfangen haben, (denn sonst wären keine Männlein nöthig gewesen) so ist die erste Verbesserung, welche man bei dieser Meinung machen muß, diese, daß diese Eier nicht in jenem ursprünglichen allgemeinen Weltmagazin können enthalten gewesen seyn; welches auch zu dem Lehrgebäude der Zeugung vielleicht nicht so nothwendig erfordert wird, als man sich einbildet: sondern daß das Ei z. E. unserer Kröte müsse eins von denenjenigen gewesen seyn, welche schon durch ein Männlein dieser Art Thiere befruchtet gewesen, und daß die Entstehung dieses Thieres gerade von der Zeit an zu rechnen sey, wie das befruchtete Ei, durch eine besondere grosse Umwälzung der Dinge in der Materie, woraus der Fels entstanden, eingewickelt worden.

Diese

Diese Anmerkung kann vielleicht das erste Datum unsers beidlebigen (amphibious) Thieres auf einige tausend Jahr verkürzen, indem wahrscheinlicher maassen die Bildung des Felsen viel später ist als die Schöpfung der Welt: allein man mag die Sache drehen wie man will, so wird doch die Schwierigkeit nicht gehoben. Ein Fels wird doch allezeit als etwas, das sehr alt ist, angesehen werden, und es läßt sich schwerlich glauben, daß solche dichte Cörper gleiches Alters seyn sollten mit irgend einem itzo lebenden Thiere. Dies müßte man doch von dem Felsen und der Kröte zu Ecretteville behaupten. Wollte man dieser harten Masse nur ein Alter von 3000. Jahren geben, so würde es doch muthmaßlich der jüngste von allem, was Fels heisset, seyn. Wer kann aber glauben, daß das Leben einer Kröte, eines Wurms, eines schlechten Insects, welches gemeiniglich nur einige Monate, höchstens ein paar Jahre dauret, sich so erstaunlich weit erstrecken sollte? Wird es weniger unglaublich scheinen, wenn man sagt: die Mäßigkeit dieser Thiere müsse ausserordentlich gewesen seyn; ihre Bewegung müsse ungemein schwach und fast gar nichts gewesen seyn, mithin ihr Wachsthum und Lebensstufen unendlich langsam fortgegangen seyn; der Mangel der Luft, oder vielmehr ihre Beschirmung für die manchfaltigen Eindrücke dieses verderbenden Elements; alles dieses habe zu ihrer Erhaltung ein vieles beigetragen? Ich gestehe diese Gründe würden von grossem Gewichte bei mir seyn, wenn nicht das Leben

dieser Thiere ihre natürliche und gewöhnliche Dauer so gar unzählige male überträffe. Ich könnte vielleicht zugestehen, daß z. E. ein Wurm in obbemeldeten Umständen 50. Jahr lebe, obgleich die Natur ihm nur eins bestimmet: aber drei oder vier tausend Jahre scheinen mir alle Grenzen der Möglichkeit zu überschreiten, und die Unwahrscheinlichkeit stellet sich in voller Grösse wiederum dar. Die ältesten Menschen, wovon ich mich erinnere gehöret zu haben, sind Henry Jenkins ein Engländer, welcher im Jahr 1670. starb, alt 169. Jahr. Johan Novin gebohren zu Szatlova Caransbertscher im Bannat von Temeswar, welcher 172. Jahr, wie sein Weib 164. Jahr alt wurde, nachdem sie 147. Jahr im Ehestande gelebet hatten. Ihr jüngster Sohn war bei des Vaters Tode 90. Jahr. Peter Zorren, ein Bauer von Kevereſch, auch im Temeswarer Bannat, starb in seinem 185. Jahre, den 5. Jan. 1724. wie das jüngste von seinen Kindern 97. Jahre erreichet hatte. Dieser Zorren lebte bloß von Gemüse. Ich habe die Abbildung der drei zuletzt gemeldeten Personen in Lebensgrösse, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung zu Brüssel in Prinz Carls Bibliotheck gesehen. Mäßigkeit scheinet der vornehmste Grund ihres zwei- bis dreimal verdoppelten Lebensalters gewesen zu seyn. Gesetzt aber, sie hätten durch genauere Vorsichtigkeit ihre Tage noch drei bis viermal so weit verlängern können, an dessen Möglichkeit sich doch zweifeln läßt; was sind denn 2. bis 300. Jahre eines Menschen, in Vergli-

gleichung mit so viel 1000. Jahren eines Wurms? Wir müssen derohalb, sagt Herr le Cat, diese Meinung ganz fahren lassen, und es für unmöglich halten, daß entweder der Wurm oder die Kröte, welche in dem Marmor eingeschlossen waren, ein so erstaunliches Alter sollten erreichet haben. Ich sehe auch in der That keine Nothwendigkeit dieses anzunehmen. Weil das Ei, worinn sie enthalten waren, 3000. Jahr eingeschlossen gewesen, muß darum auch der Lebensanfang der Thiere so weit zurück gesetzet werden? Konnte ein befruchtetes Ei, welches in der zu einem Steine gehärteten Materie so enge eingeschlossen gewesen, gar einmal ausgebrütet worden seyn, und würde es nicht versteinert worden seyn, eben wie andere Theile von Thieren, welche wir den Steinen einverleibet finden, wenn nicht zum Glücke zu der Zeit, wie nach ausgedünsteten überflüßigen Feuchtigkeiten, die Materie ihre Festigkeit bekam, ein kleiner leerer Raum wäre übrig geblieben, welcher das Ei für die Versteinerung in Sicherheit setzte, und mit einem Luftkreise umgab, wodurch die thierische Feuchtigkeit und der Grund des Lebens in dem ganzen erhalten worden. Denn wenn keine äussere Luft und Wärme hinzukommen kann, so kann der Samengeist, welcher zu einem Stein zusammen gedrungen worden, indem er weder durch äusserliche noch innerliche Bewegung zerstreuet wird, ganze Jahrhunderte hindurch dauren. Können wir die Fruchtbarkeit eines Eies Jahrelang erhalten, durch einen blossen

Firniß; können wir denselben Vortheil dem Getraide verschaffen, wenn wir es für dem Reiben der Luft und für Feuchtigkeit bewahren, was läßt sich nicht vermuthen, von einem Ei, welches in dem Mittelpuncte eines Felsens dafür gesichert ist? Wir können also wohl begreifen, daß es in solchem Stande der Unwirksamkeit einige 1000. Jahre verharren könne, ohne ausgebrütet zu werden, ja daß es zu seiner Entwickelung gar nicht gelangen könne, es sey denn durch einen sehr hohen Grad einer oft wiederholten oder lange anhaltenden Wärme. Stellen wir uns nun das langsame Wachsthum unsers jetzt ausgeheckten Thieres vor, so ist dasselbe, obwohl es mit keiner Dauer von 3000. Jahren kann verglichen werden, doch hinlänglich uns Gelegenheit zu geben, daß wir unter der ungeheuren Menge Steine, welche von Zeit zu Zeit durchschnitten oder durchbrochen werden, einen oder andern finden, welcher eines von diesen einsamen Wunderthieren in sich schliesset.

* *

LXIX.

Erklärung einer dunkeln Stelle im Virgil.

(Gentl. Mag. März 1756. S. 131.)

Ich bin allemal der Meinung gewesen, daß man die alten Schriftsteller, sowohl geist- als weltliche

weltliche, nicht recht verstehen könne, ohne eine gehörige Kenntniß des Alterthums zu besitzen und ohne mit den Sitten und Gebräuchen, den Leichen- und heiligen Ceremonien, den Gewohnheiten ꝛc. der Alten, deren Schriften wir täglich gebrauchen, ganz genau bekannt zu seyn; nicht weniger auch zu wissen, was sie ihren Gottheiten zueignen, und wie sie dieselbe abbilden. Diejenigen, welche nach Italien reisen, haben eine schöne Gelegenheit, einen reichen Vorrath von diesem so nützlichen Aste der Gelehrsamkeit aus denen vortreflichen Originalen der Gemmen und Bildsäulen zu sammlen, welche sie so ofte zu betrachten das Glück haben. Ja, wenn ich bedenke, wie viele Stellen im **Virgil**, **Horaz**, und **Juvenal** von Herrn **Addison**, beides in seiner **Reisebeschreibung** und der **Abhandlung von Münzen** erläutert worden, so muß ich diejenige beneiden, welche sich nach derselben Gegend begeben, zu einer Zeit, da sie mit den neuen Entdeckungen von Herkulaneum bereichert worden. Auf diese Betrachtungen bringet mich eine Stelle im **Virgil**, die meines Erachtens bisher nicht völlig verstanden worden, weil man dabei auf eine alte Gewohnheit nicht acht gehabt. Diese Stelle befindet sich Eclog. I. 34.

Quamvis multa meis exiret victima septis,
Pinguis et ingratae premeretur caseus urbi,
Non unquam *gravis aere* domum mihi *dextra*
redibat.

Ti-

Tityrus, sagt er, habe während seiner ersten Liebe, so viele Sorge und Mühe er sich auch gegeben, nichts gewinnen können, seine rechte Hand käme niemals schwer vom Markt zurück. Ob es nun aber gleich ein gewöhnlicher Ausdruck ist, einer Hand voll Geld oder mit leerer Hand seyn, so macht dieses doch die Sache noch nicht aus. Dann es scheinet, daß hier auf die Gewohnheit der Alten, da sie den Geldbeutel in der rechten Hand hielten, angespielet werde. Bei Leonardus Augustinus P. I. no. 199. findet man auf einer Gemme das Bildniß des Merkurs, der in derselben Hand, als der Gott des Gewinnes einen Geldbeutel hält. Jedoch, ich will eine Stelle aus der Aeneide anführen, welche, wenn man nicht bei der Erklärung derselben diese Gewohnheit zu Hülfe nimmt, ganz unverständlich ist. In dem sechsten Buch V. 613. dieses Gedichtes zählt Virgil unter den Verdammten auch diejenigen auf, welche ihre Herren bestohlen.

— Nec veriti dominorum fallere dextras

Wie könnte aber *fallere dextras* einen bestehlen heissen, wenn der Leser sich nicht von ungefehr erinnerte, daß man in dieser Hand den Geldbeutel zu halten gewohnt gewesen? Weiß man aber diese Gewohnheit, so wird die Redensart alsobald klar und sehr nachdrücklich, und diese beiden Stellen des Virgils werden sich eine die andere sehr glücklich und fein erläutern.

Paul Gemsege.

LXX.

* *

LXX.

Beschreibung der Handlung in China.

(New Univ. Magaz. 1755. Febr. p. 47.)

Die Handlung ist die fruchtbare Quelle, woraus diejenigen Reichthümer fliessen, welche verursachen, daß Glückseeligkeit und Ueberfluß in China herrschen. Die Handlung, die in dem Herzen dieses Reiches geführet wird, ist so groß, daß keine von ganz Europa damit in Vergleichung gesetzet werden kann. Die Provinzen sind so vielen Königreichen gleich, deren eine der andern, was sie besonders haben, mittheilen: und dieser Umstand vereiniget alle diese Provinzen, und führet den Ueberfluß allen Städten zu.

Die Provinzen von Hou-quang und Kiang-si liefern denen Reiß, die damit nicht so gut versehen sind. Die Provinzen von Tche-kiang verschaffen die feineste Seiden, und die von Kiang-nan, Fernitz, Tusch und die schönsten Werke von allerlei Art; die von Yun-nan und Chensi und Chansi bringen Eisen, Kupfer, verschiedene andere Metallen, Pferde, Maulesel, Cameele und Pelzwerk hervor; die von Fokien

kien hat Zucker und den besten Thee; und die Provinz Set-chuen Pflanzen, Arzneikräuter, Rhabarber und andere dergleichen nutzbare Sachen.

Alle diese Kaufmannswaaren, welche auf den Flüssen mit leichter Mühe fortgebracht werden, sind bald abgesetzet; so daß man Kaufleute siehet, welche innerhalb drei oder vier Tagen nach ihrer Ankunft in einer Stadt, fünf oder sechs tausend Packen, die sich für die Jahreszeit schicken, verkauft haben. Auch können die geringsten Leute, wenn sie gut haushalten, Mittel finden, durch ihre Handlung sich leicht ihren Unterhalt zu erwerben.

Da die Handlung in China so groß ist, so muß man sich nicht zu sehr verwundern, daß die Einwohner um fremde Handlung sich nicht sonderlich bekümmern, und daß ihre Reisen zur See niemals durch die Strassen von Sonda gehen, und ihre weitesten Schiffahrten nicht weiter reichen, als bis Achen von der Seite Malacca, und von der Sonda Seite bis nach Batavien, welches den Holländern gehöret, und von der Nordseite bis nach Japan.

I. Ueberhaupt, wenn sie nach Japan handeln, segeln sie im Brachmonath und Heumonath aufs längste ab; sie fahren nach Camboya oder Siam, wohin sie die Bequemlichkeiten, die dieses Land erfordert, abführen, und nehmen andere mit sich, die in Japan stark gesuchet werden, und wenn sie wieder zurück nach Hause gekommen; haben sie 200 Procent verdienet.

1. Sie bringen nach Japan Arzneien hin, als Gin-seng, Aristolochia, Rhabarber, Mirobolanen ꝛc.

2. Die Rinde von Arua, oder Indianische Nuß, Büffel- und Ochsenhäute, Zucker, woran sie tausend Procent gewinnen.

3. Alle Arten von Seidenstoffen, besonders Atlaß, Taffeten, Damasten, und vornehmlich schwarze.

4. Seiden Canten, Adler- und Sandelholz, welches die Japaneser sehr hoch schätzen, um ihren Götzen damit zu räuchern, welches sie oft thun, und endlich Europäische Tücher und Cammeloten, woran sie funfzig Procent gewinnen.

Die Bequemlichkeiten, die sie wieder zurück führen, sind:

1. Feine Perlen, woran sie oftmals tausend Procent gewinnen. 2. Eiserne Stangen oder gearbeitetes Kupfer, als Wageschaalen, Kohl- und Bratpfannen ꝛc. 3. Degenklingen, welche in Japan für einen Piaster, und für zehn in China verkaufet werden. 4. Buntes und glattes Papier, wovon die Chineser Fecher machen. 5. Sehr schön Porcelain. 6. Lakkirte Arbeiten, welche so schön nirgend anderswo gefunden werden. 7. Rein Gold, und ein gewiß Metal Tombac genannt, woran sie zu Batavia funfzig bis sechzig Procent gewinnen.

II. Die Chineser handeln auch nach Manilla, wohin sie Seiden, gestreiften oder mit Blumen von verschiedenen Farben gezierten Atlaß, feine ausgenehete Arbeit, Tapeten, Küssen, Nachtkleider, seidne Strümpfe,

pfe, Thee, Porcellain, lackirte Sachen, Gewürzwaare, und andere Sachen, bringen, und insgemein funfzig Procent daran gewinnen, und nur allein Piasters dafür zurück bringen.

III. Die ordentlichste Handlung der Chineser ist nach Batavia, die Waaren die sie dahin bringen, sind: 1. Grüner Thee und Porcellain. 2. Golddrath, Goldpapier, wovon etliches nicht nach dem Gewichte, sondern in kleinen Rollen verkauft wird, und dieses ist theuer, weil es mit dem besten Golde bedeckt ist. Was aber die Chineser nach Batavia bringen, wird allein nach dem Gewicht in Päckgen verkauft, welche mit breiten Schnüren von rother Seide zusammen gebunden sind, die sie gebrauchen, die Farbe des Goldes zu erhöhen, und die Päckgen schwerer zu machen. Die Holländer brauchen dieses nicht, sondern führen es nach den Malaiischen Ländern hin, wo sie ansehnlichen Nutzen damit machen. 3. Toutenaque, ein Metal, das aus Eisen und Zinn bestehet, woran sie hundert, bisweilen hundert und funfzig Procent gewinnen. 4. Gewürz, und besonders Rhabarber. 5. Eine grosse Menge kupferne Gefässe.

Von Batavia bringen sie zurück, 1. Silber in Piastern, 2. Specereien, 3. Schildkröten Schaalen, wovon sie sehr schöne Arbeit machen, und kann man für 6 bis 7 ggr. zierliche Schnupftobacksdosen nach der Europäischen Art gemacht, kaufen. 4. Sandelholz, beides schwarz und roth, wie auch Brasilienholz. 5. Geschnittene Agatsteine, womit die Chineser ihre

Gürtel

Gürtel auszieren. Sie gebrauchen dieselbe auch als Knöpfe an ihren Mützen, und machen ihre Halsbänder daraus. 6. Gelben Bernstein in Stücken, welchen sie sehr wohlfeil kaufen. 7. Europäische Stoffen, welche sie auch wohlfeil kaufen, und zu Japan wieder verkaufen.

Die Chineser fahren auch, obgleich selten, nach Achen, Malaca, Char, Patana, Ligor, welches von dem Königreiche Siam abhängt, Cochinchina und einigen andern Küsten.

Aus diesen Ländern bringen sie wenig wieder zurück, ausgenommen Specereien, Vögelnester, welche der Chineser angenehmstes Essen sind, Reiß, Camfer, Rotin, eine Art langes Rohr, wie kleine Stricke zusammen geflochten, Fackeln von Baumblättern gemacht, die wie Pech brennen, Gold, Zinn ꝛc.

Was die Handlung betrift, welche die Europäer mit den Chinesern führen, so sind wenig Häfen, Canton ausgenommen, wo sie handeln können. Vordem brachten sie hieher Tuch, Cristall, Degenklingen, Taschenuhren, Ferngläser, Spiegel und andere Sachen von gleicher Beschaffenheit; aber seitdem die Engländer alle Jahr gewöhnlich hieher kommen, so sind diese Waaren so wohlfeil als in Europa geworden, und Corallen, die ehedem so theuer waren, können kaum ohne Schaden verkauft werden.

Solchergestalt ist es nur allein das Silber, womit wir mit Vortheil nach China handeln können. Wir finden auch einen beträchtlichen Gewinn, wenn wir

Gold, welches daselbst zum Verkauf ausgestellet wird, kaufen. Wir können hier auch vortrefliche Materialwaaren, verschiedene Sorten von Thee, Golddrath, Muscus, kostbare Steine, Perlen, Queckſilber ꝛc. kaufen, aber die grösseste Handlung, welche die Europäer hier aufkaufen, besteht vornemlich in lackirter Arbeit, Porcellain, und allen Arten seidener Stoffen.

* *

LXXI.

Besondere Nachrichten den Herrn Archibald Bower den Verfasser der Historie der Päbste betreffend.*

(Gentlem. Mag. 1756. Jun. S. 281.)

Herr Bower kam, nachdem er der Römischen Kirche, in der er ein Bedienter der Inquisition gewe-

* Wir haben geglaubt, es würde unsern deutschen Lesern nicht unangenehm seyn, die einen in der gelehrten Welt so berühmten Mann, als Herr Bower ist, betreffende geheime Nachrichten in ihrer Mutterſprache zu lesen, vornemlich da die gelehrten Verfasser der Gött. Gel. Anz. von diesem Jahre, einen jeden auf den Ausgang aufmerksam gemacht.

gewesen, entsaget hatte, im Jahr 1726. nach England. Einige Zeit nach seiner Ankunft machte er bekannt, daß er die Geschichte der Päbste wollte drucken lassen, vornemlich um die Lehre von der Unfehlbarkeit derselben, die sich auf ihre ununterbrochene Nachfolge auf den päbstlichen Stuhl gründet, durch unwidersprechliche Zeugnisse zu widerlegen. Man unterstützte diese Vorschläge, und munterte ihn auf, so daß er 1748. den ersten Band seines Werkes heraus gab.

Kurz nach der Herausgabe desselben erzählte der Ritter Edward Mostyn ein Römischcatholischer Baron, dem Ritter Thomas Mostyn, daß Bower die Römische Religion deswegen, weil sie ihn nicht zum Bischof machen wollen, verlassen hätte, und solches könnte er, wie er behauptete, mit des Bowers eigener Hand beweisen. Im abgewichenen Hornung, aber, wie man schon lange dem dritten versprochenen Bande des obbesagten Werks entgegen gesehen, sagten Personen von grossen Ansehen dem Herrn Bower, daß der Ritter Henrich Bedingfield ein anderer Römischcatholischer Baron, ihnen fünf Briefe gezeiget, welche er zwischen 1743. und 1747. geschrieben haben sollte. Sie wären an einen Englischen Jesuiten Nahmens Sheldon, der nachher gestorben, unter dem Nahmen Elliot Brown gerichtet gewesen. Er hätte unter andern darinn geschrieben, daß er mit der Römischcatholischen Kirche wieder versöhnet wäre, daß er grosse Reue wegen seines

Abfalls hätte, und daß er bereit wäre, wo der Provincial oder Oberste der Jesuiten ihn hinzusenden gefügt finden würde, hinzugehen. Es ließ auch der Ritter Henrich Bedingfield einige Fragen an Herr Bower durch eben die vornehme Person, der er die Briefe gezeiget hatte, (welches man meint, daß es der Ritter Georg Littleton sey) ergehen, wodurch dann folgende Briefe und Nachrichten entstanden:

(An den Herrn Baron Henrich Bedingfield.)

Mein Herr!

Des Herrn Bowers Antwort auf die Fragen, welche Sie an ihn durch mich gelangen lassen, ist gänzlich verneinend. Er stimmet mit mir darinn, daß er Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt, überein, und glaubet, daß Sie unschuldiger und unwissender Weise durch die falschen Briefe, die Sie besitzen, und welche die offenbarsten und handgreiflichsten Betrügereien enthalten, verführet worden seyn. Er wird aber mit ersten in den Zeitungen demjenigen, der ihm den Verfasser und Schreiber der Briefe, auf daß er ihn gerichtlich belange, entdecket, eine Belohnung versprechen.

1756. den 11. Febr.

(An den Herrn Littleton)

Piccadilly den 12. Febr. 1756.

Mein Herr!

Ich empfieng gestern Abend Ihren Brief zu spät,

als

als daß ich ihn beantworten können; dann ich war eben zu Bette gegangen. Was Herr Bower vorhat, scheint mir sehr gefügt zu seyn. Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich auf einige Weise behülflich seyn könnte, um Betrügereien zu entdecken, von welchem Character und Ansehn auch ihre Urheber seyn möchten. Ich hoffe Sie werden es mir erlauben, daß so bald ich von Norfolk zurück komme, (wohin man mir angerathen hat, daß ich, so bald ich nur die Schuhe wieder anziehen könnte, mich hinbegeben sollte, um die Luft zu verändern,) ich die Ehre Dero Bekanntschaft, welche diese Kleinigkeit zu meinem Glücke erneuret hat, weiter fortsetzen möge.

Ich bin ꝛc

Henrich Bedingfield.

(An den Ritter Henrich Bedingfield.)

12. Febr. 1756.

Mein Herr!

Ich habe so eben Dero angenehmes Antwortschreiben auf meinen gestrigen Brief empfangen, und wird es mir jederzeit eine grosse Freude seyn, die Bekanntschaft mit einem Manne von Ehre und Verdienst, wie ich glaube, daß Sie sind, zu erneuren und fortzusetzen. Aber darinn bin ich nicht mit Ihnen einer Meinung, daß den Charakter eines unschuldigen Mannes auf eine so schändliche Art anzutasten, eine Kleinigkeit sey: vornemlich wenn es aus keiner andern Ursache geschieht, als weil derselbe sich in Vertheidigung der

Protestantischen Sache hervor gethan. Diß wird vielleicht die beste Widerlegung der Geschichte der Päbste seyn, die die Römische Kirche ausfündig machen kann, u. könnte bei den einfältigsten Leuten von einigen Nutzen seyn, aber bei den mehresten wird sie Unwillen und Abscheu erregen, und zur Beschämung derer, die Urheber solcher abscheulichen Betrügerei gewesen, gewißlich ausschlagen. Und da ich festiglich glaube, daß Sie keinen Antheil hieran haben können, so bin ich mit der größten Hochachtung ꝛc.

Littleton.

Herr Bower setzte inzwischen folgende Nachricht auf, welche in dem Publicadvertiser den 13. Febr. 1756. zuerst bekannt gemacht wurde.

Nachdemalen fünf untergeschobene Briefe, die die größten und offenbarsten Falschheiten in sich enthalten, und von denen man vorgiebt, daß sie durch Archibald Bower Esq. an einen nun verstorbenen Englischen Jesuiten geschrieben wären, einem vornehmen Römischcatholischen Herrn in London zu Händen kommen, der durch den Betrug ihres Verfassers verleitet, ob man sie gleich einige Jahre verborgen gehalten, zum Nachtheil des Characters obbesagten Archibald Bower sie als ächte Briefe gezeiget: so verspricht ebengenannter Archibald Bower demjenigen, welcher den Urheber und Verfasser obbemeldeter Briefe, damit er gerichtlich belanget werden könne, anzugeben im Stande ist, hiedurch 100. Guineen zur Belohnung.

Auch

Auch schrieb Herr Bower des folgenden Tages an den Ritter Henrich Bedingfield, der, wie ihm berichtet, die fünf Briefe besitzen sollte, nachstehende Zeilen:

den 14 Febr. 1756.

Mein Herr!

Da ich vernommen, daß Sie bald nach Norfolk verreisen werden, so finde ich es vor nöthig um eine Abschrift der unter meinem Nahmen sich bei Ihnen befindenden Briefe zu ersuchen. Eine Gerechtigkeit, welche Sie nicht versagen werden Ihrem ergebenen Diener,

A. Bower.

Hierauf antwortete der Ritter folgender massen:

Piccadilly den 14. Febr. 1756.

Wenn Sie den Ritter Georg Littleton um das Abfassen der Nachricht, welche Sie gestern in die Zeitungen setzen lassen, befraget hätten, so würde er Ihnen, wie ich mir schmeichele, nicht gerathen haben, die Worte als ächte hinbei zu fügen. Dann ich sagte ihm, wie er mir die Ehre seines Besuches gönnte, daß, weil ich niemals ihre Hand gesehen, ich nicht behaupten könnte, daß diese Briefe ächt wären, und daß ich deswegen begierig wäre die Meinung der Herren, die Ihre Hand wohl kenneten, darüber zu vernehmen. Was die Abschrift der Briefe anbetrift, die Sie in Ihrem heutigen Schreiben begehren, so muß ich dar-

darüber erst die Meinung meines Advocaten vernehmen. Wenn es vor rathsam gehalten wird, so werde ich Ihnen davon Nachricht geben, sonst werde ich Sie mit meinen Briefen nicht beunruhigen.

Ich bin ꝛc.

Henrich Bedingfield.

Nachdem Herr Bower noch zween oder drei Tage, ohne die geringste Nachricht von Ritter Henrich zu bekommen, gewartet hatte, ersuchte er dieselbe vornehme Person, welche seinentwegen schon zween Briefe an den Ritter abgelassen, noch den dritten zu schreiben; welches er auch folgendermassen ausrichtete:

(An den Ritter Henrich Bedingfield.)

Mein Herr!

Herr Bower hat von mir begehret Sie zu befragen, ob Sie die Person angeben können, durch welche die unter seinem Nahmen erdichtete Briefe in Ihre Hände kommen? oder warum Sie solche so lange verborgen gehalten, und nur sehr wenigen gezeiget haben; und warum Sie sie eben jetzt allenthalben zeigen? Es wird mir auch ein Vergnügen seyn zu vernehmen, wann ehe sie solche dem Herrn .... gewiesen. Mir deucht nicht, daß sie dem Herrn Bower eine Abschrift der Briefe, welche ihn in den Stand setzen könnten, die Betrügerei zu entdecken und zu beschämen, mit Recht versagen können. Ich bin ꝛc.

Littleton.

Dieses

Dieses Schreiben, welches kein datum hat, beantwortete der Ritter Henrich an demselben oder folgenden Tage gleichfals ohne datum, mit diesen Zeilen.

(Dem Herrn G. Littleton.)

Mein Herr!

Sie werden es entschuldigen, daß ich jetzt keine der in Ihrem Briefe enthaltenen Fragen beantworte. Ich glaube daß hiezu eine beßre Gelegenheit alsdenn seyn wird, wenn die Sache vor Gericht kömmt (in to Westminsterhall). Mein Herr!

Ich bin Ihr ergebenster Diener
Henrich Bedingfield.

Inzwischen daß die Sache in solchen Umständen war, gab Herr Bower in dem Publicadvertiser und in andern Blättern den 2ten März 1756. folgende zwote Nachricht:

Sintemalen fünf Briefe, welche die größten und offenbaresten Falschheiten in sich enthalten, von mir unterzeichneten Archibald Bower an einen Sheldon, Provincialen oder Obersten der Jesuiten hier in England, unter dem erdichteten Nahmen des Elliot Brown geschrieben seyn sollen: so erkläre ich hiedurch, daß ich keinen dieser Briefe geschrieben, noch jemals mit besagtem Sheldon, weder unter wahren noch einigem erdichteten Nahmen Briefe gewechselt, und daß gedachte Briefe nachgemachet und untergeschoben sind, und um meinen Character zu recht,

rechtfertigen, um eine Abschrift oftbesagter Briefe angesuchet habe, aber nicht im Stande gewesen sey, solche zu erhalten.

A. Bower.

Seit diesem vernahm Herr Bower nicht das geringste vom Herrn Bedingfield, bis auf den Donnerstag den 20sten Mai, da er aus dem Evening Advertiser von dem datum folgende Nachricht ersah.

Nachdem Archibald Bower Esq. durch eine Nachricht in dem Public Advertiser vom 13ten Hornung dieses Jahrs und in andern Blättern bekannt gemacht hat: „Daß ein Herr (wodurch er „mich verstehet) gewisse Briefe von denen die besag„te Nachricht vorgiebt, daß sie untergeschoben zum „Nachtheil des guten Nahmens eben angeführten „Archibald Bowers als ächte vorgewiesen habe:„ so konnte ich nach einem so dreisten Vorgeben nichts anders als eine Klage wegen Schmähung und Verläumdung erwarten; aber es scheint, daß der geistliche Herr solches vermeidet. Menschenliebe verbindet mich zu glauben, daß eine solche ungewöhnliche Vertragsamkeit von einer christlichen Neigung zu vergessen und zu vergeben herrühre; und daß er hiedurch der Welt einen kräftigen Beweis darlegen will, daß er ein vom Pabstthum würklich Bekehrter sey. Er hat sich auch in verschiedenen öffentlichen Blättern sowol, als in dem, welches mit A B unterzeichnet, und dem

Eve-

Evening Advertiser vom 8ten April eingeschaltet worden, beklaget, daß er um eine Abschrift besagter Briefe angehalten, solche aber nicht erlangen können. Da aber kein ehrliebender Mann einige vernünftige Gegenrede einwenden kann, dasjenige, was er ofte freiwillig und mit Ueberlegung durch seine Handschrift bekräftiget, durch einen Eid zu bewähren: so erkläre ich hiemit, daß wenn benannter Archibald Bower, im öffentlichen Gerichte mir einem Eide, die in obenbenannter Nachricht vom 13ten des jüngstverflossenen Hornungs enthaltene verschiedene Vorgeben bekräftigen wird, ich gleich besorgen wolle, sobald ich nur einige gewisse Nachricht habe, daß er den Eid würklich abgestattet, daß die begehrte Abschrift von besagten Briefen ihm zugestellet werde. Und wenn auch Herr Bower meinet, daß zu Rettung seines Characters der Druck dieser Briefe etwas beitragen könne; so will ich auch, wenn ich darum besonders ersuchet worden, diesem Begehren willfahren.

H. Bedingfield.

Zur Antwort auf diese Nachricht ließ Herr Bower am 25ten des Maien 1756. folgendes dem Evening Advertiser einrücken.

Sintemal am 20ten dieses Monats eine vom Heinrich Bedingfield unterzeichnete Nachricht, dem Evening Advertiser eingeschaltet worden, worinn mir eine Abschrift der von meiner Hand aufge-

gesetzten und von ihm bewahrlich aufgehobenen Briefe versprochen wird, wenn ich dasjenige, was ich in dem Public Adverriser und in andern Blättern behauptet, mit einem Eide erhärten würde, nemlich: „Daß benannter Ritter Heinrich Bedingfield diese Briefe als ächte vorgewiesen, und daß ich um eine „Abschrift derselben angesucht, solche aber nicht im „Stande gewesen zu erhalten. „ So antworte ich hierauf, daß ich nicht schwören könne, daß der Ritter Heinrich Bedingfield jemals ausdrücklich behauptet, daß diese Briefe ächt wären, denn ich bin niemals seit der Zeit, daß er diese Briefe gezeiget, mit ihm in Gesellschaft gewesen, auch niemals gegenwärtig, wenn er sie gezeiget; aber das weiß ich, daß er sie gewiesen, und zwar solchen Personen, die mich und meine Hand ganz und gar nicht kannten. Und warum zeigte er er sie zum Nachtheil meines Characters, wenn er sie nicht vor ächt hielt, und wünschete, daß es andere auch thun möchten: Daß ich um eine Abschrift besagter Briefe angesucht, solche aber nicht im Stande gewesen bin, zu erhalten, (welches durch die vom Herrn Baron unterzeichnete Nachricht als ein falsches Vorgeben angeschwärzet worden) bedarf ich durch keinen Eid zu erhärten: mein Brief an Herrn Heinrich Bedingfield vom 14ten des Hornungs dieses Jahrs, und seine Antwort von eben dem Tage beweisen dieses zur Gnüge. Der Ritter Henrich bedient sich in seiner Antwort folgender Worte: „Was die Abschrift der Briefe an-

„be-

„betrift, die Sie in Ihrem heutigen Schreiben „begehren, so muß ich darüber erst die Meinung „meines Advocaten vernehmen. Wenn es vor rath„sam gehalten wird, so werde ich Ihnen davon Nach„richt geben, sonst werde ich Sie mit meinen Briefen „nicht beunruhigen,„ nachher aber habe nichts von ihm gehöret. Es verwunderte mich sehr, daß ich auf mein Schreiben, welches ein Ersuchen, das er mir mit Rechte nicht abschlagen konnte, enthielt, dergleichen Antwort empfing. Aber jetzt muß ich mich noch weit mehr wundern, (da ich des Ritters eigenhändigen Brief in Verwahrung und eine Abschrift von dem meinigen habe) daß man die Welt überreden will, daß ich niemals darum angesuchet, noch daß er solches jemals von sich abgelehnet.

Nachdem Herr Bower diese Nachricht bekannt gemacht, und bis dem 5ten des Brachmonats ohne daß er einen Brief oder Nachricht wegen der 5 Briefe vom Ritter Henrich erhielt, gewartet hatte, so setzte er in dem Evening Adverriser des eben bemeldeten Tages eine weitläuftige Nachricht, darinn er die verschiedenen Umstände seiner Erzählung bekräftigte, und alle die Beschuldigungen, daß er wieder zur Römischen Kirche übergegangen, ablehnete. Herr Bower führet ferner an, daß er in den letztern 29 Jahren, niemals dem Römischcatholischen Gottesdienste und dessen Ceremonien beigewohnet, oder selbst ausgeübet, noch auf einige Weise sich mit dieser Kirche wieder versöhnet. Er hätte auch nie durch Worte oder

Schrif-

Schriften erkläret, daß er hiezu willig wäre, oder ein Verlangen darnach hätte, sondern daß er noch anjetzt so wie vor 29 Jahren davor hielte, daß die denen Protestantischen entgegen gesetzte Glaubenslehren ketzerisch und gottlos wären. Ja, daß er zu eben der Zeit, da man ihm in besagten Briefen Schuld gäbe, daß er mit der Römischen Kirche wieder ausgesöhnet sey, sowohl in öffentlichen als besondern Zusammenkünften seinen äussersten Abscheu vor der Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Inquisition, und die gröbeste Verachtung und Abkehr vor dem päbstlichen Aberglauben mannichfaltig an den Tag geleget. Er hätte überdem seit den letzten 24 Jahren, da er den Glauben der Englischen Kirche angenommen, sich äusserst bestrebet, verschiedene seiner Verwandten und andre Papisten von den Irrthümern der Römischen Kirche zu überführen, und hätte auch 1754. drei von ihnen dahin gebracht, daß sie öffentlich denen Irrthümern entsaget, und sich zur Protestantischen Religion, in der sie annoch beständig geblieben, begeben hätten. Er glaubte, daß die Bekehrung dieser Personen denen Papisten anstößig gewesen, und daß daher viele derselben bewogen worden, alle ihre Kräfte anzuwenden, um seinen guten Nahmen anzuschwärzen. Es wären auch die besagten Briefe schon vor langen Jahren in des Ritter Bedingfields Händen gewesen, er hätte sie verschiedentlich, sowol solchen, die seine Hand kenneten, als denen, die sie nicht kenneten, gezeiget. Der Ritter Henrich hätte auch nie einige

Nach-

Nachricht geben wollen, auf welche Art er sie bekommen, und hätte davon an den Verfasser dieses, der sicherlich glaubte, daß sie, um seinen guten Nahmen zu beschimpfen, den Werth seines Buchs zu verringern, und dadurch zu verhindern, daß es nicht völlig zu Stande käme, untergeschoben, eine Abschrift versaget.

Wir enthalten uns, Anmerkungen über diese Sache beizufügen, und werden nur den Verlauf derselben und die deshalb herauskommende Stücke in einer ununterbrochenen Ordnung treulich mittheilen.

* *

LXXII.

Leben

Herrn

Gilbert Burnets

Bischofs von Salisbury.

(Vniv. Mag. Supplem. 1755. Vol. XVII. p. 289. etc.)

Gilbert Burner, nachmals Bischof von Salisbury, ward gebohren zu Edinburg am 18ten des Herbstmonaths im Jahre 1643. Sein Vater war der jüngere Bruder eines alten und ange-

angesehenen Geschlechts in der Provinz Aberdeen, welcher der Rechtsgelehrtheit gewidmet ward, die er sieben Jahre in Frankreich trieb. Jedoch, seine ausserordentliche Bescheidenheit verhelete seine Geschicklichkeit so sehr, daß, ob er gleich wegen seines Urtheils und Kenntnisses in den Rechten sich eine allgemeine Hochachtung erwarb, er doch unter den Sachwaltern nimmer sehr hervorleuchtete. Die Aufsicht dieses seines Vaters gab Herrn Burnet die erste Erziehung, und er nahm unter seiner Anführung so glücklich zu, daß er, in einem Alter von zehn Jahren, in die Schule zu Aberdeen geschicket wurde, und damals schon der Lateinischen Sprache vollkommen mächtig war. Hier erlernete er das Griechische und die gewöhnliche Aristotelische Vernunftlehre und Weltweisheit mit ungemeinem Beifalle. Er hatte kaum das vierzehende Jahr erreichet, als er die höchste Würde darinn erhielte, und sich hiernächst auf die Rechtsgelehrtheit legte. Diese trieb er zwar ein ganzes Jahr lang mit unaufhörlichen Fleisse, allein er änderte seinen Entschluß hierinn, und widmete sich gänzlich der Gottesgelahrtheit. In dieser Absicht durchforschete er, mit Beihülfe der besten Ausleger, beides das alte und neue Testament, las die berühmtesten Schriftsteller der streitigen Gottesgelahrtheit, besonders **Bellarmin** und **Chamier** und hielte sie gegeneinander. Er machte sich auch mit den beliebtesten Lehrgebäuden der Schulgottesgelahrheit bekannt, aber er ward der Spitzfindigkeit und des Mischmasches

dieser

dieser Schreiber bald überdrüßig. In seinen Nebenstunden gieng er manches historische Buch durch, und die Zeit, so er auf alle diese Wissenschaften wandte, war selten weniger als täglich 14 Stunden.

In seinem achtzehnten Jahre ließ er sich als Candidat oder Expectanzprediger examiniren. Ein solcher hat die Freiheit nach ausgestandenem Examen überall zu predigen, hat aber doch keine besondere Kirche, worinn er den Gottesdienst verrichtet. Dieses ist die erste Staffel in Schottland, zu dem Predigamte zugelassen zu werden, und war beides unter den Presbyterianern und der Bischöflichen Kirche daselbst im Gebrauche. Die Expectanten müssen zuerst über einen aufgegebenen Schriftort practisch nachher über einen andern, dessen Sinn streitig ist, kritisch predigen, und alsdann eine vermischte Rede halten, worinn sie eine Kritik über den Text vorabgehen lassen, und darauf die practische Folgen aus demselben herleiten. Wenn dieses geschehen, erwählen die Examinatoren ein Hauptstück aus der Gottesgelahrtheit, wovon jene eine lateinische Rede ausarbeiten, auch einige Sätze geben müssen, die sie öffentlich vertheidigen. Hiernächst wird ihnen ein Psalm und ein Stück aus dem N. Test. beide in der Grundsprache vorgeleget, um sie so gleich ins Englische zu übersetzen. Zuletzt werden sie zum Examen zugelassen, worinn ein jeder Prediger des Sprengels die Macht hat, dem Candidaten alle Fragen, wie sie ihm einfallen, zu thun, es sey, daß sie die Schrift selbst, oder das Lehrgebäude der

Gottesgelahrtheit betreffen. Vor allen aber darf keiner zu diesem Examen zugelassen werden, er könne dann ein Zeugniß seines Wohlverhaltens von dem Prediger des Kirchspiels seines Orts aufweisen. Und geschähe es, daß während des Examen, welches 3 Monate dauret, man ihn eines ärgerlichen Betragens überführete, wird er als einer des Dienstes der Kirchen unwürdiger abgewiesen.

Zu derselben Zeit, da er noch mit dem Examen beschäftiget war, both ihm sein Vetter Alexander Burnet ein sehr gutes geistliches Amt an; da er sich aber für eine solche wichtige Würde noch zu jung achtete, lehnte er dieselbe bescheiden von sich ab. Seine also glücklich angefangene Erziehung ward durch den Umgang und Unterricht der vornehmsten Schottländischen Gottesgelehrten vollkommen gemacht. Unter diesen befand sich Herr Naire, Prediger der Abteikirche zu Edinburg, dessen geistliche Beredsamkeit das ganze Land bewunderte, und welcher sowol wegen der Richtigkeit der Schreibart als der Bündigkeit im Beweisen und der erhabenen Gedanken berühmt war. Dieser Herr eröfnete dem Herrn Burnet ein neues Feld der Gelehrsamkeit, indem er ihm Smiths auserlesene Reden, die Werke des D. Moore, die Schriften des Plato und seiner Nachfolger, vornemlich aber Hookers Kirchenregierung fleißig zu lesen anrieth. Ein anderer seiner besten Freunde war der Bischof Leighton, einer von denen, welche im Jahre 1662. zu Westminster geweihet worden. Dieser

lehrte

lehrte ihn, wie er mit den ältesten Schriftstellern bekannt werden sollte, indem er die Apologien und andere Abhandlungen der Väter der drei ersten Jahrhunderte, ingleichen die Kirchenversammlungen, die Binnius herausgegeben, bis auf die zu Nicäa gehalten, durchgieng. Der dritte vornehme Geistliche, mit welchem Herr Burnet in genaue Bekanntschaft gerieth, war Herr Charteris, ein Mann, der eine weitläuftige Gelehrsamkeit nicht allein in der Wissenschaft, der er sich gewidmet, sondern auch in den Geschichten, der Erdbeschreibung und Meßkunst besaß.

Im Jahre 1663. ungefehr zwei Jahr nach seines Vatern Tode, gieng Herr Burnet nach Engeland, woselbst er zuerst die beiden hohen Schulen besuchte. Zu Cambridge hatte er Gelegenheit die allergeschicktesten Männer kennen zu lernen, und ihres Umgangs zu geniessen. Diese waren vornemlich D. Cudworth, D. Pearson, D. Burnet, der Verfasser der Theoriae sacrae, und D. Henrich Moore. Das Urtheil, so einer von diesen einmal dem Herrn Burnet über die Gebräuche und Ceremonien mittheilte, machte einen grossen Eindruck bei ihm. Es hieß: „Keine „von unsern Ceremonien ist so schlecht, daß sie den „Menschen verderben; und gewiß auch keine so gut, „daß sie ihn tugendhaft machen könne.„ Zu Oxford ward unser Burnet wegen seiner fertigen Kenntniß in den Kirchenversammlungen und den Vätern sehr beliebt; vor allen aber bei D. Fell und D. Pocock, dieser Zierde der morgenländischen Gelehrsamkeit. Er

verbesserte allhier seine mathematische und physische Kenntniß durch den Unterricht des D. Wallis, der ihm auch ein Empfehlungsschreiben an den gelehrten Herrn Boyle zu London mit gab. Bei seiner Ankunft daselbst hatte er bei den bekanntesten Geistlichen, als Tillorson, Stillingfleet, Patrick, Lioyd, Whitchcot und Wilkins, und nebst andern unter den Weltlichen bei Herrn Robert Murray einen Zutritt.

Nach einem kurzen Aufenhalte von ohngefehr sechs Monaten, die er in Engeland zugebracht hatte, kehrete er wieder nach Schottland zurück, woselbst er das ihm von Herrn Robert Fletcher angetragene geistliche Amt zu Saltoun ausschlug, indem er sich vorgenommen in fremde Länder zu reisen. In dieser Absicht stach unser Burnet 1664. nach Holland über, und machte sich durch Hülfe eines gelehrten Rabbinen in der Hebräischen Sprache vollkommen. Er ward auch ebenmäßig mit den vornehmsten Gliedern verschiedener in diesem Lande geduldeten Religionen, als den Arminianern, Lutheranern, Unitarianern, Browniſten, Wiedertäufern und Römischcatholischen bekannt. Er pflegte öfters zu sagen, daß er unter jeden von diesen so wahrhaftig gottesfürchtige und tugendhafte Leute angetroffen hätte, daß er in den Gesinnungen einer allgemeinen Menschenliebe und eines unüberwindlichen Abscheues an aller Härte bei Abweichungen in Religionssachen noch mehr befestiget worden. Von den Niederlanden begab er sich nach Frankreich, verweilete sich einige

ge Zeit zu Paris, und kam daselbst in die Bekanntschaft zweener berühmten Geistlichen von Charenton, nemlich des **Daille** und **Morus**, deren der erste seiner Gelehrsamkeit und Urtheils wegen, der andere wegen seiner glänzenden Gaben und Beredsamkeit berühmt war. Es wurde ihm auch Paris um desto angenehmer, da der Lord **Hollis**, damaliger Abgesandter bei dem Französischen Hofe, ihm sehr frei und liebreich begegnete. Gegen das Ende des Jahres kehrete er nach Schottland zurück, und nahm seine Reise über London, woselbst ihn der Präsident Ritter **Robert Murray** in die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften führete, um darinn als Mitglied aufgenommen zu werden.

Im Jahre 1665. ward Herr Burnet durch den Bischof zu Edinburg zum Predigamt eingeweihet, und von dem Ritter **Robert Klercher** auf die Pfarre zu Saltoun, welche während seiner Abwesenheit offen gewesen, eingesetzet. Er gewann bald die Liebe seines ganzen Kirchspiels, selbst die Presbyterianer nicht ausgenommen, ob er gleich der einzige Prediger in Schottland war, der sich der Gebete der Liturgie der Englischen Kirche bedienete. Bei dieser Gemeine blieb er fünf Jahre, in welchen er alle Sonntage zweimal, und noch überdem einmal in der Woche predigte. Dreimal hielt er wöchentlich Kinderlehre, und dreimal im Jahre stellete er dergleichen Uebungen mit jedem Eingepfarreten, Alten sowol als Jungen, an. Er gieng im Kirchspiele Haus bei Haus, und nachdem es

die Umstände gaben, unterrichtete, ermahnete und tröstete er die Leute. Die Kranken besuchte er täglich zweimal, theilete des Jahres viermal das Abendmahl aus, und unterwies diejenigen besonders, die sich zum Gebrauche desselben angaben. Alles was ihm von seinem nöthigen Unterhalte, worinn er sehr mäßig war, übrig blieb, wendete er zu milden Gaben an. Es pflegte öfters jemand, der damals ihm zur Gesellschaft und nachher zu Salisbury in seinen Diensten war, folgendes besondere Beispiel von dieser Art seiner Großmuth zu erzählen. Einer von seinen Pfarrkindern, der Schulden halber gepfändet worden, kam zu Herrn Burnet, und sprach ihn um eine kleine Beihülfe an. Er frug, wie viel wohl zureichte, ihn wiederum in seiner Handlung herzustellen; und als der Bittende die Summe nahmhaft gemacht, befahl unser Burnet alsobald seinem Bedienten, solche ihm auszuzahlen. Herr, sprach dieser, es ist eben alles, was wir im Hause haben. Gut, gut, antwortete Herr Burnet, gebt es diesem armen Manne, ihr wißt nicht, welch ein Vergnügen es ist, jemand frölich zu machen.

Noch in demselben Jahre schrieb er eine **Nachricht von den Mißbräuchen der Schottländischen Bischöffe** *. Wir wollen den Verlauf dieser Sache mit den eigenen Worten des Herrn Burnets anführen. „Ich bemerkete, schreibt er, daß das Betragen unserer Bischöffe in allen Stücken so unterschie-

* A Memorial of the Abuses of the Scotch Bishops.

„schieden von ihren Pflichten war, daß mich deswegen „ein mehr als gewöhnlicher Eifer anfachete. Sie „waren nicht allein ganz ergrimmet gegen alles, was „sich ihnen widersetzte, sondern auch sehr nachläßig in „allen ihren Amtsgeschäften. Einige lebten gar aus„ser ihrem Sprengel, und die noch darinn gegenwär„tig waren, schienen sich darum nicht zu bekümmern. „Sie zeigeten keinen Eifer wider das Laster; die al„lerärgesten Leute im Lande waren ihre vertraute Freun„de. Sie nahmen sich nicht die Mühe ihre unterge„bene Geistlichkeit genau an Regeln und bei ihrer „Pflicht zu halten. Im Gegentheil, es herrschete un„ter ihnen eine Leichtsinnigkeit und ein fleischlicher „Wandel, woran ich mich äusserst ärgerte. Dieses „alles bewog mich eine **Nachricht von den Be„schwerden, welche uns durch die übele Auf„führung unserer Bischöffe drücken***, aufzuse„tzen. Ich beschloß, daß keiner neben mir an irgend „einiger Verdrießlichkeit, die mir diese Schrift zuzie„hen könnte, Theil haben sollte, und gab sie daher nie„manden zur Einsicht. Dieses machte, daß sie nicht „durchaus so ordentlich ausgearbeitet war, wie sie viel„leicht sonst würde gewesen seyn, zumal da ich nur erst „23. Jahr alt war. Ich legte die Beschaffenheit der „ersten Kirche zum Grunde, und zeigte, wie sehr sie „davon abgewichen seyn, indem sie ihre Sprengel ver„wahrloseten, sich so viel in weltliche Sachen mischeten,

* A Memorial of the Grievances we lay under by the ill Conduct of our Bishops.

„ihre Familien von den Einkünften der Kirche empor „brachten, und vor allen, indem sie die, so nicht ihrer „Meinung waren, heftig verfolgeten. Ich schrieb „diesen Aufsatz einigemal ab, unterzeichnete jedes „Stück davon, und sandte sie an alle Bischöffe, mit „welchen ich bekannt war. Sharp, Erzbischof von „St. Andreas, ward am meisten dadurch aufgebracht, „und bildete sich ein, es hätten mich einige Freunde des „Lord Lauderdales dazu angespornet. Man foder„te mich vor die Bischöffe, und behandelte mich sehr „strenge. Sharp nannte meine Nachricht eine „Schmähschrift. Ich antwortete, daß sie nicht wohl „so heissen könnte, da ich meinen Nahmen dabei gefü„get. Er legte mir einen Hochmuth zur Last, daß ich „meine Vorgesetzte lehren wollen. Ich antwortete, „daß solches nicht allein zu allen Zeiten geschehen sey, „sondern auch rechtmäßig befunden worden. Er be„schuldigte mich, daß ich den König tadelte, daß er sie „zu seinen Räthen nehme. Ich gab ihm zur Antwort, „daß ich keinesweges den König tadelte, daß er sie „in seinem Rathe aufnehme, sondern, daß ich mich „über sie beschwerete, weil sie die Schranken ihrer ei„genen Würde überschritten, und böse Rathschläge „mittheileten. Hierauf klagte er mich an, daß ich ei„nige Strenge verworfen, welches, wie er sagte, ein „Tadel der öffentlichen Gerichte wäre. Ich sagte zu „meiner Vertheidigung, daß Gesetze manchmal zum „Schrecken gegeben würden, aber nicht allemal aus„geübet werden dürften; ich beklagte mich nur über

„Geist-

„Geistliche, die auf deren Ausübung nach aller Stren„ge drängen, und öfters die Grenzen der Gesetze über„schritten. Er fuhr hierauf mit grosser Heftigkeit auf, „und stellete den Bischöffen vor, daß man mich mit „kurzen Proceß absetzen und excommuniciren sollte; „aber keiner von ihnen wollte darinn willigen. Durch „dieses Verfahren ward die Sache ruchtbar. Man „urtheilete verschiedentlich über mein Unternehmen, „jedoch wurde es von den mehresten gebilliget. Lord „Lauderdale und alle seine Freunde freueten sich dar„über. Man gab sich viele Mühe mich zu überreden, „um Abbitte zu thun, aber umsonst; worauf Sharp „die Sache ruhen ließ.„

Um das Jahr 1668. da die Regierung von Schottland unter den Händen gelinder Herren war, deren der vornehmste der Ritter Robert Murray war, wurde Herr Burnet öfters von diesem beschicket und in Rath genommen; daher es auf dessen Gutfinden geschahe, daß einige der gelindesten Presbyterianer die offenen Pfarren erhielten. Ein Verfahren, das er selbst nachher als unbedachtsam verworfen.

Im folgenden Jahre ward Herr Burnet Lehrer der Gottesgelahrtheit zu Glasgow. Diese Beförderung hatte er einer zufälligen Bekanntschaft mit dem Rector dieser hohen Schule zu Hamilton, dem Sitze der Herzoginn von Hamilton, die ihn hieher genöthiget hatte, zu danken. Im Anfange war er unschlüßig in seiner Wahl; seine Freunde sprachen ihm stark zu, das Anerbieten anzunehmen, und seine Gemeine zu Saltoun,

die er sehr liebte, gab sich nicht weniger Mühe ihn zu behalten. Endlich gab das Ansehen des Erzbischofs Leighton den Ausschlag, und er nahm den geistlichen Lehrstuhl an. Da seine vornehmste Sorge in dieser neuen Würde war, in den Beflissenen der Gottesgelahrtheit richtige und wahre Begriffe zu bilden, so legte er zu diesem Zwecke einen Entwurf zum Grunde. Des Montags mußte jeder Student, den die Reihe traf, ein Hauptstück aus der Gottesgelahrtheit lateinisch erklären, und daraus solche Sätze ziehen, die er wider die übrigen Schüler zu vertheidigen sich getrauete. Diese Uebung beschloß sich mit einer lateinischen Rede unsers Lehrers, worinn er die Entscheidung des Streits gab. Alle Dienstage hielte er eine Vorlesung in derselben Sprache, wodurch er seinen Schülern innerhalb 8. Jahren das ganze Lehrgebäude der Gottesgelahrtheit erklärete. Des Mittwochens las er ohngefehr eine Stunde lang über den Evangelisten Matthäus, welchen er kritisch auslegte. Mit dieser Arbeit kam er, noch ehe er den Lehrstuhl verließ, zu Ende. Die Donnerstagsübungen waren abwechselnd, indem er dann einmal einen hebräischen Psalm verdolmetschte, und ihn mit der Uebersetzung der Siebenzig, der Vulgate und der Englischen verglich, ein andermal aber ein Stück der Gebräuche und Satzungen der ersten Kirche erklärete, wobei er die Apostolischen Canones zum Grunde legete, und die practische Artickel unter eines und das andere Hauptstück derselben brachte. Des Freitags ließ er einen seiner Schüler, an den die

Reihe

Reihe war, eine kurze Predigt über einen von ihm aufgegebenen Schriftort halten, nach deren Endigung er das Fehler- oder Mangelhafte daran bemerkete. Dieses war die Arbeit des Morgens. Des Abends nach der Betstunde las er täglich ein Stück der heiligen Schrift, gab darüber eine kurze Erklärung, und untersuchte nachher den Fortgang seiner Zuhörer in ihren verschiedenen Wissenschaften. So waren seine Verrichtungen, während die Schulen offen waren, beschaffen; und um sich selbst hervorzuthun, wurde er genöthiget des Morgens von 4. bis um 10. Uhr zu studiren. Das übrige des Tages mußte er entweder der Sorge für seine Untergebene, oder den Antrag und die Klagen der Geistlichkeit anzuhören widmen. In dieser Bedienung blieb er fünftehalb Jahr, und ward mit seinen sanftmüthigen Grundsätzen bei der Bischöflichen Parthei und den Presbyterianern verhaßt. Während dieses Lehramts ließ er auch sein so betiteltes **Bescheiden und frei Gespräch zwischen einem Conformisten und Nonconformisten*** drucken.

Ungefähr zu eben derselben Zeit, vertrauete ihm die Herzoginn von **Hamilton** alle, zu ihres Vatern und Oheims Ministerschaft gehörige, Papieren an, damit er sie durchlesen und in Ordnung bringen möchte. Hiedurch geschahe es, daß er **Nachrichten von den Herzogen von Hamilton**** schrieb, und nach London

* Modest and free Conversation between a Conformist and a Nonconformist.

** Memoirs of the Dukes of Hamilton.

don gerufen wurde, um wegen der Vorfälle der damaligen Zeiten, näher von dem Grafen Lauderdale unterrichtet zu werden. Er versuchte sie zu vergleichen, und kam auch damit zu Stande. Während seines Aufenthaltes in London wurde ihm ein Schottländisches Bißthum angebothen, welches er aber ausschlug.

Bald nach seiner Zurückkunft in Glasgow, heyrathete er Margerete Kennedy, eine Tochter des Grafen von Caßiles. Sie war ein Frauenzimmer von ausnehmender Frömmigkeit und Wissenschaft. In ihren Meinungen hatte sie zwar einen starken Hang zu den Presbyterianern, bei welchen sie in grossem Glauben und Achtung stund; allein sie war doch von dem strengen und heftigen Eifer einiger ihrer Häupter weit entfernet. Es befand sich einige Ungleichheit an Jahren zwischen den Verlobten; damit aber ein jeder überzeuget würde, daß diese Heyrath blos aus Neigung und nicht aus Geld- und Ehrgeiz gesuchet sey, gab Herr Burnet seiner Braut des Tages vor der Hochzeit einen Schein, worinn er auf all ihr Vermögen Verzicht that. Es war dasselbe sehr ansehnlich, und hätte sonst, da sie selbst nicht Willens war, sich solches vorzubehalten, nothwendig an ihn fallen müssen.

Im Jahre 1672 gab er seine Vertheidigung des Ansehens, der Einrichtung und Gesetze der Kirche und des Staats von Schottland* her-

* Vindication of the Authority, Constitution, and Laws of the Church and State of Scotland.

heraus. Es ist eine Vertheidigung der Königlichen Vorzüge der Krone Schottland, und der Aufrichtung der Bisthümer in diesem Königreiche, wider die Grundsätze des **Buchanans** und dessen Anhänger. Man urtheilte, daß diese Schrift, bei damaligen Umständen, dem gemeinen Wesen so sehr zu statten käme, daß man Herrn Burnet aufs neue mit dem Anerbieten eines Bisthums nebst der Anwartschaft auf das zuerst ledig kommende Erzbisthum, beehrete; allein er blieb dabei, daß er diese Würde von sich ablehnete.

Im Jahre 1673 trat er eine andere Reise nach London an, woselbst er auf ausdrückliche Ernennung des Königes, der ihn predigen gehöret hatte, als dessen ordentlicher Kapellan beeidiget wurde. Auch kam er bei dem Könige und dem Herzoge von York in grosse Gnade. Da er bei seiner Zurückkunft nach Edinburg fand, daß die Zwistigkeiten der Herzoge von Hamilton und **Lauderdale** aufs neue aufgelebet waren, begab er sich wieder zu seinem Amte nach Glasgow. Jedoch des folgenden Jahres wurde er genöthiget, nach Hofe zurück zu kehren, um sich, wegen der Beschuldigungen des Herzogs **Lauderdale**, zu rechtfertigen. Dieser legte ihm zur Last, daß er die Ursache und das Werkzeug aller der Hindernissen gewesen, die den Maasregeln des Hofes in dem Schottländischen Parlamente im Wege gestanden. Auf diese Art verlohr er die Gunst des Hofes, und, um nicht in der Gewalt seiner Feinde zu seyn, gab er sein Lehramt zu Glasgow auf, und entschloß sich, in London sich niederzulas-

lassen, da er damals ungefähr dreißig Jahr alt war. Bald nachher, da der Dienst von St. Giles Crippelgate offen kam, schien der Dechant und das Capitel zu St. Paul, die es zu vergeben hatten, geneigt zu seyn, damit den D. Fowler, nachmaligen Bischof von Glocester, zu begünstigen; allein da sie von Herrn Burnets Umständen und der Härte, dieer gelitten, unterrichtet worden, boten sie ihm dasselbe an. Herr Burnet dankete denselben vor diese Gunst, erklärte sich aber, daß, da er vernommen, daß sie gesonnen gewesen, solches so einem würdigen Geistlichen mitzutheilen, er es unmöglich für sich nehmen könnte.

Dem ungeachtet, und obgleich der Hof dawider arbeitete, ward Herr Burnet im Jahre 1675 auf Anpreisen des Lord Hollis zum Prediger bei der Kanzellei Kapelle von dem Ritter Harbottle Grimstone, Aufsehern der Kanzellei, berufen. Noch in demselben Jahre wurde er vor dem Hause der Gemeinen wegen des Herzogs Lauderdale befraget, dessen Betragen das Parlament damals untersuchete. Bald darauf wurde er zum Lector * bei St. Clemens berufen, und ward ein sehr beliebter Prediger.

Im Jahre 1676 gab er seine Nachrichten von den Herzogen von Hamilton, wie auch eine Erzählung von einer Unterredung zwischen ihm,

D.

* Lecturer ist eigentlich ein Gehülfe eines Predigers bei einer grossen Gemeine, der für diesen gemeiniglich die Nachmittagspredigten wahrnimmt.

D. Stillingfleet und Coleman * heraus; und da man befürchtete, daß die Päbstliche Religion in Engeland eingeführet würde, schrieb er eine Historie von der Reformation der Englischen Kirche ** mit allgemeinem Beifalle. Im Jahre 1680 aber, gab er eine Nachricht von dem Leben und Tode des Grafen von Rochester *** ans Licht, mit welchem er zufälliger Weise bekannt geworden.

Während der Händel mit der Päbstlichen Partei, wurde D. Burnet öfters zum Könige Karl gerufen, der ihn über den Zustand der Nation um Rath frug. Um dieselbe Zeit schlug er das erledigte Bisthum von Chichester aus, welches der König ihm unter der Bedingung, daß er gänzlich auf seine Seite treten sollte, anbot. Jedoch, obgleich sein freier Zutritt bei diesem Monarchen ihm keine Beförderung zuwege brachte, gab er ihm doch Gelegenheit, an den König einen sehr merkwürdigen Brief zu schreiben, worinn er mit grosser Freimüthigkeit dessen Laster und Fehler beides im Privatleben und in der Regierung tadelte. Die unpartheiische Rolle, welche er in der Zeit, da die Nation mit der Entdeckung der Päbstlichen Verschworenen eifrigst beschäftiget war; seine ungeheuchelte Bemühungen, Stanley und den Grafen von

* An Account of a Conference between himself, Dr. Stillingfleet, and Coleman.

** The History of the Reformation of the Church of England.

*** An Account of the Life and Death of the Earl of Rochester.

von Stafford, beide eiferige Römischgesinnte, beim Leben zu erhalten, sein gemäßigtes Verhalten, in Absicht der Ausschliessung des Herzogs von York; und der Vorschlag von einem Prinzen Regenten, den er statt dieser Ausschliessung ersonnen hatte; sind gar bekannt und weitläuftig in seiner Historie seiner Zeit * verhandelt.

Im Jahre 1682. da die Verwaltung sich gänzlich zum Vortheile des Herzogs von York verändert hatte, blieb Herr Burnet beständig seinen Freunden zugethan, und wollte lieber alle seine Absichten, bei Hofe fortzukommen, besonders die ihm versprochene Würde als Präsident der Temple ** aufopfern, als mit jenen seinen Briefwechsel unterbrechen. In diesem Jahre stellte er sein Leben des Ritters Matthias Hale * und seine Geschichte des Rechts, das den Fürsten in Austheilung der Kirchen-einkünfte und Ländereien zukömmt, ** ans Licht. Da aber wider dieselbe ein Ungenannter schrieb, gab Herr Burnet noch in demselben Jahre, eine Antwort auf die Erinnerungen über die Rechte der Fürsten. *** heraus.

Wie

* History of his own Time.

** Mastership of the Temple. Temple oder Templars-Inn in Fleet street, ist ein berühmtes Gerichtscollegium in London.

* Life of Sir Matthew Hale.

** History of the Rigths of Princes in disposing of Ecclesiastical Benefices and Church-lands.

*** Answer to the Animadversions on the History of the Rights of Princes.

Wie Herr Burnet ungefähr um diese Zeit häufig von Personen von allerlei Range und Parteien besuchet wurde, bauete er, um einen Vorwand zu haben, so vielfältige Besuche abzulehnen, ein Laboratorium, und kürzte sich über ein Jahr lang die Zeit mit Versuchen in der Scheidekunst. Wegen der Hinrichtung des **Lord Russel**, mit welchem er vertraulich umgegangen war, wurde er vor dem Hause der Gemeinen über die Rede dieses Lords auf dem Blutgerüste befraget; indem man ihn in Verdacht hatte, daß er an schriftlicher Verfassung derselben Theil genommen. Nicht lange nachher schlug er das Anerbieten eines jährlichen Gehalts von 300. Pfund, so der **Graf von Hallifax** zu vergeben hatte, aus, welcher ihn dazu vorstellen wollte, wenn er beständig zu London bleiben würde.

Im Jahre 1683. verfügte er sich nach Paris, woselbst er sehr wohl bei Hofe aufgenommen wurde, und mit den vornehmsten Personen, beides Catholicken und Protestanten, bekannt wurde. Noch in demselben Jahre ließ er drucken seine **Uebersetzung und Untersuchung eines Briefes der letztern allgemeinen Versammlung der Französischen Geistlichkeit, an die Protestanten, worinn diese zur Wiederkehr in ihre Kirche eingeladen werden***.

* Translation and Examination of a Letter, writ by the last General Assembly of the Clergy of France, to the Protestants, inviting them to return to his Communion.

Ingleichen seine Uebersetzung der Utopia des Ritters Morus, mit einer Vorrede, von der Natur der Uebersetzungen*. Im folgenden Jahre hatte man an Herrn Burnet ein so grosses Mißfallen, daß er, Kraft eines Königlichen Befehls an D. Hascard, Rector des Kirchspiels zu St. Clement, seines Amtes als Lector daselbst entsetzet wurde; und im Christmonat desselben Jahres, wurde ihm von dem Großsiegelbewahrer North, durch den Ritter Harbottle Grimstone verboten, jemals wieder in der Kanzeleicapelle zu predigen.

* Translation of Sir Thomas Moore's Utopia, with a Preface concerning the Nature of Translations.

* *

LXXIII.

Schreiben

an die Hrn. Hrn. Herausgeber

des

Bremer Magazins,

worinn behauptet wird,

daß der heilige Geist am Pfingsttage

nicht bloß über die 12. Apostel,

sondern über alle 120. Jünger,

welche damals in Jerusalem waren,

ausgegossen sey.

Meine Herren!

Es ist ein uraltes Vorurtheil, welches die folgenden Jahrhunderte den vorhergehenden immer zu Gefallen geglaubet haben, daß die wundervolle Ausgiessung des Heil. Geistes am Pfingstfeste nur allein den 12. Aposteln widerfahren sey. Die mehresten Kirchenväter haben diese Meinung, ich weiß nicht ob aus gewissen Absichten behauptet, oder, ohne der Sache recht nachzudenken, sich nur entfallen lassen;

welchen man durchgehends gefolget ist. Doch ist nicht zu leugnen, daß nicht einer oder der andere von ihnen bessere Einsicht gehabt habe; von welchen mir itzo nur Augustin vorkommt, welcher in seiner Erklärung des Evang. Joh. sagt: **Am Pfingstage sey der H. Geist auf die 120. versammlete Personen gefallen; unter welchen auch alle Apostel gewesen.** In spätern Zeiten haben verschiedene grosse Gottesgelehrte den alten Irrthum eingesehen, und sich für die Meinung des Augustins erkläret. Es ist itzo meine Gelegenheit nicht alle dahin gehörige Nahmen aufzutreiben, oder nachzuforschen, wer von ihnen etwa ausführlicher davon geschrieben habe. Ich will nur meine eigne Gedanken danieder schreiben, und mit hinlänglichen Gründen darthun, daß am Pfingsttage der H. Geist nicht über die 12. Apostel allein, sondern über alle 120. Seelen, welche damals in Jerusalem den Nahmen JEsus öffentlich bekenneten, ausgegossen sey.

Die alte Meinung verdienet allein deswegen keinen Glauben, weil sie ganz willkührlich angenommen ist; indem man in den heil. Geschichtbüchern und übrigen Schriften des N. T. nicht das geringste antrift, welches uns auf diesen Gedanken leiten könnte. Es ist wahr, **Lucas sagt Ap. Gesch. II. 14. Petrus sey aufgetreten mit den Eilfen,** um seine Rede zu halten: allein er sagt weiter nichts, als daß diese 12. Bothen, welche allerdings die Hauptpersonen waren, mit besonderer Freimüthigkeit vor den übrigen hervor getreten seyn;

seyn; womit keinesweges geleugnet wird, daß nicht auch die anderen Jünger gegenwärtig gewesen wären.

Da diese alle dem HErrn JEsu in den Tagen seines Fleisches nachgefolget, und als vertraute Freunde mit ihm umgegangen waren, auch selbst nach seiner Auferstehung verschiedene Unterredungen mit ihm gehabt; da sie alle von ihm aufs zärtlichste geliebet worden; da sie alle mit den 12. Aposteln eine Gesellschaft ausmachten, und gemeiniglich bei einander waren; Ap. Gesch. I. 12. 13. 14. da sie alle der Saame der neuen Kirche, und die ersten Werkzeuge der Aufrichtung des Reiches Christi in der Welt waren: so sehe ich nicht, warum der Heiland den grössesten Theil derselben von dieser Gnade sollte ausgeschlossen haben, an welcher sie ohne die geringste sichtbare Unbequemlichkeit Theil nehmen konnten. Warum sollte er einem Nathanael, einem rechtschaffenen Israeliten, worinn kein falsch war, nach seinem eignen Zeugnisse Joh. I. 47. warum sollte er einem Cleophas, mit welchem er am Tage seiner Auferstehung das Brod gegessen, Luc. XXIV. 18. warum sollte er einem Lazarus und andern ihres gleichen nicht die Gabe des H. Geistes gegönnet haben?

Dazu kommt, daß die Propheten, wenn sie auf die erste Ausgiessung des H. Geistes zielen, dieselbe nie auf einen gewissen kleinen Ausschuß der Bekenner Christi beschränken, sondern davon, als von einer Gnade, die den Erstlingen des N. T. in Zion gemein seyn sollte, reden. Weil es mich in allzugrosse Weitläuf-

tigkeit führen würde, die ältesten Weissagungen etwas genauer zu untersuchen; so will ich nur der Worte Johannis des Täufers gedenken, wenn derselbe sagt: **Ich taufe euch mit Wasser zur Busse, der aber nach mir kommt — der wird euch mit dem H. Geiste und mit Feuer taufen.** Matth. III. 11. Deutet er damit alleine auf die 12. Apostel, oder überhaupt auf alle, die sich für Bekenner JEsu erklären würden, wie der H. Geist zuerst ausgegossen würde? Ich meine das letztere. Nichts kann aber deutlicher seyn als die Verheissung des Herrn JEsu selbst Ap. Gesch. I. 8. **Ihr werdet die Kraft des H. Geistes empfahen, welcher auf euch kommen wird.** Daß er solches nicht allein den Aposteln, sondern auch seinen übrigen Freunden versprochen, erhellet nicht allein aus V. 6. wo mit einem allgemeinen Ausdrucke gesaget wird, er habe **mit denen, welche,** auf seinen Befehl, **zusammengekommen waren,** geredet; sondern vornemlich auch aus dem ganzen Verfolge der Erzählung: denn diejenigen, welchen Christus den H. Geist versprach, waren dieselbe, welche bald darauf seiner Himmelfahrt beiwohneten, V. 9. Die Zeugen seiner Himmelfahrt aber waren nicht die 11. Apostel alleine, sondern auch diejenigen, welche sich auf dem Söller nebst den Aposteln versammlet hatten, nemlich die frommen Weiber und Brüder JEsu, V. 14. das ist zu sagen die ganze Schaar der Jünger, ein Haufe von 120. Personen. V. 15.

Ich will aufrichtig bekennen, daß der 11. V. des

1. Cap. mich verlegen gemacht habe, indem die beiden himmlischen Bothen die Jünger JEsu anreden: Ihr Männer von Galiläa; weil solches sich nicht scheinet auf die 120. Jünger zu schicken, als welche nicht alle Galiläer, sondern zum Theil Bürger von Jerusalem, und Einwohner von Judäa waren. Es hat wenig gefehlet, oder ich hätte die Meinung, welche ich hier behaupte, fahren lassen. Doch wenn man die Kraft der Gründe, welche für dieselbe streiten, in Erwägung ziehet: so wird es keine gezwungene Erklärung des obbemeldeten eilften Verses seyn, wenn man sagt, die himmlischen Gesandten hätten den ganzen Haufen der Freunde JEsu Galiläer genannt, weil vielleicht der grösseste Theil derselben, wenigstens die Hauptpersonen, die eilf Apostel aus Galiläa waren. Der vornehmste Theil giebt dem Ganzen den Nahmen.

Es ist bekannt, daß in den ersten Zeiten nach Christi Himmelfahrt und nach jenen herrlichen Pfingstfeste der H. Geist in einem ausserordentlichen Maasse, und mit Wundergaben, besonders auch mit der Gabe der Sprachen, den Gläubigen sey mitgetheilet worden. Die Corinthische Kirche giebt uns davon ein merkwürdiges Exempel, wie zu sehen 1 Corinth. XII. und XIV. Wir lesen nicht, daß solches, (wenn wir nur den Cornelius und sein Haus ausnehmen) je unmittelbar geschehen sey, sondern allezeit, wenn die Apostel ihnen nach ihrer Taufe mit Gebet die Hände auflegten. Lucas redet davon, als von einer Sache, die damals etwas gewöhnliches war. Ap. G. VIII. 14: 17. Da aber die Apo-

stel höreten zu Jerusalem, daß Samaria das Wort GOttes angenommen hätte, sandten sie zu ihnen Petrum und Johannem, welche, da sie hinab kamen, beteten sie über sie, daß sie den H. Geist empfiengen. (Denn er war noch auf keinen gefallen, sondern waren allein getauft in dem Nahmen JEsu.) Da legten sie die Hände auf sie, und sie empfiengen den H. Geist. Man vergleiche XV. 8 9. XIX. 1. folg. Haben nun die gläubige Samariter, Corinther und Epheser den H. Geist auf eine ausserordentliche Art empfangen; so ist wohl nicht zu zweifeln, oder die allerersten Bekenner, welche mit JEsu selbst Umgang gehabt haben, ich meine ein Nathanael, Lazarus, Simeon der Aussätzige, Cleophas samt seinen Gefährten, Nicodemus, Joseph von Arimathia, und andere, welche die grösseste Anzahl der 120. Jünger ausmachten, werden dieselbe Gnade erlanget haben. Wie haben sie aber dieselbe erlanget? Etwa auch durch Auflegung der Hände der Apostel? Dieses würde nicht nur ohne Grund willkührlich angenommen werden, sondern auch sehr ungefügt, damit ich nicht sage ungereimt, heraus kommen. Denn diese Personen waren schon vor Christi Himmelfahrt ausbündige Christen. Viele derselben waren eben so alt, ja einige noch älter im Glauben, als verschiedene Apostel selbst. Unter andern war Nathanael schon berufen, ehe JEsus die heilige Zwölfzahl voll hatte. Joh. I. Haben nun dieselbe den H. Geist ausserordentlich empfan-

pfangen, haben sie denselben aber nicht durch Auflegung der Hände der Apostel erlanget: so folget, daß sie ihn bei dessen ersten Ausgiessung am Pfingsttage bekommen haben.

Eben dieses bekennet auch Petrus ausdrücklich, wenn er Ap. Gesch. XI. 15. mit Absicht auf das Haus des Cornelius sagt: Der H. Geist fiel auf sie, gleichwie auch **auf uns am ersten Anfange**, d. i. wie der H. Geist zuerst anfieng sich ausserordentlich mitzutheilen, nemlich am Pfingsttage. Daß er aber unter **uns** nicht die 12. Apostel alleine verstehe, erhellet sowol aus V. 1. 2. wo gesagt wird, daß Petrus mit denen, die in Jerusalem aus der Beschneidung waren, geredet habe; als auch aus V. 17. 18. wo er wiederum dieselbe Gesellschaft in dem Worte **Uns** zusammen fasset.

Noch näher wird dieses dadurch bestätiget, daß Lucas versichert, alle Freunde JEsu wären nach seiner Himmelfahrt einmüthig mit Beten und Flehen bei einander gewesen, Ap. Gesch. I. 14. Und zwar im Tempel nach dem **Evang. Luc.** XXIV. 53. Ist es nun wahrscheinlich, ja ists möglich, daß die übrige Jünger am Pfingstfeste, zu einer Zeit, da sie täglich, ja stündlich die Ausgiessung des H. Geistes erwarteten, sollten vom Tempel zurück geblieben seyn? oder wenn sie da gewesen, sollten auf eine so unangenehme Art von den 12. Aposteln unterschieden, und denselben nachgesetzet worden seyn?

Den vornehmsten Beweisgrund aber nehme ich

aus der Erzählung dieser wunderbaren Begebenheit selbst her, wenn Lucas Apostelgesch. II. 1. sagt: **Als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmüthig bei einander.** Welche sind nun diese alle? Ohne Zweifel diejenigen, wovon er vorhin geredet hatte, und auf welche er sich mit diesen Worten beziehet: d. i. die 120. Jünger Cap. I. 15. Es ist zwar an dem, daß er in dem unmittelbar vorhergehenden 26. V. Cap. I. der 12 Apostel Meldung thut: allein diese waren nicht der Hauptgegenstand seiner Erzählung, sondern ihrer geschiehet nur beiläufig Erwähnung. Lucas erzählet Cap. I. was in der allgemeinen Versammlung der 120 Jünger vorgefallen und abgehandelt sey, nemlich die Erwählung eines neuen Apostels. Wenn er nun Cap. II. V. 1. fortfähret: Als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmüthig bei einander, so darf man ja nicht von dem Hauptgegenstande seiner Rede, den 120 Jüngern abgehen, ungeachtet er Cap. I. V. 26. der Apostel beiläufig gedenket, weil er sagen muste, wie die Wahl ausgefallen wäre; nemlich, daß Matthias den eilfen zugeordnet worden. Hätte er nur die 12 Apostel gemeinet, so hätte die Füglichkeit und Deutlichkeit der Rede erfordert zu schreiben: Diese nun, oder diese 12 waren bei einander: nicht aber auf eine so allgemeine und unterscheidende Art: Sie alle waren bei einander.

Wollte jemand sagen, es sey aus dem Grunde nicht wahrscheinlich, daß alle 120 Bekenner bei Ausgies-

sung

sung des heiligen Geistes im Tempel gegenwärtig gewesen, weil viele derselben, als Nicodemus und Joseph von Arimathia, sich würden gefürchtet haben, einer so öffentlichen Versammlung der Jünger beizuwohnen, auch den frommen Weibern, welche nach V. 14. scheinen mit unter die 120 Seelen gerechnet worden zu seyn, es nicht wohl angestanden hätte, sich an jenem heiligen Orte mit einer Gesellschaft von Männern zu vereinigen: so bekümmert mich dieser Einwurf wenig. Nicodemus mag noch immer ein Nicodemus gewesen seyn, und nur des Nachts hinter verschlossenen Thüren in besondern Häusern der Versammlung der Gläubigen beigewohnet haben; Joseph mag zurückgeblieben seyn, und die Weiber mögen immer geglaubet haben, daß es gegen den Wohlstand wäre, mit Männern zum Tempel zu gehen: dieses alles nöthiget mich noch nicht zu glauben, daß der heilige Geist am Tage der Pfingsten allein über die 12 Apostel ausgegossen sey. Denn ich darf eben nicht behaupten, daß gerade alle die Personen, welche bei der Apostelwahl gegenwärtig gewesen, auch im Tempel versammlet gewesen, ohne daß einer oder der andere zurück geblieben wäre. Sind es nicht 120 gewesen, so mögen es 115 oder 110 gewesen seyn. Genug, daß, überhaupt zu reden, die kleine Gemeine der Bekenner JEsu in Jerusalem, dieser Gnade theilhaftig geworden. Ich sehe aber auch noch keinen Grund zu glauben, daß einige derselben, es sey aus Menschenfurcht oder andern Ursachen, zurück geblieben

ben seyn. Wer hat denen, die sich bei dieser Schwierigkeit aufhalten, gesaget, daß Nicodemus und Joseph sich so sehr für dem Zorne der Juden gefürchtet haben, daß sie die Gelegenheit, um den Geist der Verheissung zu empfangen, darüber sollten versäumet haben? Ist der erstere im Anfange furchtsam gewesen, so folget nicht, daß er es auch noch damals gewesen. Von Joseph haben wir nicht einmal die geringste Spuren einer solchen Menschenfurcht. Wir wissen vielmehr das Gegentheil von ihm. Derjenige, welcher es wagete, zu Pilatus zu gehen, und um den Leichnam JEsu zu bitten, würde auch wohl gewaget haben, in Gesellschaft der Jünger im Tempel zu erscheinen. Nicodemus hatte längst vorhin seine ehemalige Furcht überwunden, weil er kein Bedenken trug, dem HErrn JEsu bei den Hohenpriestern und Pharisäern öffentlich das Wort zu reden. Joh. VII. 50. 51. Beide vereinigten sich, ihn, ohne sich an den Unwillen seiner Feinde zu kehren, prächtig zu begraben. Was aber die gottseeligen Weiber betrift, so konnten dieselbe, ohne den Wohlstand zu verletzen, mit Männern zum Tempel gehen, und mit denselben an einem Orte im Tempel sich aufhalten. Es ist bekannt, daß sie im Vorhofe der Weiber ihren eignen Platz fanden. Waren sie gleich daselbst in soferne von den Männern abgesondert, daß sie sich auf einer gewissen Bühne enthalten mußten, von wannen sie herab sahen: so hindert ja nichts, daß nicht die Männer von ihrer Gesellschaft, sich zu der Zeit, wie der heilige Geist aus-

ausgegossen worden, in der Gegend der Bühne, wo ihre Glaubensschwestern sassen, sollten aufgehalten haben. Ich bin

M. M. Hr. Hr.

Ihr : :

J. H. Forscher.

* *

LXXIV.

Beschreibung

eines merkwürdigen

giftigen Insectes,

welches in Süd-America gefunden wird,

aus dem Spanischen des Don Ulloa.

(Gentlem. Mag. 1754. Jenner S. 5.)

In den Thälern der Provinz Popayan in Süd-America werden Insecten gefunden, die in Betracht ihres kleinen Cörpers, doch wegen ihrer bösartigen giftigen Säfte, zu bemerken sind. Dieses Insect wird Coya oder Coyba genennet, dessen Farbe ist feuerroth, an Grösse übertrift es nicht eine mittelmäßige Wanze, es wird gemeiniglich unter Steinen zwischen dem Grase und andern Kräutern gefunden.

funden. Wenn dieses Insect auf der Haut eines Thieres zerdrückt oder zerquetscht wird, so dringen die giftigen Säfte desselben in die Schweislöcher des Thieres, vermischen sich mit dessen Blut und Säften, und bringen augenblicklich ein recht fürchterliches Aufschwellen hervor; worauf, wenn kein Mittel dawider gebraucht wird, in kurzer Zeit der Tod folget. Das einzige Mittel dagegen ist, das Stroh oder die dürren Stengel eines besondern Krauts, das in diesen Thälern wächst, zu nehmen, dasselbe ans Feuer zu halten, und damit den kranken Körper, sobald er zu schwellen anfängt, ganz über zu versengen, welches die Indianer in diesen Gegenden mit grosser Geschicklichkeit verrichten können. Es ist merkwürdig, daß, wenn das Insect in der flachen Hand zerdrückt wird, keine üble Würkung daraus erfolge; woraus man schliesset, daß des Gifts nur sehr wenig seyn müsse, indem es durch die harte Haut der Hand verschlungen, und der Eingang ins Blut dadurch verhindert wird. Die Indianischen Fuhrleute, die durch diese Gegenden reisen, zerdrücken sie oft in ihren Händen, um die Neugierde der Reisenden zu vergnügen. Doch ist kein Zweifel, oder wenn der Coya in der Hand einer zärtlichen Person, die entweder keine Schwülen, oder nur wenig davon hat, zerquetschet wird, es eben die Würkung hervorbringen würde, als wenn man es auf einem andern Theile des Körpers zerdrücket.

Diejenigen, die durch diese Thäler reisen, und sich am Nacken oder im Gesichte von einem Ungeziefer gebissen

bissen werden, müssen den Ort nicht kratzen oder anrühren, indem das geringste Anrühren verursachet, daß der Coya berstet, sonsten thut es keinen Schaden, es sey denn, daß er zerdrücket werde; sie müssen vielmehr einen Indianer kommen lassen, der den Ort, wo sie den Biß fühlen, untersuche, und wenn es eine Coya zu seyn, gefunden wird, blasen die Indianer denselben mit ihrem Munde ab, ohne daß sie ihn berühren, und befreien sie von der Gefahr. Der natürliche Trieb lehret das Vieh, das in diesen Thälern weidet, eine gleiche Vorsichtigkeit zu gebrauchen, denn sie blasen allezeit sehr stark auf die Kräuter, und dann essen sie solche. Nichts destoweniger trägt es sich bisweilen zu, daß die Mauleſel einen Coya essen, davon sie gleich nachher allezeit aufschwellen, und gleich darauf sterben.

* *

LXXV.

Die wundervolle Entdeckungen und Verbesserungen der Künste und Wissenschaften, seit wenigen Jahrhunderten.

(New Univers. Mag. Iul. 1755. p. 14.)

Die Welt war vor wenig Jahrhunderten sowohl was die Handlung, als die Schiffahrt betrift,

betrift, in sehr armseeligen Umständen. Auch war sie in andern Sachen von nutzbarer Wissenschaft nicht viel besser. Es war eine unerfahrne Zeit, jede nützliche Verbesserung blieb ihr verborgen: sie hatten weder in den Himmel noch in die Erde, in die See, noch ins Land, wie seitdem geschehen ist, geschauet. Weltweisheit war ohne Versuch; ihre Mathematischen Wissenschaften ohne Werkzeuge; die Feldmesserkunst ohne Maasstab; die Sternkunde ohne Beweis.

Sie führten Krieg ohne Pulver, Blei, Canonen, Mörser; ja, der Pöbel machte seine Freudenfeuer ohne Racketen oder Schwärmer. Sie giengen zur See, ohne Compaß, und segelten ohne Magnetnadel. Sie betrachteten die Sterne ohne Ferngläser, und massen die Breiten ohne Beobachtung. Die Gelehrsamkeit hatte keine Druckerei, das Schreiben kein Papier, und Papier keine Dinte. Der Liebhaber muste seiner Geliebten ein Tannenbret statt eines Liebesbriefes schicken, und ein Liebesbekänntniß war ungefehr so groß wie ein hölzerner Teller. Sie waren gekleidet, ohne daß sie Manufacturen hatten. Und ihre reichsten Kleider waren die Felle der fürchterlichsten Ungeheuer. Sie führten Handlung ohne Buch zu halten, und Briefwechsel ohne Posten; ihre Kaufleute hielten keine Hauptbücher, und ihre Krämer keine Cassenbücher. Sie übten die Wundarznei ohne Zergliederungskunst, und die Arzneikunst ohne materia medica. Sie gaben Brechmittel ohne Ipecacuanna, zogen Blasen

sen ohne Spanische Fliegen, und heilten Fieber ohne China Rinde.

Was die Geographischen Entdeckungen betrift, hatten sie weder die Nordkap, noch die der guten Hofnung gegen Mittag gesehen. Alle Theile der entdeckten bewohnten Welt, welche sie kannten, und womit sie Umgang hatten, waren in sehr engen Grenzen eingeschränkt. Diese waren Frankreich, Britannien, Spanien, Italien, Deutschland und Griechenland, das kleine Asien, die gegen Abend gelegene Theile von Persien, Arabien, die nördlichen Theile von Africa, und die Inseln des Mittelländischen Meeres, und diese machten bei ihnen die ganze Welt aus. Nicht daß eben diese Länder ihnen vollkommen bekannt waren, gar nicht, verschiedene Theile derselben hatten sie noch nicht ausgeforschet. Deutschland war ein wenig weiter als die Ufer der Elbe bekannt, Pohlen ein wenig über die Weichsel, oder Hungarn jenseit der Donau. Moscau oder Rußland war so vollkommen unbekannt, als China jenseit desselben, und Indien nur bloß durch die kleine Handlung auf den Küsten um Suratte und Malabar.

Africa war bekannter gewesen, aber durch den Untergang der Carthaginenser waren alle westlichen Küsten desselben aus der Kundschaft wieder gekommen, und in Vergessenheit gesunken. Die nördlichen Küsten von Africa an dem Mittelländischen Meere blieben bekannt, und das war es alles. Denn die Saracenen überfielen die Völker, welche sich daselbst gesetzet

hatten, zerstöhrten die Handlung sowol als die Religion. Das Baltische Meer war noch nicht entdecket, und die Schiffahrt darauf unbekannt; denn die deutschen Ritter kamen nicht eher hieher, als in dem 13ten Jahrhundert.

Von America hatte man noch nichts gehöret, es kam auch nicht in den Sinn der Menschen, daß des Weges noch ein Theil der Welt läge. Die Küsten von Grönland und Spitzbergen, und die Walfischfischerei war unbekannt. Die besten Seeleute in der Welt würden damals mit mehr Furcht und Schrecken für einen Walfisch geflohen seyn, als für den Teufel in seiner schrecklichsten Gestalt, worinnen er, der Sage nach, erschienen ist.

Die Küsten von Angola, Congo, die Gold- und Kornküsten an der Westseite von Africa, von wannen man seit der Zeit so grosse Reichthümer geholet, waren noch nicht entdecket, und nicht die geringste Untersuchung darnach angestellet. Alle Ostindische und Chinesische Handlung war nicht allein nicht entdecket, sondern konnten sie auch nicht einmal hoffen. Von Cassee und Thee, diesen neuen Glückseeligkeiten des menschlichen Geschlechts, hatte man noch nichts gehöret; das ganze unbegränzte Weltmeer, welches wir die Südsee nennen, war verborgen und unbekannt. Das ganze Atlantische Meer jenseits der Strasse schiene ihnen von weiten fürchterlich und schrecklich, es durfte sich kaum jemand hinein wagen, es sey denn, daß er längst den Küsten von Africa nach Salee, oder

Santa

Santa Crux hin schlich. Die nordlichen Meere lagen durch einen Vorhang undurchdringlicher Finsterniß verborgen; das weisse Meer bei Archangel ist nur neulicher Zeit entdecket, und nicht eher erfunden, als bis der Ritter Hugo Willoughby die Nordkap vorbei seegelte, und diese Kühnheit theuer genug bezahlete, indem er mit allem seinem Volke an den Lapländischen Küsten erfror, während das in seiner Gesellschaft fahrende Schif mit dem berühmten Herrn Chancellor, den Meerbusen von Rußland, in das sogenannte weisse Meer hinein kam, wo keine reisende Christen jemals vor ihm hingekommen sind.

So eingeschränkt war die Kenntniß der Welt in dem Anfange des 15ten Jahrhunderts, da Männer von grosser Einsicht anfiengen auswärts und um sich her zu schauen. Gleichwie es nun wunderbar war, eine Welt so voller Völker, und Völker einer Verbesserung so fähig, und doch so dumm, so blind, so unwissend, und so wenig verbessert zu sehen: so war es eben so wunderbar zu betrachten, mit war für einer allgemeinen Munterkeit sie fast alle zugleich aufgewecket wurden; sie bereiteten sich, als wenn es plötzlich durch eine allgemeine göttliche Eingebung geschah, die Wissenschaft auf dem ganzen Erdboden auszubreiten, und einer jeden Sache nachzuforschen, die nur zu entdecken möglich war.

Wie müssen wir nicht erstaunen, wenn wir nur einen kleinen Weg hinter uns zurück sehen, und bemerken, daß in weniger als 200. Jahren, dieser ganze

(nun so stolze) Theil der Welt nicht einmal wußte, ob ein solcher Ort, als ein Rußland, ein China, ein Guinea, ein Grönland, oder ein Nordkap irgend wo wäre? Was America betrift, so glaubte niemand, daß ein solches Land da sey. Noch hatte die Welt, ob sie gleich auf den Schultern einer viertausendjährigen Erfahrung stund, nicht die geringste Gedanke, daß des Weges dorthin noch einiges Land vorhanden wäre.

So unwissend wie sie in Ansehung der Länder waren, eben so waren sie auch in Ansehung der Sachen. So ungemein groß sind die Verbesserungen der Wissenschaft, daß unsere ganze Erkänntniß der Mathematik, der Natur, der glänzendste Theil der menschlichen Weisheit, unter uns innerhalb der beiden letzten Jahrhunderte angewachsen.

Was war denn die Welt **vorher**: und womit waren die Köpfe und Hände der Menschen beschäftiget? Der Reiche hatte keine Handlung, der Arme keine Arbeit, der Krieg und das Schwerdt waren das grosse Feld der Ehre, der Schauplatz der Beförderung. Kaum that sich ein Mann in der Welt vor der Zeit hervor, als durch einen rasenden unrechtmäßigen Angrif seiner Nebengeschöpfe, wie Nimrod und seine Nachfolger, in neueren Zeiten.

Die Welt wächset nun täglich in erfahrender Erkänntniß; es muß aber keiner unseren Zeiten schmeicheln, mit dem Vorgeben, wir wären zur Vollkommenheit der Entdeckungen gestiegen. Denn was nun

ent-

entdecket ist, dient nur bloß, zu zeigen, daß das Bekannte gegen das noch Unbekannte nichts sey.

* *

LXXVI.

Die Natur und Gefahr der Verkältung, und wie man dieselbe heilen soll.

(New Univers. Magaz. 1755. Iul. p. 25.)

D. George Cheyne in seiner Abhandlung *of health and long life* p. 129. saget, daß D. James Keill in seiner *Statica Britannica*, dieses ausser allen Zweifel gesetzet hat: Die Verkältung sey nichts als ein Einsaugen einer grossen Menge feuchter Luft, und salpetrischen Salzes durch die Gänge der Ausdünstung; welches, indem es das Blut und die Säfte verdickt (wie solches aus dem Aderlassen nach der Verkältung erhellet) und dadurch nicht allein die Ausdünstung, sondern auch alle andere feinere Absonderungen verstopfet, unmittelbar ein kleines Fieber, und eine Unruhe in der ganzen thierischen Einrichtung hervor bringet, und wenn man nicht

darauf achtet, zur Schwindsucht, Verstopfungen der grossen Eingeweide, und allgemeinen Verderbung der Säfte den Grund leget. Der Zärtliche und der Kränkliche muß derohalben mit aller Behutsamkeit die Verkältung vermeiden, und hat er sich dieselbe durch ein Unglück zugezogen, alsobald darauf bedacht seyn, sich davon zu befreien, ehe dieselbe in seinem Körper tiefe Wurzeln geschlagen. Aus der Natur der so eben beschriebenen Krankheit läßt sich das Mittel dawider leicht finden; nemlich, er muß sich im Bette halten, dünn Bier, warme Molken mit wenigen Tropfen Hirschhorngeistes vermischet, Milchtrank, (Posset drinck) Habergrützsuppe, oder andere warme dünne Getränke trinken; des Morgens und Abends einen Scrupel Gascognischen Pulvers einnehmen, leichte Löffelspeisen, Pudding und Küchlein essen, und alles warm trinken; mit einem Wort, man behandele es zuerst als ein kleines Fieber, mit gelinden Schweistreibenden Mitteln, und nachher, wenn einiger Husten oder Ausspucken überbleiben möchte, (welchen diese Methode insgemein vorbeuget) erweiche man die Brust mit wenig Zuckerkand, und süssen Mandelöl, oder mit einer Auflösung von Gummi Ammoniac, eine Unze zu einem Quart Gerstenwasser, um den Auswurf aus der Brust zu erleichtern. Nachher muß man behutsam seyn, und in der Luft sich mit Kleidern wohl versehen. Dieses ist die natürlichste, leichteste und wirksamste Art, und besser als die Balsamischen Brustarzneien, und dergleichen unnützes Zeug, die gemeinig-

niglich gebrauchet werden, und welche nur allein dazu dienen, den Magen zu verderben, die Lebensgeister zu unterdrücken, und dem Körper zu schaden.

* *

LXXVII.

Geheime Kunst Feuer zu essen.

(Gentlem. Magaz. 1755. Febr. p. 59.)

Als uns verwichenen Frühling Herr Powel, der berühmte Feueresser, die Ehre that, diese Stadt (Ashbourn) zu besuchen, und mit gedruckten Scheinen bewieß, daß er nicht allein seine Kunst vor den meisten gekrönten Häuptern in Europa, sondern auch vor der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London offenbar gezeiget, und von derselben mit einer sonderbaren und kostbaren Silbermünze, zum Zeugniß ihres Beifalls, daß er essen könnte, was sonsten keinen möglich wäre, wäre beehret worden, wurde ich von einigen guten Freunden auch dahin vermocht, hin zu gehen, und zu sehen, was grosse Könige und Weltweisen nicht zu gering geschätzet, anzuschauen. Ich gestehe es, ob ich gleich weder zu abergläubisch noch zu neugierig bin, so ward ich nicht wenig erstaunet, wie ich die wunderbare Verrichtung des Feueressens sahe.

Nachdem ich manche Tage und Nächte ohne Ruhe zugebracht, und die tiefsten Untersuchungen in die Natur der Dinge angestellet hatte, verzweifelte ich fast, von dieser seltsamen Erscheinung die Ursache angeben zu können, wie es einem menschlichen und sterblichen Geschöpfe glüende Kohlen zu essen möglich wäre, das ohne Unterscheid aus einem Haufen Feuer heraus nahm, Schöpsenfleisch auf seiner Zunge braten, und das ganze Maul voll klaren Feuers so fräßig wie ein Schmarotzer gebraten Ochsenfleisch und stark Bier zu verschlingen, dachte ich bei mir selbst weislich, und nach der Vernunftlehre, wie kann der Untersatz den Obersatz in sich schliessen? Wie kann das Element, welches, wie man sagt, endlich alles verzehren wird, selbst als eine gemeine Speise von einem sterblichen Menschen verzehret werden? Hier blieb ich stecken, und hätte können im Zweifel bleiben, wie ein sehr gelehrter Mann in einer andern sehr wichtigen Sache redet, wenn mir nicht einmal des Morgens früh, da ich im Schlummer lag, ein Gedanke eingefallen, daß ich vor vielen Jahren dergleichen in dem Iournal des sçavans gelesen hatte. Ich sprang, wie Archimedes, aus dem Bette, und rief εὕρηκα, ich habe es gefunden, ich habe es, ich lief eilends halbnackt in meine Studierstube, wo ich im 8ten Bande dieses Werks p. 282. folgende Nachricht fand:

„Das Geheimniß, Feuer zu essen, ist von dem „Diener eines Richardson, eines Engländers, „bekannt gemacht worden, der dieses in Frankreich

„ums

„ums Jahr 1667 zuerst zeigte, und eine Sache,
„die niemals in Europa war gesehen worden, verrich-
„tete. Es bestehet blos darinnen: Man muß mit rei-
„nem Schwefelgeist die Hände reiben, und den Mund,
„die Lippen, Zunge, Zähne und andere Theile, die
„mit Feuer sollen berühret werden, durch und durch
„waschen. Dieses härtet und brennet aus die äus-
„serste Haut, bis sie endlich so hart, wie dickes Leder
„wird, und jemehr dieser Versuch verrichtet wird,
„je leichter wird er. Aber wenn, nachdem es schon
„sehr oft wiederholet worden, die oberste Haut zu
„hart und hornicht, und dabei beschwerlich werden
„sollte, so muß man die beschäftigten Theile mit sehr
„warmen Wasser oder heissen Urin waschen, welches
„die eingeschrumpfte oder gedorrte Haut weg nimmt.
„Das Fleisch wird unterdessen zu solchem Geschäfte so
„lange zart und unbequem seyn, bis es wiederum über-
„all mit solchem Geiste zum öftern ist gerieben
„worden.

„Dieses Mittel kann noch viel stärker und kräfti-
„ger gemacht werden, wenn man gleiche Theile von
„Schwefelgeist, Salmiak, Essenz von Roßmarin, und
„Zwiefelsaft mit einander vermischet.

„Die bösen Würkungen, welche häufig aus der
„Verschlingung brennender Kohlen, geschmolzenen
„Siegelwachses, Harzes, Schwefel, und anderer kal-
„zinirter und feuerfangender Materien in dem Ma-
„gen entstehen möchten, wurden dadurch abgewendet,
„daß er gleich, nachdem er die Gesellschaft verlassen,

„warm Wasser und Oel reichlich trank, bis er alles wie„der von sich gebrochen hatte.„

Mein Verfasser thut ferner hinzu, daß ein jeder, der dieses Geheimniß weiß, über brennende Kohlen, oder glüend Eisen (wie die Emma soll gethan haben,) sicher und ohne Schaden gehen könne, und bekräftiget seinen Satz mit dem Exempel der Hufschmiede, und Eisenarbeiter, deren beide einen solchen Grad der Härte in der Hand bekommen, indem sie glüend Eisen oft handhaben, daß sie eine glüende Stange Eisen mit blossen Händen, ohne Schaden, vom Ofen nach dem Amboß tragen können.

Doctor Panthot, ein Arzt und Mitglied der Gesellschaft zu Lyon, hat dieses geheime Stück dem Herausgeber der *Iournal des ſçavans* mitgetheilet.

Tavernier erzählet in seinen Reisen, daß er einen Sclaven gekannt, der, geringer Belohnung halber, sich in schweren eisernen glüenden Ketten, ohne den geringsten Schein der Empfindung und Schmerzen, so lange wollte aufhenken lassen, bis sie wären ganz kalt geworden. Dieser Sclave muß gewis noch ein weit stärkeres Mittel, als das vorhergehende, um der Stärke des Feuers zu widerstehen, gewußt haben, wie selbst das Gewicht die Würksamkeit des Feuers ungemein vermehren, und folglich dasselbe stärker durchdringen muß. Ob Herr Powell es übel aufnehmen werde, daß ich sein Geheimniß entdecket, kann ich nicht sagen. Da aber die Jahre bei ihm allgemach heran kommen, und er, so viel ich weiß, keine Kinder hat,

und

und ohne ein Testament zu machen, plötzlich sterben möchte, so denke ich, es würde Schade seyn, wenn eine so artige Beschäftigung unter die verlohrne Künste mit der Zeit, wie es möglich ist, wenn nicht besonders dafür gesorget wird, sollte zu stehen kommen. Ich hoffe also, daß nach dieser Unterweisung ein treuherziger Engländer diese Kunst zur Ehre dieses Landes wieder vornehmen werde, wenn er in den Zeitungen lieset: Gestern starb der berühmte Herr Powell, der sehr beklaget wird. Er war der beste, wo nicht der einzige Feuereſſer in der Welt, und man befürchtet sehr, daß diese Kunst mit seinem Tode untergehe.

NB. Das Zeugniß aus dem *Iournal des ſçavans* stehet auch im *London Magazin* 1755. *Febr.* *p.* 69.

* *

LXXVIII.

Nachricht von den Summen Geldes, die der Pabst ehedem aus England gehoben.

(New Univ. Magaz. 1755. May. p. 183.)

1. Das erste güldne Vließ, dessen wir erwähnen, ist des Königs Athelwolfs jährliche Ab-

Abgabe von 300. Mark, welche er dem Pabste im Jahr 852. zugestanden hat. Wovon hundert Mark angewandt wurden, die Lichter in St. Peterskirche, das zweite hundert die in St. Pauls, zu unterhalten, und das dritte hundert war zum Geschenk für den Pabst bestimmt.

2. Der **Peterspfenning**, den Jua König der Westsachsen dem Pabst Gregorius, dem zweiten, im Jahr 626. zustund. Es war ein Pfenning, der jährlich für jeden in England rauchenden Schornstein gegeben wurde. Wie hoch diese Summe gestiegen, können wir aus folgender mäßigen Ausrechnung vernünftiger Weise schliessen. Gesetzt, es seyn in Engeland nur neun tausend Pfarren, da doch derselben mehr sind, und in jeder Pfarre nur 100 Häuser, und nicht mehr als 2. Schornsteine in jedem Hause, eines ins andere gerechnet: so wird die ganze Summe auf 7500 Pfund Sterl. steigen. Dabei man wohl bemerken muß, daß ein damaliger Pfenning nur 2 Pence werth ist. Es haben sich einige eingebildet, dieses und das vorherige Opfer seyn einerlei, allein, sie waren gewiß unterschieden, indem des Königs AthelwolfsAbgabe auf 300 Mark eingeschränket war, da der Peterspfenning nach der Zahl der Häuser ab- oder zunahm.

3. Eine andere Erfindung waren die **Annalen**. Sie werden so von *Annus*, **ein Jahr**, genennet, und begreifen das ganze Einkommen eines Jahrs, welches jeder Bischof und Geistlicher dem Pabst bezahlte, sobald

bald als er seine geistliche Bedienung antrat. Was die Bisthümer betrift, so waren sie, wie man solches in Bischof Godwins Register findet, folgender massen taxiret:

	l	s	d
Canterbury	2250.	—	—
Ausserdem für sein Pallium	1125.	—	—
London	675.	—	—
Winchester	4800.	—	—
Ely	2800.	—	—
Coventry und Litchfield	680.	—	—
Norwich	2000.	—	—
Worcester	450.	—	—
Hereford	4050.	—	—
Chichester	79.	18.	6.
St. Davids	337.	10.	—
Landaff	157.	10.	—
Salisbury	1125.	—	—
Bath und Wels	172.	—	—
Bangor	28.	7.	—
St. Asaph	28.	7.	—
Durham	25.	—	—
York	4000.	—	—
Für sein Pallium	2000.	—	—
Carlisle	225.	—	—
Summa	29008.	12.	6.

Ohne die Bischöfe von Lincoln und Rochester, deren Taxe man nicht weiß. Da nun aus 19 Bischofthü-

thümern * solche Summe erpreßt wurde, und alle untergeordnete Geistlichkeit bei dem Antritt ihrer Bedienung eines ganzen Jahres Einkommen auch bezahlen muste: so kann man vernünftiger Weise glauben, daß die Summe der Einkünfte eines Jahres von ihren Bedienungen, dreimal so hoch gestiegen, als der Bischöfe, welches zu einer gar ansehnlichen Summe, nemlich nahe in die 120. tausend Pfund Sterl. aufsteiget. Der Leser muß hierbei noch bemerken, daß die beförderten Personen gemeiniglich sehr alt waren, dadurch die Veränderungen desto häufiger, und der Gewinn desto reichlicher war.

4. Ein anderes Beispiel der Päbstlichen Vortheile aus England, war, daß er eine gewisse Bewilligung, die Zehnten genannt, forderte und auspreßte. Denn indem er Pastor Pastorum war, so machte er auch Anspruch auf Decimas Decimarum. Diese räuberische Foderung zu unterstützen, bediente er sich des Ansehens der heiligen Schrift 1 B. Mos. 14, 20. allwo Abraham, der nothwendig ein Priester seyn muß, Melchisedech dem Hohenpriester die Zehnten bezahlet. Zur Rechtfertigung ihrer Forderung berufen sie sich auf die Gewohnheit der Leviten unter dem Mosaischen Dienste, welche die Zehnten von ihren Zehnten ihren Prie-

* Die andern fünf Bisthümer, nemlich, Chester, Glocester, Peterborough, Bristol und Oxford wurden erst nachher durch einen offenen Brief des Königs Henrichs des Achten errichtet, da er die päbstliche unrechtmäßige Besitzung so billig als ruhmwürdig abschaffete.

Priestern bezahlten. Diesem gemäß hatte der Pabst seine Bedienten in jedem Kirchengebiet des Königreichs, welche jährlich sowol diese Zehnten, als auch die ersten Früchte der Englischen Clerisei, zur grossen Verarmung des Reichs, theils durch Wechselbriefe, theils baar nach Rom überschickten.

* *

LXXIX.

Die fliegende Eidexe.

(Gentlem. Magaz. 1755. Decemb. p. 551.)

Mein Herr,

Hierbei sende ihnen eine fliegende Eidexe, in Brantwein bewahret, welche den Neugierigen unter ihren Lesern hoffentlich kein unangenehmes Geschenk seyn wird. Ich erinnere mich nicht, daß irgend eine Reisebeschreibung derselben Erwähnung gethan habe. Gegenwärtige ist zu Poniang auf der Insel Summatra gefangen; und ich glaube, daß sie sonst nirgend in Indien gefunden werden; wenigstens habe ich solches niemals gehöret. Sie kommen, gleich allen Arten der Fledermäuse, gegen Abend zum Vorschein. Die Flügel sind sehr artig geflecket, und der ganze Leib ist goldfarbigt, besonders nach

nach dem Kopfe zu. Dasjenige, was unter der Kehle einer Floßfeder gleichet, sahe ich anfänglich für ein Säcklein an, worinn sie ihren jetzt gefangenen Raub stecken möchte. Ich fand aber hernach, daß es nur eine einfache Haut ist, welche vielleicht zur Absicht hat, ihr das Gleichgewichte zu geben, und ihren Flug zu befördern.

J — s M — tt.

Wir erkennen uns unsern unbekannten Correspondenten, für sein merkwürdiges Geschenk, höchstens verbunden, und haben das Thier nach einer genauen Abzeichnung in Kupfer stechen lassen. Pater Gaubil, ein Chinesischer Mißionär, sandte dem Pater Soucier, eine von diesen fliegenden Eidexen getrocknet, wovon er eine Abbildung giebt, in seinen observations mathematiques, gedruckt zu Paris 1729. Doch die Figur ist übel gerathen, und die Beschreibung siehet nicht viel besser aus. Dr. Richard Bradley hat gleichfals in seiner Gradation of nature einige Nachricht, samt einer Abbildung, davon gegeben, welche noch unvollkommener sind. Man kann sich auf die Beschreibung und die verschiedene Maassen der unsrigen völlig verlassen, weil man alle mögliche Sorgfalt dabei gebrauchet hat. Die Länge des Thieres, wenn es in eine gerade Stellung, ohne es auszurecken, gebracht worden, beträgt 9, 3 Zoll. Von der Spitze der Nase bis zum ersten Gelenke des Halses sind 0, 6. Zoll, von dannen bis da, wo der Schwanz anfängt, 2, 35. Zoll.

Der

Der Kopf ist, beides an Gestalt und Farbe, einem Froschkopfe sehr ähnlich. Die Ohren stehen an dem Gelenke der untern Kinnlade. Die Vorderbeine oder Arme haben drei Gelenke, eins bei der Schulter nebst dem Schulterblatte, das andere am Ellenbogen, und das dritte an der Hand. Von der Schulter bis zum Ellenbogen sind 0, 45. Zoll, und etwa halb so viel von dannen bis zum Gelenke an der Hand (wrist), welches von der äussersten Spitze des Nagels am längsten Zähen 0, 25. Zoll abstehet. Der Zähen sind fünf, welche eben wie die Finger und der Daumen bei den Menschen stehen. Die Hinterbeine haben eben so ihre Gelenke am Schenkel, Knie und Enkel. Die Länge des Schenkels beträgt fast einen halben Zoll, des Schienbeines 0, 35. Zoll, und gerade so viel sind vom Enkel bis zum Ende des Nagels am längsten Zähen. Dieser sind gleichfals fünf. Der Leib hat recht über den Flügeln fast einen Zoll im Umfange, und wird immer dünner bis zu den Nieren, wo er nicht über 0, 7. Zoll dick ist. Die Flügel sind an den Leib ein wenig unter der Armgrube befestiget, und erstrecken sich ganz bis zum Hüftengelenke hinunter. Sie bestehen aus einer häutigen Membrane, und sind beinahe von demselben Wesen, als die Flügel einer Fledermaus. Im Fliegen werden sie, wie die Figur zeiget, wechselsweise ausgebreitet und zusammengefaltet, vermittelst einiger muskulösen Fasern, welche aus dünnen graulichten Rippen hervorspriessen, und sich von deren oberen Enden in Aeste ausbreiten. Die äusserste Haut

scheinet nirgends schuppicht zu seyn, sondern ist der Haut eines gemeinen Frosches sehr ähnlich: der Bauch hat eine lichtere Farbe, als das übrige des Cörpers. Obschon unser Correspondent sagt, er habe gefunden, daß der Lappe an der Kehle nur eine einfache Membrane wäre: so können wir doch versichern, daß dem nicht also, sondern dieser Lappe ein würklicher Sack sey, welcher wahrscheinlicher maassen zur Aufhebung des Raubes dienet, wie er anfänglich gemuthmasset hat. Denn er hat eine sichtbare Gemeinschaft mit dem Munde. Bradley bildet sich ein, daß diese Eidexe einer giftigen Art sey, und in dem Beutel ihr Gift bewahre. Wir wollen keine Beschreibung ihrer innerlichen Theile geben, weil wir, um dazu in den Stand gesetzet zu werden, eine Creatur hätten verderben müssen, welche wegen ihrer Seltenheit und Schönheit wohl verdienet in einem Naturaliencabinette aufbehalten zu werden.

* *

LXXX.

Künste haben ihren Ursprung von zufälligen Gelegenheiten.

(Gentlem. Mag. 1755. März S. 126.)

Die Erfindung mancher Dinge, welche, wenn sie zum Leben nicht wesentlich nothwendig sind, doch aber augenscheinlich die Gemächlichkeit desselben vermehren, ist so neu, daß man schwerlich begreifen kann, wie Menschen mit denselben Mängeln und denselben Geschicklichkeiten, solche zu ergänzen, verschiedene auf einander folgende Jahrhunderte haben vorbei können gehen lassen, ohne das zu bewerkstelligen, was wir in einigen Beispielen zu unsern Zeiten gesehen haben. Einige Erfindungen hangen wahrlich von der Erkenntniß der Eigenschaften ab, zu deren Entdeckung die menschliche Scharfsinnigkeit nicht viel beitragen konnte, weil dieselbe die Nachforschung niemals hätte regieren können; dergleichen sind die Eigenschaften der Magnetnadel, der Gebrauch der Fernsgläser, und die Stärke des Schießpulvers. Aber das ist höchst wunderbar, daß Menschen, nachdem sie einige tausend Jahre in Steine, Metal, Holz und Edel-

gesteine eingegraben, nachdem sie einen Siegelring eingeschnitten, und den Abdruck davon auf Wachs genommen, niemals auf die Gedanken gekommen, Buchstaben zusammen zu setzen, als ein Buch zu drucken, oder auch eine Aufschrift in eine metallene Plate einzuschneiden, die man nachher aufs Papier hätte wieder abdrucken können.

Es ist in der That wahr, daß die ununterbrochene Uebung einer Kunst höchst wahrscheinlich eine Verbesserung derselben hervorbringen kann, und wann Kriege oder feindliche Einfälle ein Land verheeret, oder dessen Regierungsform übern Haufen geworfen haben, hat die Kunst alsobald aufgehöret, und ist folglich bald in Vergessenheit gekommen, oder vielleicht von einem Flüchtlinge in ein anderes Land übergebracht, ist daselbst wieder aufgelebet, und gebauet worden, bis sie durch gleichen Zufall in dieselbe Gefahr gerieth, und entweder wieder zerstöhret oder von dannen vertrieben wurde, und während einer anderen Wanderschaft verhungerte.

Es ist auch überaus schwer zu begreifen, wie so manche mächtige Völker bis auf diese Stunde im Mangel dieser Dinge gelebet haben, womit die gewöhnliche Scharfsinnigkeit und Stärke des menschlichen Verstandes andere von den frühesten Zeiten der Welt versehen hat. Woher es komme, daß die Völker von Africa und America noch allezeit in Höhlen und Hütten leben, noch allezeit von dem Glücke der Jagd in Ansehung ihres Unterhalts abhangen, stets mit keiner

andern

andern Bedeckung als mit einem Lappen einer rohen Haut einhergehen, und keine andere Zierrathen, als wenige armseelige Federn tragen. Ich weiß, daß man gemeiniglich dieses einer nie verbesserten Dummheit zugeschrieben: aber es scheinet diese Beschuldigung ungerecht zu seyn. Dabeneben sind wir in den Künsten, welche von sinnreicher Anwendung bereits bekannter Grundsätze abhangen, von solchen übertroffen worden, deren Wissenschaft, im Ganzen betrachtet, viel geringer ist, und von welchen wir glauben, daß sie mit geringer Einsicht, wodurch die Erkänntniß erlanget wird, begabet sind.

Solchergestalt haben die Chineser, welche niemals die Wissenschaft Griechenlands oder Roms besessen, die niemals in der Mahler: und Bildhauerkunst sich sonderlich hervorgethan, noch die Siegel haben eingraben können, die nur wenig Erkänntniß, sich einander mitzutheilen, oder der Nachkommenschaft zu übergeben hatten, doch die Kunst Bücher zu drucken viele Jahrhundert, ehe sie in Europa bekannt wurde, ausgeübet. Und es ist dieselbe unter ihnen in solcher Achtung, daß selbst der Meister, der die Dinte für die Presse verfertiget, nicht für einen Handwerksmann gehalten, sondern mit einem schönen Jahrgeld und besondern Freiheiten zu dieser Ehrenstelle befördert wird. Die Mexicaner, die noch unwissender als die Chineser waren, überlieferten ihre Geschichte und Meinungen durch gedruckte Hieroglifen der Nachkommenschaft. Einige Züge dieser Erfindung fand man auch bei den

Acadiern in Nordamerica, die noch roher waren, als die Einwohner von Mexico.

Wenn aber der erste Funke der Kunst durch eine zufällige Zusammenstossung hervor gebracht wird, so sollte man, da einige Sachen nicht ganz in unserer Gewalt sind, gewißlich nichts verabsäumen, die Flamme im Brande zu erhalten, um durch neuen Glanz neue Munterkeit mitzutheilen, und durch ihren Anwachs ihre Dauer in Sicherheit zu setzen. Daß es unter solchen ausgelöschet worden, welche eben so wenig Ursache zu haben schienen, dieses Unglück als Brittannien zu befürchten, ist höchst klar. Die ausschweifende Unempfindlichkeit der Römer verhinderte, daß sie sich auf Künste und Wissenschaften nicht legten, und ihre häßliche wollüstige Neigungen und Eigennutz stund der Aufmunterung anderer im Wege. Es war zuletzt nichts, das die Trägheit anspornte, oder den Ehrgeiz reizte; nichts, was Geschicklichkeit von der Arbeit hoffen konnte; und die Gelehrsamkeit hatte keine Belohnung, als den einsamen Fleiß sich Kenntniß zu erwerben.

Folglich lenkten sich die Künste sichtbarlich und schnell zum allgemeinen Verfall, und nachher waren von den Meistern in der Kupferstecher- und Mahlerkunst, wovon Plinius erwähnet hat, nur wenige, die entweder ihre Nahmen oder ihre Werke der Nachwelt überlieferten; und da dieselbe Ausartung, wodurch die Römer karg und filzig wurden, sie auch kraftlos machte, wurde ihre Herrschaft auch bald zerrissen, und in

Unord-

Unordnung gebracht. Sie wurden eine leichte Beute der Gothen und Vandalen, Barbarischer Völker, bei welchen keine Züge von Gelehrsamkeit zu finden waren. Sie hatten nur eine Art von Calender, auf Täfelchen oder Knochen, oder bezeichneten mit einem Griffel, oder kleinem Dolch, den sie in ihren Gürteln trugen, einige rohe Characteren auf einem Felsen. Diese Aufschriften, und einige dergleichen ungeheure Gestalten, die nun von Kindern mit Kalk hingeschmieret werden, vertraten die Stelle aller derer Künste, die man ehedem durch Abreissen, Eingraben, Mahlen und Kupferstechen, auch alle andere Gattungen von Zusammensetzung entweder zur Unterweisung oder zum Vergnügen verfertiget hatte. Dergleichen waren die Werke der Nachfolger des Calamis, Antipaters, Stratonicus und Praxiteles, und solche können auch die Nachfolger der neuen Meister seyn, die noch nicht zu der Höhe, wovon ihre Vorgänger herab gefallen, gestiegen sind.

* *

LXXXI.

Die Thorheit der Ungläubigen, welche unsere heilige Religion verachten, in einigen Beispielen gezeiget.

Wenn ich die Verächter der göttlichen Offenbarung, die in den heiligen Schriften enthalten ist, betrachte, so scheinen mir diejenigen Recht zu haben, welche urtheilen, daß ihr Unglaube nicht so sehr einen sündhaften Willen, als vielmehr einen Fehler im Verstande zum Ursprung habe. Ich besitze eine solche Menschenliebe, daß ich gerne von meinem Nächsten so viel Gutes, als möglich, gedenke, und das Unvollkommene, das er an sich zeiget, lieber verbessern, als mit fremden Zusätzen in meinen Gedanken vergrössern will. Es kann zwar niemand leugnen, daß das Licht, das ehemals den Verstand bestrahlete, wohl durch unreine Lüste und wütende Affecten ausgelöschet werden könne: und in dieser Absicht könnte man auch sagen, daß der Unglaube sowol in der Verdorbenheit des Verstandes, als des Willens seinen Grund habe. Aber so stelle ich mir dennoch einen Ungläubigen nicht vor,

vor, sondern urtheile vielmehr, daß seine Zweifel einen blöden und durch ungegründete Vorurtheile verdunkelten Verstand zur Quelle haben. Mir deucht, da dieser Gedanke mit der Menschenliebe übereinstimmet, und unsern Nächsten uns von einer Seite zeiget, nach welcher er Mitleidenswürdig ist; so wird solchen ein jeder Menschenfreund wenigstens leicht entschuldigen können. Und wenn dieser Begriff von einem Ungläubigen kann bewiesen werden, so setzet er uns in den Stand, den Hochmuth der Religionsspötter, die sich mehr Verstand und Einsicht, als andere Menschen zuschreiben, zu entdecken, und Vernünftige davon abzuhalten.

Es haben viele gelehrte und geschickte Männer den starken Geistern, welche so übereilet, und ungescheuet ihre Gedanken von der göttlichen Offenbarung sagen, oder vielmehr andern nachsprechen, gezeiget, daß sie viele Fehler im Schliessen begehen. Wollten wir jenen grossen Geistern, die durch Verspottung unserer Religion den Ruhm der Stärke gesuchet, nachahmen, so müßten wir wider sie solche Beweise führen, die vor uns schon andere gebrauchet haben. Wir wollen aber unsern Satz, daß der Unglaube einem Fehler im Verstande zugeschrieben werden müsse, lieber mit einigen Beispielen befestigen.

Es ist sehr unvernünftig, wenn diejenigen, welche die göttlichen Schriften verwerfen, solche Beweisthümer ihres Ursprungs forderen, die in sich unmöglich sind. Sie wollen mit keinen historischen Gründen,

die zur Befestigung der Wahrheit der Religion dienen, zufrieden seyn, weil, nach ihrer Meinung, daraus keine Gewißheit entstehen kann. Alle vernünftige Menschen mögen glauben, daß jemand ein göttlicher Gesandte sey, wenn sie sehen, daß er einen harten Felsen mit einem Stabe spaltet, und zu einer Brunnquelle machet, daß er die Kranken ohne Arzneimittel heilet, daß er die Todten auferwecket, und noch andere Wunder einige Jahre nach einander thut. Ein **Tindal** hat einen grösseren Geist, und schärfere Augen, er siehet, was vor ihm noch kein Mensch bemerket hat, daß **das Christenthum so alt als die Welt sey.** Er entdecket es, daß eine Nachricht von Wunderwerken uns keinen gewissen Beweis von dem Willen GOttes geben könne, weil es zu keiner Gewißheit aufsteigen kann, wann eine Wahrscheinlichkeit zur andern kommt. Ich kenne einen Ungläubigen, welcher meinet, daß die heiligen Schriften, wenn sie warlich von einem so hohen Ursprunge wären, als wir glauben, also müßten beschaffen seyn, daß niemand daran zweifeln könnte. Aber wie einfältig ist dieses nicht? Wo bliebe der Glaube in der Welt in vielen tausend Sachen, wenn wir das alles wollten leugnen, was jene Herren darum verwerfen, weil sie es nur für wahrscheinlich halten, und dagegen Zweifel erregen können. So müste man nichts glauben, wie wahrscheinlich es auch seyn möchte, wenn man nicht eine mathematische Gewißheit von einer Sache erlanget hätte. Wie könnte nach diesem Satze ein Kaufmann

mann dem andern glauben? da es doch unstreitig ist, daß man von den wenigsten eine Gewißheit erlangen kann, daß sie in guten Umständen seyn. Leland hat sehr wohl wider Tindal angemerket, daß wir in den meisten Sachen nur zu einer grossen Wahrscheinlichkeit in unserer Erkänntniß gelangen können. * Der gelehrte Erzbischof Joh. Tillotson ** und nach ihm der berühmte Herr Professor Joh. Dav. Michaelis *** haben es zur Gnüge dargethan, wie unvernünftig die Ungläubigen handeln, wenn sie einen Mathematischen Beweis der historischen Wahrheit, worauf die christliche Religion gebauet ist, fordern. Dieses nemlich ist eben so thöricht, als ob jemand daran zweifeln wollte, daß Ludewig der vierzehnte ehemals in Frankreich regieret, grosse Kriege geführet, und wichtige Länder erobert habe, weil dieses nicht kan mathematisch bewiesen werden. Man mag hiebei billig fragen, wie ists möglich, daß der Verstand eines Menschen, der doch in andern Sachen scheinet vernünftig zu seyn, in Beurtheilung der göttlichen Wahrheiten so kurzsichtig, ja so blind seyn kann? Es kann davon ein zureichender Grund in unterschiedlichen Ursachen gefunden werden. Eine schlechte Erziehung von Eltern, welche wenig Werk von der Religion machen, und die heilige Schrift nicht

* Lel. Defence of Christ. V. II. c. 3. p. 87.
** In der Vorrede zu dem ersten Theil seiner Werke.
*** Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes. §. 81. p. 306.

nicht achten, eine unachtsame Unterweisung in den göttlichen Wahrheiten, das unvorsichtige Betragen, und unvernünftige Eifern, die scheinheilige Thorheit, und am allermeisten die lasterhafte Aufführung einiger Geistlichen, und der Umgang mit Religionsspöttern können solche Vorurtheile und Mißbegriffe in die Seele bringen, welche es wie ein dicker Nebel nicht zulassen, daß das helle Licht der Wahrheit da hinein dringen kann. Ich vergleiche eine solche Seele mit der Erde, da sie noch wüst und leer war. Die Sonne hatte schon längst geschienen, aber die vermischten Dünste und Nebel, so diesen noch unbereiteten Planeten umgaben, hatten keine Lichtstrahlen hindurch gelassen, und so war es finster auf der Tiefe geblieben. * Eine Seele, welche von Vorurtheilen und Mißbegriffen in Religionssachen nicht gereiniget ist, dieselbe ist einem Chaos gleich, worinn keine Ordnung kann gefunden werden, und das sich selbst die Quelle und Ursache der Finsterniß ist. Wenn wir uns die Ungläubigen also vorstellen, so werden wir uns nicht mehr über ihre Thorheit verwundern, insbesondere, wenn wir bemerken, daß auch das helleste Licht durch solche Nebel, als ihr Herz verfinstert haben, nicht hindurch brechen kann. Lasset uns nur, um dieses zu erkennen, die Beispiele betrachten, an welchen es am kläresten zu ersehen ist, und wovon in den heiligen Blättern Meldung geschiehet. Eine Jesabel, welche mit den falschen

* Siehe Gottscheds erste Gründe der gesammten Weltweisheit. §. 600. u. folg.

falschen Lehrsätzen der Baalspriester eingenommen war, höret von dem Könige, ihrem Gemahl, daß Elias dem GOtt Israels ein Opfer gebracht, welches Jehovah mit Feuer vom Himmel angezündet, sie vernimmt, daß ihre Priester dergleichen mit starken Geschrei den ganzen Tag, aber vergeblich von Baal gesuchet, daß das Volk Jehovah * für den einigen wahren GOtt erkannt, die Baalspriester ergriffen, und daß Elias sie getödtet habe. Was hat dieses bei Jesabel vor Würkungen gehabt? Ist sie dadurch erleuchtet worden? Nein, es zeigete sich eine solche Verwirrung in ihrer verfinsterten Seele, daß sie einen Bothen zu Elias sandte, und ihm sagen ließ: **Die Götter thun mir dis und das, wo ich nicht morgen um diese Zeit deiner Seele thue, wie dieser Seelen einer.** **

Eben so verfinstert waren die Juden in der Zeit, da der grosse Weltheiland auf Erden wandelte. Er beschloß die Reihe vieler Wunderwerke, die er öffentlich gethan hatte, mit einem solchen, das am meisten in die Augen leuchtete, und bei dem jüdischen Volke die grösseste Würkung gehabt hatte. Er rief den verstorbenen Lazarus aus dem Grabe, worinn er schon bis in den vierten Tag gelegen hatte, hervor, und machete ihn lebendig. Aber die Vorurtheile der Phariśäer und Sadducäer waren so stark, daß sie Lazarus, der ein lebendiger Beweis von der Wahrheit der Lehre

* Allgemeine Welthist. B. 1.

** 1 Kön. 18. u. 19.

Lehre JEsu war, zu tödten sucheten. * Was vor eine Finsterniß muß nicht die Herzen der Lystrenser bedecket haben, da sie durch Pauli Wunderwerk in Erstaunen gesetzet, und bewogen wurden, ihm und Barnabas als Göttern Opfer zu bringen, bald darauf aber sich anreitzen liessen, Paulus zu steinigen, und zur Stadt hinaus zu schleifen. ** Welche die heilige Schrift als eine göttliche Offenbarung glauben, die sehen hieraus, wie es möglich sey, daß die Ungläubigen, aus Liebe zu ihren ohne Beweis angenommenen Meinungen, die deutlichsten Wahrheiten zu leugnen fähig sind. Ich schreibe aber jetzt allein jenen zum Besten, ihnen die grossen Geister nach ihrer Blösse zu zeigen.

Was vor schlechte Einsichten diese Ungläubigen haben, dieses hat ein Freigeist unserer Zeiten *** eingesehen, und davon ein Bekänntniß nach seinem Tode schriftlich hinterlassen. Er bezeuget, daß er den Nahmen eines Gelehrten und Verständigen in der Welt zu erlangen, die Grundsätze **Richard Simons**, der die Critische Geschichte des alten Testaments geschrieben, angenommen habe. War hie zwar der Hochmuth als die Quelle seines Unglaubens anzusehen, wenn man ihm selbst glauben will: so bin ich dennoch der Meinung, daß seine schlechte Einsicht in göttliche Wahr-

* Joh. 12. v. 10.

** Apostelgesch. 14. v. 11. 12. 13. u. 19.

*** Hr. Joh. Hampden, der ein Glied in zwoen Englischen Parlamenten gewesen. Siehe Gentlem. Magaz. for. March. 1756. p. 121.

Wahrheiten davon die fürnehmste Ursache gewesen sey, denn er bekennet auch, daß seine freigeisterische Gedanken auf sehr schwachen Gründen sind gebauet gewesen, welche sehr leicht hätten können widerleget werden.

Daß der Unglaube seinen Grund in einem blöden Verstande, und in der Unwissenheit habe, wird ebenfals aus dem Beispiele eines Verächters der heiligen Schriften, der sich selbst zur Gattung der Gelehrten gerechnet, klar erhellen. Es ist dieses der moralische Weltweise, (*The moral Philosopher*) der gewesene Arzt zu London, **Morgan**, von welchem uns Herr **Alberti** in seinen Briefen ein nicht gar zu vortheilhaftes Gemählde gegeben hat. Derselbe hat unter andern wider das Mosaische Gesetz diesen verwegenen Einwurf gemachet, daß die Priester übermäßige Reichthümer in die Schatzkammer der Kirche gebracht, da sie zwanzig Schilling von einem Pfundst. und dieses von einem jeden Acker genommen. Unterschiedliche gelehrte Männer haben diesem Moralischen Philosophen, wie er sich nennet, seinen Unfug, und insbesondere seine Unwissenheit in diesem Stücke sehr deutlich und nachdrücklich zu verstehen gegeben. Wir wollen ihre Gedanken dem geneigten Leser mittheilen, und unsere eigene Anmerkungen hinbeifügen, damit sie desto leichter sehen mögen, was von diesem dreisten und gar nicht demüthigen Deisten zu halten sey, dessen Bild unseren Satz nicht wenig befestigen wird.

Der

Der gelehrte Leland * meinet, daß dieser Ungläubige durch keine andere Ursache, als durch den Haß der Priester also zu schreiben bewogen sey, und er hat seinen Satz als so wild und ungegründet angesehen, daß er keiner Widerlegung würdig sey. Damit aber Einfältige nicht auf die Gedanken gerathen möchten, als ob die Schwürigkeit, welche Morgan wider einen wichtigen Theil der heiligen Schriften gemachet, unüberwindlich sey; so hat Leland dieselbe nicht unbeantwortet lassen wollen, und was er des Endes vorgestellet hat, dasselbe verdienet wohl erwogen zu werden, da es ein Beweis seiner Einsicht in die Wege und Absichten GOttes ist. Er giebt mit Recht zu, daß GOtt seine Knechte reichlich versorget, damit dieselbe als angesehene Männer in Israel standesmäßig möchten leben können; er merket aber zu gleicher Zeit auch an, daß der höchstweise GOtt dieses nicht ohne gnugsame Ursache gethan habe. Der HErr hätte sich nemlich ein Volk erwählet, über welches er auf eine besondere Weise als König hat herrschen wollen, so daß Israel eine Theocratie war, welche in der Erkänntniß des einzigen wahren GOttes gegründet, und durch den Dienst desselben der Welt offenbar gemachet wurde. Dieses geschahe zu einer solchen Zeit, da beinahe die ganze Welt des wahren GOttes vergessen hatte, und die Halbgötter, und andere Götzen nicht ohne grosse Pracht und vielen Ceremonien verehrete. Die Umstände

der

* The Divine Authority of the old, and new Testament asserted c. 6.

der damaligen Zeiten erforderten es also, daß der GOtt Israels, und dessen allerhöchster König, nicht ohne äusserliche und prächtige Ceremonien bedienet wurde. Wäre dieses nicht geschehen, so hätte das Volk Israel sehr leicht durch den Götzendienst, welcher nicht wenig in die Augen leuchtete, von dem Dienste des wahren GOttes abgezogen werden können. Dieses setzet der gelobte **Leland** dem **Moralischen Weltweisen** entgegen, und seine Anmerkungen können ihm nicht allein zu dieser Absicht dienen, sondern sie haben auch ihre vollenkommene Richtigkeit. Die Welt war zu der Zeit, da GOtt seinem Volke Israel durch Moses Gesetze gegeben, mit Absicht auf die Wissenschaften, noch in einem kindlichen Alter, und hatte von geistlichen Sachen nur ein schwaches Erkenntniß gesammlet. Ihre Begriffe von GOtt, der ein Geist ist, und im Geist, und in der Wahrheit will gedienet werden, waren allein nicht vermögend den Reitzungen zu widerstehen, womit der glänzende Götzendienst der Heiden für Einfältige verbunden war. Hierzu kam noch, daß GOtt durch die Einrichtung seines Dienstes in Israel auch andere Völker hat locken wollen, daß sie sich von ihren Götzen zu ihm bekehren möchten. Es hätte aber auch dieser Zweck nicht können erreichet werden, wenn der Dienst GOttes selbst ohne Pracht, und die Bedienten des HErrn, seine Priester, in Verachtung gewesen wären. Wie nothwendig das Gegentheil in den alten Zeiten gewesen, wird noch deutlicher erhellen, wann wir betrachten, was **Lowmann** in seiner Ab-

handlung von der bürgerlichen Regierung der Israeliten angeführet, die Gesetze GOttes von den Einkünften der Priester zu rechtfertigen. Er bemerket, daß der allerhöchste Oberherrscher Israels sich in seiner Theocratie zu zeitlichen Belohnungen, und Strafen habe anheischig machen müssen, dem Götzendienst Einhalt zu thun, der durch die Hofnung zeitlicher Glückseeligkeit von den unteren Göttern sehr ausgebreitet wurde. Die gelehrten Verfasser der Göttingischen Anzeigen haben wider Morgan bemerket, daß er die Einkünfte der Priester auf eine gar zu freigebige Art vermehret, da er den Seckel zu drei Reichsthaler angegeben. Sie setzen hinzu, daß die Priester und Leviten, die Lehrer Israels in allen Arten der Wissenschaften gewesen, dergleichen auch bei den Egyptiern Platz gehabt, und hieraus schliessen sie, daß den Leviten nicht zu viel gegeben sey, obschon der Zehnte, der ihnen zugewiesen war, eine übermäßige Einkunft war, zumahlen da sich die Leviten ihres Erbtheils im Lande Canaan begeben hatten. Sie urtheilen mit Recht, daß dieses niemand fremd vorkommen werde, der das reiche Auskommen, so der Ungelehrte dem Gelehrten im Hannöverischen Staat verdienen muß, dagegen berechnet.

Wir wollen noch eine Anmerkung hinzusetzen, so die Unwissenheit und Einfalt des ungesitteten Weltweisen, der über Sachen urtheilen will, die er nicht recht einsiehet, noch klärer an den Tag leget. Hat GOtt seine Priester ehemals durch sein Gesetz, das er den

Is-

Israeliten gegeben, reichlich versorget, so ist dennoch dasjenige, so sie empfangen haben, nicht zu viel gewesen; da ihnen ihre Einkünfte oftmals, wo nicht gänzlich entzogen, dennoch sehr geschmälert sind. Dieses ist geschehen, wann Israel von seinen Feinden angegriffen wurde, woran niemand zweifeln wird, der sich erinnert, daß ehemals Länder, und Städte, wo der Schauplatz des Krieges war, jämmerlich verwüstet worden. Die Einkünfte der Priester mußten eine Abnahme leiden, wann Israel von dem wahren GOtt, seinem allerhöchsten Könige, abwich, und zu den Götzen der Heiden sich hinwandte. Wie oft aber ist dieses nicht geschehen? Wie oft hat nicht das abtrünnige Volk den Zorn GOttes entzündet, bis sie endlich von GOtt als Rebellen gestrafet, und aus seinem Lande verstossen sind? Haben sie aber ihren GOtt und HErrn also verachtet, wie wenig werden sie dessen Knechte geachtet haben? Kann man gedenken, daß sie seinen Bedienten, die ihnen im Gesetze Mosis zugewiesene Einkünfte werden zugestanden, oder gegeben haben? Kann man gedenken, daß sie dieses zur Zeit Rehabeams, und unter der Regierung der folgenden Könige in Juda gethan haben, nachdem Israel vom Hause Davids abgefallen war, und sich Jerobeam zum Könige gewählet hatte? Es ist unstreitig, daß die Einkünfte der Priester und Leviten dadurch sehr müssen verkürzet seyn; insbesondere, da Jeroboam die Kälber zu Dan und Bethel aufrichtete, um seine neue Unterthanen vom Tempel zu Jeru-

salem abzuhalten, damit sie das Haus Davids nicht wieder an sich ziehen möchte. Wird bei so bewandten Umständen der Sachen, Jerobeam, werden die folgenden Könige es geduldet haben, den Priestern, und Leviten, die dem HErrn in dem Tempel dieneten, und dem Hause Davids anklebeten, die durch Moses befohlene Zehnden, und andere Einkünfte zu geben? Demnach hat der grosse Oberherrscher Israels, der die künftigen Schicksaale seiner Priester, als ein allwissender GOtt, vorhergesehen, für seine Bedienten in seinem Hause also gesorget, wie es seine Absichten erforderten; aber er hat ihnen keinesweges übermäßige Reichthümer zur Belohnung gegeben. Wir schliessen hieraus mit vollem Recht, daß **Morgans** Einwurf wider das Mosaische Gesetz von den Einkünften der Priester eine unreife Frucht einer schlechten Einsicht in die Israelitischen Sachen, und eines übereilten Urtheils sey. Der sittliche Weltweise vermehret also die Anzahl der Ungläubigen, deren starker Geist, welcher sich in einer muthwilligen und dreisten Verspottung unserer heiligen Religion zeiget, einen blöden und benebelten Verstand zur Quelle hat.

Meinet zwar der gelehrte **Leland**, daß **Morgan** durch den Haß, den er wider die Geistlichen heget, bewogen sey, eine solche ganz unwahrscheinliche Meinung von den Einkünften der Priester zu vertheidigen: so muß man doch auch bedenken, in welche Verwirrung die Lehre vom Sekel des Heiligthums durch die Thalmudisten gebracht ist. Der schon oben angeführ-

geführte und gelehrte Herr Professor J. D. Michaelis hat solche zuerst in dem dritten Theil der *Commentariorum* der Göttingischen Societät der Wissenschaften, von den bisherigen Irrthümern recht gesäubert. Einfältig hat Morgan die Einkünfte der Levitischen Priester berechnet, da er aus einer Summe, die noch keine 50000. Thlr. beträgt, 7200000. gemachet hat.

Ehe wir diese Abhandlung endigen, wollen wir noch einen Einwurf Morgans, den er der Israelitischen Religion entgegen gesetzet, beleuchten, zumalen, da derselbe auch von den Reichthümern der Priester entlehnet ist, und uns noch deutlicher von der Einsicht und Gelehrsamkeit dieses Deisten überzeugen kann. Er schreibet mit eben der Dreistigkeit, womit er das Gesetz Mosis von der Belohnung der Priester angegriffen, daß David die Einkünfte der Priester verdoppelt, und das Volk gezwungen habe, ihre Opfer nach Jerusalem zu bringen; daß dieses den übrigen Stämmen unerträglich gewesen, weswegen sie auch auf eine Gelegenheit gelauret, das ihnen von Juda aufgelegete Joch abzuschütteln. Hier sehen wir Sonnenklar, wie groß die Unwissenheit des Morgans in der heiligen Geschichte sey, und wann er keine grössere Wissenschaft in der Arzneikunst besessen, so ist es kein Wunder, daß er, wie Herr Alberti bezeuget, davon in London seinen Unterhalt nicht gefunden, und die Christliche Religion in Schriften angegriffen hat, sein Brod zu verdienen. Er bestreitet die heiligen Bü-

cher, deren Innhalt er nicht weiß, er machet es wie die eingebildeten Weltweisen, welche **Lucian** verspottet, „da sie andern solche Meinungen andichten, welche sie leicht widerlegen können, und sich darinn den „Kindern gleich stellen, die sich schwache Häuser bauen, „welche sie bald wieder umwerfen, oder denen, die sich „im Schiessen üben, und zusammengebundenes „Stroh an einer Stange in einer kleinen Entfernung „aufhangen, und wann sie dasselbe mit einem Pfeil „treffen, und durchschiessen, alsobald ein grosses Geschrey machen, als ob sie grosse Thaten ausgerichtet „hätten.*„ Was **Morgan** an David auszusetzen hat, ist nie von ihm geschehen, und in keiner Geschichte gemeldet worden. Der **Moralische Weltweise** hat sich selbst in seiner Einbildung ein Kartenhaus aufgeführet, welches er mit leichter Mühe umstossen konnte. David hat niemand gezwungen, zu Jerusalem zu opfern, da der Tempel nicht einst in seinen Tagen gebauet war; wie der mehrmals angeführte **Leland** bemerket hat. Ja das Gegentheil wird mit deutlichen Worten im 1. Buche der Chronick Cap. 16, 37 : 40. bezeuget, allwo erzählet wird, daß David zwar Assaph, und andere, bei der Bundeslade, die er bei sich gehabt, bestellet, daß er die Priester bei der Stiftshütte zu Gibeon gelassen, dem HErrn allda Opfer zu bringen. Hierbei möchte sich jemand erinnern, daß gleichwohl zu Salomons Zeiten, nachdem er auf Zion den Tempel auf-

* LVCIAN. *Oper. T. 1. in Herm. 33. p. 774. edit. Reitz.*

aufgerichtet, jedermann seine Opfer nach Jerusalem habe bringen müssen. Aber wir antworten mit Leland, daß GOtt es in seinem Gesetz geboten, daß Israel an einem Orte, den der HErr erwählen würde, opfern solle, wie dann dieses auch jederzeit von allen frommen Israeliten geschehen ist. Und damit es desto heller in die Augen leuchten möge, wie unvernünftig Morgan gehandelt, da er es dem David als eine grosse Missethat vorgerücket, daß er gewollt, Israel solle seinem GOtt zu Jerusalem dienen: so wollen wir die Ursache anzeigen, welche den HErrn bewogen, seinen Dienst an einem gewissen Orte zu binden. Israel nemlich hatte einen solchen Hang zur Abgötterei, daß es sehr leicht zum Abfall von seinem GOtt, und Oberherrscher konnte bewogen werden, wie aus der Geschichte klar, und erweißlich ist. Da man nun den Götzen der Heiden auf den Bergen und in den Hainen opferte, hat GOtt befohlen, daß sein Volk ihn nur an einem Orte durch Opfer verehren sollte, damit demselben alle Gelegenheit, und Verleitung zum Götzendienste, wozu man an vielen Orten Altäre aufrichten konnte, möchte abgeschnitten werden. Und da auch dieses Gesetz von den Satzungen der Heiden gänzlich unterschieden war, so konnte es dazu desto mehr beitragen, Israel von den Heiden zu trennen, daß sie ihnen nicht nachfolgten, und in Abgötterei verfielen. Opferte endlich das ganze Volk allein an demjenigen Orte, den der HErr dazu ausgesetzet hatte, so wurde es dadurch am deutlichsten gezeiget, daß sie allein Jehovah ihrem GOtt dieneten.

Wann der HErr sein Gesetz von dem Orte, wo man Opfer bringen sollte, mit dem Gebot verbindet, daß Israel alle Oerter, wo man den Götzen geopfert, zerstöhren, ihre Altäre umreissen, ihre Bilder verbrennen, und ihren Nahmen vertilgen sollte: so lehret uns diese Verknüpfung, daß jenes Gesetz diesen Zweck gehabt habe, daß Israel von dem Götzendienst möchte zurück gehalten werden. Siehe 5 Buch Mos. 12, 2:7. Man siehet also auch aus dem Beispiele des Morgans wohl, daß bei den Ungläubigen, die sich mehr Verstand als andere Menschen zu haben, einbilden, Einfalt und Unwissenheit zum Grunde ihres Irrthums, und ihrer Dreistigkeit liege.

* *

LXXXII.

Von dem Nutzen des Biesams wider den Magenkrampf, durch

Jacob Pringle,
vormaligen Wundarzt des dritten Regiments der Garde zu Fusse. *

(New Univers. Mag. 1756. p. 214.)

(Gentlemans Mag. 1756. Mai S. 244.)

Im Jahr 1745. den 3ten des Wintermonats ward eine vornehme 43. jährige Frau mit einem heftigen Magenkrampfe befallen. Sie konnte sich gar nicht niederlegen, sondern mußte beständig in einem Lehnstuhl aufrecht sitzen. Sie nahm die

* Schon seit einiger Zeit hat man auch allhier in Bremen mit gutem Nutzen des Biesams sich bei Zuckungen und Magenkrampfen innerlich zu einigen Granen bedienet. Auch hat in Italien Dominic Gusmann Galeati solchen sowol in Zuckungen als in starken und die Sinne verrückenden Kopfschmerzen bewährt gefunden; ja in wahren Rasereien ist der Gebrauch

ganze Zeit über nichts anders, als dann und wann ein Glas starken Wein, um sich zu erwärmen, (u. so, wie sie sagte, es aus ihrem Magen zu vertreiben,) und ein oder zweimal bediente sie sich auch der tinctura sacra. Am 21sten desselben Monats gegen 9. Uhr Abends begehrete ein Frauenzimmer, das mit ihr verwandt war, und die sie in solchen elenden Umständen gesehen hatte, von mir, daß ich doch einst zu ihr gehen möchte, ob sie gleich daran zweifelte, daß ich sie noch lebendig antreffen würde. Ich begab mich darauf hin, und da ich so besondere Würkung von der Tonkinschen Arzenei bei dem Schluchzen erfahren hatte, und mir Herr Reid deren Kraft wider andre Nervenkrankheiten angerühmet: so glaubte ich, sie möchte auch bei diesem Zufalle von einigen Nutzen seyn. Ich verordnete deshalb folgende Pillen:

℞ Cinnab. nativ. Antimon. aa. gr. XXV. Mosch. opt. gr. XVI. Syr. balsf. q. s. f. bolus.

Ob-

brauch desselben zu 6. Granen glücklich gewesen. Doch hat er im Magen Blähungen verursachet, und zuweilen, zumal wenn man bis auf 12. Grane gestiegen, mehr geschadet als genutzet. S. den 3ten Theil Commentariorum de Bononiensi scientiarum et artium instituto atque academia, woselbst sich eine ganze Abhandlung, des gedachten Galeati vom innerlichen Gebrauch des Biesams, befindet. Es kann aber desselben Meinung sowol aus dem jetzigen Beispiel, wo man mit grossem Nutzen 16. Gran gegeben, als auch durch die Erfahrungen hiesiger geschickter Aerzte, wenigstens was unsre kalte Gegenden betrift, widerleget werden. Ueb.

Obgleich aber dieses die gewöhnliche dosis ist, der sich Herr Reid bedienet, so urtheilete ich doch, daß die Patientinn zu schwach seyn würde, und befahl des Endes, daß sie davon die Hälfte auf einmal nehmen, und ein Glas Brandtwein darauf trinken, die andre Hälfte aber sechs Stunden nachher nehmen sollte. Des folgenden Morgens traf ich sie sehr gebessert an, und sie empfand nach dieser ersten Dose keine Krampfziehungen mehr im Magen. Ich wagte es darauf, ihr des Morgens um neun Uhr einen Bissen (bolus) zu geben, und ließ damit von vier zu vier Stunden, bis daß der Schlaf oder Schweiß erfolgen würde, anhalten. Obgleich das Wetter so kalt war, und sie im Stuhle sitzen mußte, so erfolgte doch, nachdem sie 4. Bissen genommen, ein häufiger Schweiß, und darauf der Schlaf. Sie konnte, ohne daß die vorigen Zufälle wieder kamen, in einer horizontalen Lage auf ihrem Bette liegen. Der Schweiß dauerte fast ohne Aufhören von den 22sten des Nachmittages bis zu den 24sten des Nachts. Ich verordnete jetzt anstatt des Bissen einen Kühltrank, (iulep) da ich zu 8. Unzen 12. Gran des Biesams mischte, um solchen nach Belieben zu nehmen.

Dieses bediente sie sich bis zum 27sten, und empfand keine von ihren vorigen Zufällen. Da sie sich aber eines Tages einbildete, daß sie den Krampf im Magen wieder empfände, so gab ich ihr von neuen einen Bissen. Sie beklagte sich aber sehr über die grosse Hitze des Brandtweins, welches das erstemal in ihrer

rer Krankheit war, daß sie eine Wärme in ihren Magen empfand. Den 29sten fürchtete sie sich für einen neuen Anfall, und nahm daher einen Bissen, wornach sie sich sehr wohl befand. Und da auch das Schwellen ihrer Füsse gänzlich vorüber war, so gieng sie aus ihrem Zimmer; und am 4ten December ließ sie sich in einer Sänfte austragen, um dem Frauenzimmer, welche mich zu ihr gesandt, ihre Danksagung abzustatten. Und bis auf diesen Tag befindet sie sich wohl.

* *

LXXXIII.

Von dem

Nutzen der Seefahrt

in der Medicin.

Ein Auszug

aus dem jüngst herausgekommenen Buche:

The use of Sea-Voyages in Medicine.

(Univers. Mag. 1756. Ian. p. 265.)

Die tägliche Erfahrung lehret, daß die Luft auf alle Thierische Cörper einen so kräftigen Einfluß habe, daß dieselbe sowol für das allgemeine Erhaltungsmittel des Lebens und der Gesundheit,

heit, als die Ursache der Krankheiten kann angesehen werden. Die Geschichte der Geneskunst bestätiget dasselbe mit unzähligen Exempeln. Man muß sich auch in der That die grössesten Würkungen vorstellen von einem Flüßigen, welches mit den beiden mächtigen Eigenschaften, Schwere und Federkraft begabet, in steter Bewegung ist, und von allen Seiten beständig auf uns drücket; von einer Flüßigkeit, welche überdem noch verschiedene zufällige Eigenschaften bekommt, welche aus Hitze, Kälte und Feuchtigkeit, wie auch vielerlei Cörperchen von verschiedener Natur, womit sie vermischet ist, und derselben Aufbrausen entstehen. Es steigen von der ganzen Erdkugel in beständigen Dünsten, die bald mehr, bald weniger empfunden werden, unzählbare Theilchen der Materie in die Höhe, welche von allen Cörpern, die die Erde und das Wasser enthält, abgesondert werden. Diese Ausdünstungen müssen derohalben von verschiedener Natur seyn, nach der Verschiedenheit des Bodens, der Mineralien und anderer Dinge, welche an dem einen Orte häufiger vorhanden sind, als an einem andern. Sie müssen auch die Cörper der Thiere verschiedentlich angreifen, nachdem sie von schädlicher oder heilsamer Natur sind. Hierauf gründet sich die Gesundheit oder Ungesundheit einer Gegend, und beides die allgemeinen Seuchen ganzer Länder, und besondern Krankheiten einzelner Personen, die aus einer besondern Beschaffenheit des Orts entstehen, welche gewisse Leibesconstitutionen nicht ertragen können.

Man

Man hat die Natur der Luft überhaupt ziemlich genau erkläret. Die Beschaffenheit aber der Seeluft insonderheit, ist meines Wissens, in Absicht auf die Geneskunst, noch nicht betrachtet worden, in allen denjenigen Umständen, worinn dieselbe von der Landluft, meines Erachtens, sehr unterschieden ist. Es muß derowegen vorläufig eine genauere Kenntniß derselben zum Grunde geleget werden, wenn ich den Nutzen des Lebens auf der See, in Absicht auf die Medicin, untersuchen will.

Die ungeheure Oberfläche der See ist zum wenigsten über die Hälfte unserer Erdkugel, wo nicht weiter, ausgebreitet. Von dieser weit ausgedehnten Oberfläche des Wassers steiget beständig ein Dunst, in einer viel grösseren Verhältniß als von der Erde, in die Höhe. Im Mittelländischen Meere allein beträgt dieselbe, nach gemachter Ausrechnung, 5280. Millionen Tonnen in einem Sommertage; weiter gegen Süden aber, wo die Ursachen der Ausdünstung muthmaßlich stärker würken, wird die Menge noch grösser seyn. Doch ist die Hitze nicht die einzige Ursache der Ausdünstung; sondern sie gehet auch bei der äussersten Kälte vor sich. Damit allenthalben, und zu allen Zeiten ein stetiger Vorrath von Dünsten, zu gewissen grossen Absichten der Natur vorhanden wäre, dünsten die flüßigen Cörper eben so viel, und die geistigen Theile derselben noch stärker aus im Froste als bei kaltem Wetter. Die Seeluft ist also feuchter.

Die Dünste aus der See oder den Flüssen zeugen

eine

eine grössere Menge Luft, als die Dämpfe aus der Erde. Daher ist es, daß die Winde öfterer und veränderlicher auf der See, und von der See nach dem Lande zu blasen. Daher haben wir in Brittannien zwei Drittheil des Jahres die Winde aus den Südlichen oder Westlichen Gegenden. Da die See eine grössere Quelle der Luft ist, so ist dies auch die Ursache, warum die Stürme auf der See länger anhalten, als auf dem Lande.

Die Ausdünstungen des Landes sind unzählich verschiedener Natur; und in einem kleinen Bezirk Landes findet sich eine Luft von verschiedenen Eigenschaften, und von verschiedener Mäßigung in Ansehung der Wärme und Kälte. Die Seeluft aber ist nicht mit so mancherlei Dämpfen geschwängert; ihre Dünste sind stets von einer Art, weil der Grund, woraus sie aufsteigen, einförmig und allenthalben derselbe bleibet. Da auch diese Dünste in grösserer Menge vorhanden sind, so werden sie von den vielfältigen und verschiedenen Landdünsten, auch nicht auf eine sonderliche Entfernung, oder in einem merklichen Grad, verändert. Die Seeluft ist also, weil sie einfacher ist, gedrungener, folglich auch mehr federartig.

Die Luft auf der See wird mehr beweget, oder hat überhaupt einen schnelleren und stetigern Fluß, weil ihr Strom nicht, wie zu Lande, durch Berge, Hügel, Wälder aufgehalten wird. Sie wird derohalben mehr hin und her getrieben, und ist reiner, und derjenigen Fäulung, welche aus dem Stillstehen erfolget, nicht

nicht so sehr unterworfen. Daß zu Lande öfterer eine Luftstille (Stagnation) entstehe, erweisen die Wolken und Nebel, welche man gemeiniglich über Land und Bergen siehet, wobei die Seeleute das Land in einer grossen Ferne entdecken. Diese Luftstille wird ferner, selbst wenn sie von keinem Winde gestöhret wird, durch die vielen Ströme, und die beständige Bewegung der Ebbe und Fluth verhindert. Weil also die Luft auf der See einen höhern Grad der Feuchtigkeit, Dichtigkeit und Schnelle hat; so muß ihre Würksamkeit auch stärker seyn. Die Winde derohalben sind hier heftiger, und haben mehr Gewalt als zu Lande, besonders, da dieselbe oft mit vieler salzigter Materie beladen sind. Es kommt daher viel Seesalz von den Sprützungen des Wassers, welches durch die Winde häufig aufgestossen und fortgetrieben wird, in die Höhe. Seefahrende Leute leben und athmen oft ganze Wochen und Monate in einem Dunstkreise, welcher mit einer starken salzigten Feuchtigkeit angefüllet ist, und sind davon fast beständig naß.

Die Seeluft ist wärmer. Die auf der See sich befinden, klagen selten über Kälte, empfinden aber bald eine Veränderung, wenn sie den Küsten sich nähern. Dieses Gefühl ist noch viel stärker auf etliche Tage, wenn sie zuerst an Land gekommen sind. Die Erde ist ein todter träger Cörper, und läßt sich durch die gröss feste Kraft der Sonnen nur etliche Fuß tief erwärmen, wird auch bald wiederum kalt. Dieser grosse Cörper muß, weil er in sich so kalt ist, auch so weit er sich

er-

erstrecket, einen kältern Dunstkreis machen, auch die See auf eine ziemliche Entfernung erkälten. Seeleute vermuthen Land, wenn die See kälter wird, und je näher sie dem Lande kommen, je mehr nimmt die Kälte zu. Diejenigen Winde, welche über grosse Erdstriche, besonders solche, wo viel Frost und Schnee ist, kommen, sind mit starren und frostigen Theilen angefüllet. Daher ist der Nord- und Ostwind so kalt; da der aus Süden und Westen, wo nichts als Wasser ist, (ich meine in Absicht auf unsere Lage) mehrentheils gelinde, lieblich und warm ist. Hergegen kommt in denen uns zunächst liegenden Ländern von America die grösseste Wärme mit dem Ostwinde, weil dieser über einem ungeheuren Meere zu ihnen kommt. Unsere Seeküsten selbst ziemlich weit nach Norden, wissen eben von keinem starken Froste oder lange liegenden Schnee. An solchen Oertern hat man gelindere Witterung und frühe Erndten. Wäre die See nicht wärmer, so würden die Seeleute es nicht ohne die grösseste Gefahr aushalten können, daß sie oft naß werden.

In der Seeluft ist eine stetige wellenartige Bewegung, so wie auf dem Wasser selbst: daher entstehet ein grösserer Zusammenstoß und Erschütterung der Luft; ihr Drang ist stärker, und würket mit einem beständigen Klopfen.

Daß in der That ein wesentlicher Unterscheid zwischen See- und Landluft sey, wird noch deutlicher erhellen, wenn wir die Natur der Seedünste untersuchen. Man macht sich einen gar zu engen Begrif davon,

wenn man gedenket, daß die erstaunliche Menge der aufsteigenden Dünste keine andere Absicht haben, als die Erde und den Dunstkreis mit Wasser zu versehen; weil derselben unendlich mehr ist, als zu diesem Gebrauche nöthig ist. Sind sie nun zu noch andern Diensten bestimmet, so erfolget von selbst, daß sie noch etwas anderes als Wasser in sich enthalten müssen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein gewisses Theil Seesalz in den Dünsten aufsteige; angesehen alle Ausflüsse, bald mehr bald weniger, desselben Wesens sind mit denen Cörpern, aus welchen sie herkommen. Die Natur hat verborgene Mittel, Salze aus allen Dingen zu ziehen, und durch die ganze Welt auszubreiten: wo also eine Menge solcher Materie ist, und es nicht an Mitteln, die darauf würken können, fehlet, da müssen solche Salze häufig aufgezogen werden. Derohalben auf der See, und in denen Gegenden, wo viel Steinsalz gefunden wird, muß wenigstens eben so viel ausgedünstetes gemeines Salz vorhanden seyn, als andere dergleichen Materien, welche man in grosser Menge in der Luft antrift. Wird gleich die Ausdünstung, so vermittelst der Wärme geschiehet, etwa nicht viel Erdsalz aufziehen, so schäumet doch der Wind ein dünnes Häutlein ab, oder belecket die Oberfläche der See selbst. Daß die Oberfläche des Meeres weniger salzigt ist, wird der Ausdämpfung des Salzes zugeschrieben, woraus erhellet, daß dasselbe, ungeachtet seiner Festigkeit, von denen Ursachen, die die Ausdünstung machen, und welche auf die allerschwereste Cör-

per

per zu würken bequem sind, verdünnet und vertheilet werde.

Gleichwie aber die Oele, das Harz, (bitumen) und der Schwefel geschickter zur Auflösung, und im Meere häufig vorhanden sind, so werden dieselbe auch in grosser Menge angezogen. Dies erweiset der Geruch des Seewassers, indem der Geruch allezeit etwas mehr als Wasser vermeldet; weil das blosse Wasser keinen Geruch hat. Wenn diese Dinge der Luft einverleibet worden, verursachen sie viele, und die grössesten Erscheinungen in der Natur. Indem diese schwefelichte Oele in einem gewissen Grade klebricht sind, müssen sie einige Salztheilchen einwickeln, welche auf diese Weise zugleich mit ihnen in den Dünsten aufsteigen.

Man glaubet, daß auch ein gut Theil . . . . bitter Salz, welches flüchtiger Art ist, ebenfals aus der See komme; und wenn dieses in dem Dunstkreise zerstreuet wird, zeuget es andere Salze. Man sagt, daß dasjenige, was Pflanzen und Thiere nähret, grossentheils daraus bestehe. Die ganze Natur ist voller Salz: es muß derohalben eine grosse Quelle davon vorhanden seyn. Das meiste Salz ist im Meere; und diejenigen beschränken den Gebrauch desselben gar zu sehr, welche sagen, es diene nur das Meerwasser vor der Fäulung zu bewahren, und verschaffe seinen Nutzen nur in der Nahrung und Mechanischen Absichten. Es läßt sich vernünftiger massen denken, daß die unermeßlichen Dünste unter andern auch den grossen

Zweck haben, die Luft mit mancherlei Salztheilchen beständig zu erfüllen, um dadurch eine grosse Absicht der Natur, nemlich die Ausbreitung des Salzes über die ganze Welt, zum Stande zu bringen.

Man hat sich gar eine Auflösung (Analysation) bei dem Meere vorgestellet, und glaubet, daß in den Ausdünstungen bald mehr bald weniger von einem sauren Geiste in die Höhe steige; eine Muthmassung, welche sich gründet auf die gewaltig ätzende Kraft der Seeluft in den Südlichen Weltstrichen, welche alle Metalle und steinigte Cörper in kurzer Zeit verderbet.

Nachdem unser Schriftsteller solchergestalt die Eigenschaften der Seeluft betrachtet hat, fähret er fort das Fahren auf der See als eine Leibesübung anzusehen, und die Vortheile zu betrachten, welche davon können erwartet werden. Die Leibesbewegungen, welche man für die Gesundheit erdacht und angewandt hat, sind mancherlei. Man kann dieselbe unterscheiden in solche, die durch eine willkührliche Anstrengung der Muskeln geschehen, und solche, wobei der Cörper sich leidender Weise verhält. Man hat alle diese Bewegungen so bewähret gefunden, daß diese oder jene, bald mehr bald weniger, zuweilen ganz allein, die meisten Krankheiten curiret. Und damit man sich desto sicherer auf ihren Nutzen verlassen könnte, hat man jetzo eine besondere Art der Bewegung für eine jede besondere Krankheit, bei welcher die Erfahrung den Nutzen bestätiget hat, bestimmet.

Das Wandeln hat man am dienlichsten erachtet,

die

die Nährung, die Vertheilung des Nahrungssafts und das Schwellen der festen Theile zu befördern; und ist die eigne Leibesübung der Studirenden. Man hält anbei dafür, daß es am geschicktesten sey, die Gesundheit zu erhalten, da das Reiten mehr dienen soll, die verlohrne Gesundheit wieder zu erlangen. Diese ist, wo man dazu Kräfte hat, eine männliche und ermunternde Uebung, und schicket sich derohalben besonders für schwermüthige und hypochondrische Personen. Die eigne Beschaffenheit der Podagristen und Schwerleibichten erlaubet ihnen nur das Fuhrwerk und die Uebung der Stimme. Den Schwachen, Hectischen und Schwindsüchtigen werden, weil sie keine andere Bewegungen ertragen können, die gelindesten, als das Reiben und Tragen, angerathen.

Es wird nicht nur für eine jede besondere Krankheit eine besondere Art der Bewegung vorgeschrieben, sondern man bestimmet auch dabei mit gleicher Sorgfalt die Zeit und das Maaß derselben, nachdem es die Umstände erfordern. Eine jede Art und ein jedes Maaß der Bewegung schicket sich nicht für eine jede Leibesbeschaffenheit, vielweniger für alle Krankheiten, womit einer behaftet ist, noch auch für alle Zeiten. Man muß derowegen bei der Wahl der Leibesübungen viele Dinge in Betrachtung ziehen, um zu erkennen, welche bei den besonderen Umständen sowol der Leibesbeschaffenheit, als der Krankheit, die beste und vorzüglichste sey.

Betrachten wir nun die Leibesbewegung entweder überhaupt, oder so, wie sie bei besondern Krankheiten,

wo sie die besten Dienste thut, besonders angewandt wird; so ist keine Art derselben, wie ich längst überzeuget gewesen, die unsere Aufmerksamkeit und Untersuchung mehr verdienet, als die Seefahrt. Es hat mich dabei gewundert, daß, mitlerweile man andere Bewegungen so nutzbar zu machen gewußt, man sich um diese Art, ungeachtet ihrer so sichtbaren Vortheile, so wenig bekümmert, und dieselbe so wenig angepriesen; zumal bei einer Seefahrenden Nation, wie wir sind.

1. Das erste was beim Seefahren in Betrachtung kommt, ist die Seekrankheit. Diese entstehet nicht aus irgend einer bösen Materie im Magen oder Gedärmen, sondern bloß aus einer Uebereinstimmung der Nerven, welche durch die Erschütterung der innerlichen Theile des Hauptes an ihrem Ursprunge angegriffen werden, vermittelst der ungewöhnlichen Bewegung des Schiffes.
2. Man wird sehr schnell fortgeführet, und in die Luft, zumal gegen widrige Winde, getrieben; wodurch der Druck und die Würksamkeit der Luft sehr vermehret wird.
3. Die schwankende und stossende Bewegung des Schiffes macht diese Leibesübung noch stärker, indem dadurch bald diese bald jene Muskeln durch den ganzen Cörper wechselsweise beständig in Arbeit gehalten werden, um sich im Gleichgewichte zu halten.
4. Da die Luft stets in derselben wellenartigen Bewe-

gung

gung als die See ist, so ist dieses ein besonderer Umstand, und macht an und für sich eine Leibesübung aus.

§. Ausser der gewöhnlichen Schwere und Drückung der Luft, wird eine stärkere Würkung derselben dem Cörper eingedrücket, durch die Art ihrer Mittheilung in wiederholten Stössen, bald an dieser bald an jener Seite, indem die Luft sich wechselsweise spannet und wiederum nachgiebt; dergestalt, daß, mitlerweile ein Theil des Cörpers einen starken Druck empfindet, der andere Theil nur den gewöhnlichen, oder einen noch gelinderen Druck leidet: ja zuweilen wird der Cörper durch zwo entgegen gesetzte Drückungen geklemmet. Man kann sich davon eine Vorstellung machen aus der Würkung einer Walkmühle.

Das Seefahren scheinet mit fast allen andern Leibesbewegungen, sowol in Ansehung ihrer Beschaffenheit als Würkung, überein zu kommen. Es gleichet dem Wandeln in der gelinden und stetigen Würksamkeit der Muskeln, welche mit dieser Art Bewegung verbunden geht. Der Vortheil, welcher vom Reiten entsteht, gründet sich auf die beständige Erschütterung, die man dabei ausstehet, und der besonderen Geschwindigkeit, womit man durch die Luft geführet wird. Bei dem Seefahren aber entstehet eine noch grössere Erschütterung aus dem Erbrechen, und durch den Wind wird man weit schneller fortgetrieben, als bei irgend einer gewöhnlichen Leibesübung. Wiederum, auf

der See verursachet die Bewegung des Schiffes eine sehr mannichfaltige Würksamkeit der Muskeln; und der Cörper wird in alle diejenige gezwungene Stellungen gesetzet, welche bei dem Bosseln und dergleichen Bewegungen, auch der gewöhnlichen Leibesarbeit, statt finden. Die Bewegung in der Schwinge oder Kutsche, welche auch zuweilen Erbrechen verursachet, kommt am nächsten mit dem Seefahren überein. Dasselbe muß auch von der Wiege, unserer allerersten Leibesübung, gesaget werden.

Das Seefahren ist also eine zusammengesetzte Bewegung des Tragens, und zwar von einer ganz besonderen Art; eine ausserordentliche krampfartige Bewegung in dem Erbrechen, und eine besondere Würksamkeit der Luft; welche Vortheile in so mancherlei und ungemeinen Umständen keine andere Leibesübung sich zueignen kann.

Sie ist etwas stets anhaltendes. Denn da das Schif in beständiger Bewegung ist, Tag und Nacht, beim Schlafen und Wachen, so geniesset man stets eine oder andere Art der Bewegung, welcher der Cörper immerfort unterworfen ist. Darinn unterscheidet sich das Seefahren von allen andern Leibesübungen, wie sie gemeiniglich gebrauchet werden, als worinn der Kranke zur Zeit nur auf eine kurze Weile beschäftiget ist, da die Bewegung ihre grosse Zwischenzeiten hat.

Obschon das Seefahren, in allen damit verknüpften Umständen und Würkungen, unter die allerstärkeste Arten der Bewegungen gerechnet wird, wie es denn

auch

auch bei einigen eine grosse Erschütterung verursachet: so ist es doch, wenn man dazu gewohnet ist, in der That die sanfteste. Sie machet keine unordentliche Bewegungen oder unmäßige Wallungen in den Säften. Sie gehet derohalben mit keiner Ermüdung oder Erschöpfung der Lebensgeister verbunden, wie bei den andern Leibesübungen oft zu geschehen pflegt. Alle andere etwas stärkere Leibesübungen können nicht gebrauchet werden, bei schwachen und abgezehreten Personen; auch nicht im Fieber, im Stande einer Colliquation und vielen andern Fällen: schwächere Bewegungen aber helfen auch nicht sonderlich. Das Seefahren aber ist sehr würksam, doch sicher, und, wenn man die Seekrankheit im Anfange ausnimmt, leicht auszustehen. Bei den Krankheiten, wo die Bewegung dienlich ist, werden selten Umstände gefunden werden, die den Gebrauch desselben widerrathen sollten, so lange der Bau des Leibes oder Gemüths noch nicht gar zu sehr zerstöhret, oder irgend ein Theil verderbet worden: wiewohl es auch selbst in diesem letzteren Falle zuweilen höchst heilsam ist.

Zu allen diesen kann man noch die Vortheile hinzufügen, daß man auf der See beständig eine besonders gesunde Luft schöpfet; daß die Würksamkeit der Luft grösser ist, und dadurch gestärket wird, daß man oft mit grosser Geschwindigkeit durch dieselbe geführet wird. Hier ist auch eine grössere Würksamkeit der Muskeln des ganzen Cörpers, auch derjenigen, wel-

che bei den gewöhnlichen Leibesübungen nicht in Arbeit gesetzet werden; wenigstens nicht auf dieselbe Art, nicht so stark, nicht mit solcher Würkung noch so beständig geübet werden. Auch hat man dabei so viel Vorsichtigkeit nicht nöthig zu gebrauchen, als bei den übrigen Bewegungen erfordert wird. Durch Vernachläßigung des Seefahrens hat es also an einer sichern, bequemen und kräftigen Leibesübung bishero in der Medicin gefehlet.

* *

LXXXIV.

Johann Tolands wahrscheinliche Muthmassung von der ersten Erfindung der Buchdruckerei.

Ein Schreiben an Herrn Hugo Wrotteslei Ritter.

Aus dem Lateinischen, in der Collection of several Pieces of Mr. Iohn Toland. Vol. I. Lond. 1726. 8. pag. 297. folg. *

Wenn ich jetzund Ihre Erwartung nicht erfülle, so getraue ich mir doch Ihrem Begeh-

* Der berühmte Wolf hat es auch in seinen *monumentis Typogr.* wieder auflegen lassen.

gehren; welches ich als einen Befehl betrachte, ein Gnügen zu thun. Die Stelle im Cicero, von welcher ich mit Ihnen gesprochen, daß sie einigermassen zur Buchdruckerkunst gehöre, befindet sich im 20sten Capitel (nach der neuern Abtheilung) des zweiten Buches von der Natur der Götter; wo Balbus ein Stoiker, gegen den Vellejus einen Epicurer folgendermassen schliesset: *Hic ego non mirer, esse quemquam, qui sibi persuadeat, corpora quaedam solida atque individua vi et gravitate ferri; mundumque effici ornatissimum et pulcherrimum ex eorum concursione fortuita? Hoc qui existimet fieri potuisse, non intelligo, cur non idem putet, si innumerabiles unius et viginti formae literarum (vel aureae, vel quales libet) aliquo conjiciantur; posse ex his in terram excussis Annales* ENNII, *ut deinceps legi possint, effici: quod nescio, anne in uno quidem versu possit tantum valere fortuna.* Sollte ich mich hier nicht wundern, daß jemand sich überreden wollte, als wenn einige dichte und untheilbare Körper, mit Gewalt und durch die Schwere getrieben würden, und daß durch derselben ungefehren Zusammenlauf die prächtigste und schönste Welt entstehe: Sollte jemand dieses für möglich halten, so weiß ich nicht, warum derselbe auch nicht glauben sollte, daß, wenn unzählige Formen der ein und zwanzig Buchstaben,

(ent-

(entweder von Gold oder andern beliebigen Metal) irgendwo hingeworfen würden; aus denenselben, wenn sie so auf der Erde herum zerstreuet liegen, die Jahrbücher des Ennius, so, daß sie lesbar wären, könnten hervorgebracht werden: Ob das Glück nur in einem Verse so viel vermöge, weiß ich nicht. Auf diesen Beweisgrund haben die Epicurer nichts Wahrscheinliches noch Gründliches antworten können: allein hier wird eine andere Sache abgehandelt.

Last uns derowegen diese Tullianische Stelle, nachdem wir die Wörter und Sachen kürzlich erwogen haben, mit der gewöhnlichen Art zu drucken, vergleichen. Die Tipen, womit die Bücher ungefehr seit 1445. gedrucket werden, sind von Metall und gegossen, sie bestehen nemlich aus einer Vermischung von Blei, Zinn, Eisen oder Erz. Sie heissen insgemein Formen der Buchstaben, (*Formae literarum*) zu deren Benennung dieser Ort des Cicero ohn Zweifel Gelegenheit gegeben hat; und warum sollte die Sache selbst nicht, wie ich dafür halte, den Johann Guttenberg aus Strasburg, oder Johann Faust zu Mainz, oder Lorenz Coster in Harlem, oder daß ich es mit einem Worte sage, einen jeden andern nachforschenden, und in Versuchen neugierigen Mann, auf solche Gedanken haben bringen können? Denn was den ersten Erfinder derselben betrift, so bestimme ich denselben nicht, und lasse mich in den Streit auch nicht ein. Die Rede ist

hier

hier nur bloß von dem ersten Einfall oder Begrif, welcher sich diesem Erfinder dargestellet, und der aus dem Cicero zuerst geholet zu seyn, mir sehr wahrscheinlich vorkommt. Diese unzähligen Formen aller Buchstaben des Alphabeths von Metall, dergleichen die guldne, oder auch mit unserm Cicero alle andern sind, (gleichsam als ob er noch hölzerne meinete,) drucken viel genauer und klärer die Buchdruckerkunst aus, als irgend ein anderer Ort, welcher aus den alten Schriftstellern könnte angeführet werden.

Inzwischen, wenn nicht diese Ciceronianische metallene Formen allerdings nach der jetzigen Art, von einander gänzlich abgesondert, vorgestellet wurden, hätte ich vielmehr mit einigen, worunter Osorius ein Portugiese, und Jovius aus Italien, geglaubet, daß die Buchdruckerei durch Marcus Paulus aus Venedig, oder durch jemand anders von den Chinesern zu uns sey gebracht worden; deren Art zu drucken, wie sie gewis sehr alt ist, so ist sie von der unsrigen auch gänzlich unterschieden. Dieser Unterschied, sage ich, und diese unzählige Formen der Buchstaben bringen mich auf andere Gedanken, sogar, daß die Vertheidiger der Chineser, durch die Sache selbst, welches der stärkste Beweisgrund ist, widerleget zu werden scheinen. Wenn die abendländischen Völker ja von ihnen etwas von dieser Art empfangen haben, so ist es vielmehr die Kupferdruckerei und nicht die Buchdruckerei gewesen.

Selbst

Selbst die Redensart *imprimendi literas*, Buchstaben zu drucken, kommt beim Cicero im 13 Cap. des 1sten Buchs von der Weissagung vor. Man hat aber mit dem berühmten Peter Lescaloperius * nicht zu befürchten, daß junge Leute durch diesen Ort sich sollten verführen lassen, zu glauben, die Buchdruckerei wäre den Römern schon bekannt gewesen; da man blos hieraus nur folgern kann, wie ich auch selber jetzt schliesse, daß, wenn die Eingebung dieser Erfindung von einem Alten herkomme, dieselbe vornemlich dem Cicero zuzuschreiben sey.

Damit ich im übrigen die Chineser nicht so bald vorbei lasse, so hätten die Europäer auf dieselbe Art zu drucken, leicht fallen können, wenn sie niemand jemals (welches doch würklich von keinem bekannt ist,) in Europa übergebracht hätte. Sintemal es keine so unüberwindliche und schwere Sache war, daß sie nicht durch den täglichen Gebrauch einigen hätte in Sinn kommen können. Denn in der ganzen vorigen Zeit, nach Erfindung der Buchstaben brannten die Herrn, wie Isidorus ** bekräftiget, ihrem Vieh mit einem glüenden Eisen ein Merkzeichen ein, welches vom COLVMELLA *charactere signari*, *** mit einem gewissen Character

* *In Cicer. de Nat. Deorum L. 2. sect.* 93.

** *Origg.* L. 20. *Cap. ult. ferro calorato notas pecoribus inurebanteorum magistri.*

*** *De re rustica L. II. Cap.* 12.

racter bezeichnet zu werden, genannt wird; welche Wörter *Notae*, *Characteres*, und *Signa*, Kennzeichen, Characteren, und Zeichen in der Buchdruckersprache schon längst im Gebrauche sind. Lange vor den Zeiten des Columella und Isidorus haben die Hirten bei dem Virgil * beständig Merkzeichen und Nahmen des Geschlechts eingebrannt.

Wie man aber Nahmen ohne Buchstaben zeichnen könne, sehe ich nicht. Der Landmann bei eben demselben Virgil ** hat entweder dem Vieh ein Zeichen, oder den Getraidehaufen gewisse Zahlen eingedrücket. Diese Art einzudrücken hätte man auch von den Siegelringen erlernen können; da nach dem Zeugniß des Festus, *** *signare* bald schreiben, bald mit einem Ringe Zeichen aufdrucken, bald das Vieh durch Zeichen † bemerken, bedeuter. Damit ich aber mit den Scholastikern schlechtweg rede,

* *Georg.* L. 3. 158. *continuoque notas et nomina gentis inurunt.*

** *Ibid.* L. I. 263. *Aut pecori signum, aut numeros impressit acervis.*

*** *Signare significat modo scribere, modo annulo signa imprimere, modo pecora signis notare.*

† Ein mehreres hievon siehe in DERLINGS *disp. de more imurendi stigmata, in praefat.* Auch die Knechte wurden mit gewissen Buchstaben bezeichnet, welchem Herrn sie gehörten, davon DERLINGS *diss. de servis literatis Hal.* 1720. N. ACERRA PHILOL. T. 2. p. 512. LOMEIERI *Dies Genial.* T. 2. diss. 8. p. 328. *Ios.* NERIVS *Analect.* L. I. c. 37. f. Uebers.

rede, *a posse ad esse non valet consequentia*, von dem möglichen kann man auf das würkliche nicht schliessen, so hat man von diesem Ausspruche so viele Beweise, als neue Erfindungen.

Nichtsdestoweniger findet sich eine vortrefliche und gewiß merkwürdige Stelle in des **Procopius** *Historia Arcana*, die von unserm Endzwecke nicht sehr weit entfernet ist, welche ich nach der Lateinischen Uebersetzung des Alemans hier ganz anführen will. *Tempore deinde procedente* (inquit anecdotorum scriptor*) *magnam is* (IVSTINVS) *consequitur potentiam, praetorianis militibus praefectus ab* ANASTASIO *principe, qui ubi fato concessit, ea fretus* IVSTINVS *praefectura capessivit imperium, senex jam licet capularis: et quod Romanis antehac non evenit, adeo literarum expers, et, quod scribitur, Analphabetus, ut cum sui soleat nominis apices libellis indere Princeps, cum quid imperat faciundum: ipse neque imperare, neque compos esse posset rerum gerendarum, sed* PROCLVS, *qui officio quaestoris fungebatur, eique assidebat, omnia faceret pro arbitrio. Verum, vt aliquod Imperatoris manus extaret argumentum, a magistratu, qui id muneris habet, excogitatum hoc est. Tabellae ligneae perpolitae formam quatuor literarum, quae legi latine possint, incidendam curant; eaque libello impositа, calamus colo-*

re

* *Pag. 28. edit. Lugdun.*

re * *imbutus, quo scribere mos est Imperatoribus, huic principi tradebatur in manum: quam alii prehensantes ducebant, circumagebantque calamum per quatuor illas literarum formas, nempe singulas tabellae incisuras; atque ita demum, iis ab Imperatore literis reportatis, recedebant.* In dem Verfolge der Zeit, erlangte derselbe, (Justinus) da er von dem Kaiser Anastasius zum Obristen über die Leibwache gesetzet war, grosse Macht und Ansehen. Nach dessen Tode maaßte Justinus, indem er sich auf seine ansehnliche Bedienung stützte, ob er gleich schon mit dem einem Fusse im Grabe stund, sich des Regiments an; er war, wie von ihm berichtet wird, und welches den Römern vorher niemals begegnet, im Schreiben und Lesen so unerfahren, daß, da sonsten ein Fürst den Zug seines Namens unter seinen Befehlen zu schreiben pfleget, wann er in Angelegenheiten etwas befiehlet, er weder regieren, noch Sachen auszuführen, die ge-

* Diese Farbe war keine schwarze, sondern rothe Dinte, es hieß *Encaustum*, war von Purper oder Cinnober gemacht. Mit mehrern haben davon gehandelt PANCIROLLVS *in Reb. Memorab.* p. 1. tit. 2. p. 240. DOM. MACRI *Hierolex.* p. 240. IOH. BEHM *in diss. de Encausto Imperatoribus olim sacro. Regiom.* 1715.

Der Uebersetzer.

geringste Fähigkeit hatte, sondern Proclus, der das Schatzmeisteramt verwaltete, war es, der stets ihm zur Seite war, und alles nach seinem eignen Willen ausführte. Damit aber doch ein Beweis von der Hand des Kaisers vorhanden wäre, so ist von denjenigen Obrigkeitlichen Personen, denen dieses Amt aufgetragen war, folgendes Mittel erdacht worden. Sie liessen in einem glatten hölzernen Täfelchen die Form von vier lateinischen Buchstaben einschneiden, nachdem dasselbe auf die Schrift geleget, wurde die Feder mit der Farbe, womit die Kaiser zu schreiben pflegten, angefüllet, und dem Kaiser in die Hand gegeben; andere welche demselben die Hand führten, zogen mit dieser Feder durch die vier Formen der Buchstaben, von welchen nemlich jeder besonders in dem Täfelchen eingeschnitten war, und wann sie solchergestalt die Unterschrift des Kaisers erlanget hatten, giengen sie weg. *

Hier

* Ich habe ähnliche in Paris verfertigte Formen gesehen, da in dünnen Blech von Meßing die Buchstaben nach ihren Zügen ausgeschnitten waren, und einer, der gar nicht schreiben konnte, nur die Buchstaben, welche alle einzeln waren, bei einander hinlegte, und einen kleinen Pinsel nahm, und die ausgeschnittene Buchstaben mit Dinte überstrich, und hernach die Formen wieder abnahm, da man denn ganz deutlich den

Hier siehet man die Formen von vier Buchstaben, nemlich IVST mit Farben benetzet, oder zur Führung der Feder bequem eingerichtet: nicht aber auf dem Papier gedruckt, noch das Papier über oder unter denselben geleget. Gesetzt auch, daß dieses geschehen wäre, so würde dieses weder einen klaren Begrif von der heutigen Art zu drucken, vorgestellet, noch Gelegenheit dazu gegeben haben, da hergegen des Cicero unzählige Formen der Buchstaben, die von Metall gegossen und beweglich sind, dieses ganz deutlich leisten, und es gleichsam uns vor Augen stellen, wie wir oben genugsam angezeiget haben. Ich will bitten, dieses

den Nahmen, als ob er von den besten Schreibmeister geschrieben war, lesen konnte. Mir deucht, als ob obige Täfelchen auch ganz durchschnitten gewesen, und daß des Kaisers Hand und Feder durch die hohlen Buchstaben zuwege gebracht, doch mögen sie ziemlich rauh noch gewesen seyn. Obgleich Cicero sehr deutlich von den Formen der Buchdruckerei zu reden scheinet, so kann man ihm doch das Lob der Erfindung derselben nicht zuschreiben: *Inventores enim proprie ii sunt, non qui primi rem vident, sed qui primi eandem in publicum usum transferunt.* † Nicht diejenigen verdienen den Nahmen der Erfindung einer Sache, die es zuerst sehen, oder durch einen Zufall erfahren, sondern die das Neue zum allgemeinen Nutzen bekannt machen. So gieng es Columbus, er hatte allein die Ehre der Erfindung America, obgleich viele vorher schon dahin waren verschlagen worden.

Der Uebersetzer.

† *Celeb. I. C.* BECMANNVS *Hist. Orb. Terrar.* p. 274.

nur als eine Muthmassung, nicht aber als eine feste Wahrheit von mir anzunehmen. Damit aber diese Sache, welche an sich selbst deutlich ist, durch zu viele Erklärung nicht verdunkelt werde, will ich davon kein Wort mehr hinzuthun.

* *

LXXXV.

Untersuchung warum die Juden keine Fische geopfert.

Von

Willm. Massey.

(Gentlem. Mag. 1756. Jenner S. 10.)

A.

Heilige Opfer und Gaben sowohl lebendiger Thiere als lebloser Sachen sind zu allen Zeiten in der Welt im Gebrauch gewesen. Es ist, wie ich davor halte, nicht ganz gewiß ausgemacht, ob die Natur eine solche Erkenntlichkeit gegen einen gütigen Schöpfer lehre, ehe und bevor ausdrückliche Gesetze deshalber gegeben wurden. Das erstemal wo wir diesen Gebrauch finden, ist in der Geschichte von

von Cain und Abel; aber nicht unwahrscheinlich, daß sie dem Beispiel Adams ihres Vaters hierin gefolget sind. Denn da es eine heilige Handlung ist, so muß man meiner Meinung nach hier keinen Zweifel erregen, als ob dieselbe auf eine oder die andere Art von unsern ersten Eltern nicht sey verrichtet worden, obgleich die Geschichte nichts davon erwähnet hat. Darauf folgt Noah, davon aufgezeichnet ist, daß er geopfert habe. Seine Brandopfer geschahen auf einem Altar, und damals wurde der Unterschied unter reinen und unreinen Thieren bekannt gemacht, obgleich wir die besondern Gattungen nicht eher aufgezeichnet finden, als nach der Gesezgebung durch Moses.

Das ganze Lehrgebäude der Vorschriften, von Opfern und Gaben, welches den Hebräern überliefert ist, stehet in den fünf Büchern Moses, aber weder in diesen Vorschriften, noch in der ganzen Ausübung der Juden ist jemals einige Nachricht gegeben worden, daß in diesen Religionsverrichtungen Fische wären gebrauchet worden. Dieses habe ich oft mit einiger Bewunderung betrachtet, ich sahe, daß der grosse Schöpfer gleich anfänglich dem Menschen die Herrschaft über die Fische im Meer sowohl, als über die Thiere auf Erden, und die Vögel in der Luft gegeben. Ist es nicht etwas sonderbares, daß das Meer, und die Flüsse sollten befreiet seyn, dem allmächtigen Geber auch den Zoll einer Erkänntlichkeit zu liefern, sintemal die Erde und die Luft eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit angenehmer Opfer darreichen? Und dieses

ses kommt in Absicht auf die Juden, nicht von dem eigenen Willen des Menschen, sondern von einem göttlichen Befehl und Ansehen her. Was mich betrift, so sehe ich hier nicht, daß es der Natur mehr zuwider sey, Fische zu opfern, als ein jedes anderes Thier, das die Erde betritt, oder durch die Luft flieget. Cain opferte als ein Landmann, die Früchte seines Landes, und Abel als ein Schäfer die Erstlinge seiner Heerde; so möchte jemand denken, konnte auch ein Fischer eben so natürlich die Früchte seiner Arbeit zum Altar bringen, wie die andern von ihrer Mühe und Sorge thaten. Allein, hier ist, so weit ich bemerken kann, in allen heiligen Schriften für diesen Gebrauch kein Befehl; es ist aber auch nichts dawider gesagt, wie sonsten gewöhnlich ist, wenn den Juden verboten wurde, sich nicht nach heidnischen Gebräuchen zu richten. Unter allen Abweichungen dieses unartigen Volks ist keine zu finden, daß sie jemals den benachbarten heidnischen Nationen in diesem Falle nachgeahmt.

Nach allen diesen, kann ich mich nur auf 2 Ursachen besinnen, warum die Fische in den Geboten von den Opfern und Gaben der jüdischen Haushaltung seyn ausgelassen worden, und diese scheinen mir kaum hinlänglich zu seyn, indem sie nur blosse Voraussetzungen, und auf keinem andern Ansehen gegründet sind. Die eine Ursache, wie ich muthmasse, möchte seyn, weil man die Fische nicht allezeit bei der Hand haben kann, da einige ihrer Opfer zu bestimmten Zeiten, alle Tage, mußten gebracht werden; ferner würden die Fi-

sche,

sche, wenn man sie verschaffen könnte, in diesem warmen Himmelsstriche geschwind ihren zarten Geschmack verlieren, und bald stinken, und folglich zu diesem Endzwecke, wo die äusserste Reinigkeit erfordert wurde, ganz untüchtig seyn.

Eine zwote Ursache möchte diese seyn: Das Fischessen wird als sehr wollüstig angesehen; und da ein grosser Theil der zu opfernden Dinge den Priestern und ihren Aufwärtern zukam, so möchte das Essen solcher wollüstigen Speisen mit der Mäßigkeit, Enthaltung, und Reinigkeit, die sie in ihrem Amte wahrnehmen mußten, nicht bestehen können. Es ist wahrscheinlich, daß etliche, wie die Söhne Eli, in ihrer Wahl sehr lecker, wo nicht ganz sinnlich würden gewesen seyn, und folglich ihrem Amte eine Verachtung zuwege gebracht haben, indem sie ihrem leckeren Gaumen zu sehr gewilfahret.

Es ist mir nicht unbekannt, daß einige die Fische für eine magerere Speise als Fleisch halten, aber, ich glaube, die allgemeine Erfahrung widerspricht dieser Meinung, besonders, in Absicht einiger Arten Fische, und der Weise sie zur Tafel zuzubereiten. Sollte aber jemand dem ohngeachtet seyn, der diese kurze Untersuchung lieset, und bessere Ursachen angeben kann, warum die Juden eine so grosse Nachsicht, oder vielmehr so wenig Achtung für die schuppigten Einwohner des Meeres und der Flüsse gehabt, daß sie auf solche Art von ihren Opfern und Gaben ausgeschlossen wurden; so wird es mir ein Vergnügen seyn, wenn ich solche

bei einer andern Gelegenheit in dem Gentlemans Magazin eingeschaltet, lesen werde. Vielleicht wird auch eine Abhandlung über einen so unbekannten Gegenstand sowohl viele andere, als auch besonders den Verfasser dieser Untersuchung sich verbindlich machen.

B.

Joh. Ties

Fernere Ursachen, warum man keine Fische geopfert.

(Gentl. Mag. Febr. 1756. S. 62.)

Die vorhergehende Untersuchung, warum in der Bibel nichts vom Fischopfern gemeldet wird, hat mich auch auf die Gedanken gebracht, über diesen Gegenstand nachzusinnen. Ich entdeckte alsobald verschiedene Ursachen davon, welche hoffentlich dem Hrn. Massey nicht ganz und gar unangenehm seyn werden. Wo sie derhalben nicht anders urtheilen, so erwarte ich solche mit ersten in ihrem Magazin zu lesen.

Herr Massey hat mit Recht bemerket, daß Cain, als ein Landmann, die Früchte seines Ackers, und Abel als ein Schäfer die Erstlinge seiner Heerde geopfert. Allein, da man voraus setzen will, daß ein Fischer eben so natürlich die Früchte seiner Arbeit zum Altar bringen konnte, als die andern von ihrer Mühe und Arbeit thaten; so müssen wir bemerken, daß in dem ersten Buche Mosis keines Fischers gedacht werde, folglich wir uns nicht verwundern müssen, wenn wir von sol-

solchen, deren Geschichte es in sich enthält, nichts finden, daß sie Fische geopfert. GOtt gab unmittelbar nach der Fluth dem Noah und seiner Nachkommenschaft eine Erlaubniß, mit diesen Worten: **Alles, was sich reget und lebet, das sey eure Speise, wie das grüne Kraut, hab ichs euch alles gegeben.** 1 B. Mos. 9, 3. Dem ungeachtet erhellet aus keinem Capitel dieses Buchs, daß **Fische damals einen Theil ihrer Speisen mit abgegeben.** Folglich scheinen die Patriarchen mit ihrem Viehe von grossen und kleinen Heerden, und den Früchten der Erden zufrieden gewesen zu seyn, ohne Nahrung in einem Elemente, von deren Einwohnern sie wahrscheinlich sehr wenige Kundschaft hatten, aufzusuchen. Dieses ist klar, da sie für ihr Vieh so oft Brunnen graben musten, und manche derselben zur Fischerei keine bequeme Tage hatten.

Jedennoch, da die Kräuter, Heerden kleines Viehs, und die Früchte der Erden nicht ohne Mühe und Sorgfalt konnten empor gebracht werden, und aus dieser Ursache, als ein Eigenthum besondern Personen zugehörten, deren מקנה **Besitzung** oder **Reichthümer** sie waren; die Fische im Gegentheil, wenn sie auch sind gespeiset worden, ein freieres Element bewohnen, und keine Aufwartung erfordern, und folglich keines Menschen Eigenthum allein sind: so ist leicht zu begreifen, warum Opfer und Gaben vielmehr von dem einen, als dem andern mußten gebracht werden.

Aber man hat noch andere Ursachen, warum von den Juden niemals Fische geopfert worden. Wenn wir die durchs Gesetz Mosis zu diesem Gebrauche verordnete Dinge untersuchen, so werden wir derselben vielweniger finden, als wir uns vielleicht anfänglich einbilden. Von den zehn Gattungen reiner Thiere, deren im 14. Cap. v. 4. 5. des fünften Buchs Mosis, Meldung geschiehet, sind nur der Ochse, das Schaaf, und die Ziege, von dem Federviehe, die Taube und Turteltaube, und von leblosen Sachen, allein Getreide und Wein * genennet. Betrachten wir nun, warum GOtt die Fische zum Opfer nicht verordnet habe, so erscheinet solches in einem ganz andern Lichte, als es würde thun, wenn man sonsten voraus setzen wollte, daß er nemlich alle andere Arten Speisen, sowohl in dem Thier- als Pflanzenreiche zu solchem Gebrauche verordnet habe. Nun siehet man, wie wenig die Gattungen seyn, die er erwählet hat, in Vergleichung mit denen, die er nicht erwählet hat. Es ist also höchst wahrscheinlich, er erwählte solche aus recht hinlänglichen Ursachen; eine Entdeckung, die uns zufrieden stellen wird, warum er die übrigen vorbeigegangen.

Von dem, welcher saget, wenn mich hungerte, wollte ich dir davon sagen, denn der Erdboden

* Ich nenne hier nur die Hauptstücke, denn Oel, Weihrauch und Salz, wurden zu den Speisopfern noch hinzugethan, aber diese waren nur blos eine Art einer Brühe.

boden ist mein, und alles was drinnen ist: (Psalm 50, 12.) kann man nicht glauben, daß er die Opfer ohne andere Absicht verordnet habe, als das größte Gut für sein Volk dadurch auszurichten; und folglich wollte er ohne Zweifel dieselben so wenig beschwerlich machen, als nur möglich ist. Diesem gemäß war es nothwendig, daß die Gegenstände so beschaffen waren, daß alle die, deren Pflicht es mit sich brachte, solche zu opfern, solche auch leicht anschaffen konnten. Ferner, eine Hauptabsicht der ganzen Mosaischen Anordnung war, die Kinder Israel zu einem Volke zu machen, das von allen andern schlechterdings unterschieden war; und also war es ein Grundsatz desselben, daß der Gottesdienst bei der ganzen Nation einerlei, und derselbe seyn sollte. Aus dieser Ursache war nichts bequem, von ihnen zum Opfer gebracht zu werden, welches nicht im ganzen Lande allenthalben hervorgebracht wurde. Denn alle Israeliten verpflichtet zu haben, eine besondere Frucht einiger Theile ihres Landes darzubringen, würde Ursache gegeben haben, die Einwohner dieser Gegenden auf Kosten der übrigen zu bereichern. Die Unterhaltung der Priester war ein ander grosser Nutze der jüdischen Opfer, und aus dieser Ursache musten die geopferten Sachen nicht von der Natur seyn, daß sie leicht verderben konnten; daß, wenn zu einer Zeit mehr als zum gegenwärtigen Gebrauche vonnöthen war, vorkam, dasselbe, ohne zu verderben, aufgehoben würde, bis sie es essen konnten.

Die-

Diese Eigenschaften werden in den Dingen, die nach dem Gesetze Mosis zum Opfer verordnet sind, würklich gefunden. Alle konnte man in Judea in grossem Ueberflusse haben. Sie waren nicht besonders in einem Theil desselben allein, und keine derselben waren sehr dem Verderben unterworfen, sondern konnten aufgehoben werden, bis man sie bequem anwenden konnte.

Die Fische aber haben keine von diesen Eigenschaften. Der Jordan Fluß, und dessen zwo Seen (das todte Meer und das Galiläische) sind die einzigen Oerter in Judea, die eine Menge Fische darreichen konnten, und der gröste Theil des Landes ist von einem von diesen weit abgelegen. Jerusalem selbst, wo der Altar des ganzen Volks aufgerichtet war, war an dem Ursprunge eines kleinen Baches Kidron, über 30. Meilen von dem Jordan, gelegen, und noch weiter von einem jeden Meere. Die Fische sind auch, wie Hr. Massey bemerket, dem Verderben sehr unterworfen.

Alle diese Sachen mit Herrn Masseys ersten Anmerkung in Ueberlegung gezogen, nemlich, daß man sie nicht allezeit erlangen kann, wenn Mangel daran ist; so glaube ich, es werde einem nicht länger fremd scheinen, daß die Juden von GOtt, die Fische zu opfern, keinen Befehl bekommen; und da wir nirgends lesen, daß sie ihren benachbarten abergläubischen Völkern in diesem Falle nachgeahmet, welches man ebenfals, so weit ich mich erinnern kann,

von den meisten, wo nicht allen reinen Speisen bemerken muß.

Ein ander Freund, der gleichfals über diesen Gegenstand geschrieben, füget noch eine Ursache hinzu; diese ist, daß man die Opfer lebendig bringen, und ihr Blut, nachdem das Volk ihre Hände darauf geleget, und ihre Sünde bekannt, verschüttet werden muste; folglich Thiere und Vögel allein, nur eigentlich konnten gebrauchet werden. Die Thiere und Vögel sagt er, waren solchergestalt zu Vorbildern Christi gemacht, der für uns leidet, dessen Blut für die Versöhnung der Sünden aller Menschen muste vergossen werden, auf dieselbe Art, wie das Blut dieser reinen Thiere für die Sünden einer besondern Person oder des Volks vergossen wurde.

* *

LXXXVI.

Medicinische Vorschriften.

(New Univers. Magaz. 1755. May. p. 199.)

I. Wider die Wassersucht.

Die Art, das Glaßkraut (parietaire) wider die Wassersucht zu bereiten, welche selbsten, nach dem Abzapfen, noch gute Würkung thut, ist folgende:

Man sammle die Blätter und kleine Stengel dieses

ses Krauts des Mittages, wenn die Sonne den Thau davon abgetrocknet hat; vermuthet man aber, daß noch etwas darauf liege, so wasche man es mit Wasser, dann säubere man es vom Grase, oder was sonsten bei dessen Sammlung sich damit vermischet haben möchte; zerstosse es in einem steinern Mörsel, und presse den Saft durch grobe Leinewand aus. Thue ein viertel Pfund braunen Zucker zu einem Maas (Pint) dieses Saftes, koche es fünf oder sechs Minuten langsam in einer Pfanne; laß es verschiedene male durch ein Haartuch fliessen, bis es die Farbe und die Klarheit Madera Weines bekommt; das Haartuch muß rein, und mit Stengeln und Blättern des Glaßkrauts angefüllet seyn. Dieses Maas Zuckers dient nur, wenn es gleich soll gebrauchet werden. Will man aber eine Menge zum künftigen Gebrauch machen, muß man mehr Zucker hinzuthun, und wenn es in der Boutelje anfängt zu gehren, und faul zu werden, so thue man mehr Zucker hinzu, koche es auf, und filtrire es durch einen Beutel wie vorher. Zween Löffel voll werden täglich zweimal in den gewöhnlichen Stunden genommen.

2. Wider die Schwindsucht.

In auszehrenden Zufällen soll folgendes Mittel Wunderkuren verrichtet haben: Man muß viel Wassergraß mit frischer Kuhmilch essen, und des Tages zween oder drei Löffel Sirups nehmen, der aus einem Pfunde Zucker Candi, mit einem Maaß Saft von Wassergraß gemacht wird.

3.

3. Wider den tollen Hundebis.

Folgendes Mittel wider den tollen Hundebiß ist öffentlich angepriesen worden, daß es 29 von 30. die zur selben Zeit gebissen waren, wieder geheilet, und daß derjenige, der es nicht genommen, toll gestorben.

Nimm Blätter von Raute von den Stengeln abgelesen, und zerquetschet 6 Unzen, Knoblauch, Zwiebeln zerstossen, Venetianischen Theriack oder Mithridat, und geseilten Spialter, von jeden 4 Unzen. Alles in 2 Quart. starken Biers gekochet bis ein Quart. eingekochet ist. Dieses wird in einer wohl zugestopften Boutelje aufbewahret. Hievon wird einem Mann oder Frau sieben Tage hinter einander nüchtern neun Löffel voll warm eingegeben.

4. Wider die Gicht.

Auf folgendes Mittel kann man sich verlassen, daß es die heftigsten Gichtschmerzen stille, da eine arme 85 jährige Frau aus dieser Stadt (London) nachdem sie sieben Jahr grosse Schmerzen ausgestanden, solches glücklich erfahren hat. Weisser Kohl in Milch und Wasser gekochet, auf die schmerzhafte Theile, so warm man es leiden kann, geleget, und nach Belieben wiederholet; man hüte sich aber nach dieser Verrichtung für Verkältung.

* *

LXXXVII.

Neue Bücher

des Heumonaths 1755.

1. The young gentleman instructed in the Christian Religion, in three dialogues between a young man and his tutor. Der junge Herr in der Christlichen Religion unterwiesen, in 3 Gesprächen zwischen einem jungen Menschen, und seinem Hofmeister.
2. A complete Body of Husbandry etc. by I. Hodges. Ein vollständiges Werk von dem Ackerbau, aus den Aufsätzen einer dreißigjährigen Erfahrung zusammengetragen, alles mit Kupfern erläutert, von J. Hodges, wird Stückweise gedruckt, jede Nummer kostet 6. d.
3. The necessity of the spirit's help in prayer. Nothwendigkeit des Beistandes des heil. Geistes im Beten, von Johan Stevens. 6. d.
4. The Methods of promoting edification by public institutions; an ordination sermon by Iames Fordyce. Art und Weise die Erbauung durch öffentliche Unterweisungen zu befördern, von J. Fordyce. 6. d.

5. Mr.

5. Mr. Oswald's Airs for the summer. Oswalds Arien für den Sommer. 2. S.
6. Description abregée des possessions Anglois et Francois du continent septentrional de l' Amerique, pour servir d' explication a la carte publiée sous ce meme titre, par I. Palairet. Palairet kurze Beschreibung der Englischen und Französischen Ländereien in Nord-America, ꝛc. 1. S.
7. The printers grammar. by I. Smith. Unterweisung für die Mahler, von J. Smith. 5. Sh.
8. An accurate description of Cape Breton. Genaue Beschreibung von Cap Breton.

Neue Bücher des Augustmonaths. 1755.

1. The Student and Pastor, by I. Mason, A. M. Der Student und Prediger, durch J. Mason. 2. S.
2. A scale of first Principles, religious and moral. by C. Fleming. Die ersten Religions und sittlichen Grundsätze, durch C. Fleming. 6. d. Ist in Fragen und Antworten geschrieben.
3. An introduction to the Italian Language, by G. Barretti. Einleitung zur Italiänischen Sprache, durch G. Barretti. 8. 6. S.

4. Philosophical Transactions for the Year 1754. Philosophische Transactionen für das Jahr 1754. 2 Theile 4. 12. S.
5. De affectibus animi et morbis inde oriundis a G. Baker. M. B.
6. A Treatise on the three Medicinal mineral Waters at Llandrindod. by D. W. Linden M. D. Abhandlung von den Medicinischen Mineralwassern zu Llandrindod, durch D. Linden. 6. S.
7. The Method and plain Proceſs for making Pot-Asch. by T. Stephens. Anweisung, wie man am leichtesten Potasche machen solle, von T. Stephens. 1. S. 6. d.
8. The compleat Letter Writer etc. Der vollkommene Briefsteller, oder der neue und zierliche Englische Secretair. 2 S.
9. Lettres de Louis XIV. aux Princes de l'Europe, par M. Morelly. Briefe Ludwigs des XIV. Königs in Frankr. an die Europäischen Fürsten, durch H. Morelly. 2. Bände 12.
10. Obſervations on the Engliſh Letters, by S. Rudd, M. D. Anmerkungen über die Englischen Briefe von S. Rudd, M. D. 1 S.
11. Policy and Iuſtice, an Eſſay. Abhandlung von der Polizei und Justiz. 1 S.
12. A Propoſal concerning diſtempered Cattle, by M. Fleming, M. D. Vorschlag von der Viehkrankheit von M. Fleming, M. D. 1. S.

13.

13. Corruptae Latinitatis Index per W. Massey.
14. The Art of drawing and painting in water colours. Die Kunst zu zeichnen, und mit Wasserfarben zu mahlen. 1. Sh.

Neue Bücher des Herbstmonaths. 1755.

1. An enigmatical Question relating to Things sacred and divine, by I. Iohnson. Räzelhaftige Frage von göttlichen und geistlichen Dingen, durch J. Johnson. 1. S.
2. An Essay on the Gout, by N. Robinson. Abhandlung von dem Podagra, durch N. Robinson, M. D. 2. S. 6. d.
3. An practical Essay on the Cure of venereal, scorbutick, arthritick, leprous, Scrophulous, and cancerous Disordres, by I. Higgs. Practische Abhandlung von den venerischen, scorbutischen, Gliederaussäzigen und krebsartigen Krankheiten, von J. Higgs. 1. S.
4. A free and necessary Enquiry concerning the Liturgy of the Church of England. Eine freye und nothwendige Untersuchung über die Englische Kirchenliturgie. 1. S. 6. d.
5. Mr. Smiths sermon before the free masons at philadelphia. Smiths Rede vor den Freimäurern zu Philadelphia. 6. d.

6. Tom. Brownes Compleat Iester. Tom. Browns vollkommener Possenreisser. 1 Sh.
7. The portrait of Vanity and Folly, or the Coxcomb dissected. Gemählde der Eitelkeit und Thorheit, oder der zergliederte Narr. 6. d.

Neue Bücher vom Weinmonath. 1755.

1. An essay on Inspiration, by Iohn Dove. Versuch von der Begeisterung, oder göttlichen Eingebung, durch Johann Dove. 2. S. 6 d.
2. Observations on certain passages in Daniel, and the Apocalypse of Iohn, by Iohn St. Clair. M. D. etc. Anmerkungen über gewisse Stellen im Daniel, und der Offenbarung Johannis, welche eine Vertheidigung der Auslegung des Ritters, Is. Newtons, wie auch eine neue Auslegung der Weissagung Daniels von den 70. Wochen; und ferner eine neue Nachricht von der Lehre der Dreyeinigkeit in sich enthalten, von John St. Clair M. D. 3. S.
3. A letter to à Bishop, concerning the divine legation of Moses. Brief an einen Bischof, betreffend die göttliche Sendung Mosis 1. S.
4. Landen's Mathematical lucubrations. Landens

dens Mathematische Bemühungen. 6. S. Die Kenner der Meßkunst schätzen dieses Werk hoch, das bloß für sie ausgearbeitet worden. Hamburger freie Urtheile 1756. N. 18. p. 143.

5. Select parts of Professor Saunderson's Algebra. Auserlesene Theile der Algebra des Professor Saundersons 6. S. welche schon ins Französische übersetzet worden.

6. A treatise on the Scurvy, by C. Blesh. Des Wundarztes C. Blesh Abhandlung von dem Scorbut. 2 S. 6. d.

7. A dissertation on the sensible and irritable parts of animals by M. A. Haller, M. D. Herrn D. Hallers Schrift von den empfindlichen und reitzbaren Theilen der Thiere, aus dem Lateinischen von M. Tissot M. D. übersetzet. 1 S. 6. d.

8. Lucias and Celadon, or a dialogue on the existence and immortality of the soul. Lucias und Celadon, oder ein Gespräch über das Daseyn und die Unsterblichkeit der Seele. 1. S. 6. d.

9. The History of my own life etc. Die Geschichte meines eignen Lebens, eine Erzählung der strengsten Prüfungen, die ein sich herzlich liebendes Ehepaar von einem unversöhnlichen Vater hat ausstehen müssen. 2 B. 6. S.

10. A safe, lasy, and expeditions method of procuring any quantity of fresh water at sea,

sea, by a menstruum entirely innocent and inoffensive, etc. by Tho Butler M. D. Eine sichere, leichte und geschwinde Art, das Seewasser in einer Menge, so viel man will, durch ein menstruum, das ganz unschädlich und unschuldig ist, frisch zu machen; mit einem Anhange, wie man das frische Wasser ganz rein, süß, und gesund, während der längsten Reisen, und in den wärmsten Himmelsstrichen erhalten könne, durch Th. Butler, M. D. 1. S.

Neue Bücher des Wintermonaths. 1755.

1. Thirteen sermons preached on various occasions, by Iohn Owen DD. Dreizehn Predigten von John Owen D. Theol. 2. S.
2. An essay towards a new English version of the Book ob Iob, from the original Hebrew, with some account of his Life etc. Versuch einer neuen Englischen Uebersetzung des Buchs Hiob aus dem Hebräischen, mit einer Nachricht von dessen Leben, von Th. Heath. Esq. 5. S.
3. An account of the troubles of Persia and Georgia. Nachricht von den Unruhen in Persien und Georgien 2. S.
4. The Oldmaid. Die alte Magd N. 1. 2.

3. von Maria Singleton Spinsterinn, eine Wochenschrift.

5. The History of Lavinia Rawlins. Geschichte der Lavinia Rawlins 2. Vol. 6. S.

6. Demosthenis Orationes de republica duodecim, cum interpret. Wolfiana castigata et notis historicis I. V. Lucheſinii, edente Guil. Allen.

7. A short account of several excellent Medicines discovered in the Argol of tartar, with its praeparations. Kurze Nachricht verschiedener vortreflicher Arzneyen, welche in dem Weinstein von Weinstein (Argol of Tartar *) entdecket sind, mit den Zubereitungen. Diese Schrift ist dem berühmten D. Heister von dem Verfasser der sich L. W. T. D. C. unterschreibet, zugeschrieben, er bekennet zu Helmstädt studiret zu haben. Der Verfasser beschreibet die ganze Zubereitung, und den Nutzen des daher entstandenen flüchtigen Salzes, und der Cristallen in verschiedenen Krankheiten. Es ist Schade, daß der Verf. seinen Namen verschwiegen, und solche Fälle erzählet, die nicht auf eignen Ansehn gegründet sind; denn ist seine Erzählung wahr, so gereicht es dem menschlichen Geschlechte zum grösten Vortheil, besonders wenn es klar bewiesen wird, daß sich dieses würklich so verhalte.

* Vielleicht versteht der Autor den tartarum tartarisatum.

8. The present state of the Arts in England, by M. Rouquet. Der gegenwärtige Zustand der Künste in England, von Herrn Rouquet. 2. S. Wird recensiret und gerühmet in Hamb. fr. Urtheilen 1756. N. 16. p. 121.

9. Ciceronis selectae Orationes cum accurata Anglica versione, et notis hist. crit. geographicis. 6. S. gebunden.

10. Biographia Britannica, or the Lives of the eminent persons who hare flourished in Great Britain and Ireland etc. Lebensbeschreibungen der vornehmsten und gelehrtesten Männer Großbritaniens und Irrlands, soll 5. Bände in Folio werden, davon 3. Bände schon fertig, der vierte wird im April 1756. fertig, wird stückweise wöchentlich gedruckt, jede Nummer 6. d oder 4. ggl.

11. Memoirs of the Duke of Sully etc. Nachrichten von dem Herzog von Sully, ersten Staatsminister Henrichs des Grossen, aus dem Französischen 3. Vol. 4. 2. L. 2. S.

Neue Bücher des Christmonaths. 1755.

1. Bishop of London's sermons. Des Bischofs von London (Sherlock) Predigten, dritter Band.

2. Strong's Observations on several important

tant points of faith. *Strongs* Anmerkungen über einige wichtige Glaubenspuncten. 2 Sh. 6 d.

3. Spooner's paraphrase on the Epistles. Spooners Paraphrastische Erklärung der Briefe Pauli ꝛc. 4 Sh.
4. Guthrie's translation of Quintilians Institutes. Guthrie Uebersetzungen der Institutionen Quintilians etc. 2 Vol. 12. S.
5. Smart's translation of Horace into prose. Smarts ungebundene Uebersetzung des Horats. 5 S.
6. Voltaire's History of the war in 1741. Voltairs Beschreibung des Krieges von 1741. 3 S.
7. History of Charlotte Villars. Geschichte der Charlotte Villars. 6 S.
8. Ciceronis Orationes selectae, Latine et Anglice. 6 S.
9. Thoughts upon thinking. Gedanken über das Denken. 1 S. 6 d.
10. The wife. Das Weib. 3 S.
11. Hist. of Barbarossa and Polyana. Geschichte des Barbarossä und der Polyana. 3 S.
12. A series of dissertations on some elegant and very valvable *Anglosaxon* remains; with the coins engraven, by Sam. Pegge. M. A. Sam. Pegge Abhandlungen über einige vortrefliche und unschätzbare Angelsächsische Ueberbleibsel, mit den Münzen in Kupfer gestochen.

2. S. 6. d. Dieses scheinet ein Werk von beträchtlicher Gelehrsamkeit und Wichtigkeit zu seyn. Liebhaber der Alterthümer werden nicht unterlassen, das Buch selbst zu lesen, denn die Münzen der Engelsachsen, sind, wie bekannt, sehr selten; der Verfasser scheint wider Herrn North bewiesen zu haben, daß die Sachsen auch güldne Münzen gehabt, indem eine von den hier erklärten von dem Metalle ist.

13. Lydia; or filial piety. Lydia oder kindliche Liebe und Frömmigkeit, der 3 und 4te Band.

14. Oeconomia naturae in morbis acutis et chronicis glandularum. Auctore R. Russel, M. D. et societ. Reg. soc. 4. S.

15. Scharp's Discourses on the Hebrew. Sharps Abhandlung über das Hebräische.

16. A dissertation on the delicacy of Friendship. Abhandlung über das Zärtliche in der Freundschaft. 1 S.

17. Six dissertations on different subjects, by *John Iortin*, D. D. Sechs Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, von Iohan Iortin, Doct. Theol. 4 S. 6. Es ist derselbe Schriftsteller, der die beliebten Anmerkungen über die Kirchenhistorie in 3 Bänden geschrieben hat, die auch nun alle schon übersetzt herausgekommen sind.

18. A mechanical Account and Explication of the Hysteric Passion, by C. Perry, M. D.

D. Mechanische Nachricht und Erklärung der hysterischen Krankheiten, von C. Perry. Med. D.

19. The Analysis of the French and English Languages, by I. Elphinston. Zergliederung der Französischen und Englischen Sprache, von J. Elphinston. 2 Vol. 12. 6. S.

20. History of the Inquisition at Goa, by M. Dellon. Geschichte der Inquisition zu Goa, von M. Dellon. 1 S.

Innhalt

des ersten Bandes dritten Stücks.

LXII. Vom hohen Alter und Tode. S. 513
LXIII. Leben des Herrn Samuel Butlers. 545
LXIV. Samuel Pegges Vertheidigung seiner Erklärung des Wortes Brandon. 550
LXV. Vom Mitleiden. 561
LXVI. Anweisung leinen Garn und Leinwand zu bleichen. 571
LXVII. Gedanken über die Seelenwanderung. 583
LXVIII. A. B. C. Nachricht von lebendigen Kröten, so in Steinen gefunden. 590
LXIX. Erklärung einer dunkeln Stelle im Virgil. 602
LXX. Beschreibung der Handlung in China. 605
LXXI. Besondere Nachrichten, den Herrn Archibald Bower, den Verfasser der Historie der Päbste betreffend. 610
LXXII. Leben Herrn Gilbert Burnets, Bischofs von Salisbury. 623
LXXIII. Schreiben an die Hrn. Hrn. Herausgeber des Bremer Magazins, worinn behauptet wird, daß der heili-

heilige Geist am Pfingsttage nicht bloß über die 12 Apostel, sondern über alle 120. Jünger, welche damals in Jerusalem waren, ausgegossen sey. S. 643
LXXIV. Beschreibung eines merkwürdigen giftigen Insektes, welches in Süd-America gefunden wird. 653
LXXV. Die wundervolle Entdeckungen und Verbesserungen der Künste und Wissenschaften, seit wenigen Jahrhunderten. 655
LXXVI. Die Natur und Gefahr der Verkältung, und wie man dieselbe heilen soll. 661
LXXVII. Geheime Kunst Feuer zu essen. 663
LXXVIII. Nachrichten von den Summen Geldes, die der Pabst ehedem aus Engeland gehoben. 667
LXXIX. Die fliegende Eidexe. 671
LXXX. Künste haben ihren Ursprung von zufälligen Gelegenheiten. 675
LXXXI. Die Thorheit der Ungläubigen, welche unsere heilige Religion verachten; in einigen Beyspielen gezeiget. 680
LXXXII. Von dem Nutzen des Biesams wider den Magenkraupf, durch Jacob Pringle, vormaligen Wundarzt des dritten Regiments der Garde zu Fuß. 697
LXXXIII. Von dem Nutzen der Seefahrt in der Medicin. Ein Auszug aus dem jüngst herausgekommenen Buche: The use of Sea-Voyages in Medicine. 700
LXXXIV. Johann Tolands wahrscheinliche Muthmassung von der ersten Erfindung der Buchdruckerei. Ein Schreiben an Herrn Hugo Wrotteslei Ritter. 714
LXXXV. Untersuchung, warum die Juden keine Fische geopfert. Von Willm. Massey. 724
LXXXVI Medicinische Vorschriften. 733
LXXXVII. Neue Bücher. 736

Register
der in diesen Bande enthaltenen Sachen.

A.

Altäre werden in der Fastenzeit behangen 97
Alter (kindliches) beschrieben 42
= = = (männliches) beschrieben 305
= = = (reifes und hohes) 483. 513
Antichrist ob derselbe der Kaiser von China sey 69. 281. 342
Anzeigen, höchstwahrscheinliche können trügen 131
= = = Beispiele davon 132. 141

B.

Bedienter (treuloser) wird entdecket 139
Bedingfield (Henr.) soll 5. Briefe von A. Bower besitzen 612
Bienen wie man sie warten müsse 159
Biesam, Nutzen desselben wider den Magenkrampf 697
Bleichen des leinen Garns und Leinwands 571
Bolingbroks (Lord) Philosophie 123
Bower (Archibald) Nachrichten in Betrachtung seiner Geschichte der Päbste 610
= = soll an einen Jesuiten 5 Briefe geschrieben haben 612
= = verspricht 100. Guineen dem Entdecker des Betrugs 614
= = hat sich seit 29. Jahren nicht zur Catholischen Kirche gehalten 621
Brandeum 96
Brandon, verschiedene Bedeutung dieses Worts 95. 98. 550
Breviarium 89
Buchdruckerei, Muthmassung von der ersten Erfindung derselben. 714
Bücher einige seltene 87
= = neue Englische 292. 736
= = Betrachtung zwischen Büchern 376
Burnets (Gilbert) Bischofs von Salisbury Leben 623
Butlers (Sam.) Leben 545

Register.

C.

Character eines unschuldigen Mannes anzutasten, ist keine Kleinigkeit 613
Charlestown, Liste der Schiffe und Negern, die daselbst in Südcarolina angekommen 357
China ob der Kaiser und dessen Reich durch das Thier und die Zahl 666. verstanden werde 69. 281. 342
= = Handlung dieses Reichs 605

D.

Davids Wurzel, was sie bedeute 9
= = = Geschlecht, was es bedeute 259
Donnerwolke, worinn zween Männer erstickt 248

E.

Eidexe (fliegende) beschrieben 671
Eier, Fruchtbarkeit derselben kann lange Jahre erhalten werden 601
Einpfropfung des Hornviehs 406
England, was der Pabst ehedem für Geldsummen daraus gehoben 667
Entführung eines Frauenzimmers hat gefährliche Folgen 144
Eßig, Nutzen desselben unter Brandtewein gemischet 359
Europa, Zahl der Einwohner darinn 509

F.

Feuer zu essen geheime Kunst 663
Fische, eine grosse Menge mit einer Angelruthe oder einem Netze zu fangen 507
= = warum die Juden solche nicht geopfert 724. 728
Fischteich mit vielerlei Fischen anzufüllen 510
Fonteney, Geschichte der dasigen Schlacht 564
Französische Seemacht 430
= = = = Hofes gesunde Politik 431
= = = = Flotte von 1681. wie viel sie gekostet 433
Frauenzimmer gehet mit in den Krieg 561
Frösche, (lebendige) finden sich in Felsen 597

G.

Garde Marine was es sey 437

Garn (leinen) wie zu bleichen 571
Geist (der heil.) ist am Pfingstfeste über alle 120. Jünger ausgegossen 643
Geldsummen, die der Pabst ehedem aus England gehoben 667
Geschichte des Ascanio und der Sophronia 232
= = = der Rosetta und Chamont 382. 456
= = = und Leben Samuel Butlers 545
= = = und Leben Gilbert Burnets Bischofs von Salisbury 623
Geschliffenheit, worinn sie bestehe 424
Gicht, Mittel dawider 735
Gift, welches in gemeinen glasurten irrdenen Gefässen enthalten ist 153
Glasur. Siehe Gift.
Graustein hegt lebendige Kröten 591. 595

H.

Heirathen, ein Traum davon 450
Herculaneum, verschiedene Nachrichten und Entdeckungen von dieser unterirrdischen Stadt 145. 148. 400
Höflichkeit, was sie sey 424
Horae intemerate Virginis ein seltenes Buch 90
Hornvieh, siehe Vieh.
Hund entdecket seinen todten Herrn 568
Hundebiß (toller) Mittel dawider 253. 255. 735

J.

Jahr, Beschaffenheit der ältesten 184
Inschriften (Römische) erkläret 361. 418
Insect (giftiges) in Südamerica beschrieben 653
Instinct lehret die Thiere Vorsichtigkeit 407. 408

K.

Kälte, wahrscheinliche Ursachen derselben im Sommer 205
Kerver (Thielman) ein ehemaliger, aber jetzo unbekannter Buchdrucker in Paris, und dessen seltene Bücher 86
Kindheit des Menschen und deren Zustand 42
Kirchen soll man im Winter wärmen 209
Kohlenminen bei Whitehaven in England 354

Krebse (lebendige) finden sich in Steinen 597
Kröten (lebendige) sind mitten in Steinen gefunden worden 590. 593. 595. 597
Kunst (geheime) Feuer zu essen 663
Künste und Wissenschaften wundervolle Endeckungen und Verbesserungen seit wenigen Jahrhunderten 655
= = haben ihren Ursprung von zufälligen Gelegenheiten 675

L.

Leben Jonathan Swifts 313
= Henrich Wilds 476
= Samuel Butlers 545
= Gilbert Burnets 623
Lebendige Thiere finden sich mitten in Steinen 594. 597
Leinen Garn und Leinwand zu bleichen 571
Leinwand zu drucken, mit dem Safte des Toxicodendrons 368
Livers (französische) wie viel der Unterschied in diesem und vorigen Jahrhundert 434
Londons Geburts- und Sterberegister 118

M.

Mäßigkeit erhält das Leben 600
Mäurer eine Amerikanische Wespe 129
Magenkrampf, Nutzen des Bisams wider diese Krankheit 697
Malteser Ritter, Nachricht von denselben 214. 330
= = Statuten und Freiheiten des Ordens 222
Marmor hegt lebendige Kröten 594. und andere Thiere 597
Maulwürfe (lebendige) finden sich mitten in Felsen 597
Medicinischer Nutzen der Seefahrt 700
Mensch, dessen Zustand in seiner Kindheit 42
= = von dem männlichen Alter desselben 305
= = von dem reifen Alter des Menschen 483
= = von dem hohen Alter und Tode 513
= = dessen Vernunft, wenn sie durch Künste und Wissenschaften verbessert wird 103
= = wie man von dem Menschen und der menschlichen Natur günstig urtheilen müsse 438
= = Exempel sehr alter 600

Register.

Missale 94
Mitleiden, was es sey 561
= = = ob es zur Ehre der Menschheit diene 562
Modena, Merkwürdigkeiten des Erdbodens daherum 373
du Moulin (Iac.) wunderbare Geschichte von ihm 133
= = = soll falsch Geld ausgeben 134
= = = kommt darüber ins Gefängniß 135
= = = wäre bald gerichtet 136
= = = wird durch einen Zufall gerettet 137
Münzer (falsche) werden wunderbar entdekt 137
Mythologie, Betrachtungen über dieselbe 363

N.

Nachkommen werden oft durch Saamen und Wurzel angedeutet 12
Nahrungspulver (ausserordentl.) und dessen Würkung 504

O.

Ofen sollte man in Kirchen haben 209
= = sind in Rußland und andern kalten Ländern 210
= = auch in England 211
= = kosten nicht viel 211
Offenbahr. 5. 5. von der Wurzel Davids erkläret 9
= = = 13. und 17. Cap. von dem Kaiser von China erkläret 69
= = = 22. 16. von dem Geschlechte Davids erkläret 259
Oheim soll seine Nichte umgebracht haben 142
= = wird deswegen hingerichtet 143
= = wird unschuldig befunden 144

P.

Pabst, was er für Geldsummen ehedem aus England gehoben 667
Paderni (Camillo) Nachricht von Herculaneum 145. 148. 400
Pensilvanien, Anstalten zur Unterweisung der deutschen Protestanten daselbst 202
Persius, Erklärung einer Stelle aus demselben 212
Pfingfest, daß an demselben der h. Geist über alle Jünger ausgegossen 120. 643

Phaetons Fabel 422
Plinius, eine schwere Stelle aus demselben erkläret 113

R.

Redekunst, Regeln von derselben bei allen öffentlichen Gelegenheiten 250
= = = von dem äusserlichen Vortrage in derselben bei öffentlichen Gelegenheiten 349
Religion, Thorheit der Ungläubigen, welche die heilige Religion verachten 680

S.

Saamen bedeutet Kinder und Nachkommen 13
Schienbein mehrentheils ohne erfolgte Lähmung durch eine Operation weggenommen 174
Schwindsucht, Mittel dawider 734
Seefahrt, was sie für Nutzen in der Medicin schaffe 700
Seelenwanderung, Gedanken darüber 583
Seeleute, wie sie zu nutzen 436
= = wie viel deren in Frankreich 437
Seemacht der Franzosen 430
Seewürme, kräftiges Mittel wider dieselbe 126
Seuche des Hornviehes zu heilen 405
Sold der Schifsbedienten ist nicht höher als im vorigen Jahrhundert 434
Steine, darinnen hat man lebend. Kröten gefunden 590. 593
= = und andre lebendige Thiere 596
Swifts (Jonathan) Leben 313

T.

Tänze zum Gottesdienst 102
Thau, Natur desselben 195
Thiere (lebendige) mitten in harten Steinen 596
= = woher es komme 598
Toxicodendron, mit dem Safte dieser Pflanze wird Leinwand gedrukt 368
Traum von Heirathen 450

U. V.

Verbrechen (grosse) werden nach schwächeren Beweisen als geringere gestraft 131

Verkältung, Natur, Gefahr und Verhütung derselben 661
Vernunft des Menschen, wenn sie durch Künste und Wissenschaften verbessert wird 103
Vieh, wie man dasselbe einpfrose 406
Viehseuche, wie dieselbe in Liefland geheilet wird 405
Virgil erkläret 602
Ungläubige, Thorheit derselben, welche die heilige Religion verachten 680
Unschuld kommt unerwartet an den Tag 137. 143
Vorbote der Viehseuche 407
Vormund soll seine Pupillin umgebracht haben 142
= - = ist falsch 144

W.

Wahrscheinlichkeit, daß die höchste auch triegen könne, mit 2 merkwürdigen Beispielen erläutert 135
Wahrscheinliche Ursachen von der Wärme im Winter 205
Wassersucht, Mittel dawider 733
Wespe aus America der Mäurer genannt 129
Wilds (Henrich) Professors der Morgenländischen Sprachen Leben 476
Winter (im) soll man die Kirchen wärmen 209
= = = Wärme darinnen, und deren Ursache 205
Wissenschaften, wundervolle Verbesserungen derselben seit wenigen Jahrhunderten 655
Würme (lebendige) finden sich in Marmor 596
Wurzel Davids bedeutet den Sohn Davids 9
= = bedeutet auch einen Abkömmling 10
= = und die Nachkommenschaft 10

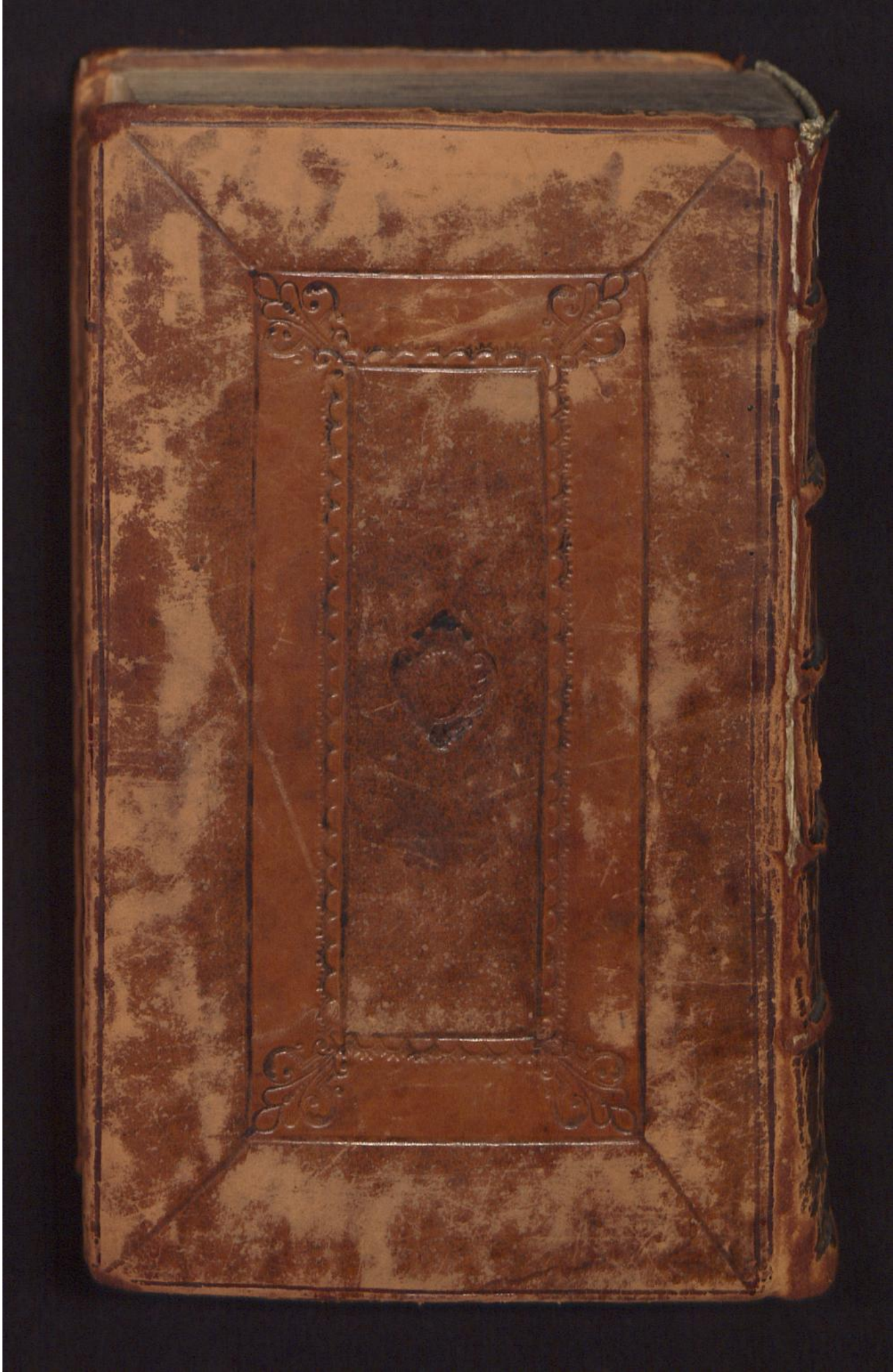
Z.

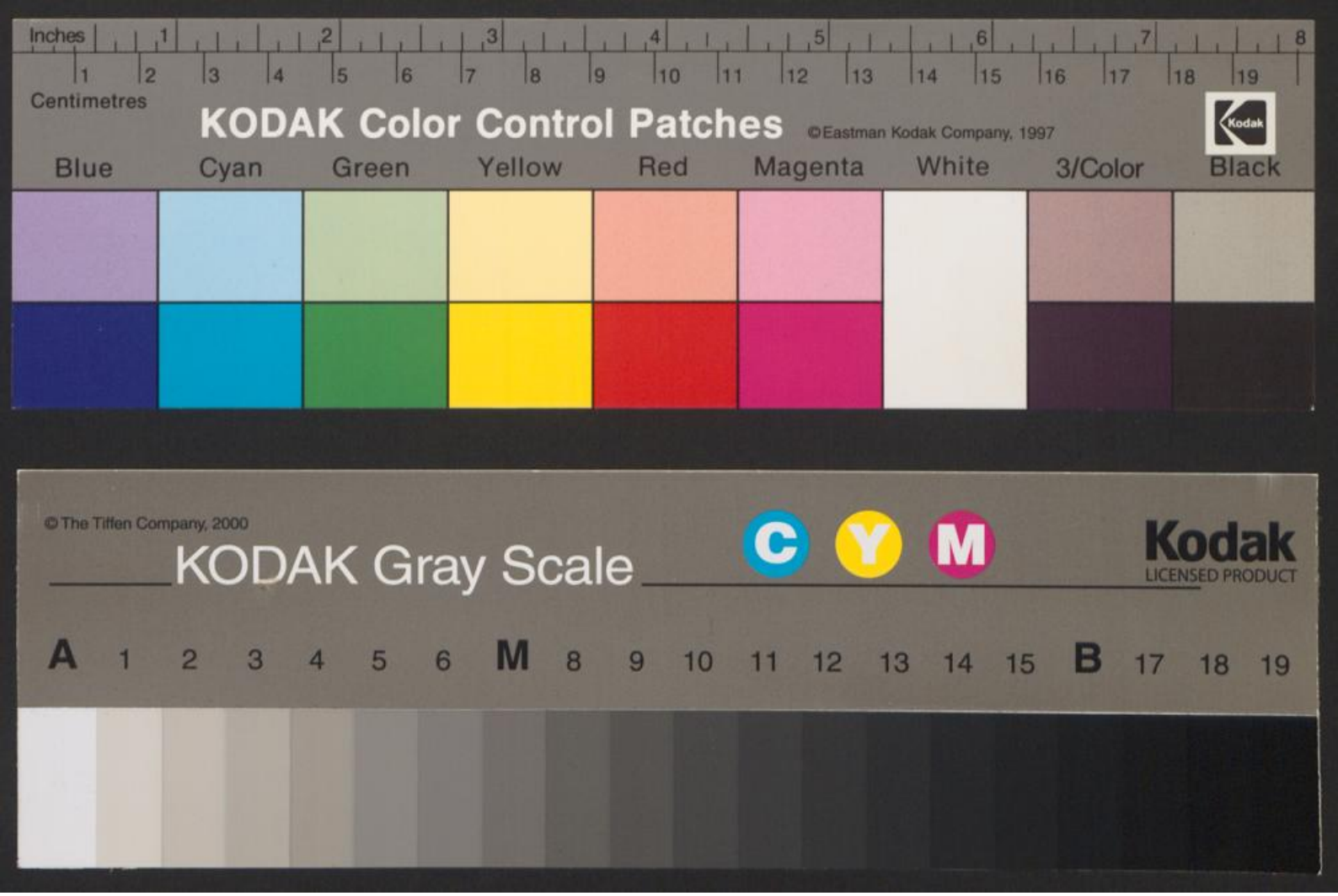
Zähne und deren Beschaffenheit 62
Zahl 666, was sie bedeute 69. 281. 288. 290. 342
Zeiten, ob die alten besser als die jetzigen? 408
Zeugnisse sind ungewiß 145
Zuhörer würden durch d. Einheizen in Kirchen vermehret 210

* * * * * * * *

Die eingeschlichenen Druckfehler wolle der geneigte Leser folgender massen verbessern:

Seit.	Zeil.	für	lies
308	14.	unmittelbar	unmittelbarer.
364	4.	cordibus	caedibus.
377	19.	Sloverly	Slovenly.
382	22.	Kloster	Laster.
383	26.	kenntbar	kennbar.
385	20.	240000.	40000.
400	16.	linderartige	cilinderartige.
405	5.	enke	cake.
506	5.	pulversirten	pulverisirten.
—	5. 6.	malt spirits, Mehl, Kornbrandtwein	Mehl, Kornbrandtwein, (malt spirits.)
420	21.	Trapo	Trupo.
423	8.	Gottseeligkeit	Gottlosheit.
435	24.	Dutet	Dutot.
438	2.	Jartius	Jortins.
—	16.	es	er.
—	18.	Die	Der.
485	25.	nicht	mit.
503	9.	coll.	call.
—	12.	thausand	thousand.
—	16.	Perhopes	Perhaps.
—	18.	sec	see.
506	5.	gingertread	gingerbread.
548	14.	del. der Strich.	
—	20.	get	yet.
560	27.	partoient	portoient.
561	6.	L'est	C'est.
562	19.	indem	in dem.
564	4.	Fronteney	Fontenoy.
—	17.	Seiden	Seiten.
567	27.	zehenmal	zehnmal.
620	17.	er er sie	er sie.
698	7.	die sie	das sie.




Inches
1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
KODAK Color Control Patches
©Eastman Kodak Company, 1997
Kodak
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
© The Tiffen Company, 2000
KODAK Gray Scale
C
Y
M
Kodak
LICENSED PRODUCT
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19